Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins.

In Verbindung mit D. Haas in Heidelberg und Lic. Witte in Berlin

herausgegeben

von

Pfarrer D. Aug. Kind in Berlin.

Monatlich erscheint ein Heft.

Jahrgang 1910.

Library of the
YALE DIVINITY SCHOOL
New Haven, Conn.

1910.
Druck und Verlag:
Evangelischer Verlag in Heidelberg
G. m. b. H.

ZP
Z37
v.25

Beilage zu

Missionsblatt und Religionsunterricht.

Organ

des

Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins.

Im Verbindung mit D. Buss in Stuttgart und Lic. Zeller in Berlin

herausgegeben

von

Pfarrer D. Joh. Ludw. Schrenk.

Monatlich erscheint ein Heft.

Jahrgang 1910.

Day Missions

1910.

Druck und Verlag:

Evangelischer Verein in Heidelberg

G. m. b. H.

Inhalts-Verzeichnis 1910.

I. Aufsätze.

A. Missionskunde.

1. Allgemeines.

Das chinesische Volkstheater in religiöser Bedeutung. Von Miss. Pfr. Lic. Schüler, Tsingtau. 27

Zwei bedeutsame Urteile für die Heidenmission. (Sozialist. Monatshefte — Sven Hedin). Von Lic. Witte. . 51

Eine japanische Abschwörungsformel aus der Zeit der Christenverfolgung in Japan. Von D. H. Haas-Heidelberg. 67

Eine japanische Urkunde aus den Tagen des unterdrückten Christentums. Von D. H. Haas-Heidelberg. . . 74

Die Entwicklung des Kiautschou-Gebiets. Von D. Aug. Kind 97

Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten. Von Prof. D. Bornemann. 145

Die evangelische Mission und der Islam. Von Lic. Dr. Rohrbach, Berlin-Friedenau. 267

Die Eigenart unserer Mission. Von Prof. D. Niebergall-Heidelberg. 289

2. Berichte aus unseren Missionsfeldern.

Halbjahrsbericht des Missions-Superintendenten E. Schiller zu Kioto. 15, 44

Selbstbiographie eines chinesischen Lehrers. Vorbemerkungen von Pfr. Wilhelm-Tsingtau. 75

Zur allgemeinen Lage in China. Von Missionar Pfr. Wilhelm-Tsingtau. 205

Halbjahrsbericht von Missionar Pfr. Schröder in Tokio. . 361

B. Religionswissenschaft.

Bernhardus Varenius, ein Pionier der vergleichenden Religionsforschung von D. H. Haas-Heidelberg. . . . 1

Das Begräbnis-Ritual der japanischen Mantra-Sekte von Prof. Lloyd-Tokio. 13
Das buddhistische Gebetsrad in Japan von Prof. Steiner in Kanazawa (Japan). 34, 304
Das Gebetsrad im japanischen Buddhismus von D. H. Haas-Heidelberg. 65
Muhammeds Quellen für seine Kenntnis des Christentums. Von Pfr. Nuesch-Zweisimmen. 113
Tenrikyo, ein synkretistisches Religionsgebilde im Japan unserer Tage. Von D. H. Haas-Heidelberg. . . 129
Die Tanzpsalmen der Tenrikyo-kwai. Von D. H. Haas-Heidelberg. 162, 193
Beitrag zu einer Kritik von Frazzers Golden Bough. Von Lina Keßler-Salem, Stettin. 173
Pfr. Wilhelms Gespräche des Konfutius. Von D. Aug. Kind. 227
Das Orakel im Tempel. Von Lic. Schüler-Tsingtau. . 235
Das Tsingming-Fest in Kaumi Von R. Blumhardt-Kaumi. 238
Jesus im Koran. Von Pfr. Nuesch-Zweisimmen. 257, 296, 321
Zu Apokal. Joh. 6, 2. Von D. H. Haas-Heidelberg. . . 307
Menschenopfer für den Gelben Fluß im alten China. Von Lic. Schüler-Tsingtau. 309
Weltgericht, Weltbegnadigung und Neuordnung der Welt nach dem 1. Buch Mose. Von Pfr. Happel-Heubach. 332. 354

II. Andere Missionsgesellschaften und verwandte Bestrebungen.

Die Mission auf der preußischen Generalsynode. . . 53, 249
Die Missionsbewegung auf den deutschen Hochschulen. . . 54
Aerztliche Mission. 55
Deutscher Kolonialkongreß 1910. . . . . 55, 222, 313, 317
Die Bevölkerung der Erde. 56
The Church Missionary Review. (R. Harder.) . . . 62
Hamburgisches Kolonial-Institut. 90
Das Kongo-Problem. (Lic. Witte.) . . 103, 208, 211, 245, 246
Ueber Evangelisationsarbeit in Deutsch-Südwestafrika. . 157
Die Leipziger Mission. 158
Missionsgaben in Preußen. 158
Die Church Missionary Society. 159

Die Weltmissionskonferenz in Edinburg. . . . 185, 240
Das Evangel.-Luther. Missionsblatt 1909, 1—24. . . . 189
Bedrängnis der Mission auf Madagaskar. 218
Vordringen des Buddhismus in Europa. 219
Missionsaufgaben in Transvaal. 244
Das Hermannsburger Missionsblatt 1909, 1—12. . . . 254
Die Berliner Missionsberichte 1909, 1—12. 254
Der 85. Jahresbericht der Berliner Evang.-Miss.-Ges. . . 255
Sonnen-Aufgang. 255
Nachrichten der Ostafrikan. Mission. 255
Deutscher Schulverein in Yokohama. 256
Weltkongreß und Mission. 311
Das 25 Jahr-Jubiläum der deutsch-ev. Gemeinden Japans. Von Pfr. Schröder-Tokio. 367
Calwer Missionsblatt. Jahrgang 82. 377
Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden. Herausgegeben von W. Dilger. 377

III. Literatur.

G. Warneck, Abriß einer Geschichte der protestant. Mission von der Reformation bis auf die Gegenwart. (Aug. Kind.) 64
D. Aug. Kind, Der Buddhismus u. s. Bedeutung. (H. Haas.) 92
Archiv für Religions-Wissenschaft. (D. H. Haas.) . . 91
Joh. Hauri, Die Religion, ihr Wesen und ihr Recht. (Flügge-Molsdorf.) 93
Dr. W. Voigt, Auf Vorposten. (P. Deißmann.) . . 94
Immanuel Friz, D. Bernardo, der Vater der „Niemandskinder". (Siems.) 94
Transactions of the Third International Congress for the History of Religions. (H. Haas) 159
E. Schmidt Kultübertragungen. (H. Haas.) 190
Ericus Mueller, de Graecorum deorum partibus tragicis. (H. Haas). 190
D. v. Soden, Hat Jesus gelebt? (Witte.) 191
D. Bousset, Festpredigt. (Witte.) 192
P. Rohrbach, Deutsche Kulturaufgaben in China. D. Aug. Kind.) 223
Sven Hedin, Transhimalaya. (Witte.) . . . 53, 223
Ed. Grimm, Theorie der Religion. (W. Schubring.) . 250
Otto Ziemssen, Gottesgedanken und Menschengedanken in der Geschichte. (Aug. Kind.) 252

W. Taurat, Die Zauberei der Basotho. (P. K.) . . 252
Hr. Böhmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. (Noack.) 252
Georg Wehr, Das deutsche Volkslied (Noack) . . . 253
Ein neues Buch Sven Hedins. 253
W. Lutschewitz, Alte und neue Zeit in Tsimo. (Witte.) 253
P. Hackmann, Am Strande der Zeit. (Aug. Kind.) . 286
H. Römer, Die Propaganda für asiatische Religionen im Abendlande. (Witte.) 287
Adolf Friedrich, Herzog von Mecklenburg, Durch's innerste Afrika (P. Rohrbach.) 287
Dr. Wirth und Dr. Dirr, Die Erschließung Japans. (Witte.) 320
Gottfr. Simon, Islam und Christentum. (Schillbach-Buttstaedt.) 348
Orientalisches Archiv. (H. Haas.) 351
Max Schreiber, Buddha und die Frauen. (W. Schott.) 378
Theodor Wächter, Reinheitsvorschriften im griechischen Kult. (H. Haas.) 379
Karl Bauer, Was ein evangelischer Christ heute wissen muß (Rapp.) 380
D. Aug. Kind, Erlösung u. Versöhnung, Gedanken darüber. 380

IV. Aus dem Vereinsleben.

A. Allgemeines.

Eine neue Kirchenkollekte für unsern Missionsverein. (Witte.) 30
Das 26. Jahresfest des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Ludwigshafen. (Torge.) . 280
Dankschreiben unserer japanischen Mitarbeiter. . . . 284

B. Aus dem Zentralvorstande.

D. Manchot †. 1
Carl Illies †. 33
Auslosung. 127
Pfr. Unger †. 161
D. Dr. Heinrich Julius Holtzmann †. 225
Einladung zur XXVI. Jahres-Versammlung. 226
Geh. Rat Renaud. † 353

C. Aus den Zweigvereinen.

Jahresfest in Müllheim. 31
Halle a. S. 96
Schlesischer Provinzialverband. 96

Instruktionskursus in Frankfurt a. M. . . . 31, 34, 126
China und die Deutsche Medizin. (Berliner Vortrag.) . 127

V. Nachrichten aus Ostasien.

Die japanische gebildete Jugend. 30
Fürst Ito und das Christentum. 56
Religionsstatistik für Japan. 57
50 Jahre evang. Mission in Japan. 58
Der Wandel der Missionstätigkeit in China. . . . 58
Zur Lage in China. 59
Der chinesische Staat und das Christentum. 84
Die Gebeine Buddhas. 88
Das Testament eines chines. Selbstmörders. . . . 89
Deutscher Einfluß in China. 90
Eröffnung der deutsch-chinesischen Hochschule. . . . 120
Chinas Finanznot. 121
Christusehrung in Japan. 125
Die Bevölkerung Chinas. 153
Physische und moral. Entwicklung der Japaner. . . 154
Die Arbeit unter den koreanischen Studenten. . . . 155
Deutsche Mission in Korea. 156
Antichristl. Bewegung in Korea.. 156
Die deutsche Sprache in Japan. 187
Ein gutes Zeugnis für unsere Mission in Japan. . . 212
Die Einwohnerzahl Chinas. 213
Nachrichten aus Schantung. 214
Unruhen in Tschangtscha. 215
Die Ausgestoßenen Indiens. 216
Ehescheidungen. 247
Erfahrungen eines jungen Chinesen in Deutschland. . . 247
Aus Admiral Perrys Papieren. (Witte.) . . . 317, 320
Die Religion in Europa. 370
Soziales aus Japan. (Devaranne.) 371
Sittliche Notstände in Japan. 373
Der taoistische Priesterstand in China. 376

VI. Vermischtes.

Eingegangene Schriften. . . . 32, 192, 256, 320, 352, 383
Anzeigen. 32, 192, 224, 383
Bitte. 288
Berichtigung. 381

[illegible]

V. Monographien aus Ländern.

[illegible]

VI. Bemerkungen.

[illegible]

† D. Manchot.

Die Reihen der alten Freunde unseres Missionsvereins lichten sich. Am 16. Dezember 1909 ward D. Manchot, Pastor zu St. Gertrud in Hamburg, vom Tode ereilt. Ein Mann von gründlicher theologischer Bildung und von vielseitigen Interessen, von freiem protestantischen Geiste und ernst-evangelischer Gesinnung ist in ihm dahingegangen. Er hat umsichtig und eifrig seines geistlichen Amtes gewaltet, mit Freudigkeit das Evangelium verkündet und das praktische Christentum durch Förderung christlicher Liebestätigkeit unermüdlich gepflegt.

Mit seinem weiten Blick und seinem warmen Herzen hat er die Sache unseres Missionsvereins sehr bald zu der seinen gemacht. Der Hamburger Hauptverein gewann an ihm einen besonnenen und bewährten Leiter. Unserm Zentralvorstande gehörte er seit dem Jahre 1894 an. In den Sitzungen, an denen er oft und gern teilnahm, hatte seine Stimme Gewicht, und wenn er bei unsern festlichen Veranstaltungen das Wort ergriff, wurde es mit Freuden begrüßt. Mit seiner Begeisterung für unsere Aufgabe und mit seinem sachkundigen, alle Verhältnisse sorgfältig abwägenden Rate hat er unserm Verein wesentliche Dienste geleistet. Im 71. Lebensjahre ist D. Manchot aus der Zeitlichkeit abberufen worden. Wir haben Ursache, am Grabe eines so warmen Freundes unseres Vereins zu trauern. Ein treues Andenken werden wir ihm bewahren.

Der Zentralvorstand des
Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins:
D. Aug. Kind.

Bernhardus Varenius.

Ein Pionier der vergleichenden Religionsforschung.

Von D. H. Haas in Heidelberg.

Die wissenschaftliche Erforschung der Religion ohne einen anderen Zweck, als über die Tatsachen des Religionslebens Aufschluß

zu bekommen, ist eine der am spätesten reif gewordenen Früchte am Baume der Erkenntnis.

Gegen diese Konstatierung, mit der der leider nun auch bereits dahingegangene verdienstvolle Forscher Edmund Hardy eine umfangreiche, im 3. Bande des „Archiv für Religionswissenschaft" erschienene Studie „Zur Geschichte der vergleichenden Religionsforschung" einleitet, wird sich nicht wohl etwas einwenden lassen. Die man die Bahnbrecher, Begründer und Propheten oder Apostel der jungen Wissenschaft nennt, in England unser Landsmann F. Max Müller, in Holland C. P. Tiele, zuletzt Albert Reville in Frankreich, sind erst in den letzten Jahren einer nach dem andern aus unseren, der noch Lebenden, Reihen gerückt worden.

Ihre Vorläufer aber haben natürlich auch sie gehabt. Bücher wie Chantepie de la Saussaye's Lehrbuch der Religionsgeschichte, Menzies History of Religion, von Orelli's Allgemeine Religionsgeschichte, Wurm's Handbuch, Tiele's in eine ganze Reihe von Sprachen übersetztes, deutsch zuletzt von Söderblom neubearbeitetes Kompendium der Religionsgeschichte, um nur die bekanntesten zu nennen, Werke, die die einzelnen außerchristlichen Religionen für sich eine nach der anderen hintereinander darstellen — und viel mehr, damit hat Rade (siehe seinen in dieser Zeitschrift veröffentlichten Vortrag, Jahrg. 1908, S. 306) durchaus recht, bietet keine dieser „Religionsgeschichten" — hat es von lange her gegeben, immer jedenfalls, seit man angefangen, ein Interesse an anderen als der eigenen Religion zu nehmen. Bei der europäischen Christenheit allerdings ist das bekanntlich erst der Fall seit dem Jahrhundert der Entdeckungen und seit dem Erwachen des Missionstriebs.

Man blickt heute mit überlegener Geringschätzung zurück auf diese früheren Versuche. Einige wenige gute Bücher ausgenommen, so läßt z. B. Tiele in dem von ihm für die Encyclopaedia Britannica gelieferten Artikel über „Religion" sich aus und fällt damit allerdings das härteste Urteil, das ich kenne, einige wenige gute Bücher ausgenommen, die nützliche Belehrung über einige alte Religionen und über die religiösen Bräuche unzivilisierter Völker enthalten, hat nichts von allem, was in früheren Jahrhunderten über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, irgend wissenschaftlichen Wert. Nicht daß diese alten Bücher antiquiert wären, wie dies mit dem Verflusse der Zeit aller gelehrten Werke Schicksal sein muß: nein, sie waren schon keinen Pfifferling wert, als sie zuerst erschienen. Man hatte dickleibige Sammelwerke mit Beschreibungen aller Religionen in der Welt, soweit man diese kannte, Sammelwerke, die mit Aufwand von viel Mühe kompiliert waren, aber auch ohne allen und jeden kritischen Sinn und ohne die geringste Empfindung dafür, daß nichtbiblische Religionen am Ende doch auch etwas mehr sein könnten als bloße Kuriositäten.

Ich für meine Person kann diese strenge Zensur nach meiner Bekanntschaft mit den alten der Religionskunde gewidmeten Arbeiten nicht als billig und berechtigt anerkennen. Es ist ja wahr, das Ende des 18. und die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben uns Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachen — und Religionsgeschichte gebracht, die unser Wissen mächtig förderten; wir sind heute in der Lage, die heiligen Schriften der Chinesen und Japaner, der Inder und der Perser im Original zu studieren, und wir haben den Schlüssel zu den ägyptischen Hieroglyphen wie zu der assyrischen und babylonischen Keilschrift. Aber, daß man das doch nicht vergessen wollte, gute, sehr korrekte Informationen über die außerchristlichen Religionen hat man auch in früheren Jahrhunderten schon besessen. Besonders Wurm und von Orelli heben hervor, wie es im 19. Jahrhundert namentlich die Missionare waren, welche die Kenntnis der fremden Völker und ihrer Religionen mächtig förderten und so zum Aufschwung oder zur Entstehung der heutigen Disziplin beigetragen haben. Man hat, sagt der letztere, den christlichen Missionaren oft die nötige Bildung zum Studium der Völker, an denen sie arbeiten, und das Verständnis der heidnischen Religionen abgesprochen. Allein es liegt auf der Hand, daß diese Männer, welche lange Jahre unter fremden Stämmen zubringen, viel Zuverlässigeres über deren geistiges Leben und äußeres Treiben berichten können, als solche Reisende, die sich nur kurz bei ihnen aufhalten und oft nur oberflächlich mit ihnen in Berührung treten. Heute sind die hohen Verdienste vieler Missionare um Sprachwissenschaft, Ethnographie und Religionskunde allgemein anerkannt. Haben sie doch mancherorts der Wissenschaft in meisterhafter Weise die Bahn gebrochen und Gebiete zugänglich gemacht, welche sonst zum Teil bis heute völlig unbekannt wären. Das sind jedenfalls Konstatierungen, die nur blinde Feindseligkeit enragierter Gegner der Mission anzufechten aufgelegt sein kann. Aber was Missionaren der evangelischen Christenheit zum Lobe zu sagen ist, das ist ganz ebenso den apostolischen Sendboten der römischen Kirche nachzurühmen, die vor ihnen auf den Missionsfeldern da und dort in der Welt am Werke waren. Und so gerecht wollen wir doch bleiben, uns selber einzugestehen, daß die Patres, die die katholische Kirche aussandte, besonders die, die sie für Völker mit einer eigenen höheren Kultur bestimmt, unseren eigenen Sendlingen nie inferior gewesen. Sie vor allem aber sind es, die den alten Bearbeitern von Religionskunden zu ihren Kompilationen die Materialien an die Hand gegeben.

Der Ruhm, der erste in der Reihe dieser Autoren und so der eigentliche Begründer der vergleichenden Religionsforschung gewesen zu sein, wird bis heute von den Engländern gemeinhin für einen der ihren, einen Geistlichen namens Alexander Roß (1590 bis 1654), der in seinen letzten Jahren Kaplan des Königs von Eng-

ZP
Z37
v.25

land war, in Anspruch genommen. Im Jahre 1653 erschien in London sein „Pansebeia, or a View of all Religions in the World", ein Werk, auf das ich hier nicht weiter eingehen will; näheres über dasselbe ist etwa bei Jordan, Comparative Religion, its Genesis and Growth (1905), p. 137 ff., oder bei Morris Jastrow jun., The Study of Religion (1901), p. 23, nachzulesen.

Ich habe einen früheren Autor einer Allgemeinen Religionskunde entdeckt, auf dessen Arbeit ich mit dem Folgenden die Aufmerksamkeit der Religionsforscher lenken möchte.

Das kleine, lateinisch geschriebene Werk hat zum Verfasser Bernhardus Varenius und ist betitelt De diversarum gentium totius telluris Religione brevis informatio. (Anderer Titel: Brevis informatio de diversis gentium religionibus). Es erschien zum erstenmale Amstelodami, apud Ludovicum Elzevirium MDCXLIX und wurde, soviel ich bis jetzt wenigstens erkundet, danach noch zweimal nachgedruckt: Cantabrignae 1673 und 1678. Mir liegt nur die editio princeps vor, der noch verschiedene andere Arbeiten desselben Autors angebunden sind: eine Dissertatio de rebuspublicis in genere, eine Descriptio regni Japoniae mit einem Appendix: De Dairi Japonici ad Caesarem adventu; Descriptio Regni Siam; Historia quaedam Persica; ein Tractatus de Religione in Regnis Japoniae mit einem Appendix De Religione Siamensium und endlich Priscorum Afrorum fides atque religio.

Bernhardus Varenius bezeichnet sich auf dem Titelblatt als Med. D. Als er schrieb, lebte er in Amsterdam. Gewidmet ist sein Werk der Königin Christine von Schweden*), die zu dieser Zeit

*) Der Wortlaut der Widmung: Serenissimae ac Potentissimae Principi Christinae, Dei gratia, Suecorum, Gothorum ac Vandalorum Reginae, Magni Ducatus Finnoniae Principi, Esthoniae & Careliae Duci, Dominae Ingriae & c. Dominae meae Clementissimae.

Serenissima Regina. Ea est illustrium Virtutum, tam earum quae mentem atque intellectum exornant, quam quae voluntatem & appetitum regunt, indoles, ut pulcherrimis factis atque operibus brevi tempore omnium in se oculos, amorem atque admirationem, etiam in remotissimis regionibus convertant. Hoc eo magis, si tales contingat illo existere tempore, quo paucissimi Virtutis iter ingrediuntur, sed aliis studiis minus decentibus plurimi occupantur. Praeclarum hujus rei exemplum praebent V. Majestatis divinae ingenii dotes atque virtutes, quae tanquam praefulgentes Solis radii omnium quibus Virtus placet, oculos dudum feriunt. Inprimis autem eximia V. Majestatis eruditio, favorque in omnes literatos atque liberalium artium cultores omnibus jam innotuit, ita ut tota doctorum schola hoc nomine non sine causa gaudeat atque V. Majestatis virtutes suscipiat, hoc praesertim tempore, quo adeo pauci reperiuntur eruditorum Maecenates, ut vere cum Virgilio dicere possimus Apparent rari nantes in gurgite vasto.

Norunt jam satis superque docti Viri, V. Majestatem a primis adolescentiae annis magno liberalium artium amore flagrasse, in libris mag-

noch nicht in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt war. Hätte unser Autor, ein entschiedener Protestant, 1649 schon vorausgesehen, daß Gustav Adolfs Tochter einen solchen Schritt tun würde, er hätte sich sicherlich daran genug sein lassen, sein Opusculum nur mit der zweiten Widmung ausgehen zu lassen. Diese zweite gilt den Magnificis, Nobilissimis, Amplissimis, atque Prudentissimis Viris, Dnn. Consulibus et Senatoribus Reip. Hamburgensis. Was ihn bestimmte, die erste Frucht seiner Studien den würdigen Herren Senatoren der freien Reichsstadt zuzueignen, war der Wunsch, dem Gefühle seiner Dankbarkeit Ausdruck zu leihen. Auf dem Gymnasium in Hamburg hatte er „die ersten Fundamente der Philosophie, insbesondere der Mathematik und der Physik gelegt."

Wie würdigt nun Varen die Religion im allgemeinen? Man kann glauben, Sätze eines Max Müller vor sich zu haben, wenn man bei ihm liest: „Die unergründliche Majestät des höchsten göttlichen Wesens kann man ja wohl aus all den Wunderwerken dieser Welt abnehmen, aus keinem anderen aber doch so wie aus der Mannigfaltigkeit der Meinungen und Erkenntnisse, welche die verschiedenen Völker mit Bezug auf göttliche Dinge haben. Gibt es doch in der Tat nichts, was höhere Würde atmete, als eben die Religion, freilich auch nichts, was bei den verschiedenen Völkern verschiedener geartet wäre, nichts, was mehr Wandlungen unterläge. Dem Norden entgegengesetzt ist der Süden, der Ost dem Westen, ein ungeheurer Abstand ist es, durch den der Himmel und die Erde voneinander getrennt sind. Indeß was sind sie alle, diese Gegensätzlichkeiten, wo immer sie uns entgegentreten in der Welt, verglichen mit dem Auseinanderliegen der Vorstellungen, welche die armen Sterblichen, insbesondere wenn sie räumlich oder zeitlich weiter voneinander gerückt sind, in Hinsicht auf die Welt des Religiösen hegen?"

---

nam dierum partem haesisse ac habitasse, memoriam atque igneum illud ingenium exercitii lima diligenter excoluisse.

Unde fit, ut nemo gloriosissimi atque Invictissimi Patris GUSTAVI ADOLPHI p. m. fortitudinem, prudentiam aliasque dotes, admiretur, qui non V. Majestatis insignibus Virtutitus exornatum pectus praedicet atque laudibus evehat. Neque immerito subditi tui sapientissimum divini Platonis dictum animo sibi proponent, qui tum demum felices forte Respublicas censuit, si aut Philosophi regnarent aut qui ad Reipubl. gubernaculum sedent, Philosophiae operam darent. Haec causa fuit, ut cum hunc Tractatum publici juris facerem, atque pro recepta consuetudine circumspicerem, cujus nomini illum inscriberem, statim V. Majestatis amor erga literarum studia atque omnem eruditionem mihi occurrerit. Itaque quo meam erga admirabiles V. Majestatis Virtutes observantiam & reverentiam ostenderem, libellum hunc ei dedicare volui; Quem ut V. Majestas serena fronte tanquam testem animi mei recipiat, etiam atque etiam rogo, & cum hocce omnia mea studia offero. Scribebam Amstelod. Cal. Augusti, An. CIↃIↃCXLIX. V. Majestatis Devotissimus Cultor Bernhard. Varenius.

In diesen Sätzen ergehen sich des Autors eigene durch den interessierten Blick auf die Mannigfaltigkeit der Kulte erweckte Gedanken. Ganz als Schüler des Apostels Paulus und des Kirchenvaters Augustin dagegen erweist er sich in Darlegung seiner Theorie von den Anfängen der Religion und dem Ursprunge des Heidentums. „Gott, der Höchste, hat nach seiner unendlichen Güte dem Menschengeschlechte ursprünglich die wahre Verehrung seiner offenbart. Nur in wenigen aber hat er in der Folge diese unmittelbare Gotteserkenntnis auch erhalten; wohingegen er es zugelassen, daß sie den meisten Völkern nur zu einem kleinen Teil verblieb, der dann noch verderbt wurde durch der Menschen eitle Gedanken, oder aber, daß sie ihnen mit der Zeit auch ganz und gar verloren ging, dies wegen ihrer schweren Sünden und nach seinem gerechten Rat und Vorsatz, den ergründen zu wollen, Menschen sich nicht unterfangen dürfen. Und nicht nur das, manche der Völker hat Gott viele Jahrhunderte noch nach Christi Geburt bis jetzt dessen unwert erachtet, daß auch nur die geringste Kunde von ihm, unserm Versöhner, je zu ihnen drang." Als Beispiele hiefür führt Varen die Völkerschaften Amerikas an, neben ihnen aber auch die Japaner, bei denen sich weder irgendwelche Spuren nicht nur der christlichen, sondern auch keine von der jüdischen und mohammedanischen Religion haben finden lassen.*) Ihre Religion steht ihm außer jedem genealogischen Zusammenhange mit der wahren, obwohl er konstatieren muß, daß sie Aehnlichkeiten mit dieser in nicht wenigen Stücken aufweist.

Mit Recht kann Rade (a. a. O. S. 306) der sog. vergleichenden Religionsgeschichte vorrücken, daß sie es bis zur Stunde noch nicht einmal auch nur zu einer ordentlichen Gruppierung der Religionen gebracht habe. An Versuchen dazu hat es ja nicht gefehlt. In Max Müllers Einleitung in die vergleichende Religionswissen-

---

*) Anmerkungsweise mag darauf hingewiesen werden, daß vor kurzem ein Japaner, Saeki, den Nachweis zu erbringen suchte, daß in Japan ebenso wie in China eine alte Judenkolonie vorhanden gewesen sei. Daß Japan lange vor der Ankunft des ersten christlichen Missionars, Franz Xavier, vom Christentum dunkle Kunde hatte, darf angenommen werden. Ein japanisches Geschichtswerk, Yasotenshikizenroku will sogar, wie A. Lloyd vor kurzem mitteilte, wissen, daß um die Zeit der Aera Hogen (1156—1159) oder Heiji (1159—1160) ein Ausländer auf einem Kurobune, d. i. auf einem schwarzen Schiffe, wie die Japaner früher die Europäerfahrzeuge nach ihrem schwarzen Anstriche zu nennen pflegten, nach Japan gekommen sei und hier, allerdings ohne Anklang zu finden, eine Lehre verkündigt habe, die als Bororoshu bezeichnet wird. Bororoshu heißt persische oder parthische Religion. Mit dem damit gemeinten nestorianischen Christentum konnten jedenfalls Japaner, besonders buddhistische Priester, während sie sich in amtlichen Missionen oder zu Studienzwecken in China aufhielten, in sehr früher Zeit schon bekannt werden.

schaft kann der Leser die gebräuchlichsten eine nach der andern zerpflückt finden, bei Chantepie de la Saussaye eine Reihe weiterer, die von Max Müller in Vorschlag gebrachte genetische eingeschlossen. Und entscheidet Chantepie seinerseits sich für die heute auch sonst beliebte Unterscheidung zwischen natürlich und sittlich bestimmten Religionen, so läßt auch diese Klassifizierung dem letzten Kritiker, Schaarschmidt (Die Religion, Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte. 1907, S. 57—94) wieder zu wünschen übrig. So wird kein Mensch erwarten, bei einem Autor aus der Mitte des 17. Jahrhunderts die befriedigende Einteilung zu finden, die uns heutigen nicht glücken will. Genug, daß auch ihm schon deutlich bewußt ist, daß alles Wissen auf Klassifikation beruht und daß er darum angesichts der Mannigfaltigkeit der Religionen vorerst sich selbst das divide et impera gesagt sein läßt.

In Ansehung der Religion, so hebt Varen an, könnte man die Völker der Erde in zwei Klassen scheiden, in religiöse und in unreligiöse oder gottlose (atheos, ut ita liceat loqui cum Vulgo), die keinerlei Göttliches verehren. Er befindet, diese Klassifizierung entspreche den Regeln der Logik. Doch hat er ein Bedenken gegen dieselbe: nach ihr würden die Heiden in dieselbe Kategorie mit den Anhängern offenbarter Lehren befaßt werden. Dies aber erscheint ihm nicht angängig. Deshalb entscheidet er sich für eine andere. Nicht für die altübliche, voreingenommene in wahre und falsche Religionen, wie man nach seinem Einwande erwarten könnte. Sondern: Einige Völker halten sich an eine heilige, von Gott eingegebene Schrift, während die übrigen von einer solchen nichts wissen. Damit unterscheidet er nicht zwischen Religionen mit und Religionen ohne Literatur, die ja in der Tat auch keinen eigentlichen Gegensatz bilden. Was er meint, ist die Einteilung in geoffenbarte und natürliche Religionen. Die Anhänger der letzteren werden nach ihm mit einem Worte Heiden genannt. Für die Gläubigen der ersteren gibt es keine zusammenfassende Bezeichnung. Dies darum, weil sie untereinander sehr verschieden sind. Man könnte, meint er, noch einen anderen Grund für das Fehlen einer solchen angeben: da einst die Israeliten im Besitze einer geoffenbarten Lehre waren, während die übrigen Völker (gentes, ἔθνη) eine solche nicht kannten, nahm Heidentum (gentilismus, ethnicismus) die Bedeutung Unkenntnis der Offenbarung an; und weil aus dem Schoße der Offenbarungslehre erst nach vielen Jahrhunderten neue Religionen hervorgingen wurde ihnen keine gemeinsame Bezeichnung beigelegt.

Noch Philipp Schaff im letzten seiner Werke (Theological Propaedeutic S. 29) bezeichnet die unhaltbare Unterscheidung der Religionen in natürliche und geoffenbarte als die richtigste, alle anderen Verschiedenheiten bestimmende. Der ersten Klasse rech-

net er alle Formen von Heidentum und Idolatrie zu, die letzteren sind ihm: Christentum und Judentum. Und der Islam? Ihn weiß Schaff in der wichtigsten aller Klassifikationen nicht unterzubringen, er nimmt ihn als etwas für sich, „ein Gemisch von heidnischen, jüdischen und christlichen Lehren und Praktiken." Der alte Varen ist liberaler, weitherziger. Unbeirrt durch Luther, dessen Urteil über Mohammed er sicherlich gekannt, trägt er kein Bedenken, als Bekenner der geoffenbarten Religion zu nennen: 1. Juden, 2. Christen, 3. Mohammedaner. Die Juden nehmen nur die Heilige Schrift Alten Testaments an, die Christen dagegen die Bücher des Alten und des Neuen Testaments, die Mohammedaner tun desgleichen, nehmen sich aber freilich die Freiheit, an ihrem Inhalte in ihrem Sinne Aenderungen vorzunehmen, und messen neben ihnen „erdichteten und lügnerischen Aufstellungen des Betrügers Mohammed" autoritative Geltung bei! Daß auch Varen der Stifter des Islam als impostor gilt, wird ihm niemand verdenken. Wenn selbst ein Voltaire, der Verfasser des Artikels „Toleration" in dem Dictionnaire Philosophique, ihn in seinem Trauerspiele Mahomet noch als solchen hinstellen konnte, so wird man von einem Autor, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts dachte, nicht ein Urteil erwarten, wie es einem Carlyle möglich war.

Während es nun innerhalb des Judentums und des Islam wirklich bedeutsame Lehrverschiedenheiten nicht gibt, haben die Christen sich von Anfang an und bis heute in viele Sekten gespalten. Alt ist die Trennung der christlichen Kirche in die griechische oder orientalische und die lateinische oder abendländische Kirche. Dermalen aber stehen in Europa neben der päpstlichen und griechischen Kirche noch andere Religionen in Blüte: nämlich die lutherische und die reformierte, dazu noch eine Reihe von Sekten, unter denen als wichtigste genannt werden Anabaptisten und Sozinianer. Auch die Glieder der griechischen Kirche, die Abessinier, Moskoviten, stimmen hinsichtlich der Lehre nicht in allen Punkten untereinander überein, besonders wenn man die Armenier, Georgianer, Nestorianer und andere in Asien zu findende hinzunimmt.

Das Heidentum bietet noch immer eine große Anzahl Spezies dar, obschon viele andere desselben wie die Religionen der Römer, Griechen, Perser, Gallier, Germanen, Gothen usw. untergegangen sind.

Rade hat es (a. a. O.) beanstandet, daß der Unterschied zwischen toten und lebenden Religionen noch nicht genug beachtet werde: längst verstorbene Religionen, in denen niemand mehr glaube, würden gelegentlich von Religionshistorikern behandelt, als kämen sie heute noch in Betracht. Varenius: Sed nos de illis tantum speciebus, quae hoc seculo miseros mortales tenent, loquemur. Das existierende Heidentum aber befaßt ihm vier Ar-

ten von Menschen: 1. Wilde, Waldmenschen und Gottlose, Anthropophagen, die ohne alle Kenntnis Gottes oder einer höheren Macht dahinleben; 2. Anbeter der Gestirne, besonders der Sonne und des Monds; 3. Polytheisten; 4. Menschen, die zwar einen Gott als den höchsten verehren, neben diesem aber auch noch andere Götter und die diesen Gott nicht aus der geoffenbarten Schrift kennen. Zu der vierten und dritten der hier unterschiedenen Klassen rechnet er: 1. Die Religionen der Chinesen, 2. den Brahmanismus, 3. die japanische Religion, 4. die Religion der Bevölkerung von Guinea usw., 5. die Religion von Monomotapa, 6. die verschiedenen Stämme in Amerika, 7. die der Samojeden, 8. die Religion der Perser, die zur Zeit noch in Indien ihre alte Religion zu bewahren scheinen. Als Anhänger der chinesischen und brahmanischen Religion sind ferner anzusehen eine Anzahl anderer Völkerschaften sowohl auf dem Kontinent von Indien, wie auf den vielen anliegenden Inseln, wie Java, Borneo, Sumatra, Ceylon, Molukken usw., deren Religionen sämtliche Abflüsse jener beiden zu sein schienen. (Siehe Tabelle auf Seite 10.)

Hisce de Divisione Religionum praemissis, jam ordo postulat, ut singularum regionum religionem enumeremus. Mit diesem Satze leitet der Verfasser zu einem neuen Teile seines Buches über. Nicht sofort zu einer Darstellung der in seiner Klassifikation gruppierten Religionen. Er pirscht sozusagen mit dem Leser zunächst einmal im Flug den Erdball ab, führt ihn von Erdteil zu Erdteil und in jedem Erdteile von Volk zu Volk und zeigt ihm, welches seine Weise der Gottverehrung. Er zeichnet ihm mit kurzen Zügen ein Panorama der Religionen der Welt, so etwa wie dies Max Müller in der zweiten der Vorlesungen getan, die er 1870 an der Royal Institution in London gehalten. Von dem den Lesern seines Buches zunächst Liegenden, von Europa, geht er mit seinem Umblicke aus, läßt dann das Auge über Asien schweifen, darauf Afrika abspähen und endlich Vogelschau über die neue Welt, Amerika, halten. Von Australien weiß er nichts Zuverlässiges zu sagen.

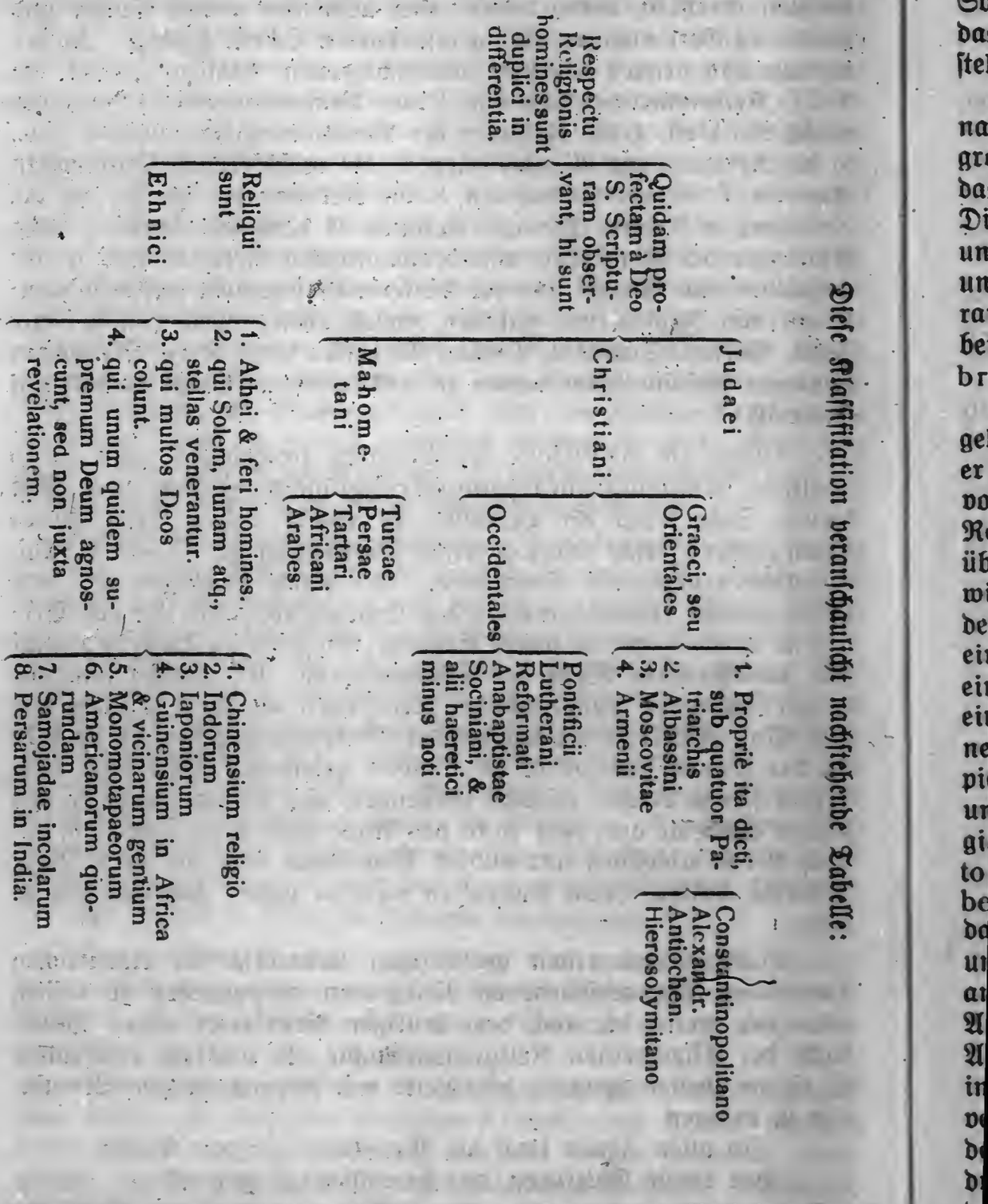
Einen solchen ersten vorläufigen Ueberblick der eigentlichen Darstellung der verschiedenen Religionen vorausgehen zu lassen, sollte sich, meine ich, auch dem heutigen Bearbeiter eines Handbuchs der Allgemeinen Religionsgeschichte als praktisch empfehlen. Er ist am ehesten geeignet, dem Leser von Anfang an zum Bewußtsein zu bringen.

„In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knie'n
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll zieh'n."

Und noch ein Weiteres könnte damit zugleich zweckmäßigerweise abgetan werden, was bei Varenius fehlt. Selbstverständlich ist es die Hauptaufgabe des Religionshistorikers, die religiösen Tat-

sachen in ihrer Besonderheit zu erkunden. Dabei aber wird er es doch nicht versäumen dürfen, darauf aus zu sein, daß er sie zugleich auch in ihrem Zusammenhange mit dem sonstigen physischen und geistigen Leben der Völkerindividualitäten erfasse. Mehr und ganz

Diese Klassifikation veranschaulicht nachstehende Tabelle:



anders als dies bis jetzt geschehen ist, muß auch die Religionsforschung Hilfswissenschaften in ihren Dienst nehmen, um ihre Aufgaben recht erfüllen zu können, besonders die Ethnographie und

die Ethnologie. In den Prolegomena wären die Resultate, die diese Hilfsdisziplinen an die Hand geben, mitzuteilen, d. h. es wäre alles Wichtige über Abstammung, Geschichte, äußere und innere Eigenart, über den Kulturzustand der einzelnen Völker zu sagen. So vorbereitet wird dann der Student viel besser in der Lage sein, das Religionsleben der einzelnen Völker in seiner Eigenart zu verstehen, anstatt es als bloße Kuriosität zu betrachten.

Auf Varens Beschreibung der verschiedenen Religionen kann natürlich hier nicht eingegangen werden. Rade sagt (a. a. O.): „Die großen, ernsthaften Lehrbücher der Religionsgeschichte umfassen das Christentum überhaupt nicht. Es gibt Gelehrte, die von dieser Disziplin das Christentum von vornherein ausschließen." Schon unser alter Autor hat sich gesagt, daß das prinzipiell unhaltbar ist, und darum auch die Religion der Juden, der Päpstlichen, der Lutheraner, der Reformierten usw., obwohl er Bekanntschaft mit ihnen bei seinen Lesern voraussetzen konnte, selbst in seiner Descriptio brevis religionum nicht ganz aus der Betrachtung ausgeschieden.

In der ersten Serie seiner in der Universität zu Edinburgh gehaltenen Gifford-Vorlesungen führt Tiele aus, daß man — und er bezeichnet das dort als ein von der herrschenden und bislang auch von ihm selbst akzeptierten Anschauung einigermaßen abweichendes Resultat, zu dem erst ein fortgesetztes Studium und Nachdenken über den Gegenstand ihn geführt —, das Christentum ebensowohl wie den Buddhismus gar nicht wohl Religionen nennen dürfe in demselben Sinne, wie wir von der jüdischen, persischen oder irgend einer anderen Religion sprechen. Auch das Christentum sei vielmehr eine Abstraktion als eine wirklich bestehende Organisation, keine einzelne Religion, sondern eine Gruppe oder Familie von Religionen, die in ihrem Ursprunge und in einigen allgemeinen Prinzipien eins, aber übrigens himmelweit voneinander verschieden seien und sogar einander feindlich gegenüber stünden. Wenn wir Religionen definieren dürften als „modes of divine worship proper to different tribes, nations or communities, and based on the belief held in common by the members of them severally", dann sei diese Definition zwar auf die einzelnen christlichen Kirchen und Sekten, aber nicht auf das Christentum als solches, als Ganzes, anwendbar. Sicherlich eine Beobachtung, in der viel Wahres liegt. Aber was Varen, einer von den alten Religionsforschern, auf deren Arbeiten Professor Tiele so wenig freundlich zu sprechen gewesen, im Eingehen auf die verschiedenen christlichen Religionen gibt, eine vergleichende Konfessionskunde in knappster Form, macht durchaus den Eindruck, daß ihm schon derselbe Gedanke, zu dem Tiele erst durch fortgesetztes Nachdenken geführt wurde, nicht so ganz fern lag, das heißt, daß auch ihm das Christentum nichts Einheitliches, sondern eine Gruppe auseinandergehender, wenn auch zusammenhängender Religiositäten erschien.

Es wäre verlockend, gerade in dieser Zeitschrift, wenigstens die Beschreibung wiederzugeben, welche Varen von Chinas Religionen, der alten Reichsreligion, dem Taoismus, dem Konfuzianismus und dem Foismus, gibt. Der Raum gestattet's nicht. Und wirkliche Erkenntnis der nichtchristlichen Religionen erholt man sich ja schließlich heute selbstverständlich besser aus neueren Werken. Das aber meine ich gezeigt zu haben, daß das von mir aus der Vergessenheit hervorgezogene Werk zu der Zeit, als es erschien, seinen Zweck erfüllt hat und etwas wert gewesen. Seinem Kompilator war es um mehr zu tun als nur darum, Notizen zusammenzustellen, die seine Leser unterhalten könnten. Die Materialien, die er gesammelt hat, hat er kritisch gesichtet, und gelegentlich geht das Mißtrauen des Kritikers gegen seine Quellen sogar zu weit. So wenn er sagt, dem Heidentum würden auch diejenigen zuzuzählen sein, die nach manchen Schriftstellerangaben Tiere und Pflanzen zu Anbetungsobjekten machen, dann aber fortfährt, er habe dergleichen Berichten niemals Glauben schenken können; daß ein Volk zu solcher Praxis herabsinken könne, sei undenkbar, und wie falsch oft der Schriftsteller Aussagen gerade auf diesem Gebiete seien, könne man z. B. daraus sehen, daß römische Schriftsteller und noch dazu bedeutende sich nicht entblödet hätten, den Juden nachzusagen, sie beteten das Schwein an. Varen geniert sich nicht, in seiner Religionsgeschichte von den Religionen eines ganzen Erdteils vollkommen zu schweigen, nicht weil ihm Notizen nicht zur Hand sind, die er bieten könnte, sondern weil „de Terrae Australis incolis nondum quicquam, quod fide dignum sit, editum est". Auch Meinungen und Anschauungen, die allgemeine Geltung erlangt haben, prüft er nach. So sagt er, um ein Beispiel anzuführen: Was die Athei anlangt, so stellen manche mit Cicero in Abrede, daß es überhaupt Menschen gebe, die so wild seien, daß sie keinerlei Gottheit verehrten. Ihrer Behauptung stellt er die nach seiner Ansicht offenkundige und unwidersprechliche Tatsache entgegen, daß selbst viele griechische Philosophen alle Geister und das Dasein eines Gottes geleugnet oder in Zweifel gezogen. Diogenes Laertius z. B. berichte ausdrücklich, daß eben dieserhalb ein Protagoras von den Athenern verbannt worden sei. Und zu schweigen von solchen, die, obwohl sie mitten in der Christenheit leben, Atheisten seien, wolle er nur daran erinnern, wie sowohl nach den Aussagen der Jesuiten wie der Holländer in Japan viele, besonders die Anhänger der buddhistischen Zen-Sekte (qui ex Jenxuana haeresi sunt) an keine Gottheit glaubten. Man mag sich selbst wieder kritisch zu dieser Argumentationsweise stellen, sie verrät aber doch, daß Varen kritisch verfuhr, daß es ihm um Feststellung der Wahrheit zu tun war. Durchweg befleißt er sich unvoreingenommener Objektivität, eine Tugend, die zu bewahren gerade Religionshistorikern am schwersten fallen muß, wenn sie selber zu einer Religion sich bekennen. Unverkennbar ein

treuer Protestant kommt ihm doch, wo er eine Erklärung dafür geben will, daß die katholischen Missionare in Indien oder in Afrika keine rechten Erfolge hatten, kein Gedanke, den Sendboten Roms die Verantwortung dafür aufzubürden. Nein, sie haben nach ihm nichts Rechtes erreichen können, „cum gentes illae liberiorem vitam praeferant Christianae neque satis capaces sint mysteriorum Christanae religionis“ oder, wie er ein andermal sagt: „populi liberiorem et voluptuosam vitam praetulerunt novae religioni“. Der alte Med. D. Varenius war jedenfalls ein unvoreingenommener Beurteiler von Missionsbestrebungen andersdenkender Mitchristen als — um nur einen Namen zu nennen — der Dr. theol. Dalton und seine Genossen in unseren Tagen.

„Wir reden soviel von vergleichender Religionsgeschichte“, sagt Prof. Rade (a. a. O.) Auch Varen schon wurde die Religionsgeschichte ganz von selber zur vergleichenden. Schon was ihn überhaupt auf den Gedanken brachte, seine Descriptio brevis religionem zu kompilieren, war die Meinung, daß es nützlich sei, zu wissen, sowohl worin die Religionen miteinander übereinstimmen, als worin sie sich voneinander unterscheiden (quoniam convenientiam atque discrepantiam utile est cognoscere).

Man wird mir zustimmen, daß der alte, bisher vollständig vergessen gewesene Autor es wohl verdient, wie in den Annalen der Länderbeschreibung so inskünftig auch in denen der Geschichte der Religionsbeschreibung als einer ihrer ersten Pioniere mit Ehren genannt und vor den Engländer Alexander Roß gestellt zu werden, dessen Pansebeia sechs Jahre nach seiner Beschreibung aller Religionen der Welt erschien.

Das Begräbnisritual der japanischen Mantra-Sekte.

Von Professor A. Lloyd in Tokio.

Umstände haben mich vor einiger Zeit dazu geführt, japanischen Begräbnisbräuchen meine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Von ganz besonderem Interesse war mir dabei, was mir vom Ritual der Shingon, d. i. der japanischen Mantra-Schule des Buddhismus entgegentrat, einer Sekte, die, wie ich in meinem Buche „The Wheat among the Tares“ und auch in meinen in den Transactions der Asiatic Society of Japan veröffentlichten Vorträgen „Formative Elements of Japanese Buddhism“ des näheren auseinandergesetzt habe, nach meiner Ansicht sehr beträchtliche Elemente in sich hat, die aus dem Gnostizismus und aus dem Manichäismus stammen.

Die Shingon ist eine Religion, in welcher Symbolistik einen breiten Raum einnimmt. So bestehen auch die priesterlichen Funktionen, die beim Begräbnis in Anwendung kommen, hauptsächlich in manuellen Gesten (mudra) mit symbolischer Bedeutung und im Abbeten gewisser quasi-sakramentaler Sanskritformeln (mantra). Nachdem der Leichnam vor seiner Verbringung nach dem Tempel vor den temporär im Sterbehause errichteten Altar, auf

welchem die dreizehn von der Shingon verehrten Buddhas stehen, gesetzt ist, beginnt der Priester das Ritual mit Lustration und mit Meditation über die Drei Mysterien, die Drei Akte und die Drei Klassen von Buddha. Alsdann rezitiert er, indem er dabei symbolische Gesten macht, 1. eine Formel, die dem Wunsche nach Erleuchtung Ausdruck leihen soll, und 2. eine Formel der Meditation über die Lehren Fugen's (Samantabhadra), deren Sinn ich bis jetzt nicht ausfindig zu machen vermocht habe. Als dritter Aktus folgt dann — und das dürfte bis jetzt nicht bekannt gewesen sein — eine Anrufung des Abraxas A-ba-ra-ka-kia), desselben Abraxas oder Abrasax, den wir als den Gott der alexandrinischen Gnostiker des ersten Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung kennen und der so also noch heute in Japan kultische Verehrung genießt. Dieser Abraxas wird behandelt als der Inbegriff des gesamten Universums, zusammengesetzt aus Atomen oder Partikeln von Erde, Wasser, Feuer, Wind und Leerheit (oder Raum).*) Als viertes folgt dann die Anrufung von fünf abstrakten Buddhas: Amogha, Vairocana, Mahamudra, Manipadma, Jalapravarta. Mit einziger Ausnahme des zweiten derselben sind diese Namen faktisch unbekannt. Aber dieselben Wesen treten uns nachher entgegen als die fünf Dhyani-Buddhas (Gochi Nyorai): Mahavairocana, Akshobya, Ratnasambhava, Amitabha und Sakyamuni.**) Diese zweite Liste zeigt, daß Amitabha nichts anderes ist als eine von den fünf — Manifestationen, wenn man so sagen soll, des Abraxas, der Gottheit der Gnostiker. Die manichäische Analogie legt den Schluß nahe, daß Amitabha, der bei den buddhistischen Sekten des Paradieses im Westen (Sukhavati) im Zentrum der Verehrung stehende Amida, dem Gott in Christus entspricht. Nachdem der zelebrierende Priester die Gottheit, wie die Shingon-Sekte diese kennt, — die unsichtbare, durch ihre fünf personifizierten Attribute manifestierte Totalität aller Atome angerufen hat, ruft er 5. Amitabba für sich als den Gott, der unsterbliches Leben verleiht (die Sanskritform in dem betreffenden Mantra soll amrita, „unsterblich" sein), an und betet sodann 6. zu Amitabha mit seinen Begleiter Kwannon (Avalokitesvara) und Seishi (Mahastanaprapta), daß sie kommen möchten, die Seele des Abgeschiedenen aus dieser in die nächste Welt einzuholen. Hauptsächlich ist es aber doch Amitabha in seiner Eigenschaft als „Geleiter der Seelen", in der ihm Kult zuteil wird; denn der Zelebrant geht darauf dazu über, Jizo und Fudo (Kshitigarbha und Acaravijnaraja), den Geleiter der Seelen und den Kämpen der Gerechten, anzurufen, und erst nachdem diese angefleht worden, den Frommen zu Hilfe zu eilen, schickt sich der Zelebrant an, Vairocana anzurufen, den Großen Buddha, der in der Shingon ganz und gar denselben Hauptplatz inne hat wie Amida in der Shin-Sekte.

*) Siehe das interessante Kapitel „God or Atoms" in Glovers vortrefflichem Werke Development of Religious Thought in the Roman Empire during the First Century A. D.

**) Es ist wohlbekannt, daß nach Mani Gott unerkennbar war außer durch seine fünf Manifestationen oder Geister, denen die großen Lehrer des Altertums — Zoroaster, Buddha, Jesus, Mani selbst und noch ein anderer — entsprachen.

Mir ist kaum ein Zweifel, daß wir in der Shingon und in der Shin-Sekte zwei verschiedene gnostische Lehreinschläge im japanischen Buddhismus zu konstatieren haben, von denen der eine letztlich auf Alexandrien und die Systeme des Basilides und Mani, der andere auf die Häresie der Elkesaiten zurückgeht, und daß diese letztere, unter nestorianischen und anderen Einflüssen, im Laufe der Zeit sich christlichen Glaubensidealen mehr und mehr genähert hat.

Halbjahresbericht

des Missionssuperintendenten Emil Schiller zu Kioto
abgeschlossen am 15. Oktober 1909.

A. Allgemeines.

Die 50 Jahrsfeier der protestantischen Missionen.

Während diese Zeilen niedergeschrieben wurden, tagte gerade in der Hauptstadt Japans die 50Jahrsfeier der protestantischen Missionen in Japan, welche im wesentlichen angelsächsische Missionen sind, da die Zahl der deutschen, skandinavischen und finnischen Missionare in Japan unverhältnismäßig gering ist, die letzteren auch erst spät mit der Arbeit begonnen haben. Schon im Laufe des Jahres haben in verschiedenen Städten besondere Feiern stattgefunden, so z. B. in Kioto vor dem Sommer; es redete hier vor allem der dienstälteste der in der Stadt wohnenden Missionare, der amerikanische Kongregationalist Dr. Davis, der auf 38 Jahre der Arbeit in Japan zurückblicken kann. In Tokio traten zum ersten Male die japanischen Prediger und Christen neben den Missionaren in einer solchen Versammlung auf, und zwar in der Majorität, während noch die großen Konferenzen von 1883 und 1900 reine Missionarskonferenzen gewesen waren. Aber die Zeit ist vorbei, wo die japanischen Christen sich als Missionschristen unter Führung der Missionare betrachten; sie haben längst die tatsächliche Leitung des Werkes, wenn auch noch nicht überall die nominelle, in die Hand genommen. So waren denn alle die Führer des japanischen Christentums erschienen: die Kongregationalisten-Prediger Ebina, Kozaki und Miyagawa, der Methodisten-Bischof Honda, der Presbyterianer-Geistliche Uyemura, der Gymnasialdirektor Nitobe, der Verfasser des Bushido, der Parlamentarier Shimada; und neben ihnen traten vor allem die Veteranen unter den Missionaren hervor: der Presbyterianer Ballagh, der auf 49, der Methodist Thompson, der auf 46 Dienstjahre in Japan zurückschauen konnte, und alle die anderen, die mehr als 30 Jahre gearbeitet haben: die Kongregationalisten Davis, Deforest, Learned, Greene, die Methodisten Bischof Harris, Davison und Soper und die Presbyterianer Imbrie und Hail, sämtlich Amerikaner. Auch von den Anfängern der Mission vor 50 Jahren leben noch zwei in Amerika und sandten ihre Glückwünsche. Es sind der frühere Bischof der amerikanischen Episkopalkirche in Japan, Williams, ein schlichter und frommer, selbstloser Christ, der vor seiner Tätigkeit in Japan schon in China gearbeitet hatte und hochbetagt im vorigen Jahre nach Amerika zurückgekehrt ist, und der frühere Missionsarzt Hepburn, bekannt

vor allem durch seine lexikographischen Arbeiten über die japanische Sprache; beide haben den Japanern hübsche Kirchen gebaut, der erstere in Kioto, der letztere in Yokohama. Merkwürdig war auf der Jubelfeier auch das Auftreten des ersten japanischen Predigers Ogawa, wie auch des ältesten Gliedes der japanischen Predigerschaft, des 84 jährigen Okuno, und der ältesten, jetzt 83 jährigen Bibelfrau. Eine weitere Eigentümlichkeit der Feier war, daß ein besonderer Tag den Frauen reserviert war, an welchem Amerikanerinnen, Engländerinnen und Japanerinnen rednerisch auftraten und über die Frauenfrage und die Frauenmission verhandelten. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß von dieser Jubelfeier ein neuer Impetus für die japanische Missionsarbeit ausgehen wird.

Eigentlich ist es nicht ganz richtig, von einer 50jährigen modernen Missionsarbeit in Japan zu reden. Die ersten Missionare kamen allerdings im Jahre 1859 ins Land, aber eigentliche Missionsarbeit war ihnen nicht möglich. Es galt erst die Sprache zu erlernen und das Vertrauen von Volk und Obrigkeit zu gewinnen. Auf dem Uebertritt zum Christentum stand noch die Todesstrafe, und selbst die Sprachlehrer der Missionare wurden wiederholt als des Christentums verdächtig ins Gefängnis geworfen. So wurde der erste protestantische Christ erst 1864 auf dem Sterbelager getauft. 1866 konnte die griechische Kirche einige Taufen erzielen, und erst 1872 folgten 9 weitere protestantische Taufen. Damals erst begann die eigentliche Missionsarbeit; denn im folgenden Jahre wurden die Verbote des Christentums von den öffentlichen Plätzen entfernt.

Resultate der Japanmission.

Trotz dieser verhältnismäßig kurzen Zeitspanne ist Großes erreicht worden. Imbrie weist in einem historischen Vortrage auf der Jubelfeier darauf hin: „Vor 50 Jahren standen auf den Straßen Tafeln, welche das Christentum verboten; heute stehen dieselben Tafeln als historisch merkwürdige Dinge im Tokio-Museum. Vor 50 Jahren war Religionsfreiheit ein Ausdruck, der in Japan nicht geprägt war; heute steht derselbe in der japanischen Konstitution. Vor weniger als 50 Jahren konnte die Bibel nur im Geheimen gedruckt werden; heute verbreiten die Bibelgesellschaften die heiligen Schriften ungehindert durch die Länge und Breite des Landes. Vor 50 Jahren gab es noch keinen protestantischen Christen im Lande; heute finden sie sich unter den Gliedern des Parlaments, im Richterstande, unter den Universitäts-Professoren, den Zeitungs-Redakteuren und den Offizieren des Landheeres wie der Marine. Noch vor 40 Jahren gab es keine einzige organisierte christliche Gemeinde in Japan; und heute gibt es Synoden und Konferenzen und Assoziationen mit Gemeinden vom Hokkaido im Norden bis Formosa im Süden . . .“ Und über die Lage und die Aussichten läßt er sich so hören: „Christliche Wahrheiten und christliche Grundsätze finden ihren Weg in die Herzen der Bevölkerung. Christliche Literatur wird in weiteren Kreisen gelesen, als manche denken, bei Christen und Nichtchristen. Die Worte der Propheten

und Apostel werden in den Zeitungen neben den Worten der alten Weisen Chinas zitiert, und viele Aussprüche Christi gehen in den täglichen Gebrauch über. Keine anderen religiösen Schriften werden so allgemein gelesen und erwogen als die Heilige Schrift. Bei der augenblicklichen Konfusion auf ethischem Gebiete wird die christliche Ethik von vielen als die höchste Lebensnorm erkannt; und selbst solche erkennen die enge Pforte und den schmalen Weg als zum Leben führend an, die selber diesen Weg nicht gehen wollen. Die christliche Weltanschauung wird immer mehr zur herrschenden; und wenn der christliche Prediger vor Gebildeten von Gott redet, so braucht er in der Regel nicht mehr zu erklären, daß er das unveränderliche, ewige, unendliche und doch persönliche Wesen meint, das alle Welt mit seiner Herrlichkeit erfüllt. So bildet sich um die Kirchen ein immer weiter sich ausdehnender Kreis von solchen, die Gott suchen, ob sie ihn etwa finden möchten."

Wie das bisher Erreichte zahlenmäßig zusammengefaßt werden kann, lehrt die neueste Statistik. Danach gab es zu Ende des verflossenen Jahres in Japan: 819 protestantische Missionare, fast alle Angelsachsen (darunter allerdings 248 Ehefrauen), 558 ordinierte japanische Geistliche und 578 nicht ordinierte Gehülfen, 338 Bibelfrauen, 318 Theologie-Studierende und 174 Besucherinnen der Anstalten zur Ausbildung von Bibelfrauen, 74560 protestantische Christen, 169 selbständige Gemeinden und 541 sonstige organisierte Gemeinden, sowie 87003 Sonntagsschüler. Die Zahl der protestantischen Erwachsenentaufen betrug 7440, die der Kindertaufen 939, die Beiträge der japanischen Christen zu religiösen Zwecken beliefen sich auf 288 098 Yen, also fast 600 000 Mark. Rechnen wir die 63 094 römischen und die 30 712 griechischen Christen hinzu, so ergibt sich eine Gesamtsumme von 168 366 in Gemeinden organisierten Christen. Freilich ist dies alles nur durch gewaltige Aufwendungen der heimischen Missionskreise zustande gekommen. Allein auf protestantischer Seite beträgt der Wert des Missionseigentums (ohne Schulen und Kirchen) 1 262 330 Yen, der der Kirchen mit Land und Pfarrhäusern, was alles auch zum guten Teile durch die Missionen gespendet ist, 1 686 023 Yen, der der Schulgebäude mit Land, was alles überwiegend mit Missionsgeld errichtet und erworben worden ist, 1 536 125 Yen, der der Missionsdruckereien 209 500 Yen, also in Summa 4 694 178 Yen, also annähernd 9½ Millionen Mark. Hinzu kommen nun noch die Jahresaufwendungen, die im letzten Jahre allein bei den Protestanten 323 187 Yen oder fast 700 000 Mark betrugen, und alles das, was die römischen und griechischen Missionen an französischem und russischem Gelde ins Land gesteckt haben. Da muß man staunen über die gewaltigen Aufwendungen, und man wird verstehen, wie die Missionen auch finanziell Japan geholfen haben zu seiner wirtschaftlichen Erstarkung und wie sie namentlich auf dem allgemeinen Kulturgebiete durch ihre Arbeiten zu dem Aufblühen des modernen Japan wichtige Beiträge geleistet haben, was dann auch

wieder für die Ausbreitung des Christentums in Japan förderlich gewesen ist, sofern eine gesundere Kulturgrundlage geschaffen wurde, als sie vor 50 Jahren vorhanden war.

Daß es tatsächlich vorwärts geht mit dem Christentum in Japan, mag das Wachstum des letzten Jahres lehren. Am Ende von 1907 betrug die Zahl der protestantischen Christen nur 71 818, die der Sonntagsschüler nur 84 160; die Beiträge der japanischen Christen beliefen sich nur auf 274 608 Yen, sodaß also die Zahl der Christen um 2742, die der Sonntagsschüler um 2943, die Summe der Beiträge um 3490 Yen zugenommen hat. Freilich sank die Zahl der Erwachsenentaufen im gleichen Zeitraum von 8623 auf 7449, die der Theologiestudierenden von 367 auf 318. Bei den römischen Katholiken wuchs die Christenzahl um 1999, bei den griechischen Katholiken um 546, sodaß die Gesamtzahl der Christen in einem Jahre um 3¼ Prozent, die der Protestanten allein um 3½ Prozent gewachsen ist.

Noch mehr aber lehrt ein Vergleich mit der Statistik vor einem Dezennium, wie schnell es in Japan vorwärts gegangen ist. Es hat sich vermehrt auf Seite der Protestanten: die Zahl der Missionare mit Frauen um 18 Prozent, die der Theologie-Studierenden um 75 Prozent, die der japanischen ordinierten Pastoren um 90 Prozent, die der selbständigen Gemeinden um 100 Prozent, die der Erwachsenentaufen um 130 Prozent (freilich die der Kindertaufen hat um 25 Prozent abgenommen, wie denn die Kindertaufe sich vorläufig in Japan schwer einbürgern wird), die der Sonntagsschüler um 130 Prozent, die Beiträge der japanischen Christen um 300 Prozent. Das lehrt ein deutliches Erstarken der protestantischen Christenheit in Japan, die selbst um 80 Prozent zugenommen hat, während die römische Kirche nur um 18 Prozent, die griechische nur um 25 Prozent wuchs, so daß das Wachstum der gesamten Christenheit in Japan im letzten Jahrzehnt 50 Prozent betrug.

Schatten auf dem Missionswerke.

Dennoch zeigt das Missionswerk in Japan nicht nur lichte Punkte. Die geringe Zahl der Kindertaufen beweist, daß zwar viele Einzelne Christen sind, daß aber in den Familien noch nicht lebendiger christlicher Geist herrscht. Noch mehr zeigt sich das bei den Eheschließungen, da die Sitte einer kirchlichen Trauung auch unter den Christen Japans noch wenig verbreitet ist. Selbst die römische und die griechische Kirche zeigen in diesem Stücke eine erstaunliche Toleranz, obwohl sie doch eigentlich bei dem Sakramentsbegriff ihrer kirchlichen Trauung strenge darauf halten sollten. Es ist auch trotz der gewaltigen Aufwendungen der Missionen für Japan auf dem japanischen Missionsfelde noch keineswegs so, als ob die Leute von selbst und in Scharen sich dem Christentume zuwendeten. Das Cogite intrare gilt auch heute noch, und da die amerikanischen Missionen dies am geschicktesten verstehen, so sind sie in Japan die erfolgreichsten Missionen. Es gab ja in Japan einmal eine Zeit, wo

die Gebildeten eine starke Zuneigung zum Christentume hin zeigten, wo auch z. B. der heutige Erziehungsminister Komatsubara mit seiner Gattin nach sorgfältigem Taufunterrichte bei uns die Taufe empfing. Aber diese Volksstimmung, welche zum Teil Modesache war, ist längst verflogen. In den Christengemeinden ist vielfach ein Kommen und Gehen. Der anfängliche Eifer dauert oft nicht lange, und namentlich, wenn der Wohnsitz gewechselt wird, bedeutet das oft ein Sichzurückziehen von der Beteiligung am kirchlichen Leben. Die Taufe wird heute vielfach zu schnell, ohne genügende Vorbereitung gewährt, und damit bei einer Tauffeier eine recht große Zahl von Täuflingen vor der Gemeinde erscheint, werden oft noch solche zugelassen, die erst in der letzten Zeit Hinneigung zum Christentum gezeigt haben. Ja, es werden sogar zuweilen vollberechtigte Gemeindeglieder aufgenommen, ohne daß überhaupt die Taufe zur Bedingung gemacht wurde. Hier werden sich die christlichen Sitten noch weit mehr befestigen müssen, ehe sie eine Macht in der japanischen Christenheit bedeuten. Wenn das letzte Jahr 7449 protestantische Erwachsenentaufen aufweist, so darf man nicht vergessen, daß dieses Resultat durch die Arbeit von 2239 besoldeten Missionsarbeitern erzielt wurde, daß dazu doch auch die vielen treuen Christen mitgeholfen haben, welche für die Sache ihres Glaubens arbeiten und werben, und daß ein großer Teil dieser Täuflinge Schüler der Missionsschulen sind, in deren Internaten mit täglichen Andachten und beständiger religiöser Beeinflussung allein 6727 Gymnasiasten und Schülerinnen wohnen. Aehnliche Beobachtungen lassen sich auch bei der römischen und griechischen Mission machen, von denen gerade die letztere durch Zeiten vieler Kritik und innerer Wirren hindurchgeht. Man wirft ihrer Statistik vor, daß sie immer nur zuzähle, ohne die nötigen Abzüge zu machen. — Dies alles soll weniger eine Kritik des bestehenden Missionswerkes sein, als vielmehr darauf hinweisen, daß Japan noch längst nicht aufgehört hat, Missionsgebiet zu sein, wenn auch das japanische Christentum schon eine selbständige Macht im Lande darstellt. Erfreulich ist ja, daß z. B. die Aufwendungen der Japaner selber für kirchliche und Missionszwecke von Jahr zu Jahr zunehmen, wie denn auch das verflossene Jahr die höchste bisher erreichte Ziffer aufweist.

Fortschritte anderer Religionen.

So ist also auch innerhalb der japanischen Christenheit noch viel zu tun, um dieselbe zu konsolidieren, zu heben und wirklich zu einem Zentrum zu machen, das Anziehungskraft auf die Außenwelt ausübt. Es ist dies um so mehr der Fall, als auch die anderen Religionen nicht müßig sind. Die Buddhisten regen sich tüchtig und halten überall im Lande Missionsvorträge, suchen auch ihre Priesterschaft besser auszubilden. Sie begegnen im Lande einer großen Opferwilligkeit, so daß es nie Schwierigkeiten zu machen scheint, die großen Holzbauten der Tempel zu erneuern durch Stiftungen, die oft erstaunliche Zahlen aufweisen. Welche Scharen als Pilger und Beter zu den großen Tempeln wallen, zeigt der Opferkasten

des großen Hongwanji-Tempels in Kioto, ein großer, eisenbeschlagener Kasten, in den die Pilger und Beter ihre Scherflein hineinwerfen, kleine Kupfer- und Blechmünzen, die meisten im Werte von nur $^1/_5$ Pfennig. Bei der jährlichen Oeffnung des Kastens fand sich das letzte Mal die gewaltige Summe von 12 500 Yen, also fast 25 000 Mk. Wie viele Millionen Hände müssen dazu beigesteuert haben? Das sind Zahlen, welche die gewaltige Macht des Buddhismus im heutigen Japan offenbaren.

Was aber am meisten zu denken gibt, ist der gewaltige Fortschritt der Tenrikyo-Sekte, oder vielmehr der Tenrikyo-Religion; denn diese Lehre, die bisher als eine Shinto-Sekte registriert wurde, ist auf Betreiben ihrer Anhänger nach langen Verhandlungen als eine besondere Religion von der Behörde anerkannt worden. (Näheres über diese Lehre siehe Z. M. R., Jahrgang 1907, Heft 7, Seite 196 ff., Artikel von Ostwald.) Die Stifterin dieser Lehre, eine Bäuerin mit Namen Miki Nakayama, ist erst vor 22 Jahren gestorben. Es stellt diese Lehre eine Mischung von shintoistischen und christlichen Gedanken dar. Wegen ihrer kultischen Reigentänze, die von beiden Geschlechtern oft bei nächtlichen Feiern ausgeführt wurden, war diese Lehre eine Zeitlang als unmoralisch verschrieen, und die Behörden suchten sie zu unterdrücken. Aber die Praxis der Gebetsheilungen und die visionären Zustände der Gründerin übten auf die unteren Klassen einen mächtigen Einfluß aus, so daß diese Religion eine wunderbar schnelle Ausdehnung erlebte. Heute soll schon der 10. Mann in Japan ihr angehören, und die Missionare erleben es nur zu häufig, wenn sie im Eisenbahnzug Traktate verteilen, daß ihnen zum Danke ein Tenrikyo-Traktat gegeben wird. Denn die Anhänger dieser Religion zeichnen sich durch einen erstaunlichen Eifer aus, der sich auch in großer finanzieller Opferwilligkeit, die vielfach an Kommunismus angrenzt, kundtut. Man achte wohl darauf, daß diese ganze Entwickelung der Tenrikyo, ihr Entstehen und Aufblühen, zeitlich mit der modernen Missionstätigkeit des Christentums in Japan zusammenfällt, und wenn die erstere Religion 6 Millionen von Anhängern, die letztere nur zirka 170 000 zu sammeln vermochte, so weist das doch darauf hin, daß Japan noch weit davon entfernt ist, dem Christentum als eine leichte Beute zuzufallen, daß der Sinn des Volkes noch andere Wege geht, indem er einer hochstehenden erleuchteten Religion eine solche niederen Aberglaubens, der freilich aus seiner alten Religionspraxis abgeleitet werden kann, vorzieht. Doch ist es schwer zu glauben, daß das moderne Japan dauernd an solchem Aberglauben sich sollte genügen lassen. Der Eifer für Tenrikyo offenbart aber deutlich, wie starkes religiöses Bedürfnis im heutigen japanischen Volke vorhanden ist, und wenn wir sehen, wie gerade Tenrikyo manche christliche Gedanken übernommen hat, wie es verschieden vom polytheistischen Shintoismus mit seinen 800 Myriaden von Göttern, einem strikten Monotheismus zustrebt, wie diese Lehre auch im Gegensatz zu der eigentlich japanischen (konfucianischen) Anschauung in der Familienmoral nicht das Verhältnis von El-

tern und Kindern, sondern das von Mann und Frau als das erste und wichtigste hinstellt, wonach dann freilich die ganze japanische Familienordnung umgewandelt werden würde, so haben wir doch Grund zur Hoffnung, daß auch diese Bewegung einmal einmünden wird in die Religion der Religionen, welche die Religion der Menschheit zu werden den Beruf hat.

Religionslose Tendenzen.

Daß neben der religiösen, auch eine religionslose Bewegung durchs Land geht, ist nur zu natürlich, wenn man bedenkt, daß der Konfucianismus in Japan immer weniger eine Religion, als ein reines Moralsystem darstellte. Es fehlte auch im Laufe dieses Jahres nicht an Versuchen, den Konfucianismus für Japan als das Lehrsystem, welches es vor allem braucht, zu empfehlen. Dann freilich entsteht die Frage, ob der Konfucianismus wirklich die Basis für die moralische Entwickelung des modernen Japan bilden kann. Dr. Tetsujiro Inouye, Prof. der Philosophie an der Universität Tokio, hat im Anfang des Jahres versucht, die Vorzüge und Mängel des Konfucianismus, den er seinen Landsleuten angelegentlich empfiehlt, in der philosophischen Zeitschrift „Tetsugaku Zasshi" möglichst objektiv auseinanderzusetzen (vgl. Japan Weekly Mail vom 1 Mai 1909). Ihm erscheinen folgende Stücke als die Vorzüge dieser Lehre: 1. Daß sie die Wunder entbehrt und damit auf eine übernatürliche Begründung der Moral vollständig verzichtet. 2. Daß sie auf dem gesunden Menschenverstand aufgebaut sei und alle Extreme vermeide (Konfucius empfiehlt das Mittlere als den richtigen Weg.) 3. Daß ihre Ideale alle in dieser Welt liegen und darum im Erdenleben verwirklicht werden können. 4. Daß diese Lehre so viel Wert legt auf eine gesunde Staatseinrichtung und Staatsökonomie, während z. B. Buddhismus und Christentum sich um dergleichen nicht kümmerten. 5. Der hohe pädagogische Wert des Konfucianismus bestehe darin, daß Konfucius ein Vorbild gegeben habe, welches in allen Stücken nachgeahmt werden könne, was bei Buddha und Christus nicht der Fall sei (also Ausschaltung des Heroischen und Empfehlung der Mittelmäßigkeit!). Deshalb sei auch der Einfluß des Konfucius über seine Schüler so groß gewesen, daß in deren Reihen kein Judas gewesen sei. 6. Der Konfucianismus liege in Schriften vor, die der Gründer selber hinterlassen habe. Und nun die Nachteile nach Inouye: 1. Der Konfucianismus lege nicht genug Wert auf die Pflege der Individualität. 2. Er lehre wohl Pflichten, aber keine Rechte, weder Volksrechte noch die des Individuums. 3. Es fehle ihm der philosophische Geist. 4. Es fehle ihm das wissenschaftliche Interesse. 5. Sein Interesse sei rückwärts gerichtet auf die Vergangenheit, die er bewundere, mit anderen Worten, er sei nicht fortschrittlich. 6. Es fehlten wichtige moralische Ideen, z. B. die Verpflichtung der Mitglieder der Gesellschaft gegeneinander (was man heute in Japan mit einem neuen Worte Kotoku, d. h. öffentliche Tugend nennt), er sei gleichgültig gegen die Gesundheit, befehle nicht die Monogamie. Dennoch empfiehlt Inouye diese Lehre. Denn unsere heutige Zeit

wolle vom Supranaturalismus nichts wissen und verwerfe darum die religiösen Dogmen. Auch das Christentum und der Buddhismus behaupteten heute ihren Einfluß unter den Gebildeten nur wegen ihrer ethischen Ideen. Moral werde dauern, solange Menschen existieren, aber die positiven Religionen würden verschwinden, und die Welt würde allmählich auf den Standpunkt des Konfucius kommen, der seine Lehre auf die Fundamente der Moral beschränkt habe.

Notwendigkeit und Stellung der Missionare.

Daß eine solche rationalistisch-moralistische Strömung in Japan doch nur auf einen kleinen Kreis der Gebildeten beschränkt ist und dem wahren Volksempfinden fern steht, hat schon das rapide Anwachsen der Tenrikyo-Bewegung bewiesen. Auch Japan hat starke religiöse Bedürfnisse. Es ist ihm nur noch schwer, den Weg zum Christentum zu finden. Darum bleibt auch das heutige Japan noch ein Feld für die Betätigung der ausländischen Missionen, zumal die japanische Christenheit noch zu schwach ist, um allein die große Aufgabe zu lösen. Das sehen denn auch die japanischen Christen heute wieder ein. Es ist noch nicht lange her, da hörte man auch unter ihnen laut den Ruf, daß die Missionare nun überflüssig seien, sie könnten heimkehren, denn man könnte ohne sie fertig werden. Davon ist es heute stiller geworden. Einer der lautesten Rufer, Pastor Danro Ebina, der lange mit seiner Gemeinde allein stand, sich dann aber an die Kumiai-Kirche anschloß, hat auf der letzten Konferenz der amerikanischen Kongregationalisten-Missionare in Arima diese ermahnt zu bleiben: wenn in den letzten 40 Jahren 100 selbständige Christengemeinden organisiert seien, so könnten daraus in den nächsten 50 Jahren 1000 werden; aber bis diese Zahl erreicht sei, dürften die Missionare nicht an Heimkehr denken.

Das klingt anders, als man es noch vor einem Jahrzehnte zu hören gewohnt war. Freilich hat sich inzwischen das Verhältnis zwischen den Missionaren und den eingeborenen Gemeinden und Predigern ganz wesentlich verschoben. Die ersteren haben aufgehört Führer und Leiter zu sein und sind Gehilfen geworden, mögen die Kirchen selbständig organisiert sein, wie die der Kumiai-Gemeinden, der Presbyterianer und Methodisten, oder auch noch reine Missionskirchen sein. Das bedingt auf Seite der Missionare ein ungewöhnliches Maß von Selbstverleugnung und legt ihrem Wirken mancherlei unliebsame Schranken auf. Es gehört ja in der Tat ein reiches Maß christlicher Demut dazu, zu ertragen, daß man kein vollberechtigtes Mitglied der Gemeinde sein kann, die man entweder gegründet hat oder die doch ihre Existenz der Missionsgesellschaft verdankt, welche man vertritt. Es ist in dieser Beziehung höchst charakteristisch, daß der Schreiber dieser Zeilen von einem jungen Gemeindeglied aufgefordert wurde, damit er volles Mitglied der Gemeinde werden könnte, in der er sonntäglich predigt, in aller Form aus dem heimischen Kirchenverbande auszuscheiden! Wie eigenartig die Lage ist, zeigen die Beschlüsse des Jahreskongresses

der bischöflichen Methodisten, der im vorigen Jahre in Osaka tagte: 1. Um die Bekehrung Japans zu beschleunigen, werden die Methodisten der Vereinigten Staaten und Kanadas auch weiter fortfahren, Beiträge zu zahlen (tatsächlich bezahlen sie den Hauptteil der Bedürfnisse der selbständigen Methodistenkirche). 2. Alle Methodisten-Missionare haben das Recht, am Jahreskongresse der japanischen Methodisten teilzunehmen. Es ist ihnen aber verboten, sich an Erörterungen über das Betragen der japanischen Prediger und über den Kongreß selbst zu beteiligen. 3. Missionare haben volle Autorität über ihr eigenes Missionswerk in ihrem eigenen Bezirke. 4. Missionare, welche in die japanische Kirche eintreten wollen, müssen einen schriftlichen Antrag stellen. Ueber ihre Zulassung wird vom japanischen Bischof entschieden, dem sie im Falle der Zulassung Gehorsam leisten müssen. Sie werden in diesem Falle auch vollberechtigte Mitglieder des Generalkongresses (vgl. Japan Chronicle vom 21. Okt. 08). Außenstehende werden aus solchen Beschlüssen wohl mehr als ein gesundes Selbständigkeitsstreben herauslesen; sie werden auch an Chauvinismus und Rassengegensatz denken. Die Missionare haben dann auch, wie Kiristokyo Shuho (christliche Wochenzeitung) berichtet, vorgezogen, um späteren Verwickelungen vorzubeugen, auf die Mitgliedschaft in den japanischen Kirchen zu verzichten und als Associate Members (helfende Mitglieder) weiterzuarbeiten.

So ist die Situation für die Missionare eine äußerst schwierige und erfordert viel Takt und Besonnenheit. Daß sie aber für Japan noch nötig sind, hat Ebina nicht nur in seiner oben angeführten Aeußerung, sondern auch in seiner Monatsschrift (Shinjin (der neue Mensch) in einem offenen Briefe an die Missionare ausgeführt, der mit Recht einiges Aufsehen erregt hat, von der Japan Weekly Mail z. B. in ihrer Ausgabe vom 27. Mai in Uebersetzung mitgeteilt worden ist, und auch sonst in viele Blätter übergegangen ist. Es ist wertvoll, seinen Ausführungen zu folgen. Nachdem er den Missionaren den Dank für ihre bisherige treue Arbeit in Japan ausgesprochen hat, betont er, daß ihre früheren Hauptarbeiten, die Klarstellung des Unterschiedes des Protestantismus von dem in Japan mißliebigen Katholizismus und die Bekämpfung des japanischen Polytheismus, nun weniger nötig seien, da die erste Aufgabe gelöst sei, für die zweite aber die japanischen Prediger genügen. Dafür aber treten neue Aufgaben in den Vordergrund. Ebina erwähnt deren drei. Die erste sei die Einführung der neuen theologischen Ideen in Japan. Damit sei es leider bei der älteren Generation der Missionare schlecht bestellt, die ihre theologische Bildung noch in der Uebergangszeit empfangen hätten. Kein Wunder, daß so viele Kollisionen zwischen ihnen und den japanischen Predigern, welche die neuen Ideen verträten, vorgekommen seien. Glücklicherweise sei die jüngere Generation der Missionare vielfach den neuen Ideen zugewandt. Aber die Aufgabe der Missionare sei nicht nur die Verbreitung eines modernen Christentums, sondern auch die Beeinflussung des japanischen Charakters. Ebina empfiehlt seinen

japanischen Amtsbrüdern, die bei ihrer Arbeit leicht entmutigt seien, die Ausdauer, Kühnheit, Entschiedenheit und Demut der Missionare, die unter so schwierigen Verhältnissen treu aushielten, nachzuahmen, die letzteren sollten nur kühner ihre Stimme erheben gegen die Mängel im japanischen Charakter und in der japanischen Gesellschaft, welche einer Reform bedürftig wären. Endlich hätten die Missionare die Aufgabe, den japanischen Geist zu vervollkommnen durch die Beeinflussung desselben mit dem religiösen Bewußtsein von Deutschland, England und Amerika, nämlich mit dem protestantischen religiösen Geiste. „Dieses protestantische religiöse Bewußtsein kann in gewissem Sinne als wichtiger denn die Schrift selber bezeichnet werden. Denn das Alte Testament hat nur insofern Wert, als dieses Bewußtsein ihm einen neuen Sinn verleiht. Und der wahre Wert des Neuen Testamentes wird erst durch dieses Bewußtsein und diese Erfahrung enthüllt." So sei denn die Mission der Missionare im heutigen Japan klargestellt. „Der Zweck eurer Predigt kann nicht sein, Leute vor der Hölle zu bewahren. Solche Predigt brauchen wir in Japan nicht. Die Japaner haben ihr Angesicht dem Himmel zugerichtet und streben in dieser Richtung vorwärts. . . . Es ist eure einzigartige Aufgabe, den Japanern das religiöse Bewußtsein der protestantischen Nationen zu vermitteln."

Liberale Richtung des japanischen Christentums.

Diese Ausführungen, welche in einem besonderen Appell an die Christen Englands und Amerikas sich richten, durch deren Arbeit hauptsächlich das protestantische Christentum nach Japan verpflanzt worden ist, geben viel zu denken, auch dies, daß Deutschland, das Mutterland der Reformation, sich weit energischer an der Arbeit in Japan hätte beteiligen sollen. Auch heute noch könnten viele theologisch durchgebildete und mit der modernen Entwickelung des christlichen Denkens wohl vertraute und dabei tief religiöse und wirklich „gläubige" junge deutsche Theologen in Japan ein schönes Feld ihrer Betätigung finden, wenn nur daheim weitere Kreise opferwillig sich hinter diese Aufgabe stellten.

Vor allem machen die obigen Ausführungen aber klar, wie frei und weit in den japanischen Kirchen gedacht wird, und wie man hier gerade auf die moderne Entwickelung des Christentums große Hoffnungen setzt. Es gab eine Zeit, wo Ebina als Häretiker sich von der Kumiai-Kirche zurückziehen mußte, deren führender Geist er heute ist. Wie sehr auch in den Missionarkreisen die Verhältnisse sich geändert haben, zeigte mir die bewegliche Klage des in 38jähriger Missionsarbeit in Japan ergrauten hochangesehenen Kongregationalisten-Missionars Davis in Kioto, die er einmal in einer Predigt vor Missionaren in Kioto aussprach, daß er sich mit seiner Orthodoxie im Kreise seiner Mission wie der Kumiai-Kirche immer einsamer fühle, obwohl er selber doch keineswegs der strengen Orthodoxie angehöre und seinerzeit erfolgreich darauf gedrungen habe, daß der Kumiai-Kirche kein fest formuliertes Glaubensbekenntnis gegeben werde. Die von Amerika herüberkommende

jüngere Generation der Missionare huldigt wenigstens bei den Kongregationalisten und zum Teil auch bei den Methodisten modernen Anschauungen. Daß auch unter der alten Generation von Missionaren sich modern denkende Männer befinden, zeigt vor allem der auf 35 Jahre der Arbeit in Japan zurückblickende Kongregationalist Deforest, der in der Japan Weekly Mail vom 27. März dieses Jahres die von Missionaren gegründete Bibelliga öffentlich zur Rechenschaft zog wegen einer ihrer Publikationen, die sich ungerecht (unfair) zeige in ihrer Darstellung der Bibelkritik, der Sympathie für den Fortschritt in der theologischen Denkweise entbehre und außerstande sei, die theologische Gelehrsamkeit unserer Zeit richtig zu würdigen. Er habe abgelehnt, dieser Liga beizutreten, die weder für Freiheit sei, noch für Gelehrsamkeit. Und nun zitiert er eine Stelle aus einer vor Missionaren gehaltenen Predigt, in der er die Bibelkritik verteidigt habe: „Natürlich destruktive Kritik aller Art ist wertlos und facht nur eine schwache individualistische Freiheit an. Sie kann niemals eine Seele für Christus gewinnen. . . . Aber man darf nicht leugnen, daß das, was gewöhnlich Bibelkritik genannt wird, aufrichtig und konstruktiver Natur ist. Sie wird in allen theologischen Lehranstalten der Welt gelehrt und erzeugt Freude, Glauben, Ehrfurcht, Wahrheitsliebe und Selbsthingabe, wie sie auch durch die traditionellen Methoden nicht übertroffen werden kann. . . . Nach meiner Meinung sollte ein Missionar immer den Standpunkt einer wahren und vollen Freiheit in der Bibelforschung vertreten. Es scheint mir, daß ein Appell wie der, „dieses Schwert des Geistes unbesehen (unquestioned) hinzunehmen" bei den klardenkenden Japanern nur Schaden hervorrufen kann, wenn dadurch der Eindruck erweckt wird, als sei das die Anschauung der Japanmissionare."

Das ist nicht nur deutlich gesagt, sondern läßt auch einen klaren Blick über die Lage zu. Andere Wahrnehmungen bestätigen dieses Bild. In Deutschland nimmt der Zweig des Weltbundes des christlichen Vereins junger Männer eine dogmatisch gebundene Stellung ein. In Japan bittet der amerikanische Vertreter dieses selben Vereins Professor Harnack um ein kurzes Votum für die jungen Männer Japans und bringt in seinem Organ „The Pioneer" (Kaitakusha, vom 1. März 1909) Harnacks Bild, einen photographischen Abdruck dieses Votums in Harnacks Schriftzügen, und sodann das Votum selbst in deutscher, englischer und japanischer Sprache: „Der Kern und der eigentliche Inhalt der christlichen Religion hat nichts zu tun mit den Fragen, über welche sich die konservativen und die liberalen Theologen streiten müssen. In dem Bekenntnisse „Jesus Christus der Herr" ist der ganze Inhalt der christlichen Religion zusammengefaßt, und ihr praktisches Gebot lautet: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst." Dasselbe Organ bringt in der Dezembernummer des vorigen Jahres einen Bericht über einen Vortrag, den Dr. Takagi, theologischer Lehrer am großen Methodisten-Seminar in Tokio, im Gebäude des Christlichen Vereins junger Männer in Tokio gehalten hat, der unter

anderem den folgenden Passus enthält: „Die Hauptlehren des Christentums, denen man jetzt widerspricht, sind die von der Erbsünde, der allgemeinen Verderbnis, der Fleischwerdung und der Versöhnung. Aber diese Lehren sind nicht von Christus gelehrt worden. Sie wurden herrschend nach dem Tode des Paulus. Natürlich sind sie keine reine Erfindung. Man kann manches zu ihren Gunsten als theologischen Lehren sagen. Aber die meisten derselben erscheinen uns heute unlogisch." Es gibt im Westen ernste Leute, welche behaupten, daß das Christentum eine Religion und kein theologisches System sei. So könne also seine Theologie bei denen, welche Christen werden möchten, unbeachtet bleiben. Wir erhielten unser Christentum von Europa und Amerika. Deshalb ist es ganz natürlich, daß wir in vielen Stücken mit demselben unzufrieden sind. Es muß also geändert werden. In welcher Beziehung? Das erste, was wir tun müssen, ist, daß wir es befreien müssen von allem, was unhistorisch, was gegen die Wissenschaft und den modernen Geist ist .... Als Japaner wünscht ihr natürlich, das Christentum japanisch aufzufassen. Die europäische Form desselben paßt in vielen Stücken nicht für uns. Ja noch mehr, wir wünschen, gewisse konfucianische und buddhistische Elemente mit dem Christentume zu verbinden. (Hier möchte der Verfasser dieses Berichtes doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese Wendung eine stehende Redensart ist, welche seit Jahrzehnten immer wiederkehrt, ohne daß er freilich je Gelegenheit gehabt hätte zu erfahren, was denn nun eigentlich am Christentume fehle, daß man Ergänzungen aus dem Konfucianismus und Buddhismus herübernehmen müsse.) Die früheren Prediger des Christentums in diesem Lande verwarfen Konfucianismus und Buddhismus und suchten beides zu zerstören, um Raum für das Christentum zu schaffen. Sie taten so, weil sie diese Lehren nicht wirklich kannten und von übermäßigem Eifer getrieben waren. Aber das war ein Fehler; denn diese Lehren sind in vielen Stücken passend für den japanischen Charakter und werden auch weiter eine hervorragende Rolle in der Pflege der Moral in Japan spielen. Das Christentum der Zukunft in diesem Lande wird eine Mischung von westlichen und östlichen Ideen sein, von buddhistischen, konfucianischen und christlichen Elementen. Wer wird diese neue Form des Christentums zu schaffen haben? Ihr jungen Leute seid es! Ihr habt es in eurer Macht, der Welt einen neuen Typus der Religion zu geben! Das ist sicherlich eine Aufgabe, für die man leben und arbeiten kann. Da ihr dem Christentum der Kirchen so stark widerstrebt, so bildet einen Glauben für euch selbst!" (Vgl. Japan Weekly Mail, 26. Dez. 08.)

An diese starken Worte hat sich nachher in den Blättern eine lebhafte Diskussion darüber angeknüpft, ob Takagi eigentlich orthodox sei oder nicht. Das Resultat war, daß orthodoxe Missionare der Methodisten ihn als den ihrigen reklamierten. Das ist dann entweder Vogel-Strauß-Politik, oder Orthodoxie bedeutet im Munde dieser Leute etwas ganz anderes, als man sonst darunter versteht. Auf jeden Fall hatte die Japan Times recht, wenn sie in

ihrem Begrüßungsartikel zur 50. Jahresfeier der Missionen in Japan am 8. Oktober 1909 sich so äußerte: In der Zwischenzeit haben die Missionare und ihre Konvertiten auch manches gelernt .... Sie haben eingesehen, daß das Christentum, um dauernd in Japan festen Fuß fassen zu können, japanisiert werden muß, d. h. daß es einen gewissen Grad von Liberalismus in sich aufnehmen muß, wenn es zum japanischen Temperamente passen soll." Daß nun aber solche Tendenzen auch schwere Gefahren für das Christentum bringen können, daß dadurch sein Wesensgehalt sich verflüchtigen könnte und das japanische Christentum Gefahr laufen könnte, ein arg verdünntes Christentum zu werden, wer wollte das leugnen? Gerade darum aber braucht man in Japan Missionare, die mit freiem und weitem Blick begabt einerseits fest auf dem Boden moderner Kultur und Wissenschaft im edelsten Sinne des Wortes stehen, aber andererseits doch auch eine feste und geschlossene Ueberzeugung wie auch eine lebendige Erfahrung von dem alles andere überragenden Werte und der einzigartigen Erlösungskraft unserer christlichen Religion besitzen. Sie werden hier im Lande gegenüber dem großen Mißtrauen, mit welchem man allem Missionars-Christentum begegnet, einerseits aufklärend und beruhigend, aber andererseits doch auch konservativ im besten Sinne des Wortes wirken müssen, damit das Christentum möglichst wenig mit fremdem Inhalte vermischt wird. (Schluß folgt.)

Das chinesische Volkstheater in religiöser Bedeutung.*)

Missionar Pfarrer Lic. W. Schüler in Tsingtau.

Bekanntlich steht in China das Theater noch in einer nahen Beziehung zur Religion, indem alle Theaterspiele, die von den wandernden Schauspielergesellschaften aufgeführt werden, stets in erster Linie eine Gabe für diese oder jene Gottheit sein sollen. Die Götter sind die eigentlichen Zuschauer, für sie wird gespielt; sie sollen erfreut und unterhalten werden durch Spiel und Musik. Das Theater gehört auch zu den Opfergaben. Darum sind von vornherein manche Tempel, wie auch unser Tsingtauer, der Himmelskönigin geweihte Tempel, mit einer offenen Bühne über dem Toreingang versehen, um unmittelbar vor dem Angesicht der gegenüber im Innern des Tempels thronenden Gottheit das festliche Spiel aufführen zu können. Und wenn der Tempelraum selbst keine Bühne hat, wird man doch, wo es irgend geht, unmittelbar vor dem Tempel das Theater aufschlagen; und zwar immer so, daß die Schauspieler grade nach dem Götterbild zu gerichtet sind. Machen aber die örtlichen Verhältnisse wegen zu großer Engigkeit das Spiel unmittelbar vor dem Tempel unmöglich, so schlägt man auf jeden Fall vor der Bühne in bester Seh- und Hörweite ein erhöhtes Mattenzelt auf, in dem man die Gottheit Platz nehmen läßt, was dadurch geschieht, daß man einfach die Täfelchen, welche, mit betreffender Inschrift versehen, die Anwesenheit der Gottheit repräsentieren, auf einem altarartigen Tisch in diesem Zelt aufstellt; dieses Zelt bleibt während des ganzen

*) Aus der Kiautschou-Post 1909, Nr. 44.

Spieles leer und unberührt stehen; niemand würde es etwa wagen, möchte das Gedränge auch noch so groß sein, hinaufzusteigen und von da aus das Spiel betrachten zu wollen. — Eine Ausnahme von dieser Beziehung des Theaters zum Religiösen machen nur die wenigen neumodischen festen Theater in den großen Hafen- und Handelsstädten, wie hier in Tsingtau. Da ist das Theater zu einer rein dem Vergnügen der Zuschauer dienenden weltlichen Einrichtung geworden, welchen Zweck es natürlich auf die andre Weise auch zugleich vollauf erfüllt. Man mag sich bei dieser Stellung des chinesischen Theaters zum bessern Verständnis daran erinnern, wie — freilich wieder in andrer Weise — auch in Griechenland das Theater zuerst in naher Beziehung zur Verehrung der Götter gestanden hat, wie ferner in Deutschland während des Mittelalters die ersten Schauspiele in und vor der Kirche gegeben wurden und erst allmählich sich von dem Zusammenhang damit entfernt haben und ein ganz Neues geworden sind.

Kürzlich hatte man auch hier in Tsingtau Gelegenheit, ein echt chinesisches Theater kennen zu lernen, das im Freien neben der Kiautschoustraße vor dem Wasserberg aufgeschlagen war und bei Tag wie bei Abend ein recht interessantes Volksbild bot. Auch hier fehlte nicht das oben erwähnte Zelt der Bühne grade gegenüber mit den Göttertäfelchen. Meist ist das Theaterspiel die Erfüllung irgend eines Gelübdes oder, was eng damit zusammenhängt, der Ausdruck des Dankes für glücklichen Lauf der Dinge, verbunden mit der Bitte um weitere Huld. Es ist nicht uninteressant zu erfahren, welchen Gottheiten denn hier die Veranstalter des Festes — wohlhabende hiesige Kaufleute, die allen Aufwand bestreiten, wohingegen dann jedermann freien Zutritt hat — diesen Cyklus von Schauspielen gewidmet haben. Sehen wir uns die Täfelchen an. Die Inschrift auf dem mittleren, das vor den beiden andern durch seine Größe sich hervorhebt, besagt: Sitz des wahren Herrn über alle Geister in den 3 Sphären (im Himmel, auf der Erde und unter der Erde) und in den 10 Himmelsrichtungen. — Auf dem zweiten Täfelchen, links daneben, steht: Sitz des Feuer-Kaisers, des wahren Fürsten. Auf dem dritten: Sitz des Erhabenen Vaters Hu Nr. Drei.

Die erste Inschrift ist dadurch besonders interessant, daß man aus ihr deutlich ersieht — was manchmal verkannt wird — wie die Vorstellung Gottes als eines höchsten Herrschers und Regenten, eines Herrn über alle andren Götter und Geister durchaus im chinesischen Volk vorhanden ist. Wendet auch gewöhnlich der einfache Mann sich an niedre „Spezialgötter," Heilige und unsichtbare Helfer, so tritt bei besondern und feierlichen Gelegenheiten der schlichtere Gottesgedanke doch deutlich hervor. Jene Zeichen oder ähnliche sind es auch, die zu Beginn des neuen Jahres in jedem Hause auf das Täfelchen geschrieben werden, das den auf das Uebersinnliche und das dunkle Schicksal zugewendeten Gedanken die Richtung weist. —

Eine der Spezialgottheiten, der Verwalter über ein besonderes Gebiet, ist der sogenannte Feuergott, der in unserem Götterzelt den

zweiten Platz einnimmt. Ihm vor allem galt das diesmalige Theaterspiel. Denn für die Kaufleute mit den Warenhäusern, die ihren Reichtum bergen, ist das gnädige Verschontbleiben von Feuerschaden keines der geringsten Anliegen. Der Feuer-Kaiser ist übrigens identisch mit einem der mythologischen Herrscher der Vorzeit, Schen Nung.

Der merkwürdigste Heilige ist der auf dem dritten Täfelchen verzeichnete: Hu, mit dem Zusatz Nr. Drei, womit gesagt ist, daß er unter seinen Brüdern der dritte sei. Unter diesem Namen verbirgt sich die in letzter Zeit so viel genannte Fuchsgottheit. Es hat damit eine eigenartige Bewandtnis. Füchse haben nach volkstümlich chinesischer Auffassung die Fähigkeit, wenn sie ein bestimmtes Alter über 100 Jahre erreicht und ihrem ganzen Wesen die entsprechende Richtung gegeben haben, zu unsterblichen Geistern zu werden, welche dieselbe Wirkungskraft und unter Umständen eine noch viel größere als die der sonstigen niedern Gottheiten besitzen. Sie vermögen vor allem auch sich in Menschengestalt zu verwandeln und machen davon nicht wenig Gebrauch. Schon in der alten chinesischen Geschichte erzählt man von Persönlichkeiten, hinter denen sich in Wahrheit ein Fuchsgeist verborgen habe. Und zwar gibt es unter diesen mancherlei Abstufungen, sowohl bezüglich ihrer Kraft als ihres Charakters. Die Gemahlin des Kaisers Ü sei ein Fuchsgeist von der guten, die des berüchtigten letzten Herrschers der Schang-Dynastie, Tschou Hsin, einer von der schlimmen Sorte gewesen.

Der Fuchsgeist nun, um den es sich in unserm Fall handelt, der ehrwürdige Vater Hu (resp. Vater Fuchs, denn bei dem Namen Hu denkt in diesem Fall jeder an das gleichlautende Wort für Fuchs) der dritte unter seinen Brüdern, ist eine erst vor wenigen Jahrzehnten in die Höhe gekommene Größe. Seine Verehrung scheint in Tschihli zuerst aufgekommen zu sein. Man erzählt, zum ersten Mal habe er sich während der Taipingrebellion offenbart. Damals seien die Rebellen bereits bis auf wenige Meilen an Tientsin herangerückt — was der historischen Wahrheit entspricht — und noch habe man von ihrer Nähe in der Stadt nichts gewußt. Da sei im Yamen des Kreisbeamten plötzlich ein weißbärtiger alter Mann erschienen, der sprach: „Ihr sitzt noch hier und spielt und draußen, nur ein paar Meilen entfernt, haben die Rebellen schon ihr Lager aufgeschlagen." Man fragt den Alten, wie er heiße; er antwortete, er heiße Hu und sei der dritte unter seinen Brüdern. Eilig schickte der Beamte Botschafter aus, die die Auskunft des Alten völlig bestätigten, worauf dann durch Meldung an den Vizekönig schleunigst das Weitere veranlaßt wurde, um den Feinden zu begegnen. Von dem Alten aber, der so der Retter aus großer Gefahr geworden war, hat niemand wieder etwas gesehen. Spurlos wie er gekommen, war er verschwunden. Das Volk aber wußte bald, was es für eine Bewandtnis mit dem Alten hatte. Er hat gesagt, Hu heiße er; Hu bedeutet Fuchs; also ein mächtiger helfender neuer Fuchsgeist, der sich da offenbart hat! Man muß ihn verehren und ihm opfern, dem Hu san tä ye, dem ehrwürdigen Vater Hu, Nr. 3. — Der Kult des neuen Heiligen scheint anfangs sich ziemlich in der

New Haven, Conn.

Verborgenheit gehalten und auf die untern und abergläubischsten Kreise beschränkt zu haben. In den letzten Jahren aber ist seine Verehrung sehr im Wachsen. Die Tsai-Li-Sekte sieht in ihm ihren besonderen Patron, viele Tempel schon sind ihm errichtet worden unter andern auch im benachbarten Taitungtschen (der südliche Anbau zu dem Haupttempel); und wie viel ihm die Bevölkerung zutraut, kann man leicht daraus ersehen, wie sehr viel mehr dort vor seinem Bilde geopfert wird, als vor den viel schöneren goldglänzenden alten Götterbildern nebenan. Und daß in der Bevölkerung von Tapautau, sofern sie überhaupt sich damit befaßt, das gleiche Gefühl für den merkwürdigen neuen Heiligen herrscht, beweist eben die Verehrung, die man ihm bei den letzten Theaterspielen hier neben den Feuergott erwiesen hat.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Witte.

Die japanische gebildete Jugend.

Durch den japanischen Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" ist in den verschiedensten Zeitungen Japans eine interessante Diskussion eröffnet worden über das Verhalten der gebildeten Jugend Japans zum Heeresdienst. Es gibt in Japan eine ganze Anzahl höherer Schulen, deren Schüler von der Militärdienstpflicht befreit sind. Während nun in Deutschland im Jahre 1870 die Universitäten und höheren Klassen der Gymnasien leer wurden, was die „Deutsche Japanpost" richtig hervorhebt, weil sich die deutsche gebildete Jugend zu den Fahnen drängte, ist es in Japan so gewesen, daß sich während des Krieges viele gebildete junge Leute in die vor dem Kriegsdienst schützenden Schulen gedrängt haben, um den Krieg nicht mitmachen zu müssen. Dabei hat die japanische Heeresverwaltung den gebildeten Soldaten die denkbar größte Rücksicht und Schonung erwiesen. Nach dem Friedensschluß stieg die Zahl der Freiwilligen im japanischen Heer, deren Durchschnittszahl bis dahin 3000 gewesen war, auf 7000; aber während des Krieges meldeten sich kaum 500! Das wirft auf den patriotischen Sinn der gebildeten jungen Männer und deren Eltern kein gutes Licht. Während die englische „Japan Daily Mail" die Jugend zu entschuldigen sucht, da man es den Gebildeten nicht verdenken könne, daß sie vor den Diensten, die jungen Feldsoldaten zugewiesen werden, Abscheu haben, beklagt die offiziöse „Kokumin" offen diesen bedauerlichen Mißstand und verspricht Abhülfe durch besondere Regierungsmaßregeln. Bisher sind die gebildeten jungen Leute mit dem Militärdienst zusehr verschont worden, so daß es an Ersatz für Reserve-Offiziere fehlt. (Nach der deutschen Japanpost.)

Eine neue Kirchenkollekte für unsern Missionsverein.

Auf der 11. ordentlichen Gesamtsynode von Schleswig-Holstein, die im Oktober 1909 in Rendsburg getagt hat, ist nach dem „Schleswig-holsteinischen Kirchenblatt" Folgendes geschehen:

„Eine interessante, in ihrem Verlauf geradezu überraschende Debatte entfesselte die Petition des Allg. Ev.-Prot. Missionsvereins um Gewährung einer jährlichen fakultativen Kirchenkollekte. Die Kommission hatte einstimmige Annahme empfohlen. Geh. Justizrat Adler-Flensburg leitete als Berichterstatter die Diskussion ein mit einer kurzen Darlegung der Arbeit des Missionsvereins in Ostasien. P. Paulsen-Brügge (pos.) erklärte in einer viel bemerkten Rede, er habe in der letzten Zeit durch persönliche Berührung mit Männern der modernen theologischen Richtung eine wesentlich günstigere Auffassung vom kirchlichen Liberalismus erhalten; da tue es ihm um so mehr leid, daß er nicht für Gewährung der Kollektenbitte stimmen könne, da ihm das Charisma der modernen theologischen Richtung auf dem Gebiete der Innern und nicht der Aeußern Mission zu liegen scheine.

Lic. Bestmann-Mölln (pos.) dagegen stimmte der Petition zu. Die Arbeit des Prot. Missionsvereins in Japan sei dem Volkscharakter dort entsprechend. Während Propst Hansen-Koppeln (pos.) gegen die Gewährung der Petition sprach, da sie ein Präjudiz für entsprechende Wünsche der andern in unserm Lande vertretenen auswärtigen Missionsgesellschaften bilden würde, sprach sich Justizrat Dr. Rentorff-Kiel (pos.) wiederum dafür aus. Die Abstimmung entsprach dem Votum der Petitionskommission.

Instruktionskursus für Mission.

Im Anschluß an die Zentralvorstandssitzung findet nach Ostern in **Frankfurt am Main** ein **Instruktionskursus für Mission** statt. In Aussicht genommen sind drei Vortragsreihen von je drei einstündigen Vorträgen, die am **5., 6. und 7. April** (Dienstag, Mittwoch und Donnerstag) vormittags zwischen 9 und 1 Uhr gehalten werden sollen. Es werden reden:

1) D. Hans Haas-Heidelberg über **„Siege und Niederlagen des Christentums im Osten."**
2) Lic. Dr. Rohrbach-Berlin über **„Die evangelische Mission gegenüber fremder Kultur."**
3) Senior Professor D. Bornemann-Frankfurt am Main über **„Missionsmethoden und Missionsperioden."**

Diskussion, geselliges Zusammensein und eine volkstümliche Veranstaltung werden sich anschließen.

Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Pfarrer Lic. Lueken, Frankfurt am Main, Oppenheimer-Straße 44. Das genaue Programm wird später veröffentlicht.

Aus den Zweigvereinen.

— Das Jahresfest des **Bad. Landesvereins vom Allgemeinen evang.-prot. Missionsverein** fand diesmal am 7. November in Müllheim statt. Die in der geräumigen Stadtkirche versammelte Gemeinde wurde von Dekan Graebener herzlich willkommen geheißen. Prälat Schmitthenner überbrachte in warmen Worten die Grüße des Evang.

New Haven, Conn.

Oberkirchenrats und legte der Missionsgemeinde das Werk der Ausbreitung des Christentums im fernen Osten ans Herz. In fesselnden geistvollen Worten wandte der Festprediger, Pfr. Manz von Britzingen, das Wort von der Erschaffung des Menschen zu Gottes Bilde., 5. Mos. 1, 27, auf die Mission als eine Mitarbeiterin Gottes am Werk des sechsten Schöpfungstages an. Der Vorstand des Bad. Landesvereins, Stadtpfarrer Weißheimer-Mannheim, berichtete sodann über den Stand der Arbeit unserer Mission drinnen und draußen. Die darauf im Gasthaus zum „Ochsen" tagende gut besuchte Jahresversammlung konnte über einen erfreulichen Aufschwung des Werkes in Baden und über ein sichtliches Steigen der Einnahmen berichten, mußte aber auch an alle Freunde der Sache und vor allem die Vertrauensmänner die Bitte richten, energisch für treue Weiterarbeit besorgt zu sein. Einen sehr erfrischenden und erfreuenden Ausklang des Festes bildete der Familienabend im „Löwen". Die Räume waren dicht besetzt, und man lauschte aufmerksam den Ausführungen des Pfr. Lic. Wielandt-Niedereggenen: „Warum wir gerade in der Gegenwart Mission treiben müssen?" Redner verstand es trefflich, die Notwendigkeit einer energischen Missionsarbeit aus dem gegenwärtigen Stand der religiösen und politischen Weltlage abzuleiten und zu einer begeisterten Mitwirkung aufzurufen. Nachdem noch Pfr. John-Daisbach einiges aus dem chinesischen Arbeitsfeld unserer Missionare berichtet hatte, zeigte eine Tellersammlung, daß der Appell an die Gebefreudigkeit der Versammelten nicht vergeblich gewesen war. Dazu war der Abend ausgeführt durch eine Fülle musikalischer und deklamatorischer Vorführungen, an deren sorgsamer Vorbereitung Stadtvikar Hofheinz das Hauptverdienst hat. So konnte Pfr. Weißheimer den Abend nicht nur mit herzlichem Danke, sondern auch mit der Hoffnung schließen, daß unsre Mission im schönen Markgräflerlande von jetzt an noch mehr Freunde sich erwerben und auch da Boden gewinnen wird, wo sie seither noch nicht vertreten war. Von vielen alten und neuen Freunden der Sache konnte man's hören: Es war ein schönes Fest!

Eingegangene Schriften:

1) Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen an der Kgl. Universität zu Berlin, herausgeg. von Direktor Prof. Dr. E. Sachau. Jahrgang 12, 3. Abteilung: Afrikanische Studien.

2) Protestantische Freiheit, Verhandlungen des 24. Deutschen Protestantentages in Bremen vom 21.—24. September 1909. Vorträge von D. Friedrich Naumann, Karl König, Lic. Traub, Lic. Dr. Hollmann, Alfred Fischer und Debattereden.

3) H. Müller-Bohn, Theodor Körner, ein Familienabend. F. E. Perthes, Gotha, 1.— *M.*

Mitteilungen:

1) Herr Dr. med. Wagner in Bad Koesen, ein redegewandter, eifriger Missionsfreund, ist bereit, für unsern Verein über die ärztliche Mission Vorträge zu halten. Wir bitten, von diesem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen.

2) Vom 5.—7. April findet in Frankfurt a. M. ein Missionskursus statt, dessen Programm diese Nummer enthält. Wir bitten, dafür zu sorgen, daß diese Veranstaltung in möglichst weiten Kreisen bekannt wird, damit recht viele Teilnehmer für den Kursus gewonnen werden.

Zugleich mit dem Missionskursus findet in Frankfurt eine Zentralvorstandskonferenz statt.

Karl Illies †

Am 1. Februar ist in Hamburg unser Ehrenmitglied Karl Illies im 69. Lebensjahre gestorben. Er war Chefinhaber der Firma Karl Illies und Co. in Hamburg, Tokio und Yokohama. Unter seiner Leitung wurde die Firma eine der ersten unter den ausländischen in Yokohama und sein Haus dort war ein geselliger Mittelpunkt, den besonders viele Deutsche in dankbarer Erinnerung haben.

Ueber den Entschlafenen schreibt der mit ihm befreundete Lic. Dr. Meincke: „Seine Persönlichkeit war uns immer lieb und wert. Sein besonnener Rat hat unser Werk gefördert. Seine Wohltätigkeit war für uns anspornend. D. Spinner's Freund, hat der Heimgegangene die Kirche in Tokio mit bauen helfen. Seine Geradheit und Herzensreinheit haben der Missionstätigkeit in der Heimat die Wege gebahnt. Sein Name im Vorstande trug wesentlich dazu bei, in unserer Stadt Hamburg das Werk der Mission zu einem gewichtigen zu machen. Mögen uns solche Gönner auch in Zukunft erstehen."

Das Andenken des Verblichenen bleibe unter uns in Ehren.

Der Zentralvorstand des
Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins:
D. Aug. Kind.

Library of the
YALE DIVINITY SCHOOL
New Haven, Conn.

Instruktionskursus für Mission.

Im Anschluß an die Zentralvorstandssitzung findet nach Ostern in Frankfurt am Main ein **Instruktionskursus für Mission** statt. In Aussicht genommen sind drei Vortragsreihen von je drei einstündigen Vorträgen, die am **5. 6. und 7. April** (Dienstag, Mittwoch und Donnerstag) vormittags zwischen 9 und 1 Uhr gehalten werden sollen. Es werden reden:

1. D. Hans Haas-Heidelberg über **„Siege und Niederlagen des Christentums im Osten."**

[1. Geschichtliche Betrachtung über die Bemühungen des Christentums um die Gewinnung des Ostens in Vergangenheit und Gegenwart, ihre Erfolge und Mißerfolge.

2. Krypto-Christentum oder die teilweise Umschmelzung des Buddhismus durch das Christentum der Nestorianer in China.

3. Tenrikyo-kwai oder ein neues synkretistisches Religionsgebilde im Japan unserer Tage und seine Anleihen beim Christentum].

2. Lic. Dr. Rohrbach-Berlin über **„Die evangelische Mission gegenüber fremder Kultur."**

[1. Gegenüber dem islamischen Modernismus in der neuen Türkei.

2. Gegenüber dem Problem der niederen Rasse, namentlich in unsern afrikanischen Kolonien.

3. Gegenüber der chinesischen Kulturreform].

3. Senior Professor D. Bornemann-Frankfurt am Main über **„Missionsmethoden und Missionsperioden."**

Diskussion, geselliges Zusammensein und eine volkstümliche Veranstaltung werden sich anschließen.

Die Vorlesungen finden im Gemeindehause, Bleichstraße 40, statt. Zum Logieren wird das „Union"-Hotel, am Steinweg, empfohlen, das Zimmer zu angemessenen Preisen abgibt.

Am 4., abends, wird im „Westminster"-Hotel, am Theaterplatz 3, ein Begrüßungsabend stattfinden. Die Teilnehmerkarte für den ganzen Kursus kostet 3 *M*.

Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Pfarrer Lic. Lueken, Frankfurt am Main, Oppenheimer-Straße 44.

Besondere Einladungen werden nicht versandt. Wir bitten den Kursus möglichst bekannt zu machen.

Das buddhistische Gebetsrad in Japan.

Von Professor K. Steiner in Kanazawa (Japan).

Dem Gebetsrade liegt der Gedanke zu Grunde, das mechanische Drehen eines Rades bedeute das Sprechen eines Gebetes und habe die vom Gläubigen dem Gebete zugeschriebene Kraft und Wirkung. Als solches findet es sich im Buddhismus, aber nur in dessen nördlichem Zweige, dem Mahayana-Buddhismus. Der südliche kennt es nicht. In Indien, dem Ursprungslande der buddhistischen Lehre, hat sich aber das Vorhandensein solcher Gebetsmaschinen nicht nachweisen lassen. Man glaubte, einen solchen Gebetszylinder auf Goldmünzen eines indisch-scythischen Fürsten entdeckt zu haben, die aus

dem ersten oder zweiten Jahrhundert n. Chr. stammen. Was dieser Fürst auf der Goldmünze in der Hand hält, kann aber ebensogut ein Szepter vorstellen.[1]) Ebenso falsch hat sich die Behauptung des französischen Gelehrten Rémusat erwiesen, der chinesische Pilger Fa-hien erwähne in der Beschreibung seiner Reise durch Indien, um 400 n. Chr., ein Gebetsrad. Vor seinem Auftreten in Tibet läßt das Gebetsrad sich nirgends mit Sicherheit im Buddhismus nachweisen. Dort erscheint es in Verbindung mit der buddhistischen Lehre, die vor der Mitte des 7. Jahrhunderts ihren Einzug in Tibet hielt. Der indische Buddhismus verwertete das Rad nur als Symbol, nie als wirklichen Gegenstand. In Tibet werden die Gebetsräder, oder genauer Gebetszylinder mit der Hand, mit Wasserkraft und durch den Wind bewegt, ja Verbrecher sollen in Tibet zum Drehen und Treten von Gebetsrädern verurteilt werden. Darauf stehen Gebete geschrieben, meistens das sechssilbige: om mani padme hum (d. h. der Edelstein im Lotus). Die Drehungen werden angesehen als ebenso viele Gebetsverdienste, aufgehäuft zum Wohle der Person, zu deren Gunsten sich das Rad dreht. Von Tibet wanderte das Gebetsrad nach China, wo sich die gleiche Vorstellung wie im tibetanischen Buddhismus damit verbindet. Mit der Lehre Buddhas kam auch das Gebetsrad von China nach Japan. Wir werden aber finden, daß die japanischen Gebetsräder nicht jene allgemeine und weitgehende Bedeutung haben wie die Gebetsmühlen in Tibet und China.

Welches ist wohl der Ursprung dieser Gebetswirkungen eines Rades? Wie kann das Drehen eines Rades die Stelle des Gebetes einnehmen? — eine für unsere Begriffe ganz ungeheuerliche Vorstellung. Eine ganz sichere Antwort läßt sich darauf nicht geben. Schon im Rigveda ist das Rad ein Symbol für die Sonne (Simpson, Kap. 5), ebenso auf bildlichen Darstellungen im Brahmanismus und indischen Buddhismus. Mit dem Verfalle des Buddhismus verwandelte sich wohl das symbolische Rad in ein wirkliches Rad, das als Abbild der Sonne gilt. Die Sonne bringt auf ihrem nach unabänderlichen Gesetzen geregelten Laufe von Osten nach Westen Licht und Wärme und den daraus hervorgehenden Segen. Mit dem Drehen des Gebetsrades als Abbildes der Sonne verbindet sich daher wahrscheinlich der Gedanke, eine Drehung, in der Richtung des Sonnenlaufes ausgeführt, wirke mit gesetzmäßiger Sicherheit und bringe Gutes, bringe Glück und Segen. Tatsächlich drehen sich die Gebetsräder in China wie auch in Japan, hier mit einigen Ausnahmen, von Osten nach Westen, weisen also in ihrer Bewegungsrichtung auf den Sonnenlauf, damit auf die Sonne als deren Abbild, zurück. Die Drehung in entgegengesetzter Richtung, von Westen nach Osten, gilt als unnatürlich und unglückbringend. Eine Drehung im Sinne des Sonnenlaufes läßt sich aber nur ausführen, wenn das Rad bei wagrechter Lage der Achse senkrecht steht. Alle Gebetsräder in Japan sind derartig aufgestellt. Die tibetani-

[1]) Simpson, Praying-wheel S. 33.

schen Gebetsmühlen führen ihre Drehungen aber meistens in wagrechter Lage um eine senkrecht stehende Achse aus. In welcher Richtung muß dann das Rad gedreht werden? Es besteht die Vorschrift: das Rad soll in der Richtung sich bewegen, daß eine Person, wenn sie die Umkreisung ausführte, mit ihrer rechten Hand nach dem Mittelpunkte, mit ihrer linken nach der Peripherie des Kreises wiese. Diese Drehung gilt als „sonnenmäßig" und glückbringend (Simpson S. 28 u. 29). Die Drehung in umgekehrtem Sinne bringt Unheil[1]) Wie gesagt, findet sich bei den japanischen Gebetsrädern die Drehung in wagrechter Lage nicht; sie führen diese immer in senkrechter Stellung aus.

Verglichen mit Tibet und China treten die Gebetsräder im japanischen Buddhismus verhältnismäßig selten auf und beschränken sich auf wenige buddhistische Sekten. Alle hier behandelten Gebetsräder finden sich mit einer einzigen Ausnahme bei der Tendai- und Shingon-Sekte. Nur in einem Falle stand ein solches im Hofe eines der Zen-Sekte gehörenden Tempels. Die allgemeine Annahme, das Gebetsrad sei in Japan nur bei den beiden erstgenannten Sekten anzutreffen, erleidet also mindestens eine Ausnahme. Entsprechend seinem seltenen Vorkommen ist das Gebetsrad, obgleich es nur im vulgären Buddhismus eine Stelle hat, im japanischen Volke doch nur wenig bekannt.

Das Gebetsrad hat in Japan mehrere Bezeichnungen. Der Name Gosho-guruma bedeutet „Rad des künftigen Lebens vollkommener Seligkeit", kurz „Rad des ewigen Lebens". Neben dieser häufigsten Bezeichnung finden wir eine ähnliche Benennung in dem

---

[1]) Eine Stelle im japanischen Nihongi, im II. Kapitel, erklärt sich sehr leicht aus dieser verschiedenartigen Wirkung einer Kreisbewegung. Dort umkreisen Izanagi und Izanami den Himmelspfeiler. Die Frau geht „von links herum," ihre rechte Hand weist also nach dem Mittelpunkte; aber Izanagi geht „von rechts herum", seine linke Hand kommt also nach dem Mittelpunkte zu liegen. Da für die Anschauung jener Zeit das männliche Prinzip dem weiblichen übergeordnet ist, so muß die Kreisbewegung Unglück bringen; denn Izanagi bewegt sich ja in verkehrter Richtung, mit der linken Hand nach dem Mittelpunkte weisend. Die Eltern erkennen die Kinder, die sie nach dieser Umkreisung erzeugen, nicht an. Die Kreisbewegung war also unheilbringend. Izanagi und Izanami gehen dann noch einmal um den Himmelspfeiler herum, aber in entgegengesetzter Richtung wie das erste Mal, der Mann „von links herum", also mit seiner rechten Hand nach dem Mittelpunkte weisend. Wir hören nun nichts mehr, daß die Eltern die neu erzeugten Kinder wieder verstoßen. Die zweite Kreisbewegung war also glückbringend. (K. Florenz, Uebersetzung des Nihongi S. 19—21.) Die japanischen Kommentatoren wissen keine überzeugende Erklärung für diese verschiedenartige Umkreisung des Himmelspfeilers beim ersten und zweiten Male zu geben. Bei dem nahen Zusammenhange des Schintoismus mit dem Sonnendienst hat die gegebene Erklärung der glück- und unglückbringenden Kreisbewegung „von links herum" und „rechts herum", die damit deutlich auf den Sonnenlauf zurückweist, große Wahrscheinlichkeit.

Ausdrucke Ingwa-guruma. „In" heißt Ursache, gwa = Frucht[1]), beides zusammen entspricht dem Begriffe „innen" = Ursache und Wirkung. Damit ist die buddhistische Lehre von der Transmigration gemeint, daß man für den Zustand eines jeden lebenden Wesens die Ursache in seiner moralischen Führung in einer früheren Existenz suchen müsse, deren Wirkung er sei. Vorstehende zwei Namen drücken den Sinn, der sich mit dem japanischen Gebetsrade verbindet, gut aus. Nicht so die beiden folgenden. Der eine lautet: nembutsu shato Gebetsradsäule (nembutsu = Gebet, sha = Rad, to = Turm, Säule), der andere rinto Radsäule (rin = Rad.[2])

Diese beiden letzten Namen weisen auf die Gestalt und Aufstellung der Gebetsräder hin. Sie sind in Japan gewöhnlich in Holzpfosten oder Säulen aus Stein und Bronze eingelassen. Die Pfosten und Säulen haben im Durchschnitt eine Höhe von 1.40 m, erreichen aber in manchen Fällen zwei Meter und sind an ihrem oberen Ende durchbrochen. In dieser Oeffnung sieht man in den meisten Fällen eine kompakte drehbare Scheibe[3]) aus Holz (Diskus) oder Stein mit einem Radius von 9—12 cm. Der Rand der Holzscheiben ist nicht immer glatt, sondern oft gebuchtet und weist dann sechzehn solcher Ausbuchtungen auf. Diese könnten Chrysanthemumblätter andeuten, deren das japanische Staatswappen ja auch sechzehn besitzt. Vermutlich hatte der Verfertiger dieser Scheiben solche im Sinne. Auf symbolischen Darstellungen des Rades im indischen Buddhismus sehen wir aber oft Räder mit vier, acht oder sechzehn Speichen.[4]) Diese stellen die vier Himmelsrichtungen und die dazwischen liegenden Punkte dar, oder auch Sonnenstrahlen, die nach allen Seiten scheinen. Die sechzehn Chrysanthemumblätter der japanischen Gebetsräder sind also wahrscheinlich eine Umwandlung der Speichen, die wir auf symbolischen Darstellungen von Rädern sehen. — Verschieden von diesen Gebetsrädern in Form einer Scheibe treffen wir in Japan auch wirkliche Räder aus Eisen mit mehreren Speichen, die also eine genaue Nachbildung jener symbolischen Räder auf bildlichen Darstellungen sind.

Bevor die Untersuchung weiter schreitet, muß sie sich erst mit dem Befund einzelner charakteristischer Gebetsräder, wie sie in Japan vorkommen, beschäftigen. In dem Stadtteil Asakusa zu Tokio steht vor dem Haupttore des bekannten und viel besuchten Kwannon-Tempels ein Gebetsrad mit Holzscheibe, sich in Holzpfosten

---

[1]) Ingwa = karma im Sanskrit.

[2]) Falsch ist die Bezeichnung „horin" oder „temporin", „Rad des Gesetzes", im Sanskrit dharma-chakra, was bekanntlich nichts anderes als „Lehre Buddhas" heißt. Mit „horin" werden nur die Räder auf bildlichen Darstellungen vom japanischen Buddhismus benannt.

[3]) H. Hackmann (Religionsgeschichtl. Volksb. III. Reihe, 7. Heft) spricht S. 59 allgemein von japanischen Gebetszylindern. Die Zylinderform des Gebetsrades kommt meines Wissens in Japan überhaupt nicht vor.

[4]) Simpson S. 58. Diese symbolischen Räder sieht man auch überall in Japan an oder in buddhistischen Tempeln.

bewegend, und gehört zu einem dem buddhistischen Heiligen Jizo geweihten Schreine. Im Innern des Tempelhofes hinter dem Jizo-Schrein erhebt sich eine Steinsäule mit drehbarer Holzscheibe. Im Gegensatz zu den tibetanischen Gebetsrädern tragen diese Scheiben keine Gebetsaufschriften, weder in Sanskrit noch in chinesischen Zeichen. Ihr Rand zeigt die vorhin besprochenen Ausbuchtungen. Auf der Steinsäule sind folgende Worte eingegraben: „Ikuji Jizo son", „dem heiligen Jizo, dem Kinderbeschirmer". Ein dem letzteren völlig gleiches Gebetsrad findet sich im Tempelhofe auf der Halbinsel des Shinobazu-Teiches zu Ueno in Tokio. Ein Blechschild auf der Vorderseite dieser Säule trägt eine Inschrift, die Namen und Bedeutung des Gebetsrades angibt. Sie lautet: „goshu shoshi rinto", „Radsäule für die fünf Zustände im Leben und Sterben". (goshu = fünf Zustände, sho = Leben, shi = Sterben). Unter diesen fünf Zuständen sind die fünf Klassen von lebenden Wesen verstanden, die der nördliche Buddhismus kennt. Nach anderer Zählung gibt es sechs solcher Existenzarten, in die die Seelen auf ihrer Wanderung zur Strafe für ihre Sünden inkarniert werden. Außerdem liest man noch den Satz auf jenem Blechschilde: „Wer dieses Rad einmal dreht, wird von den Sünden der „godo rinne" befreit (godo = fünf Wege, rin = Rad, ne = Drehen). „Godo" bezeichnet wieder die fünf Existenzarten lebender Wesen.

Vor dem Tempel Zuiganji im Dorfe Matsushima bei Sendai steht ein Gebetsrad mit einer Säule aus Bronze. Es bietet keine besondere Verschiedenheit von den bisher behandelten Rädern. Die Scheibe trägt gleichfalls keine Gebetsaufschrift. Auf der Säule stehen die Worte: „rokudo noke", „dem Erlöser von den sechs Wegen" (roku = sechs, do = Weg, noke = Befreier) „Erlöser" wird der buddhistische Heilige Jizo genannt. Die „sechs Wege" haben die gleiche Bedeutung wie die soeben besprochenen „fünf Zustände". Dann werden noch auf der Säule die Namen dieser „sechs Wege" aufgezählt.

Alle bisher behandelten Räder tragen keine Gebete als Aufschrift. Dagegen sehen wir auf dem Rande der jetzt zu besprechenden Holzscheiben chinesische Zeichen eingeschrieben, meistens das bekannte buddhistische Gebet darstellend: „Namu Amida butsu" „Preis dir, Buddha Amida". Die wiederholt gemachte Behauptung, die japanischen Gebetsräder, hier im engsten Sinne als Holzscheiben gemeint, entbehrten jeglicher Gebetsaufschrift[1]) hält angesichts der Tatsachen nicht stand. Denn die Hälfte der dieser Untersuchung zu Grunde liegenden Gebetsscheiben trägt Gebetsaufschriften, die sich mit der Scheibe drehen. Diese japanischen Gebetsscheiben unterscheiden sich also in keiner Weise von den tibetanischen Gebetsmühlen, wenn man von der Ausführung der Drehung absieht. Die letzteren machen, wie oben beschrieben, die Drehung in horizontaler Lage, die japanischen in vertikaler.

---

[1] So Chamberlain in Things Japanese, Artikel Praying-wheel, und Lange in Chantepie de la Saussaye, Religionsgeschichte, S. 134, ebenso H. Hackmann a. a. O.

Eine Holzscheibe mit dem erwähnten Gebete auf dem Rande sieht man vor dem Tempel Higane-san oberhalb Atami. Dieser Tempel wird besucht, um den Schrecken der buddhistischen Hölle zu entgehen. Es wird sich zeigen, daß das Gebetsrad nicht zufällig hier steht, sondern Beziehungen zur Hölle hat. — Im Hofe des großen und zahlreich besuchten Tendai-Tempels Zenkoji zu

Gebetsrad vor dem Tempel Higane-san oberhalb Atami.

Nagano erheben sich zwei etwa 2 Meter hohe Steinsäulen, in deren Mitte drehbare Scheiben aus Stein ruhen. Jede Scheibe trägt auf dem Rande viermal in chinesischen Zeichen das Gebet „Namu Amida butsu." Beide Steinscheiben sind viermal mit kleinen Löchern durchbrochen, in die man die Hand zum Bewegen des Rades einsetzt. Eine Drehung kommt nach Aussage eines dortigen Bonzen hundert Gebeten gleich. Die Steinsäulen tragen verschiedene Inschriften. Der Stifter der Gebetsräder schreibt: „Zum Heile aller meiner Vorfahren". Eine andere Inschrift lautet: „Die Seelen aller Menschen erfahren Gnade". Zwei weitere besagen: „Alle Menschen werden von Mida (d. i. Amida) aufgenommen" und „das Licht (Buddhas) leuchtet über die ganze Welt". Auch zu diesem

Tempel in Nagano wallfahrten die Pilger vor allem, um den Qualen der Hölle zu entgehen. Er enthält einen stockfinsteren Kreisgang, „Hölle" genannt im Volksmunde, in dem ein eisernes Schloß hängt. Wer dreimal die Runde macht und dabei noch jenes Schloß berührt, ist der Hölle und der Seelenwanderung überhaupt entnommen. Wir werden auch hier auf einen Zusammenhang zwischen Gebetsrad und Hölle hingewiesen. Als letzte derartige Gebetsscheibe sei jene vor dem Tempel Seikenji zu Okitsu erwähnt, die aus Stein besteht und in einer Steinsäule sich bewegt. Auf ihrem Rande liest man das Gebet: kimiyo chorai go hyaku rakan. Er richtet sich im Unterschiede zu den bisher getroffenen drehbaren Gebetsaufschriften nicht an Amida, vielmehr an die fünfhundert (go hyaku) unmittelbaren Schüler (rakan = arhat) Buddhas, vor denen man sich mit seinem Geiste (kimiyo) und Körper beugt (chorai). In die Steinsäule dieses Gebetsrades sind folgende Worte eingemeißelt: go hyaku oshin ichi nen shomyo sasen uten furi kejo; sie bedeuten: die fünfhundert (go hyaku) Rakan (= oshin, Schüler Buddhas), welche ausschließlich (ichi nen) Buddhas Namen anrufen (shomyo), mögen sie sich nach links wenden (sasen) oder auch nach rechts (uten), sind allzeit untrennbar, (furi) im Paradies (kejo = verwandelte Burg = gokuraku = Paradies). Vorstehende Aufschrift bildet die Ueberschrift eines Kapitels des Hokkekyo (japanischer Name für Saddharma — pundarika — sûtra). Der dieses Gebetsrad Drehende ruft also die fünfhundert Rakan an, um mit ihrer Hilfe ins buddhistische Paradies zu gelangen. Unmittelbar hinter diesem Gebetsrade sind eine Unmenge Steinfiguren aufgestellt, die die fünfhundert Schüler Buddhas darstellen sollen. Der Tempel, in dessen Hof dieses Gebetsrad sich befindet, gehört zur Zen-Sekte. Es ist dies der einzige Fall, wo das Gebetsrad nicht einem Tempel der Tendai oder Shingon-Sekte angegliedert war.

Von der bisherigen durchgängig gefundenen Form der Gebetsscheiben unterscheiden sich die Gebetsräder in Hakodate[1]) auf Hokkaido. Sie stehen bei einem dem Jizo geweihten Tempel an beiden Seiten eines Weges, der zu einem Friedhofe führt. Es sollen im ganzen zehn Stück sein. Die Holzpfosten tragen im Unterschiede von Scheiben eiserne Räder mit je sechs Speichen. Zwischen je zwei Speichen sind drei lose eiserne Ringe um den Radkranz gelegt, die beim Drehen des Rades mit großem Lärmen und Rasseln hin- und herfallen. Die Räder selbst tragen keine Gebetsaufschriften. Aber auf der Vorderseite der Säulen sieht man wieder „Namu Amida butsu" in chinesischen Zeichen geschrieben. An diesen Gebetsrädern fällt zuerst die ungewöhnliche Zahl von sechs Speichen auf. Wie oben ausgeführt, zeigen die symbolischen Räder des Buddhismus vier Speichen oder eine Vervielfältigung dieser Zahl, wie wir auch sechzehn Speichen auf den Gebetsrädern in Tokio angedeutet fan-

[1]) Die folgende Beschreibung beruht auf Mitteilung, nicht auf eigener Anschauung.

den. Eine Erklärung der Anzahl von sechs Speichen — es sollen auch Gebetsräder mit drei Speichen in Japan existieren — läßt sich nicht geben. Es sei aber auf den Sonnengott der alten Gallier hingewiesen, dem auch ein Rad mit sechs Speichen als Sinnbild der Sonne beigegeben ist (Simpson, Kap. 17). Das Geräusch, das die um den Radkranz gelegten eisernen Ringe hervorbringen, soll wahrscheinlich den Donner nachahmen. Denn sehr oft tritt das Rad in Verbindung mit dem Donnerkeil und dem Donner auf (Simpson, Kap. 18).

Damit ist die Zahl der zu betrachtenden Räder erschöpft. Es fragt sich nun zuerst, was sich über das Drehen der japanischen Gebetsräder hat feststellen lassen. Im Gegensatz zu Tibet, wo man auch Wasser und Wind zum Bewegen der Gebetsräder benützt, dreht man sie in Japan ausschließlich mit der Hand, indem man sie am Rande anfaßt. Das Rad muß, wie sich ein Bonze ausdrückte, „natürlicher Weise" gedreht werden. Er erläuterte dies dahin, die Drehung müsse sich von Osten nach Westen (das ist in der Richtung des Sonnenlaufes) vollziehen; werde das Rad in entgegengesetzter Richtung bewegt, so bringe die Drehung Unglück. Wir finden also auch für die japanischen Gebetsräder die oben erwähnte Theorie bestätigt, das Rad sei Abbild der Sonne. Die „natürliche Drehung" von Osten nach Westen bringt Glück und Segen, die Drehung von Westen nach Osten ist unheilbringend, weil unnatürlich, dem Sonnenlauf entgegengesetzt. Die meisten Gebetsräder in Japan führen die Drehung von Osten nach Westen aus. Es finden sich aber auch Abweichungen von dieser durch die Theorie geforderten Drehungsrichtung, die in einigen Fällen schon durch die Aufstellung der Säule und das Anbringen des Rades ausgeschlossen ist. Am leichtesten läßt sich noch die Bewegung der Gebetsräder von Norden nach Süden begreifen. Denn steht man mit dem Gesicht nach Osten, wie man es bei einem richtig aufgestellten Gebetsrad beim Drehen tun muß, das seine Drehung von Osten nach Westen ausführt, so kommt die rechte Hand, die das Rad bewegt, auf die Südseite Die in dieser Lage von der rechten Hand ausgeführte Drehung ist glückbringend. Ein Gleichsetzen der Drehungsrichtung von Osten nach Westen mit jener von Norden nach Süden bietet daher keine großen Schwierigkeiten In der Tat bewegen sich die Gebetsräder manchmal von Norden nach Süden. Andere Abweichungen von der Ost-Westrichtung beim Drehen des Gebetsrades lassen sich nicht erklären, am wenigsten das Drehen von Westen nach Osten, wie wir es an den Gebetsrädern in Nagano sehen, das der Theorie genau widerspricht und als unheilbringend gilt.[1])

Das Drehen der japanischen Gebetsräder befördert nicht allgemein, wie in Tibet und China, das menschliche Glück. Ihre

---

[1]) Der wegen dieser ungewöhnlichen Drehung befragte Bonze wußte keine Erklärung dafür zu geben, wußte überhaupt nicht, daß sich die Gebetsräder von Osten nach Westen bewegen sollen. Ein anderer Bonze erklärte die Drehung des Gebetsrades nach jeder der vier Himmelsrichtungen für erlaubt.

Wirkung ist nach der Lehre des japanischen Buddhismus, auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt. Der nördliche Buddhismus zu dem ja der japanische gehört, kennt drei Welten, die Welt des Gelüstes, die Welt der Formen und die formlose Welt. Unter diesen ist die erste, die Welt des Gelüstes, mit sechs ihrer Existenz nach verschiedenen Klassen lebender Wesen bevölkert. Diese Klassen heißen: Götter, Menschen, Asuras, (d. i. eine Art Titanen), Tiere, Pretas, (die unaufhörlich wütender Hunger und Durst herumtreibt), und Höllengeschöpfe (die in warmen und kalten Höllen unter den fürchterlichsten Qualen zu leiden haben). Im Sanskrit heißen diese Daseinsarten die sechs „gati". Manchmal werden auch fünf gerechnet, indem entweder die Asuras oder Pretas ausfallen, wie wir das auch mehrmals bei den Aufschriften der japanischen Gebetsräder fanden. Die japanischen Bezeichnungen dafür, die sich aus diesen Aufschriften ergeben, lauten: rokudo, godo, oder goshu, sechs, fünf Wege oder fünf Zustände. In eine dieser Existenzarten werden die Seelen je nach ihrer Schuld in zahlloser Wiederholung inkarniert, bevor sie aus der Welt des Gelüstes in die beiden höheren Welten, die der Formen und der formlosen Welt, aufsteigen und ins Nirvana eingehen können. Das Drehen des Gebetsrades bewirkt nun nach der Lehre des japanischen Buddhismus die Befreiung der Verstorbenen vom Kreislaufe der zahllosen Geburten. Daher stand auf einem Pfosten: goshu shoshi rinto, Radsäule für die fünf Zustände im Leben und Sterben. Am gefürchtetsten ist natürlich unter den Wegen, von denen das Gebetsrad erlöst, die Hölle. Daher fanden wir auch öfter das Gebetsrad vor Tempeln, deren Besuch besonders vor den Schrecken der Hölle schützen soll. Aber nur Sünde und Schuld führen nach buddhistischer Lehre zur Einkörperung in eine dieser fünf oder sechs Existenzarten. Genauer gesprochen wird durch das Drehen des Gebetsrades die Ursache zur Einkörperung aufgehoben, das Drehen dient, wie ein Bonze sagte, zum „Reinigen der Hände", zum Tilgen der Sünden, befreit von Schuld, darum auch vom Schicksal der zahllosen Geburten in einer der sechs Existenzarten. Das geht aus den Aufschriften hervor: „Wer dieses Rad einmal dreht, wird von den Sünden der fünf Wege erlöst" und: „die Seelen aller Menschen erfahren Gnade." Da das Drehen des Gebetsrades von den Sünden und der Seelenwanderung befreit, so öffnet es auch die Tore zum Paradiese des Westens, des Amida, worauf folgende Inschrift hindeutet: „Alle Menschen werden von Mida (= Amida) aufgenommen." Um ins buddhistische Paradies zu gelangen, ruft man durch das Drehen des Gebetsrades auch die Hilfe der fünfhundert Rakan an, „die allzeit im Paradiese sind." Durch das Drehen des Gebetsrades bewirkt die betreffende Person entweder ihre eigene Befreiung von Sünden und dem Kreislaufe zahlloser Geburten, oder sie kann das Gebetsrad auch zum Nutzen bereits Verstorbener in Bewegung setzen und sie vor weiterer Einkörperung in eine der sechs Klassen, die auf der Seelenwanderung zu durchlaufen sind, befreien. Daher schreibt der Stifter eines Gebetsrades auf die Säule: „Zum Heil aller meiner Vorfahren."

Das Gebet, das durch Bewegen des Rades ersetzt wird und von den sechs Existenzarten erlösen soll, richtet sich gewöhnlich an „Jizo", weshalb er auch „der Erlöser von den sechs Wegen" (rokudo noke) heißt. Daher stehen die japanischen Gebetsräder auch meist vor Tempeln, die ihm geweiht sind. Jizo ist ein Bodhisattva und identisch mit Kshitigarbha des Sanskrit. Daneben zeigen die Aufschriften auf mehreren Gebetsrädern, daß auch Amida, sowie die fünfhundert Schüler Buddhas (rakan) angerufen werden durch das Drehen des Gebetsrades, um durch die Gnade des ersteren und die Hilfe der letzteren Eintritt ins buddhistische Paradies zu erlangen.

Jizo gilt nun besonders als Beschützer der Seelen der gestorbenen Kinder. Daher erstreckt sich die Wirkung des Gebetsrades auch auf das Schicksal dieser Kinder, aber nur solcher, die vor ihrem zehnten Lebensjahre das Zeitliche gesegnet haben. Wer also für ein solches Kind das Gebetsrad in Bewegung setzt, der bittet Jizo, das Kind vor den Schrecken der Kinderhölle des japanischen Buddhismus zu bewahren. Diese heißt „Sai no kawara" und bildet einen Teil von „Meido". Meido heißt das Totenreich im Gegensatz zu „Shaba", der Welt; im Gegensatz zu Hölle und Paradies stellt Meido einen Raum dar, der aus der Welt zu diesen führt. In Meido haust nun eine böse Alte, „Shozuka no baba" oder „Sanzu no obasan" am Styx des japanischen Buddhismus, „sanzu no kawa", dem „Fluß der drei Straßen". Sie beraubt die Erwachsenen ihrer Kleider, wenn sie nicht das festgesetzte Geld zum Ueberschreiten des Flusses entrichten. Daher legt man den Toten in Japan drei Rin in den Sarg.[1]) Sobald nun ein Kind nach Meido kommt, nimmt diese Alte ihm das Kleid weg und trägt das nackte Kind an das Ufer des „Sai no Kawara". Die Kinder überschreiten also nicht den buddhistischen Styx, weshalb man ihnen auch kein Geld in den Sarg mitgibt.[2]) „Sai no kawara" ist ein mit Steinen besätes trockenes Flußbett.[3]) Hier müssen die Kinder zur Abbüßung ihrer Sünden und zum Erlangen der Buddhaschaft mit wunden Händchen und Füßchen Steine sammeln und Türmchen (Vagoden) bauen. Sind sie damit fertig, so kommen Teufel und schlagen diese unter furchtbarem Schelten mit Eisenstangen wieder in Trümmer vor den jammernden Kindern. In dieser Not erscheint Jizo und nimmt die Kleinen in seine Hut, ihnen Vater und Mutter ersetzend. Das so häufig in Japan an den Straßen stehende Bild von Jizo ist immer mit vielen Steinen bedeckt. Man legt sie dort nieder, damit Jizo den Kindern das Suchen im trockenen Flußbette des „Sai no Kawara" erspare. Das Drehen des Gebetsrades enthält also auch

[1]) Dieser Brauch ist nicht bei allen Sekten des japanischen Buddhismus üblich. — „Rin" ist eine Münze; 10 Rin = 2 Pfennige.

[2]) Dies trifft jedoch nicht für alle Sekten zu.

[3]) Merkwürdigerweise nennt Chamberlain im Reisehandbuch für Japan „Sai no kawara" den buddhistischen Styx, obgleich er kein Wasser hat und nur für Kinder bestimmt ist. Alle anderen Verstorbenen müssen über den „sanzu no kawa", wofür sie ja auch 3 Rin bezahlen, so daß nur dieser „Fluß der drei Wege" dem griechischen Styx entspricht.

die Bitte an Jizo, die Kinder in „Sai no kawara“ von den Mühen und Qualen zu befreien, Steine sammeln zu müssen, und vor dem Grimme der Teufel zu schützen, die deren kleine Pagoden zerstören. Daher die Aufschrift auf dem Pfosten eines Gebetsrades: „Dem heiligen Jizo, dem Kinderbeschirmer“.

Die Wirkungen des Gebetsrades beziehen sich also nach der Lehre des japanischen Buddhismus einmal im engeren Sinne auf die Befreiung von Sünden und dem Kreislaufe zahlloser Geburten in den fünf oder sechs Existenzarten der Welt des Gelüstes. Das Drehen des Gebetsrades soll im besonderen Erwachsene wie Kinder vor den Höllenqualen schützen. Im weiteren Sinne hat dann das Drehen des Gebetsrades, kraft seines Befreiens von der Hölle und der Seelenwanderung überhaupt, die Wirkung, die Gläubigen nach ihrem Tode sogleich in den buddhistischen Himmel oder das Paradies des Westens zu versetzen. Grob ausgedrückt ist also das Gebetsrad nach der Lehre des japanischen Buddhismus eine Maschine, die die Gläubigen nach ihrem Tode schnell und leicht zur himmlischen Seligkeit des Buddhismus befördert. —

Das Gebetsrad des japanischen Buddhismus unterscheidet sich also in seiner Wirkung wesentlich von den Gebetsmaschinen und Gebetsmühlen, wie sie in Tibet und China in Gebrauch stehen. Letztere sollen das Glück im allgemeinen und die Erfüllung von Wünschen im besonderen befördern. Nicht so die japanischen Gebetsräder. Der japanische Buddhismus beschränkt den Segen des Gebetsrades auf das Seelenheil, zeigt sich also in diesem Punkte der Auffassung in Tibet und China überlegen, so äußerlich seine Ansicht über das Gebetsrad bleibt. Ist es doch für unsere Begriffe kaum faßbar, das Gebet, das einem gläubigen Sinne und dem innersten Gefühl entströmen soll, durch mechanische Bewegung eines Rades zu ersetzen! Noch weiter muß man das seltene Vorkommen der Gebetsräder in Japan zu Ehren des japanischen Buddhismus hervorheben. Nach Berichten trifft man in Tibet und China das Gebetsrad sehr häufig, während ganz Japan höchstens einige Dutzend aufweist.

Halbjahresbericht.

Von Superint. Schiller in Kioto.

(Schluß.)

B. Unsere eigene Arbeit.

I. Superintendentur-Geschäfte.

Unsere wichtigste Arbeitsstätte in Japan bleibt naturgemäß die Reichshauptstadt Tokio. Um die dortige Arbeit zu verstärken und auszubreiten, wurde im Mai ein zweiter Prediger angestellt. Es ist Akashi Shigetaro, der 38 Jahre alt ist, im Jahre 1890 von Dr. Spinner die Taufe empfangen hat, später in unserer theologischen Schule studierte, bis er dann auf Grund eines freundschaftlichen Uebereinkommens der amerikanischen Universalisten-Mission überlassen wurde, in deren Dienste er jahrelang als Prediger gearbeitet hat. Auch literarisch hat er sich verdient gemacht und als religiös-moralischer Schriftsteller einen guten Namen. Eine im

Lauf dieses Jahres von ihm veröffentlichte Sammlung von Vorträgen unter dem Titel „Risoteki no Seinen“ (der ideale Jüngling) erlebte im Laufe des Sommers mehrere Auflagen. Er übernahm die Arbeit im Stadtteile Bancho und hält seine Versammlungen in der deutschen Kirche. Am 11. Juni konnte dort eine kleine Gemeinde von 31 Gliedern (darunter 7 Kinder) konstituiert werden. Sie nahm den Namen Togozaka-Gemeinde an, weil das Kirchengebäude am Togozaka (d. h. Togo-Abhang) liegt. Gegenüber liegt das Haus des Admirals Togo, das ihm, als dem Sieger über die baltische Flotte, die Stadt Tokio geschenkt hat. An der Gründungsfeier der Gemeinde konnte ich selber teilnehmen und hielt die Predigt, nachdem ich schon am Vormittage in der Koishikawa-Gemeinde unseres Pastors Takano gepredigt hatte. An beiden Orten fanden Taufen statt. In Koishikawa waren es 3 Glieder, in Togozaka wurde 1 neues Glied durch die Taufe aufgenommen, die Gattin eines Kaufmannes, der selbst einst von Pfr. Munzinger die Taufe empfangen hat und jetzt als Gemeinde-Aeltester der Togozaka-Gemeinde wertvolle Dienste leistet.

Am folgenden Tage hielt ich mit sämtlichen Arbeitern unseres Tokio-Distriktes die übliche Jahreskonferenz.

Zum zweiten Male war ich im September im Tokio-Distrikte und besuchte dort vor allem einen neuen, von Aoki in Arbeit genommenen Bezirk, der freilich schwer zu erreichen war. Es ist eine Art Spreewald, zwischen den Armen des großen Tonegawa und eines Nebenflusses gelegen, nicht weit unterhalb des Ausflusses beider aus großen Seen. Statt Wald und Wiese findet man hier natürlich nur Reisfelder. Shiashima heißt der Bezirk, seit er neuerdings von einem Deich mit eisernen Toren, die bei Hochwasser geschlossen werden, umgeben worden ist. Hier hat Aoki einen Jungmännerverein gegründet, dessen Leiter der Arzt des Bezirkes ist, der als Sproß einer alten angesessenen Familie den Einfluß eines Landedelmannes hat. Mitglieder sind vor allem die jungen Lehrer, welche von Aoki während ihrer Seminarzeit fürs Christentum interessiert und zum Teil getauft worden sind. Ein Jüngling holte uns mit dem Boote in der nächsten Stadt ab und ruderte uns 2 Stunden lang hin und später auch wieder zurück; er war ein Glied des Vereins. In einer der beiden großen Schulen des Bezirks hielten wir unsere Versammlung, die trotz der Erntezeit von 80 Erwachsenen und zahllosen Kindern besucht war. Möge diese Arbeit gute Früchte tragen!

2. Die Kioto-Gemeinde.

Eine Statistik, die im vorigen Jahre aufgenommen wurde, weist nach, daß die Stadt Kioto außer den Kirchen der römischen und griechischen Katholiken jetzt 24 evangelische Predigtstädten besitzt, an denen 14 ordinierte Pastoren und 14 Evangelisten und Bibelfrauen arbeiten, die Missionare und Missionarinnen nicht mitgerechnet. Die erste protestantische Arbeit in Kioto wurde vor 31 Jahren begonnen. Jetzt befinden sich ortsanwesend in der Stadt

von fast 450 000 Einwohnern 1843 evangelische Christen, wobei allerdings die große Zahl der an Doshisha und der höheren Töchterschule der bischöflichen Kirche angestellten Lehrer mit ihren Familien und die christlichen Schüler beider Schulsysteme mitgezählt sind. Da ist noch viel Arbeit zu tun, ehe das Rom des japanischen Buddhismus mit seinen großen Wallfahrtstempeln und Priesterseminaren, das zugleich die Vergnügungsstätte Japans ist, für das Christentum gewonnen sein wird.

Unsere kleine Gemeinde hielt am 3. April die Abschiedsfeier für ihren bisherigen Pastor Hashinami, der 7½ Jahre in Kioto gearbeitet und die Gemeinde gegründet hatte und nun nach der Stadt Toyohashi übersiedelte, um dort eine neue Arbeit zu beginnen. Sein Nachfolger ist der Evangelist Suzuki, der mit mir gemeinsam die Arbeit in der Kiotogemeinde und in unserem Predigtlokale in Shogoittcho tut. Nachdem im Freien ein Gruppenbild aufgenommen worden war, versammelte sich die Gemeinde mit ihren Freunden im Kultlokale zur gemeinsamen Abendmahlsfeier. An diese schloß sich die eigentliche Abschiedsfeier mit Ueberreichung von Abschiedsgeschenken an. Frau Pastor Hashinami sprach das Schlußgebet. Pastor Hashinami hat in Kioto viel guten Samen ausgestreut und die guten Wünsche der Gemeinde folgten ihm auf seine neue Arbeitsstätte nach.

In dem Kultlokale der Kiotogemeinde, das zugleich die Wohnung des Evangelisten Suzuki und seiner Familie ist, findet jeden Sonntag Abend ein Gottesdienst statt. Am Vormittag wird Sonntagsschule gehalten, und am Nachmittag findet die Versammlung des Jugendvereins statt, den Suzuki gegründet hat. Gerade die beiden letzteren Versammlungen blühen sehr, seit wir in der Bibelfrau Uemura jemand gewonnen haben, der die Gesänge auf dem Harmonium begleiten kann. Suzuki, der mehrere Jahre mein Gehilfe in der Sonntagsschule zu Shogoincho gewesen ist, versteht es vorzüglich, mit der Jugend umzugehen. Ende März veranstalteten beide Sonntagsschulen einen Ausflug nach dem Gebirgsrand, an den die Stadt Kioto sich anlehnt.

Andere Versammlungen: Vorträge, Andachten, Familienabende usw. fanden von Zeit zu Zeit statt, regelmäßig die monatlichen Versammlungen des kleinen Frauenvereins mit Andacht und Vortrag. Ich selbst hielt außer meinen Predigten einmal einen Vortrag für Frauen über „Maria, die Mutter Jesu", und ein andermal einen öffentlichen Vortrag über das Thema: „Die Bibel und der moderne Mensch."

Es ist in Kioto nicht leicht, Christen zu gewinnen, da die angesessene Bevölkerung sehr konservativ ist, und die übrigen Missionen durch die Unterstützung der amerikanischen, französischen und russischen Christen im Besitze von zum Teil recht prächtigen Kirchengebäuden sind, welche naturgemäß anziehender auf die Oeffentlichkeit wirken, als unsere bescheidenen Zimmer in Privatwohnungen. Hoffentlich kommen wir auch einmal dahin, ein würdigeres Kult-

lokal zu gewinnen, wie es der heutigen Lage auf dem Missionsfelde entsprechend ist.

Auch unsere Christen beteiligten sich an der gemeinsamen Sammlung der Kiotogemeinden für die durch den großen Brand in Osaka, bei welchem etwa 15 000 Häuser verzehrt wurden, Geschädigten. Im ganzen haben die Kiotochristen für diesen Zweck Geld und Waren im Werte von 675 Yen (1400 Mark) zusammengebracht. Die Pflicht zur Wohltätigkeit wird auch in den japanischen Gemeinden immer mehr als eine selbstverständliche Christenpflicht erkannt.

3. Die Arbeit in Shogoincho.

Dieser Zweig unserer Kiotoarbeit im östlichen Teile der Stadt, der von der eigentlichen Stadt durch den wasserarmen Kamofluß getrennt ist, aber die meisten höheren Schulen enthält, wurde von Suzuki und mir weiter gepflegt wie früher. Am Sonntag Morgen findet zunächst Sonntagsschule statt, zu welcher augenblicklich zirka 70 Kinder sich versammeln, die dicht gedrängt in dem engen Raume am Boden hocken. Ferner wird an den Sonntag-Vormittagen regelmäßig gepredigt von Suzuki oder mir. Einmal hielten wir abends eine größere Vortragsversammlung, in welcher Suzuki über „die Botschaft des Christentums an unsere Zeit" und der Professor der Theologie Hiro von der Doshisha über den Sinn des ewigen Lebens redete. Mittwoch abends halte ich Bibelerklärung für Studenten, und in einer zweiten Stunde fortlaufende Vorträge bis zu Anfang des Sommers über Fragen der christlichen Ethik, jetzt seit Anbruch des Herbstes über das Leben Jesu. An den Samstag-Nachmittagen hält meine Frau eine mehrstündige Handarbeitsklasse, die unterbrochen wird dadurch, daß ich eine Gesangstunde zur Einübung von religiösen Liedern einschalte. Jeden ersten Sonntag im Monat finden nachmittags in meinem Hause Teegespräche statt, zu welchen Studenten, Lehrer, Dozenten, Aerzte und andere kommen. Vor dem Sommer hatten wir einmal abends in meinem Hause eine größere Gemeindeversammlung mit Andacht.

4. Die Otsu-Gemeinde und die Arbeit in Zeze.

In Otsu und Zeze arbeitete Pastor Kitahara weiter wie bisher. Die Gemeinde ist im letzten Jahre nicht weiter gewachsen. Der Ort gilt als recht schwer. Selbst die Kumiai-Kirche, die auf 20jährige Arbeit dort zurückblickt, hat erst in den letzten Jahren angefangen, bessere Resultate zu erzielen. Aber so viel treue Arbeit wird schon einmal Früchte tragen. Sonntagsschule und Sonntagspredigt werden regelmäßig gehalten.

Besser besucht sind die Versammlungen an den Samstag Abenden in dem Nachbarstädtchen Zeze, wo die treuesten Christen der Otsu-Gemeinde wohnen. Vor und nach den Gottesdiensten pflegt Frau Kitahara mit den Jünglingen Kirchenlieder einzuüben.

Ich selbst habe in Otsu und Zeze mehrmals gepredigt. Im Sommer wurde dem Pastor Kitahara das dritte Kind geboren. Als

im Sommer am Ostrande des Biwasees, an dessen Südspitze Otsu und Zeze liegen, ein verheerendes Erdbeben stattgefunden hatte, haben auch unsere Christen für die Notleidenden gesammelt. Aber solche Scherflein der Christen können noch wenig Eindruck machen gegenüber den großen Spenden der reichen Buddhistentempel.

5. Die Arbeit in Osaka.

In der Millionenstadt Osaka arbeitet unser Evangelist Kato weiter wie bisher durch Sonntagsschule, Sonntagabend-Predigten, wöchentliche Bibelstunden und Hausbesuche. Ich selbst bin mehrfach zu Predigten hingefahren. Die sichtbaren Ergebnisse sind klein, zumal alle Gewonnenen und Angeregten nach kurzer Zeit wieder die Stadt verließen. Im Sommer hatte Kato seine erste christliche Beerdigung während seiner dortigen Wirksamkeit. Es war das Kind eines aufs Land verzogenen Gemeindegliedes gestorben.

Der große Brand im Hochsommer hat unsere Kreise nicht betroffen. Doch haben alle Christen der Stadt zusammengewirkt nicht nur durch Liebestätigkeit aus Anlaß des furchtbaren Unglücks, sondern auch durch eine energische und erfolgreiche Agitation gegen die Erlaubnis zur Wiedereröffnung des einen der 7 Freudenviertel, das gerade im Verkehrszentrum der heutigen Stadt lag. Die Massenpetitionen und Volksversammlungen haben ihren Zweck erreicht und bewiesen, daß das Christentum im heutigen Japan auch schon einen sozial reformierenden Einfluß ausübt.

6. Die Arbeit in Tsuruga.

In dieser Hafenstadt Japans, am japanischen Meer gelegen, hat der Evangelist Ezuka schöne Anfänge erzielt. Er ist unermüdlich tätig, die Bewohner der Stadt, auch die Soldaten der Garnison und die Schüler der Handelsschule anzuregen und den Leuten klar zu machen, daß religiöse Ueberzeugung und Betätigung für den Menschen nötig ist. In Tsuruga herrscht sehr stark der Buddhismus, aber es ist ein arg versteinerter Buddhismus ohne religiöses Leben. Das Christentum hat in Tsuruga bisher noch wenig ausrichten können, wie überhaupt an der Küste des japanischen Meeres. Gleich nach uns ließen sich aber auch noch die Methodisten und Presbyterianer in Tsuruga nieder, so daß jetzt der Platz reichlich besetzt ist. Im Frühling hat Ezuka ein passenderes Haus gefunden, und nun geht die Arbeit in schöner Weise vorwärts. Ezuka hat einen Jünglingsverein gegründet, der ihm einen kleinen zuverlässigen Stamm bietet für Bibelstunden und Predigten. Auch Sonntagsschule wird gehalten. Am 26. Mai hielt ich dort zusammen mit dem Evangelisten Suzuki einen Vortrag. Letzterer sprach über die Botschaft des Christentums an unsere Zeit, ich selbst über die Religion der Freude. Es hatten sich 76 Personen eingefunden, so daß unser kleines Lokal ganz gefüllt war. Am 8. Juli war ich wiederum in Tsuruga und konnte dort unsern Erstling taufen, ein Mitglied des Jünglingsvereins, einen jungen Beamten der dortigen Wetterwarte. Abends hielten wir wieder eine öffentliche Vortragsversammlung, in welcher Ezuka und ich sprachen. Auch musikalische

Einlagen wurden geboten. Es hatten sich etwa 40 Hörer eingefunden.

7. Die Arbeit in Toyohashi.

Diese Arbeit stellt ein ganz neues Unternehmen dar. Am 16. April reiste Pastor Hashinami von Kioto dorthin, um diese Arbeit zu beginnen. Seine Familie konnte erst im Laufe des Sommers zu Beginn der Schulferien folgen. Den ältesten Sohn mußten sie in Kioto lassen, wo er die Mittelschule in dem Schulsystem der Doshisha besucht, da in Japan der Uebergang von einer höheren Schule auf die andere meist recht schwierig, oft geradezu unmöglich ist.

Toyohashi ist eine Stadt von über 40 000 Einwohnern, die dadurch, daß bei der neuerlichen Heeresverstärkung eine volle Division aller Waffengattungen und außerdem noch eine besondere Kavalleriebrigade dorthin verlegt wurde, einen neuen Aufschwung nimmt. Es war erst recht schwer für Hashinami, ein Haus zu finden, da die Behörde alle frei stehenden Wohnungen für Offiziers- und Beamtenfamilien freihalten wollte. Toyohashi liegt fast in der Mitte zwischen Tokio und Kioto, nicht so sehr weit von der großen, aufblühenden Handels- und Industriestadt Nagoya entfernt, die mit ihren fast 400 000 Einwohnern und vielen höheren Schulen als Wohnsitz für einen Missionar sich eignen würde.

Es befinden sich in Toyohashi schon einige Missionsunternehmungen der bischöflichen Kirche, der Methodisten und Presbyterianer. Große Resultate sind noch nicht erzielt worden. Die Christen und Prediger in Toyohashi haben Hashinami freundlich aufgenommen. An den ersten Sonntagen predigte er in den Gottesdiensten der Methodisten und Presbyterianer; auch eine Begrüßungsfeier der Christen für ihn wurde gehalten, und er nimmt an den regelmäßigen Predigerkonferenzen der Stadt teil. Sobald er ein Haus gemietet hatte, begann er mit eigenen Gottesdiensten und mit Abhaltung der Sonntagsschule und hat bisher immer gut besuchte Versammlungen gehabt.

Im Juli wie im September war ich in Toyohashi und habe beide male dort gepredigt. Das letzte Mal fiel meine Anwesenheit gerade mit einem mehrtägigen großen Tempelfest in der Nähe unseres Kultuslokals zusammen. Dies störte einerseits, andererseits diente es aber auch dazu, unsere Arbeit bekannt zu machen. Denn wir hoben nach japanischer Sitte die hölzernen Außenwände des Hauses heraus, und ich dehnte meine Ansprache auf 1½ Stunden aus, sodaß die ganze Stadt, welche vor dem Hause vorüberzog, Gelegenheit hatte, vom Christentume zu hören, wovon auch viele Hunderte Gebrauch machten. Es spricht für die Toleranz, den Takt und das gute Benehmen der japanischen Volksmassen, daß dabei auch keine einzige Störung vorgekommen ist.

Hashinami plant, auch in zwei kleineren Nachbarstädten regelmäßige religiöse Versammlungen einzurichten und hat schon Verbindungen zu diesem Zwecke angeknüpft. Es ist ja die Aufgabe der Jetztzeit, das Christentum in Japan auch in die mittleren und klei-

neren Städte, und womöglich auch in die Dörfer zu bringen, nachdem bisher vorwiegend die größeren Städte mit seiner Verkündigung bedacht waren. Möge es Hashinami gelingen, daß er von Toyohashi als Mittelpunkt aus religiöse Wirkungen auf die Umgegend auszuüben vermag, so wie Pastor Aoki von Chiba aus im ganzen Regierungsbezirke christlich anregend wirkt.

8. Die Arbeit unter den deutschen Landsleuten in Kobe und Westjapan.

Wie bisher fanden in Kobe von Zeit zu Zeit deutsche Gottesdienste statt. Die Besucherzahl schwankte zwischen 15 und 35. Trotz des großen Wechsels in der Kolonie haben sich im Laufe der Jahre noch stets Freiwillige gefunden, die freundlichst die Gesänge auf der Orgel begleiteten. Die Gottesdienste finden im Union Church Building statt, das seinerzeit von den Protestanten aller Nationen gebaut wurde. Zu seiner Unterhaltung trägt die deutsche Kolonie dadurch bei, daß 20 ihrer Glieder Kirchensitze gemietet haben. Das ist eine größere Zahl, als sie augenblicklich jede der anderen Nationen aufweist. Die deutsche Kolonie in Kobe hat gerade eine deutsche Volksschule mit 2 Lehrkräften errichtet, durch welche auch der regelmäßige Religionsunterricht der heranwachsenden Jugend gesichert ist. Kasualien kommen hin und wieder vor. Getauft wurden im Berichtszeitraum 6 Kinder, es fand eine Beerdigung statt, getraut wurden 2 deutsche Paare, darunter eins in Kioto in meinem Hause.

9. Die deutsche Abendschule.

Meine deutsche Abendschule in Kioto besteht nun schon 9 Jahre lang, und zahlreich sind die jungen Männer: Studenten, Aerzte, Lehrer, Professoren, Ingenieure, Offiziere, Kaufleute, welche auf diese Weise in der deutschen Sprache gefördert und mit der deutsch-christlichen Kultur in engere Berührung gekommen sind. Der Unterricht findet augenblicklich 2 mal wöchentlich abends in je 2 Stunden statt. Es sind 2 Klassen eingerichtet: eine Anfängerklasse mit Grammatik und Uebersetzungsübungen und eine fortgeschrittenere Klasse mit Grammatik und Lektüre. Gerade durch diese Tätigkeit habe ich viel Dankbarkeit und dauernde Anhänglichkeit von seiten früherer Schüler erfahren, die auch im späteren Leben gern die Beziehung zu ihrem früheren Lehrer aufrecht erhalten.

10. Sonstige Arbeiten.

Von meinem Unterricht im Christentum (Kiristokio Yogi) ist die Hälfte der Auflage bisher abgesetzt worden. Ein Arzt in Tokio kaufte mehrere hundert Exemplare für seine Hospitäler und Sanatorien, Professor Tsutsui in Chiba und unser früherer Theologie-Student Yamamoto, jetzt Pastor in Nagasaki, ebenfalls eine größere Anzahl. Der Matthäus-Kommentar, welcher teurer ist, verkauft sich langsamer; jetzt im Herbste kommt die Zeit, wo er aufs neue bekannt gemacht werden soll. Meine kleine Zusammenstellung: Das wichtigste über die Fukyu Fukuin Kyokwai (unsere Kirche in Japan) wurde im Sommer in 1000 Exemplaren neu gedruckt. Paulsens hinterlassenen Artikel: „Was dünket euch um Christo?" habe ich mit

Suzuki für die Zeitschrift Rikugo Zashi übersetzt. Im Sommer schrieb ich eine längere Abhandlung über die Notwendigkeit einer Revision der japanischen Bibelübersetzung.

Auch sonst ergaben sich manche Arbeiten neben den regelmäßigen. Im Turnus der Kioto-Missionare pflege ich regelmäßig in den für Ausländer in der Doshisha eingerichteten Unionsgottesdiensten in englischer Sprache zu predigen und finde dort immer aufmerksame und verständnisvolle Hörer. In einer vom Jünglingsverein der städtischen Aerztebildungsanstalt veranstalteten Vortragsversammlung redete ich über das Thema: Was kann die Bibel dem modernen Menschen sein? Durch meine Tätigkeit als Lektor an der Universität hat sich mein Bekanntenkreis in Kioto ganz beträchtlich erweitert. Kommen wir erst einmal in den Besitz einer würdigen Versammlungsstätte, so wird unsere Arbeit auch vermutlich mehr in die Oeffentlichkeit hinaustreten. Freilich die Zeit scheint noch ferne, wo die Masse der Bevölkerung Kiotos sich entschieden dem Christentume zuwendet. Was wir heute tun, ist immer noch Vorbereitung auf diesen großen Wendepunkt hin, dessen Hereinbrechen Gott beschleunigen möge. Immerhin ist in Japan so viel erreicht, daß wir mit allen Missionen in Frieden ungestört unsere Arbeit tun und unseren Glauben auswirken können.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Zwei bedeutsame Urteile über die Heidenmission.

1. Die sozialistischen Monatshefte.

Ein sozialdemokratisches Urteil über die Mission, das sich durch seine gerechte und vorurteilsfreie Stellung zu dieser größten Lebensbetätigung der christlichen Kirche erfreulich auszeichnet, findet sich im vorigen Jahrgang in Nr. 21 der von Dr. J. Bloch herausgegebenen „Sozialistischen Monatshefte". Dort schreibt S. 1393 ff. Gerhard Hildebrand u. a.:

„Einem Vertreter des historischen Materialismus wird es nahe liegen, zu unterstellen, daß die außerordentlich starke Entwicklung der christlichen Missionstätigkeit in den letzten Jahrzehnten eine natürliche Begleiterscheinung der Kolonialpolitik ist, und daß sie im wesentlichen den Zweck verfolgt, die koloniale Eroberung und Ausbeutung zu erleichtern. So einfach sind indessen die Zusammenhänge nicht. Die Hauptträger der christlichen Missionsidee sind nicht in den Reihen der Kolonialpolitiker zu suchen, und man kann eher sagen, daß sich die Mission schließlich wohl oder übel mit der ihr oft recht unbequemen Kolonialpolitik abgefunden hat, als daß sie herbeigewünscht und sie sich von anfang an bewußt in ihren Dienst gestellt hätte. Die Motive, besonders der protestantischen Missionstätigkeit — die kathol. Kirche hat allerdings einen stark diesseitigen Reichsgottesbegriff und es liegt ihr von Natur näher, sich des „weltlichen Arms" zu bedienen — beruhen vielmehr in einer sehr lebendigen und innerlichen Auffassung des evangelischen Missionsbefehls: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden!" . . . Die Mission

bedeutet demzufolge einen Beweis für die außerordentliche Lebensfähigkeit des Christentums, und ihre Geschichte im 19. Jahrhundert wohl die größte Massenleistung von Selbstverleugnung und Weltentsagung, die die Menschheit kennt. Heute sind allerdings durch die staatliche Kolonialpolitik die meisten Missionsfelder in ein Entwicklungsstadium getreten, in dem die Missionsarbeiter vielfach ... nicht mehr so großen Entbehrungen, solcher Vereinsamung und Gefahren ausgesetzt sind wie ehedem. Auch die Aufgaben haben sich unter diesem Wechsel bis zu einem gewissen Grade geändert. .... Die einseitige Beschränkung „auf Heilspredigt" und Sittenlehre ... ist nicht mehr durchführbar. ... Will die Mission schließlich den Selbständigkeitsbewegungen der Eingeborenen gegenüber das Heft nicht aus den Händen verlieren, die Früchte jahrzehntelanger Mühen preisgeben, so wird sie in Zukunft immermehr dazu gedrängt werden, Sachwalterin der Eingeborenenineressen auch politischer Art zu werden. Schon bisher hat sie der wirtschaftlichen Ausbeutung der Eingeborenen durch die weißen Kolonisatoren häufig entgegentreten müssen. Die Aufdeckung der Kongogreuel ist hauptsächlich der Mission zu danken, und unser belgischer Genosse Vandervelde hat kürzlich mit Erfolg eine neue Reise nach dem Kongostaat unternommen, um die Vertretung amerikanischer Missionare in einem Beleidigungsprozeß der „Kasai Co.", einer der berüchtigsten Ausbeutergesellschaften, zu übernehmen. ... Im Interesse einer friedlichen Auseinandersetzung zwischen Eingeborenen und Kolonialmächten kann man nur wünschen, daß die Mission soviel politischen Weitblick gewinnt, daß sie die doch nicht aufzuhaltende wirtschaftliche und geistige Mündigkeit ihrer Anhänger mit aller Kraft und Zähigkeit befördert, dann aber auch dem wachsenden Selbstbewußtsein entschlossen die entsprechende Selbständigkeit erkämpfen hilft."

... „Die Missionsstatistik zeigt, daß die meisten großen Missionsgesellschaften keineswegs die Kolonien des Heimatstaates bevorzugen, sondern durchaus international arbeiten, schon deswegen, weil die Missionsgebiete häufig viel älter sind als die Kolonialgebiete. Natürlich verschlingen die heimische Verwaltung und Propaganda, die Ausbildung, Ausrüstung und Aussendung der Missionare, ihre notwendigen Urlaubsreisen, Alters-, Witwen- und Waisenversorgung des Missionspersonals, erhebliche Summen, so daß auch die Millioneneinnahmen immer wieder zu knapp werden. Um so bewundernswerter, daß dennoch die Opferwilligkeit immer wächst, die Arbeitsfelder immer weiter gestellt werden. Wenn auch der ziffernmäßige Erfolg an „Bekehrten" im Verhältnis zu allen Aufwendungen und Mühen klein erscheinen mag, so stehen doch diejenigen, die Mission betreiben, viel zu sehr unter dem Gebot einer für sie zwingenden Pflicht, als daß sie sich dadurch entmutigen ließen. Und auch wer persönlich das Christentum von sich abgestreift hat, muß der Aufopferungsfähigkeit der Mission Anerkennung zollen und darüber hinaus zugeben, daß die Missionstätigkeit in Bausch und Bogen genommen, zum mindesten ein nützliches geisti-

ges Gärungsmittel in weite Gebiete kultureller Abgeschlossenheit und Stagnation hineinträgt."

2. Sven Hedin.

In dem vor kurzem erschienenen neuesten Reisewerke „Transhimalaja" von Sven Hedin findet sich auch ein Urteil des berühmten Reisenden über die evangelische Mission, das gewiß auf allgemeine Beachtung rechnen darf. Sven Hedin schreibt u. a.: „Viele meiner schönsten Erinnerungen aus den langen in Asien verlebten Jahren stammen aus den Missionshäusern, und je besser ich die Missionen kennen lernte, desto mehr bewunderte ich ihre stille, beharrliche und oft so undankbare Arbeit. Alle die Herrnhuter, mit denen ich im westlichen Himalaja zusammentraf, stehen auf einer sehr hohen Bildungsstufe und kommen außerordentlich gut für ihre Arbeit vorbereitet hierher. Einige junge Fante, denen nichts heilig ist, und deren Oberstübchen nicht entfernt so gut möbliert sind wie die der Missionare, glauben, es gehöre zum guten Tone, letztere mit überlegener Verachtung zu behandeln, sie zu tadeln, über sie zu Gericht zu sitzen und ihre Arbeit im Dienste des Christentums zu verurteilen. Was auch das Ergebnis der undankbaren Tätigkeit sein mag — der selbstlose Kampf für eine ehrliche Ueberzeugung ist stets bewundernswert, und in einer Zeit, die an widerstreitenden Faktoren so reich ist, erscheint es wie eine Erlösung, gelegentlich noch Menschen zu begegnen, die für den Sieg des Lichts auf der Erde kämpfen."

Die Mission auf der preußischen Generalsynode.

Die letzte preußische Generalsynode, die von Ende Oktober bis Mitte November tagte, hat sich eingehend mit der Heidenmission beschäftigt. Der evangelische Oberkirchenrat hatte der Synode eine von Professor D. Warneck meisterhaft verfaßte Denkschrift vorgelegt, an die sich eine lebendige Besprechung anknüpfte. Es wurde der Beschluß gefaßt, den evang. Oberkirchenrat zu bitten, bei der Staatsregierung auf die Einrichtung einer ordentlichen Professur für Missionswissenschaften an der Berliner Universität hinzuwirken. Außerdem aber erließ die Synode folgenden Aufruf:

„Die Generalsynode wendet sich an alle Glieder der Evangelischen Landeskirche mit einem dringenden Aufruf zur Mitarbeit an dem Werke der Mission. Es ist eine entscheidungsvolle Zeit im Reiche Gottes; die in früheren Zeiten in der Stille wirkende und wenig beachtete Mission ist auf dem Wege zur Weltmission. Die großen Missionsgelegenheiten und die gewaltigen Missionsaufgaben der Gegenwart erfordern großzügige und weltumspannende Arbeit. Das Suchen und Ringen der erwachenden Völker nach Wahrheit und Freiheit muß in die rechte Bahn geleitet werden; allein das Evangelium kann zur Wahrheit und Freiheit, zur edelsten Kultur führen. Es darf doch nicht zweifelhaft werden, daß die christliche Religion zur Weltreligion berufen ist! Diesen ihren Anspruch mit aller Kraft geltend zu machen, darf sie nicht länger versäumen. Es ist Gefahr im Verzuge! Die Weltlage erheischt gebieterisch eine ganz

neue, entschlossene und kraftvolle Belebung der evangelischen Missionsarbeit. Und nicht nur die Weltlage, sondern vornehmlich auch die Gewissenspflicht gegenüber unsern Kolonien! In Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Togo die Bedrohung durch das mächtige Vordringen des Islam. Soll Deutsch-Ostafrika christlich oder mohammedanisch werden? In Südwestafrika werden die zertrümmerten Reste der eingeborenen Völker dauernd, und zwar in überlegener Zahl, neben den deutschen Ansiedlern wohnen; es ist im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung von entscheidender Bedeutung, daß sie bald christianisiert, in geordneten christlichen Gemeinden gesammelt und erzogen werden. In Samoa müssen für das schnell christianisierte Volk gesunde, dauerhafte kirchliche Ordnungen geschaffen werden, damit sich dort eine evangelische Volkskirche wachstümlich entwickle. In Kaiser-Wilhelmsland und dem Bismarck-Archipel gilt es, wilde Kannibalen durch die Mission in die Anfänge christlicher Kulturentwicklung zu leiten. Schwere, weite Wege! Große, herrliche Ziele — der hingebenden Mithilfe aller Stände, namentlich auch der Gebildeten wert! Die ganze evangelische Christenheit ist zu diesem Werke berufen, auch die deutsche. Auf denn, evangelisches Volk! Möge keiner verständnislos beiseite stehen bleiben, mögen alle sich zusammenschließen unter der Losung: Vorwärts zur friedlichen Welteroberung auf dem Wege der Weltmission!" Man fragt sich, warum hier die so außerordentlich wichtige Missionsgelegenheit in Ostasien garnicht erwähnt wird, wo wir Deutschen doch auch festen Fuß gefaßt haben?

Die Missionsbewegung auf den deutschen Hochschulen.

Auf den deutschen Hochschulen ist eine Missionsbewegung doppelter Art. Der neue Zweig stellt sich dar als „Studentenbund für Mission", der getragen wird von der pietistischen Studentenbewegung (D. C. S. V.). Dieser „Studentenbund für Mission" verpflichtet seine Mitglieder, sich persönlich in den Dienst der Mission zu stellen. Der zweite Zweig sind die „akademischen Missionsvereine" (A. M. V.) Dieser Verband sagt von sich selbst: „Der A. M. V. sträubt sich gegen den methodistischen Charakter dieser missionseifrigen Kreise (D. C. S. V.). Er formuliert seine Tendenz allgemeiner. Er will zum Missionsstudium anregen und Interesse wecken und pflegen." Diese A. M. V. pflegen das Missionsinteresse durch Vorträge und Diskussionen. Jetzt wenden sie sich an die ganze studierende Jugend mit einem Aufruf, der unter Geltendmachung großzügiger Gesichtspunkte für den Missionsgedanken Propaganda macht.

Solche A. M.-V. bestehen in Berlin, Breslau, Göttingen, Greifswald, Halle, Königsberg, Leipzig Marburg, Tübingen.

Unsere Blätter, auch die Z. M. R. werden in diesen Vereinen empfohlen und gelesen. Wie wichtig wäre es, wenn Freunde unserer Arbeit in diesen Vereinen Vorträge zu halten sich bereit erklärten. Es würde das sehr dankbar begrüßt werden.

Aerztliche Mission.

Am 20. Oktober 1909 ist das „Deutsche Institut für ärztliche Mission" in Tübingen eingeweiht worden. Jetzt liegt der im Auftrage des Verwaltungsrates herausgegebene Bericht über die Festlichkeit im Drucke vor. Der Gedanke, ein derartiges Institut zu gründen, ist nicht neu; aber immer fehlte es an der nötigen Anleitung, dem rechten Antriebe dazu. Auch die ärztliche Welt im Allgemeinen stellte sich im Anfang nicht sehr wohlwollend dazu, denn es sollten im Institut nicht nur Aerzte ausgebildet werden, sondern auch Missionare, Schwestern usw., ärztliche Anleitung und möglichste Ausbildung erhalten. Diese Bedenken, daß dadurch eine neue Schaar von ärztlichen Laien herangebildet würde, daß sich die so ausgebildeten später in ihrer Heimat mit der Heilkunst abgeben könnten, sind geschwunden und werden beim Lesen der Festschrift gänzlich zerstreut werden. Denn wiederholt ist deutlich zu lesen: Alle diese medizinisch unterrichteten Missionare usw. müssen das schriftliche Versprechen abgeben, niemals die gewonnenen Kenntnisse in ihrer Heimat auszunutzen, niemals in die Reihen der Kurpfuscher zu treten. Ueber die Notwendigkeit aber einer derartigen Ausbildung der Missionare kann kein Zweifel mehr bestehen. Wer noch irgend welche Bedenken hegt, der lese die Festschrift, die über alle wissenswerten Fragen in den verschiedenen Reden Antwort gibt.

Die Schwierigkeiten, mit welchen die Gründung des Instituts zu kämpfen hatte, erkennt man erst ganz klar beim Lesen der Festschrift. Um so stärker tritt aber auch die Begeisterung über die Vollendung des Werkes hervor. Und aus diesen Betrachtungen erkennt man, daß der Mann, der die Hauptarbeit geleistet hat, der nicht geruht hat bis auch der deutschen ärztlichen Wissenschaft eine wahrhaft gute Gelegenheit gegeben worden ist, ihre von christlicher Liebe getragene Arbeit auch in den fernsten Ländern zu schöner Geltung zu bringen, einen außerordentlichen Dank verdiente; daß sich die medizinische Fakultät selbst geehrt hat, wenn sie diesem Wohltäter der Menschheit, ihre höchste Würde erteilte, den Dr. med. hon. causa.

Will die Gesellschaft für ärztliche Mission viele neue Freunde gewinnen, will sie auch diejenigen heranziehen, die jetzt noch mit Achselzucken zur Seite stehen, so verschicke sie diese Festschrift in recht zahlreichen Exemplaren als Werbeschrift oder lasse sie für einen geringen Preis im Buchhandel erscheinen. Ich kann sie mit gutem Gewissen als ein Vadenmekum für das Gebiet der ärztlichen Mission empfehlen, ich kann nur wünschen, daß Alle christlich Gesinnten alle die in ihr enthaltenen Ansprachen lesen, deren Grundton immer und immer ist: Werktätige Nächstenliebe, ohne das Seine zu suchen.

Dr. med. Wagner-Bad Koesen.

Deutscher Kolonialkongreß 1910.

Im Jahre 1910 wird in Berlin ein deutscher Kolonialkongreß stattfinden, zu dem auch unser Verein eingeladen worden ist. Am 11. Dezember hat in einer vorbereitenden Besprechung der

Kongreß sich konstituiert. Unser Präsident D. Kind hat bei dieser Sitzung unsern Verein vertreten.

Die Bevölkerung der Erde.

Es leben auf der Erde gegenwärtig etwa 1 544 510 000 Menschen. Nach den Religionsbekenntnissen sind davon 543 940 000 Christen, 175 290 000 Mohammedaner, 10 860 000 Juden, 823 420 000 Heiden. Von den Heiden sind 300 000 000 Konfuzianisten, 214 000 000 Brahmanisten und 121 000 000 Buddhisten außer kleineren Religionen. Von 1000 Menschen entfallen also auf das Christentum 346, auf den Mohammedanismus 114, auf das Judentum 7, auf das Heidentum 533. — Es erscheint uns fraglich, ob die Zahlen des Buddhismus und Konfuzianismus sich genau bestimmen und abgrenzen lassen, da die beiden sich nicht ausschließen, sehr viele Chinesen gehören beiden Religionen zugleich an. Die obigen Zahlen stammen aus den Angaben des Direktors des statistischen Büros in Stuttgart, Dr. Zeller.

Fürst Ito und das Christentum.

Es ist während des japanisch-russischen Krieges vielfach die Behauptung aufgestellt worden, die meisten japanischen Staatsmänner und Heerführer seien Christen oder ständen wenigstens dem Christentum nahe. Das wurde damals auch von dem jetzt ermordeten Fürsten Ito behauptet. Dazu erhalten wir aus unserem Leserkreise folgende interessante Zuschrift:

Die Gattin des deutschen Gesandten v. Tr. war die einzige Dame des diplomatischen Korps zu Tokio, die die japanische Sprache beherrschte. Und so fragte sie eines Tages den Marquis Ito nach seinen religiösen Anschauungen. Ito lehnte natürlich jede innere Beziehung zu der Religion seines Volkes ab und bekannte sich nach dem Vorbild der meisten Gebildeten Japans nur zu einer philosophischen Weltanschauung. Wohl aber überraschte er auf weiteres Fragen durch seine Kenntnis der christlichen Evangelien. Er gestand, daß er in Jesus Christus die größte religiöse Persönlichkeit und in seiner Lehre die erhabenste Religion gefunden habe. Ja, er habe sich mit dem Gedanken getragen, seinen ganzen, damals sehr großen Einfluß für die Aufnahme des Christentums in die privilegierten Religionen Japans in die Wagschale zu werfen, und es zur Staatsreligion zu machen. Denn daß er sein Volk aus seinen niederen, unbefriedigenden religiösen Vorstellungen befreien müßte, hätte ihm als ernste Pflicht gegolten.

Zur Verwirklichung seiner Pläne beauftragte er seine Räte mit dem Studium der christlichen Lehre und der Geschichte der christlichen Kirche. Deren objektive Referate aber haben seine Hoffnungen für immer zerstört. Welche christliche Konfession solle er wählen: die mystische griechisch-orthodoxe, die imponierende römisch-katholische, die lehrhafte lutherische, die nüchterne calvinistische, die aufdringliche, aber die Massen bezwingende methodistische? Und dann die Geschichte des Christentums? Nein, seinem Volk wolle er

die furchtbaren Religionskriege ersparen. Er müsse das Volk sich selber überlassen und auf die Rolle eines Chlodwich verzichten, nicht die langsame Fortentwicklung aus seinem trostlosen Heidentum gewaltsam beschleunigen. Denn er wage nicht, deren Ziel zu bestimmen, aus Furcht vor religiösem, oder besser gesagt, konfessionellem Fanatismus.

Wahrlich, ein ernstes, beschämendes Wort für uns Christen! Das mag der jetzt verstummte Mund dem Abendland noch zurufen.

Leipz. N. Nachrichten.

Eine Religions-Statistik für Japan.

Der Chef des Religions-Büros im Ministerium des Innern, Herrn Shiba, tritt auf Grund einer von ihm aufgestellten Statistik für eine energische Kontrolle über die religiösen Körperschaften in Japan ein. Der Statistik entnehmen wir folgende interessante Angaben:

Christen	140 000
Buddhistische Gemeindeglieder	29 420 000
Buddhistische Gläubige	18 910 000
Shintoistische Gemeindeglieder	19 390 000
Shintoistische Gläubige	710 000
Tempel mit Priestern	72 128
Tempel ohne Priester	37 417
Jährliche Einziehung von Tempeln	150—160.

Selbstverständlich können die Ziffern für buddhistische und shintoistische Gemeindeglieder keinen Anspruch auf Genauigkeit erheben, wie die „Japan Daily Mail" richtig kommentiert. Es liegt das daran, daß die Priester beider Religionen in ihren Angaben gern Uebergriffe in das Nachbargebiet machen oder auch nur schätzungsweise die Zahl ihrer Gemeindeglieder angeben können. Besonders interessant ist es, daß von über 18 Millionen eingepfarrten Shintoisten nur 710 000 als wirkliche Gläubige angegeben werden. Es entspricht das aber durchaus den Tatsachen, denn viele der wegen ihrer offiziellen Stellung (Beamte, Offiziere, Lehrer) der Staatsreligion zugezählte Personen bekennen sich in Wirklichkeit zu anderen Religionen, besonders dem Buddhismus, zu dem die Grenzen ja überhaupt schwankend sind. Eine große Zahl der verlassenen Tempel soll allmählich eingezogen werden, andere werden an größere Tempel angeschlossen werden. Selbst die größeren Tempel leiden aber unter großer Armut, so daß ihre Priester gezwungen sind, zu allen möglichen Mitteln zu greifen, um notdürftig ihr Leben fristen zu können. Die obige Statistik dürfte im allgemeinen einen neuen Beitrag zu der Frage nach der Religiosität der Japaner liefern und beweisen, daß die letztere nach der äußerlichen Seite der Organisation religiöser Verbände recht viel zu wünschen übrig läßt. Die Schwierigkeit des Unterhalts der Tempel und ihrer priesterlichen Diener besteht eben darin, daß das Volk im großen und ganzen ihre Dienste nur bei Begräbnissen und in Krankheiten in Anspruch nimmt, während regelmäßige Abgaben für religiöse Zwecke völlig unbekannt sind. (Japan-Post).

---

50 Jahre evangelische Mission in Japan.

Auf der Jubiläumstagung, die im Oktober 1909 in Yokohama zur Feier der 50 jährigen Arbeit der evangelischen Mission in Japan stattgefunden hat, sind einige Resolutionen gefaßt worden, von denen Folgendes von Interesse ist:

1. Zu den Völkern, welche in besonderem Maße von Gott zum Dienst an der Welt berufen sind, gehört auch Japan. Daher ist es wichtig, daß die christlichen Kirchen Japans innerlich gefestigt werden, um zu leuchten in der Welt wie helle Lichter.

2. Die Konferenz erkennt dankbar die bisherige gesegnete Wirksamkeit der christlichen Erziehungsanstalten an. Aber es stehen für diese Werke nicht genug Mittel zur Verfügung, um sie mit den staatlichen Anstalten auf gleicher Höhe zu halten. Daher ist dringend um mehr Mittel hierfür zu bitten. Außerdem ist dringend nötig die Errichtung einer christlichen Universität, die wirklich diesen Namen verdient.

3. Es ist ein reger Zusammenschluß der verschiedenen christlichen Kirchen Japans geplant zu gemeinsamer Zusammenarbeit, damit die Mission erfolgreicher wirke.

4. Japan braucht notwendig gediegene christliche Literatur aller Art.

5. Es sollen, um eine spätere Geschichtsschreibung über die Entwicklung des Christentums in Japan zu erleichtern, an geeigneten Orten Bücher, Dokumente, Photographien und andere Dinge gesammelt und aufbewahrt werden.

6. Im Zusammenhang mit einer dahingehenden Petition von 9 japanischen Aerzten gibt die Konferenz den Freunden zu bedenken, wie wichtig die Gründung christlicher Hospitäler in Japan ist als Erweis christlicher Barmherzigkeit.

Der Wandel der Missionstätigkeit in China.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht der „Ostas. Lloyd" (1909, Nr. 47) einen missionsfreundlichen Artikel, der für uns deshalb beachtenswert ist, weil er zeigt, wie die Missionsgrundsätze unseres Missionsvereins in immer weiteren Kreisen Anerkennung und Nachahmung finden. Es wird hier von einer Rede berichtet, die Dr. Brown, der Sekretär der Amerikanischen Presbyterianer-Mission, die im Norden Chinas großen Einfluß hat, auf einer Missionskonferenz in Weihien in Schantung gehalten hat. Derselbe hat ausgeführt: „Der Missionar kann in China nicht mehr von einem überlegenen Standpunkt aus als Angehöriger eines Kulturvolkes einer niedrigen Kulturstufe gegenüber auftreten wie in Afrika, sondern er muß seinen Standpunkt einfach als Mensch zum Menschen nehmen. Er muß auch die Erscheinungen des geistigen Lebens außerhalb des Christentums zu verstehen und zu würdigen suchen, wie denn der Ausdruck Heide wegen des geringschätzigen Momentes, der darin enthalten ist, am Besten ganz vermieden würde. Ebenso muß der Missionar davon loskommen, kirchliche Einrichtungen, die

sich unter bestimmten historischen Bedingungen in den westlichen Ländern gebildet haben, unbesehen auf den Boden Chinas übertragen zu wollen. Die chinesische Kirche der Zukunft muß sich aus eigenen, ihr innewohnenden Gesetzen entwickeln, und der Westländer hat kein Recht, diesen Entwicklungsgang nach seinen Auffassungen zu beeinflussen. Ja, nicht einmal ein fertiges Dogma hat er zu überliefern. Denn auch das Dogma wurde unter Verhältnissen festgelegt, die sich so im heutigen China nicht finden. Was der Missionar zu bringen hat, das ist eine Person: Jesus, und ein Grundsatz: Das Evangelium."

Der „Ostas. Lloyd" fügt hinzu: „Gerade diesen Leitsätzen mit ihrer Großzügigkeit wird in Zukunft der Erfolg in China beschieden sein."

Zur Lage in China.

Man könnte schon jetzt eine Geschichte der Reformversuche in China schreiben, durch soviel verschiedene Stadien ist die Reformzeit schon hindurchgegangen. Es ist gewiß, daß in China mit Ernst reformiert wird und auch nicht ohne Erfolg. Aber der Erfolg scheint in keinem befriedigenden Verhältnis zu den aufgewandten Mitteln zu stehen. Und die verschiedenen Stadien der Reformzeit haben die chinesischen Zustände nicht gradlinig und in gleichem Tempo gefördert, sondern zickzackartig und mit heftigem Ansturm und schnellem zeitweiligem Rückgang. Man muß ja bei der riesigen Größe Chinas geduldig und gerecht sein. Es ist sicher staunenswert, daß die Reformen überhaupt soweit bisher gediehen sind.

Augenblicklich scheint wieder in China eine Krisis zu herrschen. Es ist eine große Verzagtheit bei den Chinesen eingetreten und ein Mißtrauen gegen Peking bei den Ausländern. Mit großen Hoffnungen haben alle Interessenten des Auslandes den Regierungsantritt des Prinzregenten Tschun begrüßt. Man traute ihm zu, daß er mit ruhiger Sicherheit die schwierigen innerpolitischen Angelegenheiten Chinas beherrschen und beseitigen und die Reformen mit weitem Blick in langsamer, aber wirksamer Fortarbeit durchführen werde. Jetzt nachdem er 1 Jahr die Regierung in Händen hat, äußern sich viele Stimmen voll Enttäuschung. Ueberrascht hat gleich anfangs die plötzliche Entlassung Yuan Shi kais, des tüchtigsten Staatsmanns, den China besitzt. Daß man ihn nicht entbehren kann und schwer vermißt, zeigt sich darin, daß er schon nach einem halben Jahr wieder in alle Ehren eingesetzt werden sollte; aber nun hat vorläufig Yuan Shi kai abgelehnt. Ebenso hat die kürzlich erfolgte Absetzung des Generalgouverneurs der Zentralprovinz Tschili, des tüchtigen Tuang Fang, überrascht, der bisher ein Vertrauter des Prinzregenten war. Beide Männer waren gewandte kluge Freunde der Reformbewegung. An die Stelle Tuan Fangs aber ist ein starrer Konservativer, Chen Kuei lun getreten, ein Feind der Reformen. Schon längst ist gesagt worden, der Prinzregent sei garnicht oder garnicht mehr fortschrittlich gesinnt. Die Reformpartei hat einen schweren Verlust auch durch den Tod des

hochangesehenen Pädagogen und Staatsmannes Chang Chi tung erlitten.

Zeitungen melden aus guten Quellen, das Ansehen des Prinzregenten sei stark gesunken. Das wird dadurch bestätigt, daß es ihm nicht gelungen ist, die Witwe des verstorbenen Kaisers Tung Chi, mit Namen Yu, zum Aufgeben des Titels „Kaiserin-Mutter" zu bewegen. Die Erziehung des jungen unmündigen Kaisers Hsuan Tung wird ebenso nicht von seinem Vater, dem Prinzregenten, sondern von der Witwe des letztverstorbenen Kaisers Kuang Hsü geleitet. Es hieß ferner, der Prinzregent habe alle Nebenfrauen usw. aus dem Kaiserpalast entfernt und lebe in treuer Ehe mit seiner rechtmäßigen Gattin. Jetzt hat er aber doch, wie die „Deutsche Japanpost" berichtet, eine Konkubine genommen, die man in Peking Tsai dung yang nennt d. h. „sie sieht aus wie eine Japanerin". Auch wirft man dem Prinzregenten vor, daß er an die Stelle erfahrener Beamter ganz junge Prinzen stelle, so z. B. an die Spitze der Flottenbau-Kommission. So sei er selbst schuld, wenn nichts geleistet werde. Man fürchtet, daß aus dieser Lage sich bald Ueberraschungen ernster Art ergeben können.

Dazu kommt, daß die feindselige Stimmung gegen die Fremden in dieser Zeit der Regentschaft gewachsen ist, im Volk und in den Regierungskreisen. Man will so wenig wie möglich die Hilfe des Auslandes in Anspruch nehmen. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn China ohne diese Hilfe vorwärts käme. Aber das ist eben nicht der Fall. China leidet an sehr großer Geldnot. Selbst zu den nötigsten Ausgaben fehlen die Mittel. Und die geplanten Abhilfsmittel, z. B. die jetzt für Schantung geplante Inland-Verkehrs-Steuer (Likin), versprechen geringen Nutzen und bedeuten eine große Erschwerung des Handelsverkehrs, der für Chinas Hebung sehr nötig ist. Auch hier droht also eine Krisis. Doch kann gerade diese Krisis China zum Segen werden. Denn wenn es schließlich die Geldhilfe des Auslandes annehmen muß, muß es sich auch größeren ausländischen Einfluß auf seine innere Angelegenheiten gefallen lassen. Ohne das Ausland wird China schwer aus seinen Nöten herauskommen.

Das fühlen auch solche Kreise „Jungchinas", die bisher in ganz falschen Patriotismus ein neues China ohne das Ausland schaffen wollten und den Fremdenhaß stets geschürt haben. Sie klagen bitter, daß es nicht vorwärts gehe und sind fast ohne Hoffnung, weil die Beamten so liederlich und betrügerisch seien und das Volk so stumpf. Daß das Volk auch guten Beamten das Leben schwer macht, dafür teilt der „Ostas. Lloyd" zwei Beispiele mit, die hier folgen mögen:

Aus Chang-shu in der Provinz Kiangsi wird uns geschrieben:

„Unser Ort hat seit einigen Monaten einen einsichtigen, tatkräftigen Mann an der Spitze, dem das Wohl des Volkes wirklich am Herzen liegt. Aber alle Reformen, die er ins Werk setzen will, werden von den Untergebenen zu ihrem eignen Vorteil ausgebeutet. Da verhängte er zum Beispiel dieser Tage über einen Mann, der schlechtes Rindfleisch verkaufte, eine Prügelstrafe und beschlagnahmte

das Fleisch. Er will nicht, daß Fleisch von gefallenen und pestkranken Tieren verkauft werde. Er weiß, daß man es mit dem Fleischverkauf in Shanghai und im Auslande sehr genau nimmt. Aber dem Bestraften leuchtete das durchaus nicht ein, und ebenso wenig den Käufern. Am folgenden Tage verkauften die Yamendiener das konfiszierte Fleisch, natürlich billiger, als es der bestrafte Händler getan hatte, und strichen den Gewinn ein. So kam das schlechte Fleisch doch unter die Leute, und der Mann, der zum Uebertreter des Gesetzes gestempelt worden ist, gesellt sich zu der Zahl der Unzufriedenen. So ist des guten Mannes gerechte Tat dahin, und das Volk hält ihn für einen Bedrücker."

„Seit einigen Tagen herrscht ein Aufruhr in Yuan-chou-fu, der Hauptstadt unsrer Nachbarpräfektur, und zwar in Verbindung mit einem modernen Institute, der Mittelschule, dem Chung-hsiah-tang. Der Bezirksmandarin, der ungefähr hundertzwanzig Ortschaften unter sich hat, legte jedem Orte eine Schulsteuer von zehntausend Käsch auf. Aber die Leute dachten nicht an das Bezahlen der Steuer. Nun gibt es in Yuan-chou-fu keine Reisläden, die Landleute bringen jeden Morgen den täglichen Bedarf an Reis in die Stadt. Da hieß es nun: „Bezahlt eure Steuer, oder ihr gebt hundert Käsch für jede Last Reis, die ihr in die Stadt bringt." Die Bauern aber unterwarfen sich nicht und brachten keinen Reis mehr zur Stadt. Als sich der Hunger bei den Stadtbewohnern einstellte, kam es zu Gewalttätigkeiten. Die Tore der Stadt wurden aus Furcht vor den erregten Bauern geschlossen. So war dann draußen Belagerung und drinnen Aufruhr. Die Bauern fingen jeden Boten des Mandarins auf, der Nachricht nach der Provinzialhauptstadt Nan-chan-fu bringen sollte. Auch die Postboten konnten nicht mehr gehen. Aber es ist doch gelungen, Truppen von Nan-chang fu zu erhalten. Und wir hoffen, daß diese bald die Ordnung wiederherstellen."

Und man kann leider nicht sagen, daß dies Ausnahmen seien. Ebensowenig ist das eine Ausnahme, was Pfarrer Wilhelm (Z. M. R. 1909, 12 S. 365) von dem Beamten erzählt, der in frecher Weise die Gründung von mehreren hundert Schulen meldet, trotzdem nicht eine einzige vorhanden ist. Im Uebrigen ist die Lage in den verschiedenen Provinzen des großen Reiches gewiß eine recht verschiedene. Während z. B. aus einzelnen Teilen gemeldet wird, daß der Kampf gegen das Opium sehr wenig Erfolg habe, heißt es, daß es in der Provinz Tschili bis heute tatsächlich gelungen ist, die Zahl der Opiumraucher um etwa 40 Prozent zu verringern. Und von 1910 an soll in derselben Provinz überhaupt kein Mohnbau mehr getrieben werden.

Daher wird von den Ausländern die Lage Chinas bald rosiger, bald düsterer geschildert. Sehr günstig ist die Situation wohl nicht. Der Nationaldünkel will die Fremden als Helfer nicht, und ohne die Fremden geht es nicht vorwärts, auch nicht bei modernen Handelsunternehmungen, Bahnbauten usw. Wir möchten China

wünschen, daß es, wie Japan es getan hat, fremde Hilfe, auch die der Mission, gern annehme.

Zum Schluß mag hier noch eine Stimme aus dem „Ostas. Lloyd" folgen, die die Lage sehr schwarz zeichnet. Ob zu schwarz, darüber wird schwer zu urteilen sein.

Von einem „alten Chinesen", der nach mehrjähriger Unterbrechung jetzt wieder nach China zurückgekehrt ist und in einer der Provinzialhauptstädte des Innern Gelegenheit zu engem Verkehr mit den Chinesen hat, wird dem Ostasiatischen Lloyd geschrieben:

„Ich bin erstaunt von Allem, was ich sehe. China hat in den beiden letzten Jahren keine Fortschritte, sondern nur Rückschritte gemacht. Von allen den vielen schönen Maßregeln, die vom Thron angeordnet sind, ist tatsächlich so gut wie nichts ausgeführt. Wo etwas geschehen ist, handelt es sich um äußerliche Maßnahmen, die darauf berechnet sind, den Machthabern in Peking und der Außenwelt, die mit Spannung das Reformwerk in China verfolgt, Sand in die Augen zu streuen; der Geist dieser Maßregeln aber ist weder dem Volk, noch auch nur den ausführenden Beamten in Fleisch und Blut übergegangen. Selbst Chinesen, die für hoch gebildet gehalten werden und es nach chinesischer Auffassung auch sind, verstehen garnicht, was eigentlich vorgeht, worauf es ankommt. Statt Förderer der Reform sind sie untätige Zuschauer, vielfach Hemmschuhe. Dabei ist die Macht der Beamtenschaft ganz entschieden zurückgegangen. Sie erfreut sich heute bei Weitem nicht mehr des Ansehens, das sie früher im Volk genoß. Die Autorität ist untergraben. Die Macht halten heute die Notabeln in den Händen, und unter ihnen wieder vielfach die Männer, die selbst nach persönlichem Einfluß und nach gewinnbringenden Stellen streben. Dabei ist die Bestechlichkeit größer als je. Und nicht nur fehlt es dem Lande an treuen zuverlässigen Beamten, sondern auch an starken Männern, die sich durchzusetzen und der Regierung, die sie zu vertreten haben, Achtung zu verschaffen wissen. Was nützen daher alle Reformen, wenn damit nicht an der Wurzel allen Uebels, der Beamtenschaft, eingesetzt wird? Sie bleiben Schall und Rauch! Die Finanzen des Landes sind vollkommen zerrüttet. Die Kassen sind leer. Peking verlangt Geld von den Provinzen, und in den Provinzen fehlt es selbst am Nötigsten, zumal die Durchführung der Reformen, die ihnen von Peking vorgeschrieben sind und die äußerlich ins Werk gesetzt werden, viel mehr Mittel verlangen, als früher nötig waren. Aussicht, daß bald Wandel eintritt, daß sich die Dinge auf neuer Grundlage wieder festigen werden, ist nicht vorhanden. Was die Zukunft bringen wird, ist nicht abzusehen. Vorläufig sieht sie sehr, sehr düster aus."

Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

The Church Missionary Review. Jahrg. 1907, 2. Hälfte, 1908, 1. Hälfte.

Die monatlich erscheinende Zeitschrift der „Church Missionary Society" ist wie das Werk dieser Gesellschaft sehr vielseitig. Sie bringt Berichte aus allen Weltteilen, behandelt Fragen aus der Missionsgeschichte und Missionspraxis und hat auch erbauliche Abhandlungen. Nebenher wird die Arbeit der Gesellschaft in übersichtlichen Berichten

mit statistischen Aufstellungen begleitet. Eigentlich gelehrt ist die Zeitschrift nicht, immer auf die Praxis gerichtet.

Im Vordergrund des Interesses steht in diesen beiden halben Jahrgängen China. Und zwar ist es im Wesentlichen ein Doppeltes, dem ihr Interesse gilt: der große Umschwung, der sich im Reiche der Mitte vollzieht und — ganz besonders auf dem Gebiete des Erziehungswesens — eine vielhundertjährige geschichtliche Ueberlieferung verläßt, um ganz neue Bahnen einzuschlagen. Diese Tatsache ist doch als ein großer Erfolg des Christentums anzusehen. Die Chinesen haben die Ueberlegenheit der christlichen Kultur erkannt. Sie gehen einfach zur westlichen Naturwissenschaft, zur westlichen Arzneikunst usw. über, d. h. sie erstreben das zu tun. Aber die Bevorzugung, die viele gebildete Kreise den Missionsschulen vor den heidnischen Religionsschulen geben, hat nicht nur ihren Grund in dem Respekt vor dem höheren Wissen und der besseren Pädagogik der christlichen Lehrer, sondern auch in dem Vertrauen, daß die chinesische Jugend in den christlichen Schulen besser vor den sittlichen Gefahren bewahrt ist, die ihr durch die Zerstörung der hergebrachten Sitte und das Eindringen eines materialistischen Geistes in den Regierungsschulen und vor allem auch in dem viel von chinesischen Studenten besuchten Japan drohen. Damit ist der Missionsarbeit eine große neue Aufgabe gegeben.

Diese Aufgabe muß mit Energie ausgeführt werden. Dazu gehört vor allem ausreichende Vorbildung der Lehrkräfte und der Aerzte. All diese Arbeit muß berufsmäßig ausgeübt werden, nicht dilettantenhaft von Missionaren, die nebenbei auch ein bischen unterrichten und hier und da einmal eine Arznei geben. Die Wirksamkeit der ganzen Missionsarbeit beruht auf der Tüchtigkeit der Leistungen. (Z. B. Febr. 1908, S. 93.)

Das Zweite, dem die Zeitschrift ihr Augenmerk besonders zuwendet, ist die Annäherung oder Vereinigung der verschiedenen Missionsgesellschaften zu gemeinsamer Arbeit. Sie schildert den geschichtlichen Stand dieser Frage, deren Dringlichkeit auf allen Seiten immer lebhafter empfunden wird; sie berichtet über verschiedene Konferenzen, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, vor allem die Hundertjahrfeier-Versammlung in Shanghai, die vom 25. April bis zum 8. Mai 1907 stattfand. (Aug. 1907). Besonders interessant ist das Anschreiben, das diese Konferenz an die Kirchen der Heimat erlassen hat und das im Jahrgang 1908 abgedruckt ist.

Die Zeitschrift fordert vor allem Einigung unter den vielfach nur in geringer Fühlung miteinander stehenden verschiedenen Missionsgebieten und Missionsarbeitern der „Ch. M. S." selber. Sie stellt fest, daß man auch über diese Gesellschaft hinaus einig sei in der Frage, welche gemeinsamen Schritte zunächst unternommen werden müssen. Eine Einigungsformel wurde angenommen, die die hl. Schrift als die höchste Richtschnur des Glaubens und Lebens bezeichnet und anerkennt, daß das Apostolische und Nicänische Symbol die Grundlehren des christlichen Glaubens im wesentlichen aussprechen, aber ausdrücklich erklärt, daß die Konferenz kein Glaubensbekenntnis als Grundlage der kirchlichen Gemeinschaft annehmen wolle. (Aug. 1907.) Als Ideal wird e i n e evangelische Kirche in China aufgestellt.

Dieses Einigungsstreben ist in der Tat hocherfreulich.

Von dem übrigen Inhalt der beiden halben Jahrgänge erwähne ich noch folgendes: August 1907 werden Auszüge aus einem Buche: „Die Mission im Osten vom Standpunkte eines Soldaten aus" gegeben, die zeigen, wie hoch der Verfasser die Arbeit der Mission, vor allem in In-

dien schätzt. Er hält ihre Aufgabe für größer und fruchtbringender als die der Regierung und Normalbildung und gibt manche hübsche Züge von treuer und erfolgreicher Missionsarbeit, wie auch von ihrer Schwierigkeit und der mannigfachen Mühsal, die Missionare und Bekehrte zu tragen haben. In Indien ist trotz der englischen Herrschaft ein Uebertritt vom Islam zum Christentum ein Schritt, der schwerste Drangsale im Gefolge hat.

Im Septemberheft von 1907 legt W. S. Moule die Notwendigkeit eingeborener Gehilfen und ihrer gründlichen Vorbildung dar. Er führt dabei den Ausspruch eines der Leiter der Shanghai-Konferenz an: „Die bei der Missionsarbeit der Vergangenheit nur zu oft geübte Methode, die größte Anstrengung auf Vergrößerung der Zahl der Bekehrten zu verwenden und die geringste auf die Auswahl und Bildung einer brauchbaren Geistlichkeit, kann für die Zukunft nicht empfohlen werden." Eingeborene gut vorgebildete Gehülfen sind der Stamm, aus dem der Regel nach allein mit Vorteil die Pastoren genommen werden können; sie sind nötig, um die weit zerstreuten Christen festzuhalten und geistlich zu bedienen. Auch die europäischen Missionare können ihrer nicht entbehren. Diese Gehülfen müßten durch englisches Geld erzogen und unterhalten werden, da die chinesischen Christen nicht so viel aufbringen können. In der Zeit finanzieller Schwierigkeiten ist es besonders angezeigt, diese chinesischen Hülfskräfte zu bevorzugen, da ein Chinese jährlich etwa 20 Pfund (einschließlich der Kosten für die Ausbildung), ein englischer Gehülfe dagegen nur für seinen Unterhalt 200 Pfund kostet.

So führen die Darbietungen immer mitten ins Leben hinein und geben Zeugnis von der gewaltigen Arbeit, die von der C. M. S. geleistet wird.

R. Harder.

Litteratur.

G. Warneck, Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. Nebst einem Anhang über die katholischen Missionen. 9. neubearbeitete und vermehrte Auflage. IX. 567. Berlin, M. Warneck. 1910.

Der Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen ist wiederholt in der „Z. M. R." empfehlend angezeigt worden. Daß das Buch eine neunte Auflage in verhältnismäßig kurzer Zeit erlebte, spricht für das Wachsen des Missionssinnes in der Heimat, aber auch für die Gediegenheit des Werkes. Der „Abriß", der sich allmählich zu einem sehr umfangreichen Bande ausgewachsen hat, ist in der neuen Auflage um reichlich drei Bogen vermehrt worden. Der ehrwürdige Verfasser hat mit unermüdlichem Fleiß in der neuen Ausgabe verbessert und ergänzt. Selbst die Polemik im „Ostasiatischen Lloyd" am 28. Mai gegen die Arbeit unseres Vereins in Japan und die darauf erfolgte Antwort in „Z. M. R." S. 219, 1909, haben in einer Anmerkung Erwähnung gefunden. (S. 473.) Neu hinzugefügt ist im Anhang ein kurzer, aber lehrreicher Abschnitt über die griechisch-katholische, d. h. russischorthodoxe Mission. Besondere Mühe hat Warneck auf die Statistik verwandt. Dieses Lieblingskind unserer Zeit erweist sich auf dem Gebiet der Heidenmission für den Statistiker vielfach als ein rechtes Schmerzenskind. Zuverlässige Berechnungen lassen sich hier nur schwer erzielen. Die Klagen D. Warneck's sind verständlich.

Der „Abriß" hat seine Vorzüge in der neuen Auflage bewahrt und verstärkt. Er ist zur Einführung in die Heidenmission und als Nachschlagebuch zur steten Orientierung ein treffliches Hilfsmittel. Von diesem Werke gilt wirklich, was so oft leichthin geschrieben wird: es darf in keiner Missionsbibliothek fehlen.

Aug. Kind.

Das Gebetsrad im japanischen Buddhismus.

Von D. Hans Haas-Heidelberg.

K. Steiner's Abhandlung über dieses Thema in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift hat wohl mancher andere Leser mit nicht geringerem Interesse aufgenommen als ich, der ich dem Verfasser die Anregung zu dieser seiner Studie gegeben habe. Von mir aber darf er füglich erwarten, daß ich mich nun auch mit einem Worte zu dem Resultat seiner Untersuchung äußere, dies aber doch wohl am besten vor dem Leserkreise, dem er dasselbe dargeboten.

Herr Steiner konnte in seinem Aufsatze nur ein einziges einschlägiges Werk zitieren: W. Simpson, The Buddhist Praying wheel. A Collection of material bearing on the symbolism of the wheel and circular movements in custom and religious ritual (London 1896). Und nur die Seiten 114—119 dieses Werkes beziehen sich auf das Gebetsrad im japanischen Buddhismus. Außer den kurzen Ausführungen dieses englischen Buches existiert ein kurzer, nur 1 Seite langer Artikel „Praying-Wheel" in Chamberlains bekanntem alphabetischen Vademecum Things Japanese, und alles wohl, was man sonst über den Gegenstand in Büchern unter die Augen bekommt, hat zu seiner Quelle nicht Simpson's Buch, sondern diese eine Seite von Chamberlain, wenn nicht gar nur die paar Zeilen, die sich in Murray's englischem Handbuch für Reisende bei der Beschreibung des Asakusadera in Tokio, auf dessen Tempelgrund einige Exemplare des Gebetsrades zu sehen sind, findet.

Was denn bisher ein Autor von dem anderen ohne eigene Prüfung übernahm, war folgendes: Das Gebetsrad ist in Japan verhältnismäßig selten. Sein Gebrauch ist auf die Anhänger zweier Sekten des Buddhismus, der Tendai- und der Shingon-shu, beschränkt, bei denen es den Namen rimbo führt. Verschieden von den tibetanischen Gebetszylindern sind die Gebetsräder insofern, als keine Gebetsformeln darauf verzeichnet sind.

Dem gegenüber habe ich bereits vor Jahren gelegentlich geltend zu machen gesucht, daß von diesen vier Behauptungen zwei, also die Hälfte, nicht haltbar sind. In Jahrgang 20 (1905) dieser Zeitschrift, S. 366, habe ich mitgeteilt, daß ich selbst in Japan auch bei einem der Zen-Sekte gehörigen Tempel Gebetsräder gefunden, und daß ich Räder getroffen, denen die Gebetsformel „Namu Amida Butsu" aufgeschrieben ist. Beide Konstatierungen werden durch Steiners Untersuchung bestätigt. Als richtig hat sich dagegen, einigermaßen wider mein Erwarten, seiner Nachprüfung die Behauptung bewährt, daß der Gebrauch dieser in Tibet so überhäufigen Gebetsmaschine in Japan ein beschränkter, nach ihm sogar ein sehr beschränkter ist. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß die Räder erst in neueret Zeit mehr verschwunden sind, so wie die voreinst überall sichtbaren Objekte des Phalluskultes, denen man seit Jahrzehnten in Japan kaum irgendwo mehr begegnet. Ich besitze

aber eine sehr alte, schon in der Genroku-Periode (1688—1703) erschienene mehrbändige Sammlung von Abbildungen der Götter und Heiligen, sowie der Kultgegenstände des japanischen Buddhismus und finde, daß in derselben eine Abbildung des Gebetsrades fehlt, was wohl zu dem Schlusse zwingt, daß dasselbe auch im Mittelalter keine größere Rolle gespielt hat als noch heute. Auch in den Briefen und Berichten der alten Jesuitenmissionare geschieht desselben nie Erwähnung. Aber ob es nun wirklich höchstens einige Dutzend Gebetsräder sind, die in ganz Japan auffindbar sein sollen?

Ich selbst habe in Japan nur Exemplare gefunden, auf denen „Namu Amida Butsu" geschrieben steht. Herr Steiner hat ein solches entdeckt, auf dem sich eine andere Formel findet, die nicht an Amitâbha, sondern an die 500 Rakan oder Arhats, die Hauptschüler S'akyamuni's, gerichtet ist. Die von ihm mitgeteilte Uebersetzung derselben, gegen die ich mein Bedenken nicht unterdrücken kann, läßt sich, da der Wortlaut der Formel nur in Romaji-Transskription, ohne die chinesischen Zeichen, mitgeteilt ist, schwer kontrollieren. Ich vermute aber sehr, daß, was er kimiyo transskribiert und, ganz gewiß nicht richtig, mit „Geist" übersetzt, in Wirklichkeit kimyo heißen wird, was etwa mit „ich nehme meine Zuflucht" wiederzugeben wäre. Die in die Steinsäule dieses Rades im Tempelhofe des Seikenji in Okitsu eingemeißelten Worte bilden nach Steiner die Ueberschrift eines Kapitels des Hokkekyô. Diese Angabe muß wohl auf einem Mißverständnis seines japanischen Gewährsmannes beruhen. Im Saddharmapundarika findet sich allerdings ein Kapitel — es ist das achte des Sutras —, in welchem der Buddha S'akya den 500 Arhats ihre Zukunft prophezeit, daß sie zu vollkommener Erleuchtung kommen würden, nichts aber weder im Text noch in der Ueberschrift, was auch nur entfernte Aehnlichkeit mit der Pfeilerinschrift von Okitsu hätte.

An den Gebetsrädern in Hakodate auf der nördlichen Hauptinsel fällt dem Verfasser als Eigentümlichkeit die ungewöhnliche Zahl von sechs Speichen auf, und er bemerkt, für diese Sechszahl lasse sich eine Erklärung nicht geben. Ich glaube doch, ihm eine solche liefern zu können. Die Gebetsformel, zu deren als meritorischer Akt angesehenen Wiederholung dem Frommen das Rad Dienste leisten soll, besteht aus sechs Schriftzeichen Na—mu A—mi—da Butsu, und nach buddhistischem Glauben hat jeder einzelne der sechs Laute gewaltige Kraft in bezug auf die eine oder die andere der sechs Daseinsweisen (gâti), in denen dem Menschen, solange er im Banne des Samsara-Kreislaufes steht, als Vergeltung seines Tuns eine Wiederobjektivation zuteil werden kann. Es verhält sich damit nicht anders als nach tibetanischer Anschauung mit der dort gebrauchten, ebenfalls sechssilbigen Formel „Om ma ni pad me hum": Om, ausgesprochen, bewahrt vor einem Wiederverkörpertwerden als Deva (Gott), ma vor einer Neugeburt als Asura, ni vor einer Neuinkarnation als Mensch, pad schützt gegen Wiedergeburt in Tiergestalt, me gegen eine Wieder-

objektivation als Preta oder hungernder Geist, und hum endlich gegen eine solche als gepeinigtes Höllenwesen; die sechs Silben zusammen also haben die Kraft, den Beter dem Radlauf der Transmigrationen überhaupt zu entziehen und des Eingehens zur Ruhe des Paradieses zu versichern.

Zu bedauern ist, daß den verschiedenen Namen, die der Verfasser als in Japan zur Bezeichnung des Gebetsrads gebräuchlich feststellen konnte, schon in seinem Manuskripte die chinesischen Charaktere nicht beigefügt sind. So muß ich davon absehen, die beigefügten Uebersetzungen auf ihre Korrektheit zu prüfen. Aber gosho-guruma ist jedenfalls mit „Rad des künftigen Lebens vollkommener Seligkeit" viel zu reich übersetzt. Gosho besagt nicht mehr als „zukünftiges Leben." Dafür liegt wohl wieder in der Bezeichnung Nembutsu-shato, vom Verfasser mit Gebetsradsäule übersetzt, (Radsäule als Uebersetzung von shato ist mir zweifelhaft) etwas mehr, als die Wiedergabe des Nembutsu mit „Gebet" erkennen läßt. Ich entnehme ihr die Bestätigung dafür, daß die Gebetsräder auch in Japan wie in Tibet von Anfang an dazu dienten, eine ganz bestimmte Formel zu drehen, wie dort das „Om ma ni pad me hum", so hier das „Namu Amida Butsu"; denn Nembutsu, mit „Gebet" zu allgemein übersetzt, bedeutet „an Buddha, speziell an den Buddha Amitâbha, denken, seinen Namen wiederholen", und das heißt die Formel „Namu Amida Butsu" herbeten.

Nicht passieren kann ich die Gleichsetzung ingwa (Ursache und Wirkung, d. i. Vergeltung für Taten in einem früheren Leben) = Sanskrit karma = jap. in-en lassen. Das japanische Aequivalent für Karma ist gô oder gôhô. In-en bedeutet nicht „Ursache und Folge". Vielmehr: nach buddhistischer Anschauung gibt es im ganzen Universum nichts, das von einer einzelnen Ursache kommen könnte. Alles und jedes bedarf zu seinem Ins Dasein treten des Zusammenwirkens einer direkten Ursache (in, Sanskrit hetu) und indirekter Ursachen oder günstiger Bedingungen, d. h. Produktionsfaktoren (en, Sanskrit pratyaya.) Die bloße Kraft der direkten Ursache (in) allein genügt noch nicht, um die derselben entsprechende Wirkung hervorzurufen. Zu diesem Ende sind neben ihr auch noch die rechten Begleitumstände (en) erforderlich, welche das Wirken der Ursache ermöglichen und modifizieren. Die Ursache ist der Same. Damit der Same aber aufgeht, bedarf es des Hinzukommens von allerlei Hilfsmitteln wie Erdreich, Regen, Tau, Licht, Wärme usw. Makanu-tane-ga-haenu, „Ungesäte Saat geht nicht auf", lautet ein japanisches Sprichwort, das diesen Gedanken kurz und treffend zum Ausdruck bringt.

Eine japanische Abschwörungsformel aus der Zeit der Christenverfolgung in Japan.

Von D. Hans Haas-Heidelberg.

Unter der Ueberschrift „Eine japanische Abschwörungsformel aus der Zeit der Christenverfolgung in Japan" hat im 14. Jahr-

gang dieser Zeitschrift (1899) Dr. Christlieb ein damals kurz zuvor in einem buddhistischen Tempel in Japan aufgefundenes Schriftstück in Uebersetzung mitgeteilt, ein amtliches Formular, wie es japanische Christen in den Zeiten der Verfolgung im 17. Jahrhundert zur Erklärung ihres Rücktritts vom Christenglauben auszufüllen und, mit ihrem Namen und Siegel versehen, der Inquisitionsbehörde abzugeben hatten, um sich vor Bestrafung zu schützen.

Herrn Dr. O. Nachod in Grunewald bei Berlin verdanke ich die nachstehend mitgeteilte Notiz über eine solche im Jahre 1645 wirklich von einem japanischen Christenehepaare abgegebene Apostasie-Erklärung, die sich in einem anderen buddhistischen Tempel, dem Saishoji in Nagasaki, gefunden hat und jetzt, von K. Tsuboi publiziert, im 10. Band der Shigaku Zasshi (Zeitschrift für Geschichtswissenschaft) vorliegt. Der japanische Originaltext ist mir nicht zur Hand. Ich bin auf eine englische Uebersetzung angewiesen, die sich Dr. Nachod, Materialien für die späteren Bände seiner großangelegten Geschichte Japans sammelnd, von einem Japaner davon hat fertigen lassen und mir freundlichst zur Verfügung stellte, wofür ich nicht unterlassen will, ihm auch an dieser Stelle den geziemenden Dank auszusprechen.

Folgendes ist der Wortlaut der Urkunde:

Zeugnis über den Rücktritt vom Christenglauben.

„Wir sind mehrere Jahre lang Christen gewesen, haben aber nunmehr ausfindig gemacht, daß der Christenglaube eine Zauberlehre ist. Die padre, indem sie von unserem künftigen Leben handeln, lehren uns, ein Ausgestoßener, der ihren Geboten ungehorsam sei, solle in die Hölle gejagt werden. Wie kann doch nur ein menschliches Wesen ein anderes menschliches Wesen in die Hölle jagen? Alles in Betracht gezogen, geht ihr Absehen wohl nur darauf, Besitz von unserem Lande zu ergreifen. Nachdem wir das Christentum aufgegeben haben, ich, indem ich mich zur Hokke-, mein Weib, indem sie sich zur Ikko-Sekte bekehrte, worüber wir dem Gouverneur gegenwärtiges Zeugnis unterbreiten, wollen wir inskünftig unser gegebenes Versprechen niemals brechen, noch wollen wir in unseren Herzen an die Christenlehren glauben. Wo wir aber dem zuwiderhandeln sollten, mögen wir von Deus, Padre, Filho, Espirito Santo und auch von Santa Maria, Anjo und Beato gestraft und der graça von Deus beraubt werden, der Zuversicht verlustig gehen wie Judas, am Ende eines jähen Todes sterben, ohne unsere Sünden gebeichtet zu haben, der Verachtung der Menschen anheimgefallen, und in den inferno hinunterstürzen, um daselbst in alle Ewigkeit gepeinigt zu werden.

2. Jahr Shoho.

Kusuke und Frau,

An das Gouvernement." Mieter von Sahei's Haus.

Diese Erklärung aus dem 2. Jahre der Periode Shoho, d. i. 1645 ist, wenn auch kürzer gehalten, doch unverkennbar nach dem

Schema des von Dr. Christlieb bekannt gegebenen amtlichen Formulars für Abschwörungsprotokolle abgefaßt. Wie jenes enthält sie eine ganze Reihe von Wörtern, die aus dem Portugiesischen und Spanischen damals in die Sprache der japanischen Christen übergegangen waren: padre für Väter d. i. Priester, unser Pater, Deus für Gott, Padre für Gott Vater, Filho für Sohn, Espirito Santo für heiliger Geist, graça für Gnade, Beato für Selige, Anjo jedenfalls für Engel, inferno für Hölle. Maria wird auch hier Santa Maria genannt.

Was Christlieb zu dem allgemeinen Musterformular bemerkt, trifft auch hier noch für diese gekürzte wirkliche Abschwörung zu: es ist bezeichnend, daß die Abschwörenden vor ihrem eigenen Gott und den Heiligen ihres bisherigen Glaubens schwören müssen, ihr Christentum aufzugeben. Ihr eigener Gott soll sie strafen, wenn sie wieder rückfällig werden. „Man sieht, wie die Heiden auf der einen Seite eine starke Kraft zuerkennen mußten, auf der andern Seite aber auch, wie völlig religionslos und ohne jedes Verständnis für Religion diejenigen gewesen sein müssen, die eine so widersinnige Eidesformel sich ausdachten, nach der der Christengott selbst sich zum Helfer der Verfolger und zum Bestrafer seiner treuesten Bekenner hergeben würde."

Der aufgefundenen Abschwörung sind noch zwei Nachschriften angefügt. Die erste lautet:

„Von den Zeiten des Altertums bis auf diesen Tag gibt es kein Beispiel, daß ein Christ oder eine Christin solcherweise ihren Glauben abschwören und die heiligen Bildnisse mit Füßen treten. Es ist nicht anzunehmen, daß der Mann oder die Frau sich durch irgend etwas möchten dahin bringen lassen, wieder rückfällig zu werden. Zudem läßt sich auch eine wirkliche Konversion nicht anders als unter der Assistenz eines padre vollziehen und könnte von niemandem je für sich selbst insgeheim abgemacht werden.

Chuan, Ausländer, bekehrter bateren.
Ryojun, Japaner, bekehrter bateren.
Ryohaku, Japaner, bekehrter bateren."

Die zweite:

„Daß obenbenannter Kusuke und seine Ehefrau der Ikko-Sekte als Gläubige beigetreten sind, wird als wahr bescheinigt.
2. Jahr Shoho. Shusan,
Saishoji."

Der Aussteller dieser Bescheinigung ist, wie man ohne weiteres erkennt, der Vorsteher des Saishoji, des Tempels, in dem die Urkunde aufgefunden wurde. Mit bloßer Abschwörung des Christenglaubens war es ja nicht getan. Jeder Abtrünnige war gehalten, sich in das Register einer der buddhistischen Sekten eintragen zu lassen. In etwas auffallend ist mir, daß der Priester Shusan beiden Eheleuten bestätigt, daß sie sich als Mitglieder seiner, der Ikko, d. i. der Jodo-Shin-shu oder „Wahren Sekte des Reinen Lan-

des im Westen", haben einschreiben lassen, während im Text der Abschwörung selbst die Erklärung abgegeben ist, daß nur die Frau zur Ikko, der Mann aber zur Hokke-shu oder, wie sie auch nach ihrem Stifter heißt, der Nichiren-Sekte sich bekehrte. Möglich, daß in diesem Widerspruch in der Urkunde selbst die Erklärung dafür zu finden ist, daß dieses Schriftstück, welches doch zur Weitergabe an die Behörde bestimmt war, jetzt in dem buddhistischen Tempel in Nagasaki gefunden werden konnte. Das Dokument mag diesem behördlicherseits nach Wahrnehmung des Widerspruchs mit der Anordnung erneuter Ausfertigung zurückgestellt worden sein.

Zu mehr Glossen gibt die erste der beiden Nachschriften des Dokuments Veranlassung. Sie läßt uns zunächst erkennen, daß nach japanischer Praxis zu der Abschwörung des Christenglaubens von Anfang an das sogenannte e-fumi gehörte, d. h. daß die Rekonvertiten, um den Beweis zu liefern, daß sie ihre bisherige Religion nicht bloß zum Schein ablegten, ein Kruzifix oder andere Bildnisse der bisher von ihnen verehrten Heiligen der katholischen Kirche mit Füßen treten, auch wohl anspucken mußten.

Die Erklärung, die sub voce „e-fumi" Papinot's Dictionnaire d'Histoire et du Géographie du Japon in seiner neuesten Auflage gibt: „(Litt. fouler l'image) Obligation de fouler la croix au moment du recensement. Cette loi, portée en 1716, avait pour but de s'assurer de l'extinction du christianisme et s'appliquait, dit-on, même aux étrangers qui débarquaient au Japon", bedarf also jedenfalls einer Korrektur. Nicht der Shogun Yoshimune erst hat diesen Renunciationsakt eingeführt.

Weiter ersieht man aus dieser Nachschrift, wie die japanische Inquisition die priesterlichen Renegaten in Dienst nahm, indem sie bei Rekonversionen deren Sachverständigengutachten einholen ließ. Wer da weiß, welch entsetzlich grausame Foltern die Phantasie der Japaner ausgebrütet, um die alten Christen zum Abfall zu bringen, der wird sich nicht wundern, daß dieselben nicht nur Tausende von Märtyrern, sondern auch Scharen von Apostaten gemacht haben, und letztere nicht nur unter den Laien, sondern selbst unter Priestern, eingeborenen wie europäischen. Die mitgeteilte Urkunde ist von drei solchen abtrünnigen Priestern unterzeichnet. Die zwei japanischen bateren oder Patres, Ryojun und Ryohaku, werden sich schwer mehr identifizieren lassen. Als das Verfolgen wirklich ernstlich um sich griff, ganze Arbeit zu tun, waren es der eingeborenen Geistlichen zu viele, die abfielen, als daß die selbst bedrohten in den spärlichen Sendschreiben, die sie noch aus dem Lande an ihre Oberen gelangen lassen konnten, jedes einzelnen Apostasie hätten berichten können.

Wer aber ist der europäische Priester Chuan in dem mitgeteilten Dokumente? Das muß sich noch ausmachen lassen.

Mein Gedanke lenkte sich im ersten Moment, als mir dieser Name in der Urkunde aufstieß, auf einen alten Missionar, zu dessen unserem eigenen Missionsgrundstück in Tokio benachbart gelegener Grabstatt ich selbst mehr als einmal in vergangenen Jahren ge-

gangen bin, ohne daß ich dort sonst etwas zu suchen gehabt hätte. Im Stadtteil Koishikawa, wo wir unsere Siedelung haben, liegt ein Hügel, heute noch Kirishitan-zaka, der Christenbühl, genannt. Ein dort gelegenes großes Gehöfte hatte einst die Regierung angekauft und zum Sitze des zur Ausrottung des Christentums errichteten Inquisitionsamts in der Hauptstadt gemacht. In dem in der Mitte dieses sogenannten Kirishitan-yashiki gelegenen, von einem hohen Steinwall umgebenen Christengefängnis hat im Jahre 1685 Giuseppe Chiara, ein römischer Priester aus Sizilien, sein Leben beschlossen. 1643, zu einer Zeit also, wo seit langem schon jedem fremden Priester das Betreten des Landes aufs allerstrengste verboten war, war er mit mehreren Genossen nach Japan gekommen. Es ist selbstverständlich, daß sie, kaum gelandet, auch schon festgenommen waren. Drei von ihnen erlagen den Martern, denen man sie in Nagasaki unterwarf. Chiara wurde nach Yedo (Tokio) transportiert, wo er volle 42 Jahre als Gefangener gelebt. Aus japanischen Quellen erzählt nach Lönholm Nakayama Ko in einem Kirishitan-yashiki betitelten Buch folgendes über den Priester, dem es, da er keine Bekehrungsversuche machte, nach und nach gelang, das Vertrauen der Japaner zu erwerben. Er wurde veranlaßt, den japanischen Namen Okamoto Sanemon anzunehmen, und schließlich gab man ihm sogar ein Weib, eine Verletzung seiner priesterlichen Würde, welche der Pater mit vielem Anstand und nicht allzugroßem Widerstreben über sich ergehen ließ. Zu seinem japanischen Namen wie zu seinem Weibe kam er in recht merkwürdiger Weise. Ein gewisser Okamoto Sanemon, ein niederer Samurai des Shogun, wurde wegen Mordes mit dem Tode bestraft. Darauf verlieh der Shogun dem römischen Priester Sanemons Namen und Schwert, und als kurz darauf ein Mann aus Misaki in Soshu eines Verbrechens halber hingerichtet wurde, gab man ihm dessen Witwe zur Frau. Er lebte ruhig im Kirishitan-yashiki bis zum Ende seiner Tage. Er starb in dem hohen Alter von 84 Jahren. Für den Dahingegangenen, der im Laufe der Jahrzehnte fast völlig zum Japaner geworden war, wurde ein feierliches Leichenbegängnis veranstaltet. Seiner nachgelassenen Frau gab der Shogun acht Rationen Reis täglich als Witwengehalt. Sie verstarb im 74. Lebensjahre und wurde an der Seite ihres Gatten, des römischen Priesters, im Murio-in bestattet. Die Gräber Okamotos und seiner Frau sind bis auf den heutigen Tag erhalten.

Es ist nun anzunehmen, daß sich die japanische Regierung gelegentlich die Dienste des Gefangenen, dem sie wohl nicht ganz ohne Entgelt zu seinem Unterhalte täglich 10 Reisrationen und außerdem jährlich 1000 momme Silber (60 momme = 1 Tael = zirka 7 Mark), für die damalige Zeit eine nicht unerhebliche Summe, bewilligte, zu nutze gemacht haben wird. Die Frage ist nur, ob Chiara zum Apostaten geworden ist. Die Vermutung, daß dies der Fall ist, könnte einem ein dreifaches nahelegen: einmal die freundliche Behandlung, die ihm von seiten der Japaner, die ihn wie einen Landesangehörigen betrachteten, zuteil wurde; sodann seine Freilassung aus dem eigentlichen Gefängnisse und seine

Ueberführung in ein besonders für ihn erbautes Haus innerhalb des Inquisitionsareals; und endlich was uns über die Art seiner Bestattung berichtet ist. Sein Leichnam, welcher verbrannt wurde, wurde unter Leitung des buddhistischen Priesters Genshu von der Jodo-Sekte in dem nahen Tempel Murio-in zur letzten Ruhe beigesetzt, und nach buddhistischer Sitte erhielt Okamoto einen posthumen Namen, Nyusen Choshin-Shinshi. Ist der Nachricht zu glauben, daß er sich bestimmen ließ, durch Eingehen einer Ehe sein Zölibatsgelübde zu verletzen, so wäre es ihm schließlich auch zuzutrauen, daß er seinen Glauben förmlich abgelegt. Zudem behaupten auch japanische Berichte ausdrücklich, daß er sein Christentum feierlich verleugnet habe und Buddhist geworden sei. Ich bin doch geneigt, der anderslautenden Relation mehr Vertrauen zu schenken, wonach der Kirishitan shumon-bugyo (Vorstand des Christenamtes) im 3. Jahre der Periode Empo (= 1675) ihn allerdings aufforderte, dem Christenglauben förmlich zu entsagen, daß aber der Priester, so nachgiebig er sich der Zumutung, mit seinem Zölibat zu brechen, gegenüber gezeigt, diesem Verlangen sich hartnäckig widersetzt habe.

Ein anderes noch macht es bei näherer Ueberlegung unwahrscheinlich, daß Giuseppe Chiara mit dem Chuan unserer Urkunde identisch ist: die Abschwörungserklärung betrifft ein Ehepaar von Nagasaki. Es ist nicht anzunehmen, daß man sich seinetwegen an den ausländischen Gefangenen in dem viele Tagereisen entfernten Yedo gewandt hätte. Der römische Priester, der seinen christlichen Glauben verleugnete und nun der Inquisition in Nagasaki seine Dienste lieh, muß näher und bequemer zur Hand gewesen sein.

So aber bleibt nur eine Annahme: der Chuan unserer Urkunde, der sein theologisches Sachverständigenvotum abgibt, ist kein anderer als Christovao Ferreira unseligen Angedenkens, der in dem schlimmen Jahre 1633, in dessen Verlauf nicht weniger als 34 europäische Missionare der verschiedenen zuletzt in Japan wirkenden Orden als Märtyrer heldenmütig den Tod erlitten, der Tortur nicht gewachsen, durch seine Absage an den Glauben, dessen treuer Verkündiger er Jahrzehnte lang gewesen war, der Sache des Christentums in Japan vielleicht den härtesten Schlag versetzte, den sie bis dahin je erlitten. 37 Jahre hatte er seinem Orden angehört, seit 23 Jahren als Missionar in Japan wirkend viele hunderte von Seelen für das Evangelium gewonnen, das Vertrauen seiner Oberen hatte den mit den Landesverhältnissen Bestvertrauten zuletzt zum Provinzial der Gesellschaft in seinem Missionsgebiet erhoben gehabt, als er den japanischen Torquemada den höchsten seiner bisherigen Triumphe, die Gesellschaft Jesu und die gesamte christkatholische Kirche den tiefsten Schmerz erleben ließ. Es war am 18. Oktober, als er, seit einiger Zeit schon ein Gefangener in Nagasaki, mit drei anderen europäischen Priestern und vier japanischen Religiosen der neuesten Art teuflischer Folterung ausgesetzt wurde, die ihr Erfinder, der grimme Inquisitor Takenaka Uneme, der vom Shogun 1629 an Stelle seines menschlicheren Vorgängers in dieses Schergenamt eingesetzt worden war, in diesem Jahre zu-

erst, mit ihn höchst befriedigendem Erfolg, erprobte. Von einem Galgen, an dem, die Hände auf den Rücken gebunden, die Opfer an den Füßen aufgehängt wurden, ließ man sie an einem Seile in eine Grube von 6 Fuß Tiefe und 3 Fuß Durchmesser hernieder und so im Finstern baumeln. Bevor man sie niederließ, wurden sie, um die Blutzirkulation zu verhindern, mehrfach am Körper fest umschnürt. Gewöhnlich floß den Armen alsbald Blut aus Mund, Augen, Nase und Ohren, meist aber dauerte es doch 2, 3, auch 6 Tage, bis der Tod sie von der entsetzlichen Marter erlöste.

Die unglücklichen Opfer des 18. Oktober 1633 hielten tapfer aus bis zu ihrem Ende. Nur Ferreira, damals im 54. Lebensjahre stehend, erlitt schon nach fünf Stunden qualvollen Hangens, außerstande, die Tortur länger zu ertragen, geistlichen Schiffbruch. Eben nach Macao absegelnde Portugiesen, die ihn noch zur Folter hatten bringen sehen, verbreiteten die Nachricht von dem Märtyrertum des Jesuitenprovinzials, die schnell bis nach Indien weiter drang. Nur zu bald wurde die Freude der Ordensglieder über den Zeugentod eines der ihrigen durch Kundwerden der Wahrheit in ihr Gegenteil verkehrt. Am 2. November 1636 sprach der Pater Visitator für Japan und China, Manöël Dias, in Macao die Ausstoßung des Abtrünnigen aus der Gesellschaft Jesu, der er solche Schmach angetan, aus — cérémonie assez inutile, ce me semble, bemerkt darüber der alte Charlevoix, puisqu'un Homme, qui avoit renoncé à Jesus-Christ & à son Baptême, ne pouvoit plus être regardé comme Religieux, & ne tenoit plus à la Religion & à son Ordre, que par des liens, que personne ne pouvoit rompre. Les efforts que l'on continua de faire dans la suite, pour le retirer du précipice, & les prières accompagnées de pénitences, que l'on ne cessa d'offrir à Dieu, pour fléchir sa justice en sa faveur, sauvèrent beaucoup mieux l'honneur de la Compagnie, & produisirent apparement un meilleur effet.

Von den weiteren Schicksalen des gefallenen Priesters, der noch 19 Jahre bis zu seinem Tode in Nagasaki lebte, etwas mitzuteilen, muß ich mir versagen, dies darum, weil ich hier nur wiedergeben könnte, was die alten Kirchenhistoriker Crasset, Charlevoix, Bartoli u. a. darüber berichten und ich ihre Nachrichten in diesem Falle für durchaus unzuverlässig halte, die holländischen Quellen aber, deren ich zur Nachprüfung und Vergleichung bedürfte, mir hier leider nicht zur Verfügung stehen. Mit ihrer Hilfe wird sich da vieles aufhellen lassen, was vorläufig noch im Dunkel ist. Ein neues zuverlässiges Datum aber wird uns durch die von mir mitgeteilte Abschwörungsformel des japanischen Ehepaares Kusuke, genauer durch die demselben angefügte erste Nachschrift, unverhofft geliefert, wenn wirklich der Buddhist gewordene Priester Chuan identisch mit dem apostatischen Jesuitenprovinzial Christovao Ferreira ist. Das aber steht mir außer Zweifel. Von Giuseppe Chiara abgesehen, dessen Apostasie sich uns als sehr unwahrscheinlich erwiesen hat, gab es im Jahre 1645 in Japan einen anderen römi-

schen Priester, der seinen Glauben abgeschworen, nicht. Ferreira aber lebte auch nach seinem Abfall zum Buddhismus im Jahre 1633 in der Stadt Nagasaki wo das Ehepaar zu Hause war, das durch unsere Urkunde dem christlichen Glauben absagte. So könnte nur eines meine Identifizierung noch zweifelhaft erscheinen lassen: daß der Name Chuan weder an Ferreira's Familien-, noch an seinen Vornamen Christovao im geringsten anklingt. Aber auch dieses Bedenken läßt sich leicht zerstreuen. Was ist natürlicher als daß der Unglückliche nach seiner Schwachheit nicht gerne unter dem Namen in Japan weiterlebte, unter dem er als einer der prominentesten Missionare und zuletzt sogar als Superior der Gesellschaft Jesu in Japan allen Christen bekannt war? Den Holländern, die in Nagasaki auch nach der Abschließung Japans gegen das übrige Ausland, wenn auch, wie bekannt, nur unter demütigenden Bedingungen und in beschränkter Weise Handel weitertreiben konnten, war der Apostat unter dem Namen Juan de las Llaves bekannt, während andere ihn Yendo oder Yedo Tsua nennen. Der erstere Name aber läßt sich in der japanischen Silbenschrift gar nicht anders transskribieren als C h u a n wie in der vorliegenden Urkunde. Diese aber tut dar: Zwölf Jahre nach seinem schweren Fall wurde der einstige Jesuitensuperior Christovao Ferreira von der japanischen Regierung noch in ihrer gegen die Christen gerichteten Inquisitionstätigkeit als theologischer Sachverständiger in Anspruch genommen und genoß also deren Vertrauen. Einen Blick in das wirkliche Innere des Mannes, wie dieses um diese Zeit war, läßt seine Testierung in dem aufgefundenen Dokument nicht tun.

Eine japanische Urkunde aus den Tagen des unterdrückten Christentums.

Von D. Hans H a a s - Heidelberg.

In dem neuesten Bande der „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“ (Bd. XII, Tl. 1, Tokio 1909) habe ich unter dem Titel „Ein Dokument aus der japanischen Inquisition“ ein in meinem Besitze befindliches japanisches Schriftstück urkundlichen Charakters in photographischer Reproduktion mit lateinischer Transskription der chinesischen Schriftzeichen, deutscher Uebersetzung und eingehender Erläuterung veröffentlicht.

Die Uebersetzung dieses interessanten Dokuments wenigstens soll auch in dieser Zeitschrift Bergung finden. Den Kommentar dazu wolle sich aus den genannten „Mitteilungen“ erholen, wer einen solchen wünscht. Einige Sonderabdrücke mit den photographischen Tafeln habe ich noch zu verschenken (Heidelberg, Mönchhofplatz 1).

T e x t.

„Gehorsamste Unterbreitung urkundlicher Meldung.

1. daß wir, was das behördliche Verbot des Christentums anlangt, gemäß dem von der Regierung jedes Jahr neu erlassenen Befehl strikter Beobachtung desselben uns befleißen werden;

2. daß, während hinsichtlich der Fünffamilienschaften solche Konstatierung von vornherein überflüssig ist, in unserem Distrikte überhaupt von jeher christliche Religionsangehörige sich nicht befunden haben, und daß es dazu keinen einzigen gibt, der in Beziehung zu einer verkehrten Sekte steht;

3. daß es in hiesigem Dorfe niemanden, sei es Mann oder Weib, Erwachsener oder Kind, gibt, der nicht in das behördliche Register eingetragen wäre;

4. daß es in der Nitschiren-Sekte niemals Hiden- und Fudschufusse-Leute gegeben hat;

5. daß, wenn irgend jemand da sein sollte, der überhaupt auch nur im geringsten durch seltsames Benehmen den Verdacht erweckt, daß er zur christlichen oder zu einer anderen verkehrten Sekte gehört, wir unverzüglich Meldung erstatten werden.

Im Falle des Zuwiderhandelns gegen Obiges möge hohe Behörde irgendwelche beliebige Strafe über uns verhängen. Wegen späterer Zeiten soll es sein wie vorstehend gesagt.

Provinz Shimosa, Distrikt Tschiba, Dorf Kita-oimi im 2. Jahr Kokwa, dem Jahre des Holzes und der Schlange.

Die Obmänner: [folgen 11 Unterschriften mit beigedrücktem Siegel].

Der Aelteste: [Unterschrift mit Siegel.]
Der Schulze: [Unterschrift mit Siegel.]

Adressiert ist das Schriftstück: An den Herrn Arai Kendschiro
An den Herrn Ohashi Dotaro.

Das 2. Jahr Kokwa ist 1845. Das Dorf, dessen Bauern der Regierung die Versicherung geben, daß keiner von ihnen mit der bösen Christensekte das geringste zu tun habe, ist den Freunden unserer Mission nicht unbekannt. Es ist dasselbe Dorf, in dem heute, von unserem Pastor Aoki für das Christentum gewonnen, eine eifrige kleine Gemeinde besteht, die ihre gottesdienstlichen Versammlungen in dem Hause des Dorfschulzen hat, zu dessen amtlichen Obliegenheiten es, wäre nicht der große Wandel der Dinge in Japan eingetreten, heute noch gehörte, jährlich ein Protokoll wie das hier mitgeteilte aufzunehmen. Von ihm wurde mir das alte Schriftstück als ein Geschenk bei meinem Abschied von Japan.

Selbstbiographie eines chinesischen Lehrers.

Vorbemerkungen von Pfarrer Wilhelm in Tsingtau.

Wir möchten den Freunden ein Einzelbild aus unsrem Bekanntenkreis vorlegen. Es ist die Selbstbiographie eines unsrer chinesischen Freunde, der ein reiches und bewegtes Leben hinter sich hat und trotz seines hohen Alters eine bemerkenswerte körperliche und geistige Frische sich bewahrt hat. Sie gibt zugleich einen interessanten Ausschnitt aus den Zuständen und Entwicklungen in China während des letzten halben Jahrhunderts. Im Uebrigen hoffen wir, daß sie auch ohne ausführliche Erklärungen verständlich sein wird, nur das eine sei vorausgeschickt, daß die religiöse Ver-

einigung, der er sich vor seinem Bekanntwerden mit dem Christentum angeschlossen hatte, die sogenannte Gin Dan Giao („Religion des wahren Lebens"= Gin Dan ist eigentlich der Stein der Weisen bezw. das Lebenselixier, von der Sekte aber symbolisch gemeint), eine der vielen Geheimverbindungen religiösen Charakters ist, die in ihrer Art eine gewisse Parallelerscheinung zu den pietistischen Gemeinschaften, wie sie früher in Deutschland waren, bilden. Manche Gelehrte, so besonders der bekannte Dr. Th. Richard in Shanghai, vermuten, daß in ihr unter buddhistisch-taoistischer Hülle christliche Einflüsse aus alter Zeit nachklingen. Jedenfalls erinnern manche ihrer Ausdrücke sehr auffallend an christliche Gedanken. Viele wahrheitssuchende Menschen, die kein Genüge an dem herkömmlichen Rationalismus fanden, suchten ihre geistige Nahrung in diesen mystischen Gemeinschaften. Die chinesische Regierung sieht diese Verbindungen übrigens nicht gern, da schon manche Revolution aus derartigen Geheimbünden hervorgegangen ist. Viele der Mitglieder dieser Gin Dan Giao haben sich übrigens dem Christentum zugewandt und zeichnen sich durch eine sehr starke innerliche Geistesrichtung aus. Als Grund seines Austritts hat der Schreiber der Biographie angegeben, daß die Meditation, wie sie in der Gin Dan Giao getrieben wird, sehr stark vom wirklichen Leben abziehe, so daß fast alle, die es ernst nehmen, verarmen. Auch haben sich später unreine Elemente eingedrängt, nachdem jene Lehrer, durch die er eingeweiht worden war, gestorben waren. —

Im übrigen ist außer dem, was er erzählt, ebenso interessant, was er übergeht. Während er seine Lebensgeschichte weit zurück verfolgt in die fernen Generationen der Vorfahren, gibt er nicht Tag noch Jahr seiner Geburt an. Das ist sehr charakteristisch für die chinesische Art, wo der Einzelne und sein persönlicher Eintritt in die Welt viel mehr im Rahmen der Geschlechter der ganzen Familie steht, als in unserer individualistischen Gesellschaft. Doch lassen wir ihn selber reden:

Lebensbeschreibung des Lehrers Tsao-Ming-J.

Meine Familie stammt aus dem Bezirk Tsao (im Westen Schantungs). Nach der Ueberlieferung wurde der Sohn des Königs Wen der Dschoudynastie, namens Dschen Do, mit Tsao belehnt (zirka 1100 v. Chr.). Infolge davon nahmen seine Nachkommen den Familiennamen Tsao an. Die Familienregister geben daraufhin keine weitere zuverlässige Nachricht bis auf den Beginn der Mingdynastie (1368 n. Chr.). Damals siedelte Tsao De nach Ankiu (in Ostschantung) über. Das ist der Ahn unserer Familie. Dessen Nachkommen in der 5. Generation, Dsi Ging, war der erste der Familie, der die staatlichen Prüfungen bestand. In der achten Generation waren zwei Brüder, die beide den höchsten literarischen Grad an der Kaiserlichen Akademie erhielten und dann verschiedene Aemter bekleidet haben. Ebenso waren in der zehnten Generation zwei Brüder, die im selben Jahre die akademischen Grade erhielten und in der juristischen Laufbahn tätig waren. In der 12. Generation, zu Beginn der gegenwärtigen Dynastie (1644) erhielten abermals

zwei Brüder die akademischen Grade; der ältere war in der Hauptstadt Beamter und wurde zu den „sieben Genies“ gerechnet. Der zweite war Gouverneur der Provinz Kuichow. In der 14. Generation erreichte mein Großoheim die akademischen Würden. Mein Vater hatte den obersten Grad und war im Justizministerium Beamter.

Ich war der jüngste Sohn meiner Eltern und mein seliger Vater dachte, es könne vielleicht etwas aus mir werden und ließ mir daher eine strenge und sorgfältige Erziehung zu Teil werden. Unerwarteter Weise starb mein Vater aber, als ich erst 12 Jahre alt war. Ich genoß darauf die Erziehung meines ältesten Bruders. Allein in meinem 18. Lebensjahr starb auch er. Meine selige Mutter hatte in ihrer zärtlichen Zuneigung zu mir nur Mitleid mit meinem schweren Los und brachte es nicht über sich, mir ein hartes Wort zu sagen. Deshalb folgte ich meinen Neigungen und brachte meine Zeit mit Weintrinken, Angeln u. dgl. zu.

Ganz unvermutet traf ich eines Tages auf einem Festplatz einen Mann mit weiten fliegenden Gewändern, der dastand wie ein Kranich und in seinem ganzen Benehmen etwas außerordentliches hatte. Als ich nach seinem Namen fragte, da erfuhr ich, daß er der berühmte Gelehrte Ma J Kiang war. Wir kamen in nähere Unterhaltung und schlossen gute Bekanntschaft. Seit jener Zeit lernte ich Poesie und Wissenschaft schätzen und fragte nicht mehr nach anderen Dingen.

Als ich 21 Jahre alt war, da kamen plötzlich die Taipingrebellen von Süden her. Eines Morgens in aller Frühe konnte man von einer Anhöhe aus die Scharen der Rebellen sehen, sie ritten auf ihren Pferden, als flögen sie daher in einer ununterbrochenen Linie. Sie kamen an unser Dorf und machten südlich davon Halt. Zu jener Zeit ging es im Dorfe her, wie in einem kochenden Kessel, denn das Dorf hatte nicht Mauer noch Wall. Ein jeder war auf's Aeußerste in Furcht und suchte ein Versteck und niemand wußte, was tun. Ich brachte zusammen mit meinem Bruder unsere kranke Mutter nach dem Osthügel. Dort suchten wir eine Felshöhle, wo sie zunächst vor Wind und Regen Schutz fand. Unerwartet kamen aber auch hierher die Rebellen und führten meinen Bruder weg. Ich verbarg mich im dichten Gras, aber ich wurde doch hervorgezogen und sie befahlen mir, ein Pferd zu führen. Ich wagte keinen Widerspruch. Als ich versuchte, nur ein wenig mich umzusehen, da bekam ich einen Schlag auf den Kopf, daß der Hut herunter fiel und das Blut floß und über die Kleider herabrann. Es war aber keine Zeit, Schmerz zu empfinden. So ging ich mit dem Pferd rastlos voran. Aber der Tag war trocken und vor Durst war mir der Mund ganz bitter. Zum Glück traf es sich, daß neben dem Weg ein Graben mit fauligem Wasser war. Eilig bückte ich mich und trank nach Art des Viehs und war noch froh darüber.

Am Abend kamen wir im Lager der Rebellen an. Die Rebellen hießen mich einen Ochsen schlachten, aber ich brachte es nicht über mich und bat flehentlich einen meiner Genossen, es für mich zu tun.

Am andern Tag, als ich mit einem Genossen Wasser holte, da sahen wir, wie einige Rebellen einen Mann aus dem Lager führten, dem die Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren. Sie hießen ihn neben der Straße niederknieen. Mein Genosse sagte zu mir: „Jetzt bringen sie wieder einen um." Da verbarg ich mich eilig im Gebüsch und hörte noch einen der Rebellen zu ihm sagen: „Hast Du jetzt immer noch Heimweh?" Kurz darauf war weder Laut noch Hauch mehr zu hören. Als wir dann mit unserem Wasser an der Stelle vorbeikamen, da sahen wir den Toten liegen. Der Kopf lag mit dem Gesicht auf der Erde, der Rücken war nach oben gerichtet und es war kein Atem mehr in ihm. Als wir unser Wasser in's Lager gebracht, wurde ich den Gedanken nicht los, daß dieser Tote ein Vorzeichen meines eigenen Loses sei. Dabei dachte ich an meine alte Mutter, von der ich nicht wußte, ob sie lebte oder tot war, und als ich dann bedachte, daß ich nicht wissen konnte, zu welcher Zeit ich mein Leben lassen müsse, da schnitt es mir in's Herz wie ein Messer, und ich fand die ganze Nacht keinen Schlaf.

Ich hörte nach den Rebellen hin. Aber die schliefen alle fest. Da stand ich auf und trat vor die Tür. Ich konnte sehen, wie der Feuerschein der angezündeten Ortschaften den Himmel überflutete und alles taghell erleuchtete. Doch die Rebellen rührten sich noch immer nicht. Ich war innerlich aufgeregt wie ein junges Reh, das in die Brust gestochen ist, und konnte keine Ruhe finden. Ich konnte nicht anders, ich mußte wieder hinaus.

Glücklicherweise lag das Haus unmittelbar an der Straße und war von keiner Mauer umgeben: so faßte ich den Entschluß, zu entfliehen. Als ich kaum ein paar Schritte gegangen war, da sah ich neben der Straße eine Menge Toter kreuz und quer am Boden umher liegen und vom Feuerschein hell erleuchtet. Der Wind bewegte sie, als wollten sie lebendig werden. Da sträubten sich mir die Haare und plötzlich dachte ich: „Wie weit bin ich eigentlich noch von diesen da entfernt?" Dann aber eilte ich mit großen Schritten voran und sprang über die Leichen hinweg.

Ein leichter Regen hatte eingesetzt, ich kam in einen tiefen Wald und ließ allmählich den Feuerschein etwas hinter mir zurück. Da beruhigte ich mich allmählich. Aber der Durst quälte mich bei aller meiner Traurigkeit. So streifte ich mit der Hand die Regentropfen von den Kiefernzweigen und saugte die Feuchtigkeit auf. Da hörte ich plötzlich in der Luft einen Vogel singend vorüber fliegen. Er flog über meinen Kopf hinweg nach Osten zu. Ich betete bei mir im Stillen: „Das soll mein Führer sein!" und eilig folgte ich ihm nach. In der ersten Morgenfrühe erreichte ich Schi Tsui Dschuang und weiterhin nach Osten Lien Dschi Hi, unseren früheren Heimatsort. Dort kamen mir einige Dutzend Leute entgegen, die mit scharfen Messern bewaffnet waren. Sie umringten mich sofort und schrieen mich an: „Woher bist Du und wie heißt Du? Sage uns alles der Wahrheit gemäß!" Ich nannte ihnen daraufhin Heimat und Namen. Die Männer brachten mich in einen inneren Hof, darin stand mein Vetter! Als ich ihn sah, da fielen mir vor

Rührung die Tränen aus den Augen, und wir fragten uns gegenseitig nach unseren Erlebnissen und sprachen uns Mut ein. Da zerstreuten sich die Messerträger nach und nach. Erst hinterher erfuhr ich, daß diese Menschen schon eine ganze Anzahl von Flüchtlingen getötet hatten. So stand es damals: wer nicht von der Hand der Rebellen fiel, den schlugen die Bauern tot. Daß ich mit dem Leben davon kam, hing nur an einem Haar. Nachdem es einige Tage ruhig geblieben war, hörte ich, daß die Rebellen in der Nähe des großen Marktfleckens Ging dschi vorbeigekommen waren, in der Absicht, nach Süden zurückzukehren. Eilig kehrte ich nach Hause zurück und fand meine alte Mutter wohlbehalten vor. Da mußte ich Gott für seine Gnade danken, mit der er seinen stillen Schutz hatte walten lassen.

Allein unser Haus bestand nur noch aus vier kahlen Wänden. Kisten und Kasten waren leer. Wir mußten uns an die freundliche Aushilfe unserer Anverwandten wenden und allmählich unsere ganzen Geräte verkaufen, um leben zu können. Ueber Jahr und Tag, als der Herbst in voller Reife stand, ging ich wieder in's Land hinaus und suchte nach einer Beschäftigung. Ich bekam eine Stelle als Lehrer bei fünf oder sechs kleinen Knaben. Als der Winter kam, da wurde ich plötzlich schwer krank, so daß ich das Bett nicht verlassen konnte. Meine alte Mutter betete für mich zu Gott. Aber die Krankheit hatte mich so geschwächt, daß ich erst nach einem halben Jahr, auf den Stock gestützt, wieder gehen konnte. Im Herbst darauf ging meine alte Mutter heim. Nachdem sie beerdigt war, da war ich so trostlos und betrübt, daß es sich mit Worten gar nicht beschreiben läßt. Ich klagte aber nur dem Himmel meine Not und wußte nicht, wo aus noch ein.

Eines Tages begegnete ich einem Manne mit weitem Gewand und einer Taoistenmütze. Er hatte das Aussehen eines erhabenen Menschen. Der trat auf mich zu, begrüßte mich und fragte: „Du hast wohl Sorgen?“ Ich bejahte. Da sprach er wieder: „Die Menschen leben auf dieser Erde, wie das weiße Sonnenroß an einer Spalte vorbeirennt. Da wir aber nur für einige Zeit Gäste sind, warum suchen wir nicht rechtzeitig einen Weg aus der Welt hinaus, statt daß wir uns mit all' dem Kummer herumtreiben?“ Ich hörte, daß etwas Außerodentliches in seinen Worten war und fragte weiter: „Was ist dieser Weg, der aus der Welt hinausführt?“ Er sprach: „Man muß Dreierlei wahrhaft festhalten und Fünferlei gänzlich meiden, so nur kann man zu der Pforte eingehen. Sonst geht man durch falsche Pforten und auf verderblichen Wegen und kann nicht die rechten Früchte bringen.“ Ich fragte darauf: „Was sind jene Drei, die man festhalten und jene Fünf, die man meiden muß?“ Er sprach: „Man muß sich verlassen auf den Erleuchteten, auf das Wort und auf den Heiligen. Der Erleuchtete, das ist der ewige Urgeist. Das Wort ist der ewige Uratem, und der Heilige, das ist der ewige Ur-Same. Wer diese drei in sich pflegt, daß sie sich sammeln und nicht zerstreuen, der wird emporschweben können zu fernen Höhen und er wird des Weges kundig, der zur Vollkommenheit führt.“

Als ich das hörte, erschrak ich und fürchtete mich; denn ich dachte, wie wollen die Menschen auf der Welt das fertig bringen? Der Fremde aber sprach: „Sei nicht kleingläubig! Gott hat seine unendliche Gnade eröffnet und will, daß alle 92 Milliarden der echten Menschen auf Erden herausgerettet werden. Heute ist seine Zeit gekommen." Darauf gab er mir einige Bücher, wie „Die Erweckung durch die 8 Worte", „Vernunftgemäße Erforschung der Urwahrheit", „Der Prüfstein" u. a. und ermahnte mich: „Du mußt nur sorgfältig forschen und suchen, dann wirst Du sicher auch etwas erhalten. Ich werde im nächsten Jahre wieder kommen." Er ließ sich dann nicht aufhalten, sondern eilte weg. Daraufhin beschäftigte ich mich genau mit den drei festzuhaltenden und den fünf zu meidenden Dingen und erfuhr, daß mit den letzteren Folgendes gemeint war: „1. Man soll nichts Lebendes töten, das ist die Liebe, 2. man soll nicht stehlen oder rauben, das ist die Gerechtigkeit, 3. man soll nichts Unkeusches tun, das ist die Zucht, 4. man soll nicht Wein trinken und Fleisch essen, das ist die Weisheit, 5. man soll nichts Falsches reden, das ist die Wahrheit. Diese fünf Gebote zu halten: Das ist die Grundlage für den Eintritt zum rechten Pfad."

Im Frühling kam der Fremde wieder und fragte mich nach dem Inhalt der Bücher. Ich antwortete, daß ich ihn noch nicht recht verstehe. Dann fragte er mich nach den fünf Geboten, die ich alle schon hielt. Da sprach der Fremde: „Das ist das Gefäß für die Lehre. Im Himmel gibt es keinen Gott ohne Liebe und Recht. Du kannst nach unserem Lehrsaal in Tsingtschoufu gehen und ein Opfer für den Erleuchteten bereiten, dann werden wir Dir die Lehre überliefern." Ich ging mit Freuden mit ihm. Als ich zu ihm kam, da war auch ein Herr Liu und Wang da. Bei der Begrüßung kamen wir sofort in eine freundschaftliche Unterhaltung, als gehörten wir zu einer Familie. Alles war ein Frieden und eine Harmonie. Ich diente ihnen als meinen Lehrern.

Am andern Tag richteten sie ein reines Mahl zu, daneben stand eine helle Lampe, zwei Tassen Tee, ein Gefäß mit Weihrauch. Außerdem war nichts weiter da. Nur waren zwei Lose auf einem weißen Teller. Ich wußte nicht, was alles zu bedeuten habe. Die drei Lehrer hatten reine Kleider an. Wang war der Priester der Gnade, Liu war der Priester der Einführung, der mit mir angekommene Liu war der Priester der Enthüllung. Alle drei verrichteten dreimal ihre Andacht vor dem Buddha. Dann hießen sie mich vor dem Tisch niederknieen. Der Lehrer las die Worte der Bewegung des Gesetzes, darauf mußte ich mich zur Erde beugen und einen Eid schwören, daß ich die Geheimnisse des Himmels nicht verraten werde. Dann hielten sie mir den weißen Teller hin, von dem ich selbst ein Los aufheben mußte. Die Lehrer nahmen es, und als sie es öffneten, waren sie hocherfreut und wünschten mir alle drei Glück. Ich wußte nicht, aus welchem Grunde. Ich fühlte mich nur schwindlig und es verging mir das Gesicht, als wäre ich in einer Nebelwolke.

Nach einer Weile, da hießen sie mich vor ihnen ihre Ehrfurcht bezeugen, dann wurde abgeräumt. Darauf führten sie mich in ein

ruhiges Gemach, der Priester der Enthüllung nahm darauf ein Weihrauchstäbchen und hieß mich aufrecht auf die Matte sitzen und mit einfältigem Herzen meinen Geist sammeln. Dann sprach er: „Heute hat Dir Gott eine große Gnade erwiesen, daß auf Dein Bitten Dir sofort willfahren wurde. Deine Verbindung mit ihm ist stark." Dann hob er an: „Diese Lehre ist der Ursprung der Schöpfung und die Wurzel des Lebens. Wer sie bekommt, der kann auf Erden stehend den Himmel erreichen und ein Heiliger und Erleuchteter werden. Man darf sie nicht als Zeitvertreib behandeln. Wer mit seinen Gedanken und seinem Leben dabei ist, der wird sicher etwas erhalten." Darauf enthüllte er mir die Geheimnisse der überzeitlichen Ewigkeit und das Gesetz der Erhaltung der ursprünglichen Einheit. Wieder sprach er: „Halte das sorgfältig fest, so will ich Dir später die zweite Stufe enthüllen. Man darf keine Stufe überspringen." Nach einigen Tagen kehrte ich wieder nach Hause zurück. Da lebte ich in heiliger Verzückung. Jedesmal, wenn ich eben erst meine Kontemplation begonnen, so öffnete sich der Himmel, und die Erde weitete sich, und ich schwebte außerhalb der Welt. Wenn ich auf mein früheres Leben zurücksah, so schien es mir eitel Staub und Kot.

Obwohl ich wußte, daß ich es noch nicht weit gebracht in der Wahrheit, so machten sich doch schon Verleumdungen geltend. Die Nachbarn hielten sich über mich auf, Verwandte und Bekannte spotteten und schalten. Die Aeltesten erteilten Verweise, die Vertrauten ließen es nicht an dringenden Ermahnungen fehlen. Aber ich blieb innerlich ganz frei, das Drohen mit Messer und Säge, Beil und Axt: nach allem fragte ich nicht. So verbrachte ich sechs Jahre, da waren meine Geldmittel erschöpft, und die Armut wurde unerträglich. Nun war ein Vetter von mir in Sutschou in der Provinz Anhui Landrat. Ich überlegte mir, ob ich mir nicht bei ihm meinen Lebensunterhalt erwerben könnte, packte daher meine Sachen zusammen und reiste nach Süden. Mein Vetter gab mir das Amt eines Steuerverwalters. Obwohl ich nicht reich besoldet war, so hatte ich doch mein Auskommen. Als ich aber die Leute in dem Amt genauer kennen lernte, da merkte ich, daß sie meist im Gesicht freundlich und im Herzen feindlich waren, habgierig und unehrlich, zu allen Schandtaten fähig. Das war nicht nach meinem Geschmack. Ich harrte zwei Jahre dort aus. Als dann mein Vetter seines Amtes entsetzt wurde, da kehrte ich auch nach Hause zurück. Meine Ersparnisse waren nicht bedeutend. Zu Hause war gerade eine Hungersnot, so daß im Augenblick alles weg war und ich mir nicht zu helfen wußte.

Da hörte ich, daß ein Herr aus Amerika in unserer Stadt lehre, ich freute mich über die Nachricht und war begierig, mit ihm über die Wahrheit zu reden, deshalb ging ich hin, ihn zu sehen. Ich traf ihn, wir begrüßten uns, und er hieß mich sitzen. Sein Chinesisch war deutlich und sein Benehmen taktvoll, daraus erkannte ich, daß er ein gebildeter Mann war, und ich schätzte ihn hoch. Wir sprachen über die Prinzipien des Lebens und die Gründe der Seele. Daraus

entnahm der Herr, daß ich für Belehrung empfänglich war, und war sehr freundlich zu mir. Im nächsten Frühling kam der Herr wieder und ließ mich nach seiner Wohnung holen. Er besprach sich mit mir über die Linderung der Hungersnot. Am schlimmsten hatte unter der Hungersnot der Linkü-Kreis zu leiden. Deshalb nahm er mich dorthin mit und errichtete in einem Dorfe der Gegend ein Unterstützungsbüro. Er fragte mich, auf welche Weise man am besten die Hilfsgelder verteile. Ich antwortete: „Es kommt alles darauf an, Menschenansammlungen zu vermeiden, weil sonst unter diesen Umständen leicht Unordnung entsteht." Der Herr billigte diese Ansicht. Deshalb wurde bestimmt, daß die Verteilung getrennt nach den einzelnen Gegenden vorgenommen werden sollte. So konnten die Leute alle in Ruhe zu Hause bleiben. Die Namen der Bedürftigen wurden notiert, dann wurden die Dorfältesten mit der Verteilung der Gelder beauftragt, so daß alles unnötige Getriebe vermieden wurde. Innerhalb von 2 Monaten konnte man auf diese Weise über 30 000 Menschen eine Hilfe zu Teil werden lassen. Inzwischen war der Frühsommer herangekommen und obwohl der Weizen noch nicht reif war, so konnten die Leute durch die Seidenzucht schon wieder einiges verdienen; daher wurde die weitere Unterstützung eingestellt.

Wir wählten etwa 20 Knaben, die, ohne Angehörige, sich zu uns geflüchtet hatten, aus und nahmen sie nach Tschifu, wo sie die Schule besuchen sollten. Der Herr nahm mich auch mit. Unterwegs entflohen übrigens von den Knaben einige, da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß die Fremden den Kindern die Augen und Herzen ausreißen wollten. Durch die Verteilung der Gelder war ich sehr erschöpft, eine kleine Erkältung kam dazu, so daß ich schwer erkrankte. Der Herr J. . . . nahm sich meiner auf dem ganzen Weg freundlichst an, aber es dauerte auch nach der Ankunft in Tschifu noch längere Zeit, ehe ich mich ganz erholt hatte.

Da sich keine passende Stellung für mich fand, wurde mir zunächst für einen halben Monat der Unterricht der geflüchteten Waisenknaben übertragen. Nachher hatte ich an einer Mädchenschule zu unterrichten. Gleichzeitig nahm ich das Neue Testament vor. Ich fand, daß die Heilungswunder, die Teufelaustreibungen, die Totenerweckungen und die Auferstehung am dritten Tage in ihren Ursachen nicht zu ergründen waren, aber ich sah auf der anderen Seite die große Ausbreitung des Christentums, ich sah Christen, die Wahrhaftigkeit und Enthusiasmus in ihrem Wesen zeigten und die Rettung aller Wesen sich zum Ziel gemacht hatten. So schwebte ich zwischen Glauben und Zweifel ein Jahr lang. Allmählich drang ich tiefer ein und erkannte, daß ein Heiliger, dessen Wesen unsere Kenntnis übersteigt, Gott sein muß, und daß der Weg eines Gottes notwendig geheimnisvoll und tief ist, so daß ein gewöhnlicher Sterblicher ihn nicht mit seinen eigenen Gedanken ermessen kann. Nun sind schon dreißig Jahre darüber hin, und ich habe erfahren, daß e i n e Wahrheit sich in allen Erscheinungen ausbreitet, und daß alle Wege doch wieder an e i n e m Punkte zusammenlaufen

An die Stelle des Herrn J. . . trat ein Pastor L. . . in der Leitung der Mädchenschule, und ich unterrichtete acht Jahre lang. Ein Tag verging in dieser Zeit wie der andere. Schließlich ging er nach Hause zurück, und ein Fräulein H. . . kam an seine Stelle. Sie war erst etwas über zwanzig Jahre alt, ihre Sprachkenntnisse waren ungenügend. Dazu hörte sie nicht auf wohlgemeinte Ratschläge. So kam es, daß in kurzer Zeit drei Schülerinnen starben. Ich nahm daraufhin meine Entlassung und kehrte nach Hause zurück. Die Mädchenschule löste sich auf.

Im folgenden Jahre forderten mich Bekannte auf, nach Tsinanfu zu gehen, um ihnen bei Einrichtung einer Druckerei behilflich zu sein. Weil aber die Beteiligten nicht unter sich einig waren, nahm ich meinen Abschied. Pfarrer L. . . beauftragte mich mit der Seelsorge an einem Missionshospital, die ich vier Jahre lang ausübte, bis der chinesisch-japanische Krieg dazwischen kam. Als sich die Verhältnisse wieder etwas beruhigt hatten, wurde ich nach Tientsin in das dortige Arsenal berufen, wo ich eine Anstellung bei der Rechnungsführung erhielt. Von dem Direktor dieser Anstalt wurde ich dann an Li Hung Tschang empfohlen, der mich in seinem Geheimkabinett als Sekretär bei der Ausfertigung der amtlichen Korrespondenz verwandte.

Zwei Jahre war ich in dieser Stellung, als ich infolge einer Erkrankung meiner Frau nach Hause gerufen wurde. Nicht lange danach brach der Boxeraufruhr aus, der gerade in Tientsin so heftig wütete. Wäre ich zu jener Zeit dort gewesen, so wäre ich sicher umgekommen. So war auch darin eine göttliche Leitung.

In meinem Leben bin ich dreimal dem Tod entgangen, ich habe drei Gefahren überstanden und ich habe dreimal ein großes Glück erlebt. Als ich in meiner Jugend von den Taipingrebellen gefangen worden war, als ich in meinen mittleren Jahren vom Scharlachfieber ergriffen wurde, als ich in meinem Alter die Boxerzeit zu überstehen hatte: das sind die drei Bewahrungen vor dem Tod. Daß ich bei Amtsstellen angestellt war, daß ich bei der Verteilung der Gaben während der Hungersnot zu helfen hatte, daß ich an einer Mädchenschule zu lehren hatte: das sind die drei Gefahren, die ich überstanden. Zu den drei Glücksfällen, die ich erlebt, rechne ich erstens, daß ich Gelegenheit hatte, die Lehren jener Geheimweisheit der Gindangiao zu ergründen, zweitens, daß ich die christlichen Lehren erforschen durfte, drittens endlich die Erlebnisse der letzten Monate. Vor den Unruhen, die das ganze Leben seit einigen Jahren erfüllen, hatte ich gedacht, mich in das Lauschangebirge zurückzuziehen, um dort dem Lärm der Welt zu entgehen. Auf dem Weg dorthin kam ich durch Tsingtau. Hier traf ich mit Pfarrer Wilhelm zusammen und gleich beim ersten Zusammensein kamen wir in tiefere Gespräche über die ewigen Wahrheiten, und ich erkannte, daß der Frieden, den ich im Lauschan gesucht, nicht an einen bestimmten Ort gebunden ist. Ich bin nun schon alt. Hier habe ich den Anblick der Berge und des Meeres, hier leuchtet mir das Licht der Wahrheit. In diesem Frieden meine übrigen Jahre den Erdentag entlang wandeln zu können, ist das nicht schön?

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Der chinesische Staat und das Christentum.

Wie bekannt, vollziehen sich in China gewaltige Umwälzungen. Am Beispiel Japans hat China gelernt. Es kann zwar seinen Hochmut noch immer nicht aufgeben, daß es die wirkliche Weltherrin und alle Völker ihr tributpflichtig seien. Aber es sieht ein, daß es sich die modernen Fertigkeiten und Kenntnisse aneignen muß, wenn es seine ihm zustehende Macht ausüben will. Daher will China also sein ganzes Volksleben insoweit nach westlichem Vorbilde umgestalten, als es nötig ist, um die äußere Macht zu gewinnen, die die Westmächte besitzen. Darin besteht ein tiefer Unterschied zwischen der Art der Reformbewegung in Japan und der in China. Japan hat von vornherein unsere Kultur als ein Ganzes aufzunehmen sich vorgesetzt. Es hat so auch mancherlei geistige Gedanken und Güter aufgenommen, durch die altgeheiligte Sitten zerstört werden mußten. Japan hat sie aufgenommen, weil dieselben mit unserer Kultur unlöslich verbunden waren. Japan hat sein Staatsleben auch in bezug auf die Religion auf den Grundsatz der absoluten Religionslosigkeit für alle Volksklassen und der Religionslosigkeit aller staatlichen Einrichtungen gegründet. Japan hat unser Ideal von der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne aufgenommen und unsre Ehe-Auffassung ist dorthin übertragen. Viele dieser Ideale sind ja nur aus dem Christentum heraus verständlich und aus ihm erwachsen. Und daher ist sicherlich die Annahme des Christentums in Japan nur der letzte folgerichtige Schritt in der Annahme unserer Kultur als eines Ganzen.

Ganz anders urteilt die chinesische Regierung bis jetzt. Sie will festhalten bei ihren Reformen an der uralten Grundlage des chinesischen Staatswesens, dem Konfuzianismus. Die Moral des Konfuzius mit ihrer Betonung der Heiligkeit der Staatsideen und Familienlebens, als zur Verwirklichung der Staatsidee notwendig, mag für das bisherige China ein Segen gewesen sein, für die moderne Zeit genügt diese Fundierung nicht. Denn die Moral des Konfuzius leidet an zwei mit der modernen Kultur unvereinbaren Gedanken, erstens an der Unterschätzung der Persönlichkeit zugunsten der Gesamtheit, zweitens an der einseitigen Betonung der Interessen der Regierenden auf Kosten der Regierten. Aber die Regierung legt auf den konfuzianischen Moralunterricht in den Schulen das allergrößte Gewicht: „Im Ausland gibt es ein Lehrfach, in dem die Religion der Vorfahren (Religion) gelehrt wird. Bei uns lesen statt dessen die Kinder die heiligen Bücher, denn diese sind es, in denen die Lehre unsrer Vorfahren gelehrt wir. Wenn in den Schulen diese Lehre nicht gelehrt wird, so geht ja die Lehre der alten Kaiser und des Konfuzius verloren. Wenn dann aber die drei Grundbeziehungen (zwischen Mann und Weib, Kaiser und Beamten, Vater und Sohn) dahin sind, und die fünf unvergänglichen Tugenden (Güte, Gerechtigkeit, Anstand, Wissen, Treue und Glauben), dann kann China gewiß nicht mehr als Reich be-

stehen." So heißt es in den Reform-Schuledikten*). Daher wird auch in den Schulen die Verehrung des Konfuzius von allen Schülern gefordert. Und sicherlich ist dies als religiöser, nicht als patriotischer Akt gemeint. In Tsinanfu wollte jüngst der Leiter der staatlichen Universität, ein erfahrener amerikanischer Missionar, für die christlichen Schüler Befreiung von dem Akt der Konfuziusverehrung durchsetzen. Er hat es nicht durchgesetzt, sondern mußte vielmehr infolge dieses Versuches mit den christlichen Schülern die Anstalt verlassen.

Diese konfuzianische Moral wird auch auf der neuen deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau und der Vorbereitungsanstalt gelehrt werden, während alle andere religiöse (d. h. christliche) Propaganda ausdrücklich verboten ist. Ebenso verbietet China streng allen an chinesischen Staatsschulen unterrichtenden ausländischen Lehrern jede religiöse Propaganda: „Ausländische Lehrer sollen sich in die Schulordnung fügen, bei Uebergriffen entlasse man sie. Chinas Schulen und die Religion der Ausländer haben miteinander nichts zu tun."

So lehnt China auch ausdrücklich manche westländische Ideale, die Japan als mit unserer Kultur verwachsen angenommen hat, ausdrücklich ab. So wird z. B. unsre Auffassung von der Stellung und dem Wert der Frau als für China schädlich verworfen, es wird festgehalten an der durch Konfuzius sanktionierten Inferiorität der Frau und an der scharfen Trennung der Geschlechter, die gleichbedeutend ist mit der Einkerkerung der Frau, da sogar das Reden zwischen Männern und Frauen auf der Straße erneut verboten wird. Daher kann es nicht wundern, daß der Unterricht, den man für Mädchen jetzt einrichten will (bisher gab es überhaupt keine Mädchenschulen), in seinen Zielen unter der einfachen Volksschule bleibt und daß von ihr folgendes gesagt wird: „Für Mädchen wird der Unterricht im Hause empfohlen. Mädchen sollen keine ausländischen Bücher lesen, damit sie keine schlechten Sitten annehmen, z. B. später selbst (statt der Eltern) den Gatten wählen wollen. Sie sollen daheim bei ihrer Mutter oder einer Lehrerin lernen, damit sie nachher ihre Kinder belehren können. Mehr als das wäre vom Uebel."

Sicherlich wird ja schon jetzt und erst recht später mehr für die Mädchenbildung geschehen, als hier gesagt ist, die Missionsschulen bieten schon jetzt bedeutend mehr. Aber es bleibt bedauerlich, daß die chinesische Regierung sich der Erkenntnis verschließt, wie wichtig für das ganze Volk die gute Bildung und die Hochachtung der Frauen ist. So ist in vielen Dingen das Festhalten an den konfuzianischen Ideen ein Hemmschuh für die gründliche Durchführung der Reformen.

Da die Regierung aber zum Festhalten des Konfuzianismus entschlossen ist, so ergibt sich daraus ganz von selbst eine ablehnende Haltung gegen die christliche Propaganda, gegen die Mission. Of-

*) Diese und die folgenden Zitate sind zitiert nach Uebersetzungen des Ostas. Lloyd und der Kiautschou-Post.

fiziell wird freilich ab und an die Mission gelobt und dieser und jener Missionar ausgezeichnet, aber das geschieht aus Diplomatie für das Ausland. Den lobenden öffentlichen Erlassen gehen scharf tadelnde Geheimerlasse an die Beamten zur Seite. Und es sind auch genug öffentliche Aeußerungen der Regierung vorhanden, aus denen die feindliche, scharf ablehnende Haltung der Regierung gegen die Mission deutlich genug hervorgeht.

Es ist ja bekannt, daß die Mission besonders in vergangener Zeit, nicht vorsichtig genug gewesen ist und daher diese feindliche Haltung z. T. selbst verschuldet hat. Daß die katholische Mission sich grobe Eingriffe in das chinesische Gerichtswesen erlaubt hat, ist sicher nicht zu billigen. Aber auch die evangelischen Missionen sind nicht ganz von dem Vorwurf freizusprechen, daß sie des öftern vergessen haben, daß christliche Liebe das einzige Machtmittel der Mission sein soll. Kanonen und Kreuzer sind schlechte Beschützer der Mission. Das rächt sich. Und gerade jetzt kann das vielleicht wirtschaftlich vorteilhafte, aber aufdringliche Vorgehen der angelsächsischen Missionen, vor deren Bildungsanstalten und Angeboten zur kulturellen Hilfe sich China kaum retten kann, sicher nicht dazu beitragen, das Christentum der Regierung Chinas annehmbarer zu machen. Denn diese Verquickung von Wirtschaftspolitik und religiöser Propaganda zeigt doch zu deutlich, daß hier die wirtschaftlichen Interessen im Vordergrund stehen.

Da ist denn nur zu leicht erklärlich der in China ganz allgemein gegen die Missionare erhobene Vorwurf, sie seien — unter dem Deckmantel der Religion — nichts weiter als kaufmännische oder politische Agenten. Und so kommt es, daß die Chinesen ihre Christen gewordenen Volksgenossen als Verräter am Vaterland ansehen, die sich in den schmählichsten Dienst der verhaßten Ausländer gestellt haben, und sie verachten. Und weil die Mission leider sich nicht ganz frei gehalten hat von einer Geltendmachung ihres Einflusses zugunsten ihrer Christen bei Gerichten und Behörden, so haben sich in der Tat viele schlechte Elemente in die Gemeinden gedrängt. Ein äußerer Religionswechsel macht ja den Chinesen wenig Schwierigkeit, da sie vielfach auch ihren 3 Religionen zugleich angehören.

Dazu gesellt sich der andere Umstand, daß die Missionare nicht der chinesischen Gerichtsbarkeit, sondern den Konsulargerichten unterstellt sind. Da diese aber meist in den Hafenstädten ihren Sitz haben, so sind die im Innern arbeitenden Missionare faktisch oft jeder Kontrolle entzogen. Die chinesische Regierung hat bei der deutsch-chinesischen Tsingtauer Hochschule sich große Rechte gesichert. Nicht der deutsche Direktor, sondern die chinesische Schulbehörde von Schantung bestimmt die Schüler, welche die Hochschule besuchen sollen. Ein chinesischer, dem Direktor nicht unterstellter Inspektor beaufsichtigt ständig die Anstalt. So hat hier China seine Staatsautorität stark gewahrt. Den Missionsschulen gegenüber aber hat der Staat keinerlei Aufsichtsrechte. Denn die Missionen stehen eben unter dem Schutz der Exterritorialität. Daß die Regierung diesen Zustand als eine Schmach empfindet, kann man das nicht verstehen?

Fraglos haben alle Missionen sich um das chinesische Volk hervorragende Verdienste erworben, die von der Regierung Chinas nicht genug gewürdigt werden. Aber die obigen Fehler und Umstände lassen die Feindschaft gegen die Missionen erklärlicher erscheinen.

Diese Feindschaft äußert sich oft und deutlich genug. Die Schulreform-Erlasse sagen von den Missionsschulen: „Freilich gibt es in vielen Provinzen schon allerhand höhere Schulen; aber da man nicht wissen kann, welche Methode dort eigentlich angewendet wird, kann man sich nicht mit ihnen aufhalten oder nach ihnen richten, sonst könnten wir vielleicht die staatlichen auch noch verwirren." „Die Missionsschulen können nicht berücksichtigt werden." Die Regierung hat dementsprechend allen Missionsschulen die staatliche Registrierung versagt, so daß für die Beamtenlaufbahn der Besuch der Missionsschulen direkten praktischen Nutzen nicht gewährt. In den neuen Polizeigesetzen stehen die Missionare neben Gauklern und Gesindel und bei den neu geschaffenen, jetzt eben eingeführten Wahlen zu den Kommunal- und Provinzial-Parlamenten sind neben den buddhistischen Bonzen nur noch die christlichen chinesischen Prediger vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen. Es hat der allerdings nicht ausgeführte Plan bestanden, die Christen überhaupt von den politischen Rechten auszuschließen. Aber sie werden auch ohne dies genug zurückgesetzt und so zu Bürgern niederen Ranges gestempelt. Englische Blätter melden, daß in einigen Provinzen Chinas den chinesischen Christen verboten sei, Land oder Aktien chinesischer Eisenbahnen zu kaufen, aus Furcht, daß diese Christen nur die Strohmänner von Ausländern seien. Durch neuen Erlaß ist allen Chinesen verboten worden, eine unabhängige christliche Kirche zu gründen und irgendwelche Fonds zu Kirchbauten zu sammeln. Die Graduierten des Fuchau-Missions-College sind sämtlich, wie die „Miss. Rv." 1909, 2, meldet, vom Wahlrecht ausgeschlossen worden, auch die, die zum Christentum gar nicht übergetreten sind.

Besonders auffallend ist ein Erguß gegen die Mission in dem letzten Thronbericht des früheren Gouverneurs von Schantung an den Kaiser von China, in dem es von den Missionen und chinesischen Christen heißt, ihre „Rechtshändel sind ein Fluch und Unglück für China." Die Missionare werden getadelt, daß sie „mit dem ungebildeten, dummen Volke umspringen (wie sie wollen) und Nutzen aus der Sache ziehen", und es wird Verwahrung eingelegt gegen die „zudringliche Behauptung der Christen, wonach sie allein Licht und Wahrheit hätten, sonst aber überall Lüge und Finsternis herrschen." Dem Ganzen liegt auch hier der Vorwurf zu Grunde, die Mission entnationalisiere die Christen und mißbrauche sie zu fremdländischen Zwecken.

So kann darüber kein Zweifel herrschen, daß die Arbeit der Mission in China nur der Macht der Kanonen ihre Duldung verdankt, denn, wenn China könnte, würfe es lieber heute als morgen alle Missionen aus dem Lande heraus. Das Festhalten am Kon-

fuzianismus, die Fehler der Mission besonders in der Vergangenheit und Verständnislosigkeit bei der chinesischen Regierung gegen die Verdienste der Mission und Mangel am Einblick in das Wesen unsrer Kultur sind die Gründe dieses bedauernswerten Zustandes. Denn bedauerlich ist diese Ablehnung der Mission gerade im Interesse Chinas. Die Arbeit der Mission wird dadurch gehindert, und China braucht die Kräfte des Christentums mehr noch als neue Gewehre und Schulen. Was unser großer Geograph F. v. Richthofen schon 1868 nach langen Reisen in China ausgesprochen hat, das haben in der letzten Zeit die Chinesen selbst und auch westländische Chinakenner mehrfach ausgesprochen, daß es China vor allem an sittlichen Kräften fehlt, und daß das Christentum allein imstande ist, China aus seiner Versumpfung emporzuheben.

Gerade in dieser Zeit der Reformen, die alles Alte wankend macht und in das ganze Volk eine Gärung und damit eine Unsicherheit sondergleichen hineinbringt, bedarf dies Riesenvolk von 428 000 000 Menschen einer ganz gewaltigen sittlichen Energie, wenn es diese Zeit ohne schweren Schaden überstehen und die neue Zeit eine segensreiche werden soll. Die alten Religionen, einschließlich des Konfuzianismus, sind nicht im stande, dem Volke diesen nötigen religiösen und sittlichen Halt zu geben. Auch sie sind schon erschüttert von dem Eindringen der modernen Kultur, und schon gehen auch viele gebildete Konfuzius-Anhänger zum Christentum über.

Das ist eigentümlich: die chinesische Regierung will die Mission nicht, aber weite Kreise aller Schichten der Bevölkerung sehen die Mission sehr gern und unterstützen sie nach Kräften. Daher ist auch die Feindschaft der Regierung keine Nötigung für die Mission, aus China fortzugehen. Im Gegenteil, die Mission tut China den denkbar besten Dienst, wenn sie noch intensiver arbeitet als bisher.

Denn das Volk braucht das Christentum und will das Christentum. Und wie jeder Seelsorger das Recht und die Pflicht hat, in das Leben eines sittlich Gesunkenen wider dessen Willen einzugreifen, so hat das Christentum im großen Recht und Pflicht zu Eingreifen in das Leben der Völker. Nur darf die Mission sich nicht mit Machtmitteln der Kanonen gegen Verfolgungen sichern, sondern muß willig zu Verfolgungen bereit sein; und auf der andern Seite soll die Mission alles vermeiden, was die Regierung reizen könnte, und alles tun, um die Regierung davon zu überzeugen durch die Art ihrer Arbeit, daß die Mission nur das Wohlsein des chinesischen Volkes fördern will.

Die Gebeine Buddhas.

Es wird manche Leser interessieren, zu hören, daß in Indien in der Nähe von Peschawar die Gebeine Buddhas entdeckt worden sind, genau an der Stelle, an der sie nach den Angaben des 600 Jahre vor Christus lebenden chinesischen Reisenden Hiuen Tsang bestattet worden sind. Der französische Gelehrte Foucher hat unter Mithilfe der Engländer die Kammern der riesigen, unter einem

Ackerland-Hügel liegenden Trümmer des großartigen Mausoleums aufgraben lassen. Hier fanden sich in unzweideutiger Echtheit die Knochenreste in einem sechseckigen Behälter aus Bergkristall, der in einer schön verzierten Bronzevase stand. Bisher hatten die Buddhisten nur eine — und zwar unechte — Reliquie von Buddhas Person; das ist ein, faktisch aus Elfenbein bestehender Zahn.

Das Testament eines chinesischen Selbstmörders.

Die Londoner „Times" berichtet unter dem 21. September: In Peking hat der Selbstmord eines Mannes großes Aufsehen erregt, der, Yang Lin mit Namen, zwar nur ein Mandarin niedrigen Ranges, aber ein angesehener Literat war. Er hat Selbstmord begangen, um seine Vaterlandsliebe zu bezeugen. Bewogen hat ihn dazu der Schmerz um die traurigen Zustände in China. Er hat seine Klagen, Sorgen und Wünsche in einem Schriftstück niedergelegt, das nun natürlich, während es sonst niemand beachtet hätte, infolge seines Selbstmordes die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Yang Lin hält die Geldlage Chinas für eine verzweifelte. Neue Steuern seien das einzige Hilfsmittel für die Regierung, das Volk sei aber durch Nöte so ausgesogen, daß neue Steuern leicht Unruhen erregen können. Sollten diese eintreten, so werden die Fremden wieder einen Vorwand haben, zum Schutz ihrer Kapellen und Gesandtschaften ihre Besatzungen zu verstärken und so noch mehr China in ihre Gewalt bekommen. Für unsinnig hält er die Errichtung der vielen Schulen nach fremdländischem Muster und das Ausgeben der großen Geldsummen für den Erwerb westlicher Güter. Helfen könnten wohl, so meint er, die großen Bodenschätze Chinas, wenn China selbst Eisenbahnen baute, Forstwirtschaft triebe und den Handel förderte. Aber die Chinesen könnten das eben nicht. „Was in den Händen der Fremden eine wahre Goldgrube ist, verwandelt sich in unseren Händen in ein Steinfeld." Dann macht er Besserungsvorschläge, die eine Vertiefung der Regierungsreformpläne nach der sittlichen Seite hin bedeuten. Es sollten nur die Tüchtigsten, die durch literarische Fähigkeiten sich ausgezeichnet haben, zu den hohen Aemtern zugelassen werden. Die Aemter sollten ausreichend besoldet sein, um Erpressungen und Unterschlagungen zu vermeiden. Der Unterschied zwischen den Mandschu und Chinesen sollte vergessen werden. Yang Lin schließt: „Ich bin ein Mitglied des Kaiserlichen Haushalts und meine Familie hat seit Generationen Wohltaten Euerer Kaiserlichen Hoheit empfangen. Die Betrachtung der Gefahren der Zeit hat mein Herz krank gemacht. Voll Sorge über das, was ich nicht ändern kann, bin ich furchtlos dem Tode entgegengegangen, um meinen Protest kundzutun. Da es mir an literarischer Geschicklichkeit oder Anmut des Stils fehlt und ich weiß, daß das Gesetz den bestraft, welcher über das spricht, was ihn nichts angeht, habe ich mich zum Selbstmord entschlossen, nachdem ich dies Dokument eingesandt, aus Furcht vor Bestrafung, weil ich nicht stark genug bin, die Quälereien mei-

ner Gefängniswärter zu ertragen; so bitte ich Euer Hoheit um Mitleid und Vergebung."

Dieser ganze Vorgang zeigt die Nöte der Uebergangszeit, in der China sich befindet.

Deutscher Einfluß in China.

Wir konnten darüber berichten, wie der deutschen Sprache allmählich an den chinesischen Schulen ein immer weiter gehender Einfluß gesichert wird, und wie besonders Deutschlands Interesse an der modernen Schulbildung Jung-Chinas nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben kann und wird.

Um nun aber auch einmal zu zeigen, welche Kräfte dieser Ausbreitung des deutschen Einflusses in China entgegenwirken, können wir unsern Lesern folgende ergötzliche Tatsache nicht vorenthalten:

Allgemein ist auf den chinesischen Schulen für den geographischen Unterricht ein kleines Büchlein verbreitet das eine Art Katechismus über die Länder- und Völkerkunde Europas darstellt. Dieser Katechismus, der in chinesischer Sprache und Schrift abgefaßt ist und die in China von Alters her übliche Frage- und Antwort-Form wählt, stammt aus einer englischen Missionsdruckerei. Kein Wunder daher daß England in ihm am ausführlichsten behandelt ist. Daneben nehmen aber Frankreich Italien, Rußland, Dänemark, Belgien, ja, sogar Bulgarien einen weiten Raum ein, während Deutschland mit ein paar kurzen Bemerkungen abgefertigt wird. Von Deutschland steht tatsächlich nur ein einziger Satz da, der folgendermaßen lautet: „Deutschland ist diejenige Nation, die unter der Regierung des Kaisers Kuang Hsü durch den hinterlistigen und gewaltsamen Raub von Kiautschou einige andere europäische Völker dazu gezwungen hat, gleichfalls Niederlassungen in China zu erwerben." Das ist alles, was das Buch über Deutschland zu sagen weiß: kein Wort über seine Lage, Bedeutung, Bevölkerungszahl, Verfassung, Handel und Kultur.

Es ist ganz klar, daß man auf diese Weise dem deutschen Kultureinfluß in China entgegenzuarbeiten sucht. Man begegnet diesen Versuchen überall, wo man es mit der von englisch-amerikanischer Seite für Unterrichtszwecke in China geschaffenen Literatur zu tun hat. Es ist der Konkurrent, dem dadurch geschadet werden soll, und die Besetzung von Kiautschou ist die Stelle, wo die Chinesen als am empfindlichsten bekannt sind. Umso mehr muß es mit Freuden begrüßt werden, daß der neuen Hochschule in Tsingtau auch ein Institut zur Uebersetzung und Beschaffung geeigneter Lehrbücher unter deutscher Aufsicht angeschlossen worden ist.

(Japan-Post).

Hamburgisches Kolonialinstitut.

Dies Institut versendet sein Vorlesungsverzeichnis für das Sommerhalbjahr 1910. Uns interessiert, daß diesmal Pastor D. Paul-Lorenzkirch, der gute Bücher über die Mission in den deutschen Kolonien geschrieben hat, über Mission Vorlesungen hält. Er

wird reden über sein Spezialgebiet: „Die Mission in den deutschen Kolonieen". 1. Organe der Missionstätigkeit. Die Arbeitsweise der Missionen. 2. Stand der Mission in Deutsch-Ostafrika und in den westafrikanischen Gebieten. 3. Stand der Mission in der Südsee und Kiautschou. Die Mission und das Schulproblem.

Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

Archiv für Religionswissenschaft. Unter Mitwirkung von H. Oldenberg, C. Bezold, K. Th. Preuß in Verbindung mit L. Deubner herausgegeben von Richard Wünsch. (Leipzig, Verl. v. B. G. Teubner) 13. Band, 1. Heft.

„Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus." Mit dem neuen Jahrgang 1910 soll der Umfang des von Thomas Achelis begründeten, dann von Albrecht Dieterich in ein anderes Fahrwasser gelenkten und seit dessen Tode von Professor Wünsch-Königsberg in seinem Geiste weitergeführten „Archiv", das sich heute neben der viel älteren französischen Revue de l'histoire des religions sehr wohl sehen lassen kann, verstärkt werden. Statt der angekündigten 28 Bogen hatte der Verlag schon in den letzten Jahren zirka 36 Bogen geliefert. Fortab soll jedes der vier Hefte des Jahrgangs in 10 Bogen Stärke erscheinen. Diese Erweiterung, die auch eine Erhöhung des Preises von 16 auf 18 ℳ zur Folge hat, wird durch den Hinweis begründet, daß mit dem Anwachsen der religionsgeschichtlichen Literatur auch die die 2. stehende Abteilung des „Archiv" ausmachenden Berichte an Umfang zunehmen, in denen von Vertretern der einzelnen Gebiete die hauptsächlichsten Forschungen und Fortschritte religionsgeschichtlicher Arbeit in ihrem besonderen Arbeitsbereiche hervorgehoben und beurteilt werden. Es ist mit Dank zu begrüßen, daß diesen Berichten, die einen der wertvollsten Bestandteile der gelehrten Zeitschrift ausmachen, ein breiter Raum verstattet wird. In fester Verteilung auf drei Jahrgänge kehren regelmäßig wieder Referate über semitische Religionswissenschaft (C. Bezold, Fr. Schwally; Islam, C. H. Becker), für ägyptische (A. Wiedemann), indische (H. Oldenberg und W. Caland), iranische (W. Geiger), klassische (L. Deubner, A. v. Domaszewski, G. Karo, R. Wünsch), christliche (H. Holtzmann), germanische (F. Kauffmann), ferner für die Religion Chinas (O. Franke) und Japans (H. Haas), der Naturvölker (Afrika C. Meinhof, Amerika K. Th. Preuß, Australien W. Foy, Indonesien H. H. Juynboll, Sibirien L. Sternberg). Dazu gelegentlich solche über neugriechische, slawische, russische Volksreligion, über die Religion in der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, in der Medizin, in der Jurisprudenz usw.

Das neueste, 166 S. starke Heft 1 des neuen Jahrgangs bringt den 42 Seiten umfassenden Bericht über die religionswissenschaftliche Literatur über China, der, da er eine bisher im „Archiv" gewesene Lücke ausfüllt, bis auf 1900 zurückgreift, also das ganze letzte Jahrzehnt umfaßt. Dieser gediegenen Orientierung über die China betreffende Literatur wird im 2. Hefte eine solche über die auf Japan bezüglichen Erscheinungen folgen. Schon das sollte vielen Lesern gerade unserer Z. M. R. das Abonnement auf den neuen Jahrgang des „Archiv" empfehlen. Unter den in den folgenden Heften zu erwartenden Abhandlungen möchten besonderes Interesse für sie haben K. Rathgen, Ueber religiöse Vorstellungen der Japaner; Estlin Carpenter,

The theistic development of Buddhism, F. Schwally, Neue gnostische Amulette.

Auch der hier noch nicht besprochene 12. Jahrgang des „Archiv" (1909) hat außer den Berichten (besonders hervorzuheben ein meisterhaftes Referat H. Holtzmanns „Zur neuesten Literatur über neutestamentliche Probleme") wissenschaftliche Abhandlungen gebracht, die uns von besonderer Wichtigkeit sein müssen. Eine solche ist z. B. die von O. Franke über „Die Ausbreitung des Buddhismus von Indien nach Turkistan", die hervorhebt, wie der Buddhismus erst, nachdem er die Grenze Indiens überschritten, seine welthistorische Bedeutung erlangt hat und zu einem zivilisatorischen und politischen Machtfaktor geworden ist, daher es geboten sei, das bislang zumeist auf die ursprüngliche Lehre Buddhas beschränkte Studium des Buddhismus geflissentlicher auf dessen weitere Entwicklung auszudehnen. Gewissermaßen ein Kompendium der Dogmatik des Buddhismus in allen Entwicklungsphasen, die er bis zum 8. Jahrhundert durchgemacht, stellt die von mir selbst S. 491—532 in glossierter Uebersetzung dargebotene Abhandlung des chinesischen Priesters Tsungmi (gest. 841 n. Chr.) dar, zugleich eine apologetische Auseinandersetzung des Buddhismus mit dem Taoismus und Konfuzianismus. Die Mitarbeit von Missionaren hat das „Archiv" von Anfang an willkommen geheißen, und das ist auch unter der neuen Redaktion so geblieben. So brachte gleich das 1. Heft des vorigen Jahrgangs eine Abhandlung „Die Opferstätten der Wadschagga" von Missionar B. Gutmann in Masama, Deutsch-Ostafrika. Die Hauptmitarbeiter des „Archiv" sind klassische Philologen. Das läßt es verständlich erscheinen, daß den breitesten Raum Untersuchungen einnehmen, die sich auf die Religionen des klassischen Altertums beziehen. Neben sehr spezialistischen Studien begegnet man auch allgemeineren wie Walter Otto's Essay „Religio und Superstitio", in dem er zu ergründen unternimmt, was das römische Volk, solange seine Religion noch nicht von griechischen Einflüssen überwuchert war, unter dem Verhältnis des Menschen zu den übermenschlichen Mächten verstanden hat, ein Problem, zu dessen Untersuchung uns schon der Umstand ein Antrieb sein muß, daß wir selbst keine andere das gesamte fragliche Gebiet umfassende Bezeichnung zur Verfügung haben als denselben Namen religio, den die Römer jenem Verhältnis zum Uebermenschlichen gegeben haben. Vergleichen mag man nun mit dieser Untersuchung die ähnliche von W. Warde Fowler in den Transactions des 3. internationalen Kongresses für die Geschichte der Religionen in Oxford: The Latin History of the Word „Religio".

Heidelberg. Hans Haas.

Literatur.

D. **Dr. Aug Kind**, Der Buddhismus und seine Bedeutung. (Volksschriften des Allgem. Evang.-Prot. Missionsvereins Nr. VIII). Evangelischer Verlag, Heidelberg 1910.

Eine Schrift von 24 Seiten über eine Religion mit einer Geschichte von 24 Jahrhunderten. Natürlich, daß sie sich auf das Wesentliche beschränken muß. Dieses Wesentliche aber, das, was heute jeder Mensch vom Buddhismus wissen sollte, bieten die 24 Seiten dem Leser, und sie bieten es ihm in der einfachen, auf alles stilistische Zierwerk verzichtenden und vielleicht eben darum so lichtvollen Art der Darstellung, die alle Schriften des Verfassers auszeichnet. Einleitung; die Umwelt, in der der Buddhismus entstand; Buddhas Leben; Buddhas Lehre; die buddhistische Gemeinde; Beleuchtung des ursprünglichen Buddhismus;

Verbreitung und Entwicklung des Buddhismus; Buddhismus und Christentum: dies die Ueberschriften, der einzelnen Abschnitte, in die der Stoff geschickt zerlegt ist. 8 Bildbeigaben, darunter eine vorzüglich gelungene polychrome, schmücken die kleine Schrift, deren Preis (25 Pfennige) in keinem Verhältnis zu der hübschen Ausstattung steht.

H. Haas.

Johannes Hauri, Die Religion, ihr Wesen und ihr Recht. Populäre religionsgeschichtliche Vorträge. Erschienen bei Conrad Skopnik, Berlin-Zehlendorf 1909.

Die 15 Vorträge wollen „Wegweiser für die Suchenden sein und bis an die Pforte führen, hinter der das Leben wohnt." Sie haben apologetischen Zweck. Ausgehend von dem Zweifel am Recht der Religion und den Einwänden, denen wir in unserer Zeit auf Schritt und Tritt gegen die Religion begegnen, führt der Verfasser in knapper und klarer Darstellung durch die Religionsgeschichte hindurch. Das religiöse Leben der Menschheit verläuft ihm auf zwei Hauptlinien, auf der des mystischen Gottesgenusses, die im Buddhismus, und auf der der sittlichen Gottesgemeinschaft, die im Christentum ihre Höhe erreicht. Er zeigt am Brahmanismus und Buddhismus, wie an den modernen Surrogaten für die Religion, deren Väter D. Fr. Strauß, Schopenhauer und Nietzsche sind, daß dort die Persönlichkeit des Menschen nicht zu ihrem Rechte kommt, und wenn alle Konsequenzen gezogen werden, sie mit einer Verneinung aller menschlichen Persönlichkeit enden. Im Christentum dagegen sieht der Verfasser die einzige Religion, die den Wert und die Bedeutung der Persönlichkeit schätzt und darauf ausgeht, dieselbe zur Vollkommenheit zu führen. Hauri tritt dabei für eine moderne Form der Verkündigung des Christentums, die sich von allen Einseitigkeiten frei hält, ein.

Reiches Material enthält das Buch. Der Verfasser handhabt den sprachlichen Ausdruck sehr leicht und gefällig. Seine Ausführungen sind allgemeinverständlich, und wenn sie auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben wollen und können, so regen sie doch zu weiterem Nachdenken an und erfüllen so ihren Zweck. Das Buch kann der Laienwelt warm empfohlen werden, um Aufklärung für manche brennende Frage zu finden. Auch dem praktischen Geistlichen bietet es eine Menge von Anregung und dürfte für die Verwendung der Apologetik in der Predigt von großem Nutzen sein.

Flügge, Molsdorf.

„Auf Vorposten". Ein Zeugnis deutscher evangelischer Arbeit im Auslande in Predigten und Reden von Dr. Wilhelm Erich Voigt, Pfarrer der deutschen evangelischen Kirche für Venezuela. 8°, 340 S. Geheftet 4 M, gebunden 5 M. E. V. Voigt, Verlag, Berlin NW. 21.

Voigt gibt uns in seinem Buch „Auf Vorposten" eine Sammlung von 20 Predigten und 20 Kasualreden. Der Verleger E. V. Voigt-Berlin betont schon in seinem Begleitschreiben, daß in dem Buch „Auf Vorposten" ein richtiger Beitrag zur modernen Predigtliteratur gegeben sei. Ich habe die Predigten und Reden mit großer Freude und stellenweise mit offener Begeisterung gelesen. Wie wenig andre Predigten haben mich diese Predigten und Reden Voigt's angesprochen; ich stelle sie als mindestens ebenbürtig an die Seite der wohl allbekannten Predigten von Geyer-Rittelmeyer in „Gott und die Seele". Eine formvollendete Ausdrucksweise tritt uns entgegen und daneben kommt zur

Geltung, was erst das Wichtigste in jeder Predigt ist, der „persönliche Moment". Voigt versteht es meisterhaft, sich in das Seelenleben seiner Zuhörer hinein zu versetzen und dadurch auf sie einzuwirken. Gradezu vorbildlich hierzu ist besonders seine Weihnachtspredigt und seine Grabrede am Grab eines jungen Mädchens (S. 317). Die inneren und äußeren Verhältnisse seiner Gemeinde werden stets berücksichtigt, und ich bin der festen Ueberzeugung, daß die Zuhörer durch diese Predigten erbaut worden sind. Kalte Dogmatik wird nirgends gepredigt, dagegen warmes lebendiges Christentum. Und was mir die Predigten noch besonders lieb macht, ist die darin betonte Liebe zum deutschen Vaterland. Voigt ist Pfarrer der deutschen evangelischen Kirche für Venezuela und er versteht es, in seinen Predigten zugleich das Deutschtum zu predigen und zu wahren. Der Titel seines Buches ist deshalb mit vollem Recht gewählt; der Verfasser steht auf Vorposten mit offenem Auge für die Nöte seiner Gemeinde und mit glühender Liebe zu seinem Heiland und seinem Vaterland. — Auf die einzelnen Predigten einzugehen, verbietet der Raum. Jedenfalls ist in dem Buch jedem Pfarrer und Laien etwas hervorragendes geboten. Wenn auch überall die besonderen Verhältnisse zur Geltung kommen, in denen der Verfasser arbeitet, so wird doch jeder, der das Buch lesen wird, seinen bleibenden Nutzen daraus haben. P. Deißmann-Oberaurof.

Friz, Immanuel, Pfarrer in Ulm a. D. D'Barnardo, der Vater der „Niemandskinder", ein Bild seines Lebens und Wirkens. Zweite Auflage. Basel. Verlag von Ernst Finkh.

Ein Buch das ich mit allergrößtem Interesse gelesen habe und das ich jedem in die Hand geben möchte, der nicht glauben will, welch ungeheurer Segen in der Welt ein Menschenkind werden kann, das Liebe hat. Auf Barnardo paßt das Wort 1. Kor. 13: „sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles."

Als Student der Medizin und freiwilliger Lehrer an der sogenannten Lumpenschule zu London wird er durch einen dieser armen Jungen, Tim Darvis, auf die ganze Tiefe und Grausigkeit des Elends tausender von Kindern ohne Obdach und Heimat aufmerksam gemacht. Barnardo machte ihm den Vorschlag, gegen einen Trunk warmen Kaffees und eine Lagerstätte unter Dach solle er ihm einen Platz zeigen, wo mehr solche arme Burschen zu finden seien. Der Knabe war sofort bereit; ein heißhungriger, fast raubtierartiger Zug erschien in seinem Gesicht, als er von Kaffee und behaglichem Unterschlupf hörte. So wanderten denn die beiden durch die nächtlichen Straßen Londons zur Wohnung des Studenten dicht beim London-Hospital — der kleine Bursche mit seinen nackten Füßen patsch, patsch! auf dem kalten Pflaster fast im Trabe neben seinem neuen Freund her. In der Wohnung erfolgt eine Aussprache zwischen den Beiden, wo sich Barnardo Bilder entsetzlichsten Elends enthüllen. „Nun war es Mitternacht vorbei, als endlich die Beiden aufbrachen, um den Beweis für diese Behauptungen zu suchen — der Knabe vertrauensvoll an der Hand seines neugewonnenen Freundes. Es ging die Whitechapelstraße hinein, dann in die Gegend der früher vielgenannten, durch ihr buntes Markttreiben namentlich am Sonntagmorgen bekannten Petticoatlome. Der Knabe bog in eine Art von Schuppen ein — es war unterwegs ein Markt für alte Kleider — die kleinen Verkaufsstände an den Seiten waren verschlossen. Die Beiden schauen sich um, zünden Streichhölzer an und leuchten unter die Karren, hinter die Kisten und in die Ecken, aber niemand ist hier; alles still, nur der Hall ihrer eigenen Tritte. „Schon recht, Herr", sagte

Tim, „schauen Sie nicht weiter; wir werden bald zu ihnen kommen. Sie dürfen hier nicht herumliegen, weil die Polizei hier bei diesen Buden sehr scharf ist. Als ich noch klein war, hab' ich hier unter einem Karren geschlafen; aber ich wurde fast erwischt und darum schlafe ich hier nicht mehr." Indessen hatten wir die Halle durchschritten; da wandte sich Tim zu mir um und mit dem Finger an der Lippe sagte er: „Pst, nun sind wir da, Herr. Sie werden eine Menge vor ihnen sehen, wenn wir sie nicht aufwecken." Der Weg ging nicht mehr weiter; eine hohe kahle Mauer stand vor uns; und als ich mich begierig umsah, konnte ich keine Spur von menschlichen Wesen entdecken. „Wo sind sie, Tim?" Da droben Herr, erwiderte er und deutete auf das Blechdach des Schuppens, dessen Außenwand die Mauer bildete. Aber wie konnte ich da hinaufkommen? Für Tim war es eine leichte Sache. Da waren vielgebrauchte Tritte, mit Hilfe deren man auf- und absteigen konnte: kleine Zwischenräume zwischen den Backsteinen, wo der Mörtel abgefallen oder weggeschlagen war. Tim kletterte zuerst flink hinauf, und dann mit Hilfe eines Stückes von einer Stange, das er oben gefunden hatte und mir herunterstreckte, kam ich auch hinauf, nicht ohne schmutzige Kleider und geschürfte Hände. Ich stand auf einem Dachgesims und was sah ich nun vor mir im Dunkeln? Hier lag eine unregelmäßige Gruppe von Knaben auf dem offenen Dach, alle schlafend: die Köpfe nach der ansteigenden Seite, die Füße gegen die Rinne — aber im übrigen in ebenso mannigfaltigen Stellungen, wie man sie bei Hunden am Feuer beobachten kann: manche zusammengerollt, manche zu zweien oder dreien zusammengekauert, andere mehr für sich. Ich zähle elf. Keine Decke von irgendwelcher Art auf ihnen. Die Lumpen der meisten waren nur schüchterne Andeutungen für nicht vorhandene Kleider, allem Anschein nach ebenso schlecht, wenn nicht schlechter als Tims. Ein großer Bursche schien gegen 18 Jahre alt zu sein, das Alter der anderen schwankte etwa zwischen 9 und 14. — — — —" Als die beiden nächtlichen Entdecker wieder auf die Straße gingen, fragte Tim, der keine Ahnung hatte, welche Gefühle die Seele seines Freundes bestürmten, in seinem Eifer: „Sollen wir zu einem andern Nest gehen? Es sind noch viele da!" Barnardo hatte für diesmal genug gesehen. Er hatte eine Menschenklasse entdeckt, die verlassenen Kinder der Großstadt, für die der Name Waisen noch tausendmal zu lieblich klingt. Weil sie neu entdeckt waren, haben sie auch einen neuen Namen bekommen: sie heißen „Niemands-Kinder" (Nobody's Children). Und wie Barnardo der Vater dieser „Niemandskinder" geworden ist, deren Erstling er in jener Novembernacht entdeckte, das soll nun im Einzelnen erzählt werden.

Und nun sehen wir mit wachsendem Erstaunen und noch mehr immer wachsender Bewunderung, wie dieser Student der Medizin, ohne irgendwelche eigenen Mitteln, nur mit brennender Liebe und heißem Glauben eine Anstalt nach der anderen aus dem Erdboden herauszaubert, wie er sie mit einem genialen organisatorischen Talent einrichtet und wie diese ganze ungeheure Maschinerie läuft und arbeitet zum Wohle und Segen von Tausenden und Abertausenden dieser Aermsten der Armen unter dem Motto, das in Kolossalbuchstaben am ersten Heime in Stepney Canieway zu lesen steht: No destitute child ever refused („Kein heimatloses Kind jemals abgewiesen".)

Mit seinen interessanten photographischen Abbildungen, seinem warmen Stil und seiner großen Anschaulichkeit ist dieses Buch jedem auf das Angelegentlichste zu empfehlen, das uns ein selbständiges Ge-

genstück der deutschen Arbeit von Bodelschwinghs, wenn auch nach englischer Methode und auf Grund englischer Verhältnisse, vor Augen führt.
Garstedt b. Hamburg. Siems.

Aus den Zweigvereinen.

— **Halle-Saale.** Am 31. Januar trat in Halle die 32. Missionskonferenz für Prov. Sachsen und Anhalt zusammen. Am Nachmittag halten stets die verschiedenen Gesellschaften ihre Spezialkonferenzen. Zum ersten Male hatte auch der A. E.-P. M.-V. zu einer Versammlung eingeladen, die Eingliederung in den Gesamtorganismus der Konferenz hatte der Vorsitzende, Prof. D. Warneck, freilich abgelehnt; um dem Vorwurf der Demonstration jede Berechtigung zu nehmen, war jede Reklame in den Tageszeitungen vermieden, trotzdem hatten sich mehr als 100 Personen aus Halle, Prov. Sachsen und Herzogtum Anhalt eingefunden. Herr Lic. Dr. Rohrbach sprach über: „Die evangelische Mission gegenüber dem Problem fremder Rassen und Kulturen", es folgte eine lebhafte Diskussion, bei der Herr Pfr. Graßmann, der langjährige Pfarrer der deutschen Gemeinde in Johannesburg, dem Referenten in den Hauptsachen lebhaft zustimmte. Die Versammlung wählte einen Ausschuß zur Veranstaltung weiterer Konferenzen, Vorsitzender: Wilh. Schubring-Wundersleben-Sömmerda.

— **Schlesischer Provinzialverband.** (Zugleich als Mitteilung an die Zweigvereine und Vertrauensmänner.) Am 16. Februar trat der Vorstand des Schles. Provinzialverbandes mit den Vertrauensmännern zu einer gut besuchten, mehrstündigen Konferenz zusammen. Der Vorsitzende konnte von befriedigendem Fortgang der Arbeit in der Provinz namentlich infolge der Vortragsreisen des Schriftführers, Pastor Lillge und des Missionsinspektors Lic. Witte, sowie Dr. Rohrbach's Kenntnis geben. Im Jahre 1909 hat der Verband 4714.03 Mk. an die Zentralkasse abgeführt. Auf den unentgeltlichen Bezug des Jugendblattes, der Sammelbücher, auch der Sammelbüchsen, durch das Zentralbüro, wird aufmerksam gemacht, und die Abhaltung kleiner Sommermissionsfeste ins Auge gefaßt. Auch die Finanzlage des Gesamtvereins wird besprochen. — Der Generalversammlung des Verbandes soll in Abänderung des § 3 der Verbandssatzungen vorgeschlagen werden, den Vorstand aus mindestens 9 Personen bestehen zu lassen; Kaufmann Vollmann-Breslau (Nikolaistadtgraben 10) wird anstelle des wegen hohen Alters ausgeschiedenen, verdienten Herrn Schirmer zum Schatzmeister gewählt. Das Jahresfest soll in Hirschberg Ende September begangen werden. Mit einem regelmäßigen Besuch der Zentralvorstandssitzungen seitens des Schlesischen Vertreters oder eines Ersatzmannes erklärt sich die Versammlung einverstanden; die Frage der Reiseentschädigung wird geregelt; zu den Zentraljahresfesten sollen auch andere Delegierte entsandt werden, wenn die Entfernung nicht zu groß ist. Der Zentralvorstand soll gebeten werden, in einem der nächsten Jahre einen Missionskursus in Breslau abzuhalten; von einer Beschickung des diesjährigen Kursus in Frankfurt muß der Kosten wegen Abstand genommen werden. Nach einer Besprechung der gegenwärtigen Lage auf dem Missionsfelde werden noch Wünsche bezügl. der Z. M. R. und einer Entsendung des Missionsinspektors in die Arbeitsgebiete geäußert. Der Vorsitzende wird beauftragt, sie gelegentlich der nächsten Zentralvorstandssitzung in geeigneter Weise der zuständigen Stelle zu übermitteln. Hz.

Die Entwicklung des Kiautschou-Gebiets in der Zeit vom Oktober 1908 bis Oktober 1909.

Von Aug. Kind.

Das Kiautschougebiet und seine Entwicklung sind im Reichstage bei Anlaß der Etatsberatungen Gegenstand eingehender Erörterungen gewesen. Besonders in der Budgetkommission wurde ausführlich darüber verhandelt. Die Regierungsvertreter, vor allem der Staatssekretär von Tirpitz führten tapfer und überzeugend ihre Sache, und bei der Mehrheit der Abgeordneten bestand der Eindruck, daß im Kiautschou-Gebiet etwas Großes geschaffen sei und daß dort fleißig und umsichtig weitergearbeitet werde. Diese Ueberzeugung gewinnt man auch aus der Denkschrift, die das Reichsmarineamt in der herkömmlichen Ausstattung und Anordnung über das letzte Jahr herausgegeben hat.

Die Einleitung gibt einen allgemeinen Ueberblick über das Berichtsjahr. Da das Reichsmarineamt das Schutzgebiet vor allem in seiner Bedeutung für den Handel in's Auge faßt, wird zunächst hervorgehoben, daß die wirtschaftliche Krisis, von der im Jahr vorher geredet werden mußte, allmählich überwunden wurde, und im Rückblick auf die letzten 10 Jahre darin ein Zeichen gesehen, daß die Entwicklung der Kolonie sich auf gesunder Grundlage aufbaut. Der Gesamtwert des Handels ist beträchtlich, um 30,8 Prozent, gestiegen. Der Schiffsverkehr des Tsingtauer Hafens ist ebenfalls gewachsen und zwar um 79 Schiffe mit 150 793 Registertons, d. h. um rund 18 bezw. 29 Prozent. Besonders erfreulich ist das Vertrauen, das die chinesische Kaufmannschaft, aber auch andere Nationen zu der jungen Niederlassung zeigen und durch Etablierung von Geschäften bekunden. Eine Anerkennung für die wirtschaftliche Bedeutung, die das Kiautschougebiet immer mehr gewinnt, liegt auch darin, daß große fremde Schiffahrtslinien begonnen haben, den Hafen der deutschen Kolonie auf ihren direkten Fahrten nach Europa anzulaufen. Mit Recht wird daran die Hoffnung geknüpft, daß die deutsche Rederei, der die Postdampferverbindung mit Ostasien obliegt, bald diesem Beispiel folgt. Das Bahnnetz im Hinterlande ist weiter ausgebaut worden und weitere Arbeiten sind im Gange. Insbesondere wird in der nächsten Zeit begonnen werden mit dem Baue der mächtigen Hoangho-Brücke, der auf deutschen Konstruktionsentwürfen beruht, unter deutscher fachmännischer Leitung ausgeführt werden soll und somit geeignet ist, der chinesischen Bevölkerung auch ein lebendiges Bild der Leistungsfähigkeit deutscher Technik zu geben. Die Denkschrift hebt das nationale Moment mit Recht hervor. Daß die Eisenbahn aber auch für die Mission ihre Bedeutung hat, zeigt der vorjährige Bericht von Dr. Wunsch über das Faberhospital. Er hatte auf einer Kartenskizze die Orte zusammengestellt, aus denen die Patienten der Provinz Schantung im vergangenen Jahre stammten, und bemerkt dazu: „Diese Karte zeigt zunächst

einmal, wie groß und weitverbreitet die Beziehungen des Hospitals in einem einzigen Jahre sind. Aus der Karte ersehen wir ferner den Einfluß, den die Eisenbahn als Verkehrsvermittlerin bildet: aus den Orten in der Nähe der Schantungeisenbahn kommen die meisten unserer Patienten. Wir sehen, welche Anziehung Tsingtau mit seinen vielerlei Möglichkeiten für den chinesischen Arbeiter und Kaufmann, Geld zu verdienen, ausübt."

Das bedeutungsvollste Ereignis in der Kolonie war die Eröffnung der deutsch-chinesischen Hochschule am 25. Oktober 1909. (Ueber ihre Organisation cf. Z. M. R. 1909, S. 75 ff.) In der Denkschrift wird sie als der Beginn eines neuen Abschnittes in der kulturellen Wirksamkeit Deutschlands im fernen Osten bezeichnet. Und tatsächlich kann es uns nur mit Genugtuung erfüllen, daß damit ein verheißungsvolles Zentrum deutscher Kultur in China begründet worden ist. Jeder Weiterblickende mußte das längst wünschen. Der Andrang zur Hochschule war von Anfang an stark. Gegen 200 Schüler meldeten sich zur Aufnahme, so daß man in der Lage war, eine gute Auswahl treffen zu können. Die Prüfung bestanden 93, andere wurden zunächst bedingt aufgenommen; im Ganzen konnten 110 Schüler eingetragen werden. Der Andrang ist um so bezeichnender, als das Schulgeld in der Unterstufe 100 Mark, in der Oberstufe 200 Mark beträgt, also in China, wo die Regierung den Schülern der Staatsschulen meist Unterricht unentgeltlich gewährt, für verhältnismäßig hoch gilt.

Aus den einzelnen Kapiteln der Denkschrift seien noch einige weitere Mitteilungen gemacht, die allgemeineres Interesse haben oder besonders charakteristisch sind.

In Kapitel 2, das Handel und Gewerbe, sowie Verkehrswesen behandelt, wird bemerkt: Von der Post des Schutzgebietes nach und von Europa werden sämtliche Briefe und Postkarten, falls sie nicht ausdrücklich den Vermerk „über Suez" tragen, in beiden Richtungen über Sibirien und Dalny geleitet, während Drucksachen und Pakete nur auf dem Seewege über Suez befördert werden. Die Absendung und Ankunft der Sibirienposten erfolgt wöchentlich mindestens einmal. Die Gesamtbeförderungsdauer schwankt zwischen 17 und 22 Tagen.

Im 3. Kapitel „Justizwesen und allgemeine Verwaltung" wird ausgesprochen, daß die Rechtsprechung in der Kolonie sich in hohem Maße das Vertrauen der europäischen wie der chinesischen Bevölkerung erworben hat, daß die Kriminalität der chinesischen Bevölkerung auch im Berichtsjahre nur vereinzelt schwere Formen aufgenommen hat, daß die Sicherheitszustände im Schutzgebiete durchaus normale waren, mit besonderem Nachdruck, daß nach dem Urteil unparteiischer Besucher Tsingtau die sauberste Stadt des Ostens ist. Weiter wird hervorgehoben die steigende Wohlhabenheit der Bevölkerung, wie sie in der Ausführung neuer und verbesserter Bauten in den Dörfern zum Ausdruck kommt, aber auch in der allgemeinen Steigerung der Lebenshaltung, die sich unter anderem in der ausgedehnteren Verwendung des

Petroleums zu Beleuchtungszwecken zeigt, während früher bestenfalls Bohnenöllampen mit offener Flamme in Gebrauch waren. Auch die Gründung von vier neuen Dorfschulen wird gemeldet, ein Zeichen, daß die Regierung die kulturellen Interessen stets im Auge behält.

Aus dem 5. Kapitel „Gesundheitswesen" geht hervor, daß das Gouvernement sich auch die ärztliche Versorgung der Chinesen angelegen sein läßt. Die Hilfe der Poliklinik in Litun wurde von der chinesischen Bevölkerung fleißig in Anspruch genommen. Das von einem Marinestabsarzt geleitete Krankenhaus in Tsinanfu wurde im Berichtsjahre von 53 954 chinesischen Patienten gegen 37 000 im Jahre vorher besucht. Die chinesische Bevölkerung bringt also dem Arzte und seiner Behandlungsweise wachsendes Vertrauen entgegen.

Lehrreich ist die Aeußerung: „Aus Anlaß der Maßnahmen gegen den Vertrieb von Opium unter den Chinesen kam eine größere Anzahl sogenannter Opiumabgewöhnungsmittel zur Untersuchung. Die meist in Pillenform von den Händlern vertriebenen Fabrikate enthielten mit wenigen Ausnahmen Morphin oder Opium. Ihr Wert durfte demnach ein recht zweifelhafter sein und eher dem Opiumverbrauche Vorschub leisten."

Kapitel 7 zeigt, wie rege und erfolgreich auf dem Gebiete „Forstwesen, Landwirtschaft und Viehzucht" gearbeitet wird. Die Aufforstung im Kiautschougebiet ist ein Glanzpunkt der Verwaltung und wirkt vorbildlich. So darf geschrieben werden: „Im Berichtsjahre setzten bei der Schantung-Eisenbahngesellschaft und Chinese Engineering and Mining Company Aufforstungsarbeiten im großen Stil ein. Beide Gesellschaften hat der Erfolg des Tsingtauer Forstamts den hohen Wert der Aufforstung erkennen lassen. Sie haben die Kontrolle der Arbeiten durch die Forstverwaltung in Tsingtau erbeten, die Mining Company hat außerdem noch einen deutschen Förster, der im Schutzgebiet ausgebildet und dessen Vertrag abgelaufen war, für längere Zeit in ihren Dienst genommen."

Das wichtigste Kapitel für die Leser der Z. M. R. ist das vierte, welches sich über „Schulwesen und wissenschaftliche Arbeiten, Kirchliches und Missionswesen" verbreitet. Man liest hier gern, daß die Einweihung der evangelischen Christuskirche voraussichtlich im Frühjahr 1910 erfolgen wird und daß die Gemeinde durch Stiftung von Altardecken und gemalten Fenstern zum Schmuck des Gotteshauses beigetragen hat.

Ueber die Tätigkeit der Missionen wird wieder anerkennend und ausführlich berichtet, zunächst über die Berliner Missionsgesellschaft, dann über den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein und endlich über die katholische Mission. Daß die Berliner Missionsgesellschaft vor dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein steht, ist ganz in der Ordnung, denn sie ist die ältere. Nur darf anderwärts geäußerten Behauptungen gegenüber festgestellt werden, daß Missionare unseres Ver-

eins die ersten deutsch-evangelische Sendboten waren, die das Kiautschougebiet nach dessen Besitznahme durch das deutsche Reich betraten, um mit der Mission dort einzusetzen.

Berlin I hat weiter eine rührige Tätigkeit entfaltet. Von ihr heißt es in der Denkschrift:

„Die Berliner Missionsgesellschaft hat ihr Werk in Kirche, Schule und Krankenpflege ohne Störungen fortgeführt. Allenthalben wurde die Beobachtung gemacht, daß mit dem wachsenden Wohlstande — zum großen Teil eine Folge der dauernden Arbeitsgelegenheit im Schutzgebiete — die Zufriedenheit der chinesischen Bevölkerung ständig zunimmt und damit auch die Empfänglichkeit für die Missionsarbeit.

Die Schultätigkeit hat sich während des verflossenen Berichtsjahres in den verschiedenen Anstalten (Seminar in Tsingtau, Kreisschule in Tsimo, sowie Elementar- und Mittelschulen) auf der bisherigen Höhe gehalten.

Die Mädchenschule in Tapautau zählte etwa 75 Pensionärinnen. Hinzugetreten sind 2 chinesische Sonntagsschulen und 1 Spielschule.

Ein neuer Zweig des Missionswerkes war die Gründung von zwei Vereinen für junge Chinesen in Tapautau und Taitungtschen, die jetzt insgesamt über 300 Mitglieder zählen; beide wirken durch Vorträge aus Zeit und Geschichte, Staat und Kirche, die von Missionaren und chinesischen Literaten gehalten werden, durch Lesezimmer, in denen gute Zeitschriften und Broschüren belehrenden Inhalts ausgelegt sind, durch Turnen und gesellige Zusammenkünfte.

Die im Jahre 1901 in Tsimo gegründete Missionsstation unterhält außer einem Seminar nebst Vorschule zur Ausbildung chinesischer Prediger 3 Elementarschulen. An der chinesischen Regierungs-Kreisschule der Stadt Tsimo wirkt wie früher ein Missionar beim Unterricht mit.

Das Hospital der Mission in Tsimo erfreut sich weitgehender Sympathien und vielseitiger Unterstützung durch chinesische Freunde. Leider muß sich die Mission der beschränkten Mittel wegen mit einem chinesischen, in Tsingtau ausgebildeten Heilgehilfen bei Ausübung dieser Liebesarbeit begnügen. Im Jahre 1908 wurden insgesamt 3402 Kranke, im 1. Halbjahr 1909 1508 Kranke behandelt.

Auf die besondere Bedeutung des Hospitals für Tsingtau ist bereits in der letzten Denkschrift*) hingewiesen worden. Zweimal während des Berichtszeitraums erhielt das Gouvernement von Tsimo aus Mitteilung über Epidemien, und zwar im Frühjahr 1909 über das Auftreten einer Scharlach-Diphteritis-Epidemie, im Oktober desselben Jahres über das sporadische Erscheinen der Cholera. In beiden Fällen entsandte das Gouvernement alsbald einen Marinearzt, der von der Station aus seine Untersuchungen anstellte.

*) S. Z. M. R. 1909. S. 80.

Für die am 17. Mai 1908 eingeweihte neue Christuskirche in Tsimo hat Seine Majestät der Kaiser die Altar- und Abendmahlsgeräte gestiftet.

Eine weitere Förderung hat die Berliner Missionsgesellschaft durch Erbauung einer Hauptstation in der Stadt Kiautschou mit Räumen für 2 Missionarfamilien und 1 Lehrerin erfahren. Ferner konnten auf Verlangen der Bevölkerung zwei neue Außenstationen in Wangtai und Hsihsiauschui eröffnet werden."

Ueber den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein wird gesagt:

„Das Deutsch-Chinesische Seminar des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins hatte im Gegensatze zum Vorjahr eine Zeit ruhiger Entwicklung. Am Ende des Schuljahres 1908 (Dezember) sind, wie in der vorjährigen Denkschrift angekündigt wurde, die ersten Schüler nach bestandener Abgangsprüfung entlassen worden. Drei der Abiturienten konnten als Dolmetscheraspiranten in die Deutsch-Chinesische Hochschule übernommen werden. Das Seminar wurde im Anschluß an die chinesischen amtlichen Lehrpläne mit einem Unterbaue für Elementarfächer versehen. Infolge der Eröffnung der Deutsch-Chinesischen Hochschule in Tsingtau wird eine weitere Umgestaltung des Lehrplans nötig werden, um jede unnötige Verdoppelung der Arbeit auf schultechnischem Gebiete zu vermeiden. Die Schule des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins wird daher nach einer Aufgabe streben, bei deren Erfüllung sie in keiner Weise mit dem Arbeitsfelde der erwähnten Unterrichtsanstalt in Kollision kommt.*) Die Schülerzahl hat sich von 54 (nach Abgang der Abiturienten im Dezember 1908) auf 86 (Ende September 1909) gehoben.

In Kaumi beteiligte sich der Verein wie bisher am deutschen Unterricht in der Kreisschule. Außerdem wurde eine eigene Elementarschule gegründet, die zunächst 20 Schüler zählt.

Die Mädchenschule wurde ebenfalls durch Hinzufügung eines Elementarkurses ausgebaut. Dieser soll in dreijähriger Unterrichtszeit die Grundlagen im Chinesischen und in den Realien schaffen, während die Oberstufe in erhöhtem Maße den deutschen Sprachunterricht betonen wird. Die Vorschulen befinden sich in Taitungtschen und Tapautau. Mit den Schülerinnen der Vorschulen zusammen zählt die Mädchenschule gegenwärtig 62 Schülerinnen gegen 34 im Vorjahre.

An Lehrmitteln für die Elementarschulen des deutschen Schutzgebietes wurden fertiggestellt: 2 Bände eines chinesischen Lesebuches und 1 Band eines Rechenbuches; der zweite Band des letzteren ist im Druck. Außerdem liegen im Manuskript druckfertig vor: ein chinesisch-deutsches Vokabular der wichtigsten chinesischen Zeichen, ein Geographiebuch, ein kurzer Abriß der

*) Der Weg dahin ist bereits gefunden und vom Reichsmarineamt gebilligt worden. (Die Redaktion.)

Chemie. In Arbeit sind: ein Lehrbuch der Geometrie, ein Lehrbuch der Physik, ein Leitfaden der Astronomie, ein deutsch-englisch-chinesisches Wörterbuch technischer Ausdrücke, sowie die weiteren Bände des chinesischen Lesebuches.

Im Faberhospital fanden während des Berichtsjahres 446 Kranke Aufnahme, deren Verpflegungstage sich auf 8729 beliefen. Die Poliklinik wurde von 2208 Patienten 4494 mal besucht. 234 Operationen wurden ausgeführt, davon 69 in allgemeiner Chloroformnarkose.

Wie das Faberhospital in Tsingtau, so wird auch die ihm angegliederte Poliklinik in Taitungtschen von der chinesischen Bevölkerung rege in Anspruch genommen. Sie wurde von 6585 Patienten 16 969 mal besucht, dazu kamen 16 Innenpatienten mit 196 Behandlungstagen.

Die Besuchsziffern des Hospitals in Kaumi stellten sich auf 3026 Poliklinikpatienten mit 8061 Behandlungen und 212 Innenpatienten mit 6397 Behandlungstagen."

Sehr beachtenswert ist auch das Wirken der katholischen Mission. Ueber sie wird geschrieben:

„Das verflossene Berichtsjahr war auch für die katholische Mission ein Zeitraum ungestörter Entwicklung auf allen ihren Arbeitsgebieten. In der Schultätigkeit mußten einige Aenderungen vorgenommen werden. Da die mit der chinesischen Regierung früher abgeschlossenen Verträge betreffs gemeinschaftlicher Schulunternehmungen in Yentschoufu und Tsining abgelaufen waren, so beschloß die Mission, mit Rücksicht auf die in den letzten Jahren hervorgetretenen Schwierigkeiten, diese Verträge nicht zu erneuern und die beiden Mittelschulen in den genannten Orten in ihrer bisherigen Form eingehen zu lassen. Die dadurch frei gewordenen Lehrkräfte wurden auf die übrigen Unterrichtsanstalten der Mission verteilt.

Die im Vorjahr errichtete Schule in Taitschia blieb bei ihrer bisherigen Frequenzziffer; mehr Schüler aufzunehmen verbot der zur Verfügung stehende Raum. Im Sommer 1909 wurde die Anstalt geteilt, und der eine, hauptsächlich für das Studium der deutschen Sprache und Realien bestimmte höhere Kursus nach Tsining verlegt. Eine ähnliche Anstalt wurde in Itschoufu gegründet und zählte im letzten Semester 15 Schüler.

Außerdem wurden innerhalb der 50-Kilometer-Zone 257 Kinder in 25 kleinen Schulen im Chinesischen unterrichtet, 273 Knaben und 220 Mädchen besuchten die Katechismusschulen (nur Religionsunterricht und 166 Kinder nahmen an den sogenannten Winterschulen, einem kürzeren religiösen Kursus, teil.

Die deutsch-chinesische Knabenschule in Tsingtau, deren Besuchsziffer im Vorjahre bis auf 41 Schüler zurückgegangen war, hat im Laufe des Berichtszeitraums einen erheblichen Zuwachs erhalten. Das Sommersemester 1909 schloß an dieser Anstalt mit 51 Schülern. Auf Yintau arbeitet die kleine deutsche Schule wie bisher erfolgreich weiter.

Das von Franziskanerinnen geleitete Mädchenpensionat für Nichtchinesen in Tsingtau zählte 24 Pensionärinnen. Außerdem besteht im Hause der Schwestern eine Mädchenarbeitsschule, in der 32 chinesische Mädchen in Religion und weiblichen Arbeiten unterrichtet werden. Die Schwestern beabsichtigen, diese Anstalt in einem Hause der Mission in Tapautau in größerem Stile weiterzuführen.

In den Druckereien der Mission in Tsingtau und Yentschoufu erschien, außer den chinesischen Neudrucken religiösen Inhaltes, ein größeres Werk von R. P. Pieper: „Neue Bündel", eine Sammlung von Aufsätzen über Chinas Land und Volk; „Chinesische Sprichwörter und Phrasen" von P. Jos. Hesser, eine „Praktische Anleitung zum Erlernen der deutschen Sprache für Chinesen" von P. Peulen, ein Buch, das aus mehrjähriger Schulpraxis herausgewachsen ist. Ferner wurden die deutsch-chinesischen Unterrichtsbücher von Dr. Lucht in der Missionsdruckerei hergestellt. Im Druck befindet sich ein größeres illustriertes Werk, nach chinesischen Quellen bearbeitet von P. A. Tschepe über „Konfuzius und seine Zeit". Endlich wurde im Herbst 1909 die zweite Auflage des deutsch-chinesischen Handwörterbuches in Angriff genommen.

Das Hospital der Mission in Tsingtau erfreute sich nach wie vor des fleißigen Zuspruchs der chinesischen Bevölkerung. Im Laufe des Jahres wurden behandelt 6936 (7077*) Kranke in 30 355 (21 240) Behandlungstagen; 604 (603) Operationen sind ausgeführt und 210 (189) Hauspatienten aufgenommen worden. In dem unter Leitung eines Marinestabsarztes vor mehreren Jahren in Yentschoufu errichteten Hospital wurden während des Berichtszeitraums behandelt: in der Abteilung für Männer unter Leitung eines Laienbruders 5420 Kranke in 10 804 Behandlungstagen; in der Abteilung für Frauen unter Leitung von Schwestern 2718 Kranke in 10 408 Behandlungstagen. In Puoli sind von Schwestern 7300 Kranke behandelt worden. Auf Yintau (chinesischer Arzt und Apotheke) wurden 550 Hauskranke besucht, Medizin wurde an 2550 Kranke verabreicht."

Unser Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein hat in China eine große Aufgabe. Möge er sie immer besser erfassen und tatkräftiger erfüllen!

Das Kongo-Problem.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

A. Conan Doyle, Das Kongo-Verbrechen, deutsch von C. Abel-Musgrave 1909.

E. D. Morel, Die Zukunft des belgischen Kongo, deutsch von C. Abel-Musgrave, 1910.

Dr. W. T. Doerpinghaus, Deutschlands Rechte und Pflichten gegenüber dem belgischen Kongo, im Dienst einer Kongogesellschaft gemachte Erfahrungen und Beobachtungen, 1909.

---

*) Die eingeklammerten Zahlen sind die des Vorjahres.

Ernst Vohsen, Deutschland und der Kongostaat, ein Appell an die deutschen Handelskammern, 1908.

Alle 4 Schriften (Preis je 1 Mk.) im Verlag v. D. Reimer (E. Vohsen), Berlin.

1. Die Entstehung und der Zweck des Kongostaates.

Es ist schade, daß man in Deutschland für Dinge der weiten Welt vielfach noch so geringes Interesse hat. Das Kongo-Problem ist von England und Amerika aufgerollt worden und wird sicherlich nicht wieder zur Ruhe kommen, bis es gelöst worden ist. Die „Kongo-Greuel" bilden in England und Amerika den Gegenstand riesiger Versammlungen; eine gewaltige Erregung hat jene Völker wegen der Kongofrage ergriffen. In Deutschland aber wissen viele gebildete Leute, auch Theologen, nicht einmal, worum es sich handelt, und daß das Kongo-Problem wohl Anspruch auf Bedeutsamkeit machen kann. Es ist hohe Zeit, daß bei uns viele sich mit dieser Sache eingehend beschäftigen, damit wir Deutschen wirklich mit zu den führenden Völkern gehören in den wichtigen Fragen der Gegenwart.

Auf dem Kontinent hat allein die kleine Schweiz sich der Interessen der Kongo-Neger schon seit länger angenommen, vor allem der Vizepräsident der Schweizer Kongo-Liga, Dr. H. Christ-Sozin in Basel.*)

Der Kongostaat ist, wie bekannt, eine Gründung des kürzlich verstorbenen Königs Leopold von Belgien. Weniger bekannt ist die Geschichte seiner Entstehung und der Zweck, der durch seine Gründung erreicht werden sollte. Durch Stanley dazu ermutigt und instand gesetzt, wollte der klug berechnende Leooold sich in Afrika ein großes Interessengebiet und Belgien eine ausgedehnte Kolonialwirtschaft schaffen und bat bei den Mächten um Anerkennung eines unter seiner Leitung stehenden, den Interessen des Handels und der Zivilisation dienenden, im Herzen Afrikas neu zu bildenden Staates. Als Zweck dieser Gründung wurde mit vielen schönen Worten die Förderung des Handels angegeben und die Hebung der Eingeborenen durch wahre Kultur. Darauf trat 1885 in Berlin eine Konferenz der Großmächte zusammen, welche den Kongo-Staat anerkannte, aber ganz feste Richtlinien zog für die Neuordnung der dortigen Verhältnisse. So wurde z. B. bestimmt, daß der Handel aller Nationen im ganzen Kongobecken volle Freiheit genießen und alle Nationen freien Zutritt haben sollten zu allen Gewässern des Kongo und seiner Nebenflüsse. Ebenso wurde beschlossen, daß keine dort Souveränitätsrechte ausübende Macht Monopole oder Privilegien irgend welcher Art verleihen, oder sich selbst aneignen dürfe. Besonders bedeutsam ist der die Eingeborenen angehende Abschnitt: „Alle die Mächte, welche souveräne Rechte oder Einflüsse in diesen Territorien ausüben, verpflichten sich, über die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und über die Hebung

*) cf. Christl. Welt, 1909, 53; 1910, 10 u. 12.

ihrer moralischen und materiellen Lebensbedingungen zu wachen und zusammen zu wirken, um den Sklavenhandel und die Sklaverei zu unterdrücken."

Es sollte durch diese Abmachung ein allen Völkern zugängliches großes Handelsgebiet geschaffen werden, und die Eingeborenen sollten nicht ausgesogen werden, sondern durch Handel und Kultur Vorteil haben. Das war der durch König Leopold angekündigte und durch die Konferenz sanktionierte Zweck des neuen Staates. Im Namen des Allmächtigen Gottes verpflichteten sich die Konferenz-Mächte, den Vertrag zu halten und über seiner Innehaltung zu wachen. Bismarck schloß die Konferenz mit den Worten: „Der neue Kongo-Staat ist berufen, einer der hauptsächlichsten Förderer des Werkes der Zivilisation zu werden, das wir erstreben, und ich bete für seine gedeihliche Entwicklung und die Erfüllung der edlen Bestrebungen seines erlauchten Begründers."

2. Die wirkliche traurige Gestaltung der Dinge.

Selbst ein so leidenschaftlich geschriebenes Buch wie das oben genannte von A. Conan Doyle, „Das Kongo-Verbrechen" gibt zu, daß König Leopold gewiß aus dem neuen Staat Nutzen ziehen wollte (was ihm niemand verargt), daß er aber anfangs zugleich wirklich die Hebung des ihm anvertrauten Landes und seiner Bewohner im Auge gehabt habe. Dann aber hat ihn die anfangs drückende Geldnot und die Gier nach riesigem schnellem Gewinn bei einer so günstigen Gelegenheit dazu fortgerissen, Schritt für Schritt ein ganz raffiniertes System der Ausbeutung zu schaffen.

Die Erschließung eines so großen Gebietes — der Kongostaat ist so groß wie ganz Europa ohne Rußland — erfordert zunächst viel Geld, das sich in den ersten Jahrzehnten nicht verzinst. Davon wissen alle Kolonialmächte zu erzählen. So war König Leopold, der mit Eifer die Nutzbarmachung seines neuen Reiches in Angriff nahm, ständig in Geldnot. Der belgische Staat gab ein Darlehen von 25 Millionen Franken, aber auch diese Summe reichte natürlich nicht aus. Es lag aber nicht in König Leopolds Plan, etwa vom Auslande Hilfe zu nehmen, da dann das Ausland dort auch Einfluß bekommen hätte. Er beantragte daher 1889 auf der Brüsseler Anti-Sklaverei-Konferenz, es solle dem Kongo-Staat erlaubt werden, auf die eingeführten Waren einen Zoll zu legen. Die Konferenz gab diesem Antrage statt mit der Bestimmung, daß der Zoll 10 Prozent nicht übersteigen dürfe.

Dieser Antrag aber war schon nicht mehr ganz ohne Tendenz gestellt. Er sollte den Mächten Sand in die Augen streuen, er sollte die Blicke der Welt von den Maßnahmen ablenken, die inzwischen Leopold selbst teils geplant, teils schon ins Werk gesetzt hatte, um aus dem Gebiet sofort große Einnahmen zu erzielen. Nur in Holland durchschaute man schon damals die Pläne des Königs. Der Einspruch Hollands gegen den Brüsseler Beschluß hatte jedoch keinen Erfolg, so hatte König Leopold freie Hand. Es darf nicht verschwiegen werden, daß er gleich nach der Besitzergreifung des Landes mit Tatkraft und Umsicht den dem Land viel Schaden bringen-

den Sklavenhandel der Araber zu unterdrücken begann, daß er eine für den Handel sehr wichtige Bahnlinie zwischen Matadi und Leopoldsville baute, daß er einen regen Dampferverkehr auf dem Kongo schuf und stattliche Gebäude für die Verwaltung.

So erklärt es sich, daß Leute, die nur etwa auf einer Kongofahrt das Land, die guten Verkehrsverhältnisse und die hübschen europäischen Ansiedlungen kennen lernen (wie z. B. der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg*) von der großen Not wenig sahen. Aber das beweist nichts gegen ihr Vorhandensein.

Es ist ja diesen Werken nicht anzusehen, daß sie durch die mit Waffen abgenötigte Zwangsarbeit der Eingeborenen geschaffen worden sind. Von den Eingeborenen wird jetzt ein Reisender überhaupt nicht viel wahrnehmen, denn die vordem zahlreichen, blühenden, in gewissem Wohlstand lebenden Stämme sind dezimiert, verarmt, z. T. ausgerottet. Das ist die Folge der „auf Hebung des Handels und der Kultur" bedachten Kongo-Regierung. Auch die für alle Völker garantierte Handelsfreiheit besteht längst nicht mehr.

Der verhängnisvollste Erlaß stammt bereits aus dem Jahre 1892. Schon hatten sich eine Reihe von Handelsgesellschaften gebildet und mit Vorteil bis ins tiefe Innere hinein Handel zu treiben begonnen, als plötzlich 1892 die Kongo-Regierung erklärte, alles Land mit sämtlichem Bestand und allen Bodenschätzen gehöre dem Staat, mit Ausnahme der im Umkreise der Dörfer liegenden, von den Eingeborenen bestellten Aecker. Selbst Jagd, Fischfang und Holznutzung wurde den Eingeborenen verboten. Dadurch wurden alle Eingeborenen tatsächlich zu besitzlosen Sklaven des Staates gemacht. Denn die gerade um die Dörfer herum bestellten Aecker waren ganz verschwindend klein. Die Eingeborenen bestellen garnicht jedes Jahr von neuem wieder dieselben Aecker. Sondern die einmal bestellten Aecker bleiben unbestellt, dort wächst bald wieder Gras und Gebüsch, frisches Waldland aber wird im nächsten Jahr urbar gemacht und bebaut. So wechselt das Ackerland jedes Jahr. Jetzt wurden die Eingeborenen plötzlich auf die gerade beackerten Felder beschränkt, aber niemand lehrte sie rationelle Düngung und die Wiedergewinnung ertragreicher Ernten aus regelmäßig benutzten Aeckern. Alle Erträge aber der riesigen Urwälder, die Quelle der besten Einnahmen für die Eingeborenen, wurden ihnen entrissen, vom Staat als herrenloses Land mit Beschlag belegt. In Wirklichkeit war es kein herrenloses Land, sondern die riesigen Wälder waren ganz genau unter die einzelnen Stämme verteilt. Von nun an gehörte ihnen nichts mehr.

Es war nur eine logische Konsequenz dieses Raubgesetzes, daß nun weiter 1. den Eingeborenen verboten wurde, die gesammelten Produkte des Waldes an jemand anders abzugeben als an den

---

*) Im Jahre 1907, cf. s. Buch „Quer durch Afrika." Und selbst dieser Prinz konstatiert doch eine Reihe von Schäden, z. B. eine gewisse „Kautschuk-Müdigkeit" der Schwarzen, das Raubsystem an den Kautschukschätzen und die Mangelhaftigkeit der neuen Anpflanzungen.

Staat, und daß 2. die Freiheit des Handels dadurch absolut aufgehoben und durch das ganze Gebiet das Staatsmonopol für alle Handelsartikel eingeführt wurde. Den Handelsgesellschaften wurde untersagt, von den Eingeborenen Handelsartikel, vor allem Kautschuk und Elfenbein, zu erwerben.

Die Eingeborenen vermochten gegen diese Erlasse nichts zu tun. Die Handelsgesellschaften versuchten in der Presse und durch Eingaben an die Mächte des Berliner Kongresses diesen unerhörten Bruch des Berliner Vertrags zu hindern. Sie fanden kein Gehör. Und nachdem einige von ihnen große Verluste erlitten hatten — denn die Regierung verdrängte in kurzer Zeit alle freien Kaufleute — fanden sich die andern in die neuen Verhältnisse und nahmen die von der Regierung den Fügsamen gern gebotene neue Handelsgelegenheit an.

Die Regierung konnte nämlich unmöglich das ganze Reich selbst ausnutzen und gab daher an die Gesellschaften gegen entsprechende Leistungen Konzessionen zur Ausbeutung bestimmter großer, an Kautschuk reicher Bezirke ab. Diese Handelsgesellschaften waren aber dadurch, daß König Leopold einen großen Teil ihrer Aktien in Händen hatte, tatsächlich auch nur Werkzeuge in den Händen der Kongo-Regierung.

Um aber die Kautschuk-Schätze zu gewinnen, brauchte man die Arbeitskraft der Schwarzen. Ihnen ward, da sie in Geld nicht genug Steuern zahlen konnten, neben der Geldsteuer eine Arbeitsleistung von 40 Stunden im Monat als Steuer auferlegt. Diese Arbeit bestand bei den Männern im Sammeln des Kautschuks, bei den Frauen und Kindern in Hilfeleistungen auf den Stationen. Außerdem mußten die Eingeborenen die Verpflegung des gesamten Personals aller Stationen als „Nahrungsmittelsteuer" liefern. Wäre die Fortnahme alles Landes nicht gewesen, und wäre diese Arbeitssteuer menschlich und gerecht durchgeführt worden, und hätte man die geleistete Arbeit entsprechend angerechnet, so wäre die Lage der Eingeborenen freilich hart, aber erträglich gewesen.

König Leopold jedoch wollte in denkbar kürzester Zeit den denkbar größten Reichtum aus dem Kongo gewinnen. Daher wurden die über die Domänen und die Gesellschaftsgebiete verteilten weißen und schwarzen Angestellten sehr schlecht bezahlt, aber es wurde ihnen, je mehr Kautschuk sie ablieferten, ein umso höherer Gewinnanteil in Aussicht gestellt. Und die Verwaltung machte kein Hehl daraus, daß die Angestellten volle Freiheit hätten in der Art der Aufbringung großer Kautschuk-Mengen, wenn nur recht viel abgeliefert werde. Ja, Angestellte, die menschlich sein wollten, und deshalb wirklich nicht viel mehr als 40 Stunden monatliche Arbeit forderten, wurden bestraft und entlassen, weil sie nicht genug Kautschuk lieferten. Je größer die Ablieferung, um so größer war also der eigene Vorteil und die Anerkennung der Vorgesetzten. Nur wenige haben dieser großen Versuchung widerstanden und haben lieber ihre Stellung aufgegeben, als daß sie verbrecherisch handelten. Die meisten aber sind der Versuchung erlegen und

haben die Eingeborenen zur denkbar größten Arbeitsleistung gezwungen, so daß im Durchschnitt jeder Eingeborene für den Staat jeden Monat 20—25 Tage Kautschuk sammeln mußte. Die Bezahlung in ganz wertlosen Gegenständen, die die Eingeborenen zum Schein erhielten, läßt diese auferlegte neue Sklaverei nicht in milderem Licht erscheinen. Jede kleinste Auflehnung, jede geringere Ablieferung wurde geradezu bestialisch bestraft. Und es hat nun dort eine Zeit so unbeschreibbar grausamer, entmenschter Härte begonnen, daß zwar ungezählte Millionen aus dem Kongo gewonnen worden sind, aber die Kraft der schwarzen Völkerstämme dort ist für lange Jahre völlig gebrochen, der Reichtum weiter Landstrecken verschwunden, und auch der Kautschuk ist in weiten Gegenden nicht mehr zu finden.

Eine Schilderung der nicht nur von den schwarzen Soldaten und Aufsehern — die z. T. noch Menschenfresser sind —, sondern auch von den meisten Beamten massenhaft begangenen Verbrechen ist hier unnötig. Die oben genannten vier Schriften geben dem, der sich näher damit beschäftigen will, genügend gut beglaubigtes Material. Die dort geschilderten schlichten, absolut feststehenden Tatsachen sind von erschütternder Tragik. Es ist dort eine Blutschuld aufgehäuft, die zu den schlimmsten in der Weltgeschichte gehört, weil sie in unserer Zeit geschieht, die seit fast 2000 Jahren das Christentum hat. Wir sehen hier der furchtbaren Tatsache ins Gesicht, daß der „christliche" König eines europäischen „christlichen" Kulturstaates es unter den Augen der Großmächte fertig gebracht hat, das große Kongoland aus Geldgier so auszusaugen, daß heute Land und Volk auf lange Zeit hinaus ruiniert sind. Was für Reichtümer aus dem Kongo in diesen Jahrzehnten durch den unerhörten Raubbau gewonnen worden sind, sieht man aus den von den Gesellschaften gezahlten Dividenden, die bis 1000 Prozent, nach einer andern Berechnung sogar bis 1800 Prozent, betragen. Der Gesamthandel des Kongostaates von 1887—1907 stellt einen Wert von mehr als 1000 Millionen Franken dar. Diese Summen sind dem Land entzogen, viele Millionen werden ihm auch weiter entzogen. Zur Hebung des Landes und Volkes aber ist kein Geld aufgewendet worden. Ja, sieht man den Etat des Kongostaates an, so findet man, daß die Schwarzen jährlich 96 000 Franken aufbringen mußten resp. müssen als Subvention für Prinz Albert, den jetzigen König, 60 000 M. für dessen Schwester, Prinzessin Clementine, 800 000 M. für die Brüsseler Weltausstellung 1910 u. s. w. Und trotz der Riesseneinnahme von 1000 Millionen in 20 Jahren, ist der Kongostaat heute mit 100 Millionen Schulden belastet, die dieselben Schwarzen verzinsen müssen, das Geld aber ist verbraucht worden zum Besten ihrer Peiniger, der Weißen. Es steht fest, daß der Besitz eines Eingeborenen an Land nicht mehr als 20 Franken Wert hat, daß sein Einkommen nicht höher als 36 Franken im Jahr berechnet werden kann, denn für diese Summe nährt der Staat selbst seine Arbeiter. Bei solchem Vermögen und Einkommen aber hat der Eingeborene noch heute 22 Franken jährliche Steuer zu zah-

len. Da außerdem die Arbeitskraft der Leute immer schwächer wird, des Kautschuks immer weniger, daher die Gewinnung immer schwieriger und zeitraubender und doch jedes Jahr bei Todesstrafe immer mehr Kautschuk gefordert wird, so kann jeder sich ein Bild des grenzenlosen, himmelschreienden Jammers malen, der dort noch heute herrscht. Man fragt sich immer wieder, wie dies möglich war und warum die Großmächte z. B. die Aufhebung der Handelsfreiheit und die Monopolisierung dieses großen Handelsgebietes geduldet haben.

3. Die Schuldigen und die Schutzmächte.

Es ist klar, daß man einen Teil der Schuld an den Grausamkeiten wohl den Tätern beimessen muß; aber die größte Schuld tragen die, welche den Antrieb zu diesen Taten gegeben und die Täter geradezu dazu genötigt haben, das sind die Geldmänner, denen der Gewinn nie groß genug wurde, und deren Führer kein anderer war, als der Erfinder dieses ganzen grausigen Systems, König Leopold.

Diese Schuldigen hatten natürlich das größte Interesse daran, ihre Schuld zu verdecken. Sie haben zu dem Zweck ein fein organisiertes Pressebüro ins Leben gerufen, durch das die großen Zeitungen aller Länder mit Artikeln versorgt wurden, die voll Lobes waren über die Segnungen des neuen Staates, das Aufblühen alles Lebens dort u. s. w. Es wurde auch kein Geld gespart zur Bestechung der Presse. Und als aus England und Amerika die energischen Proteste gegen die empörenden Zustände im Kongo laut wurden, hat dasselbe Preßbüro dies durch viele, auch deutsche Organe, so auslegen lassen, daß England und Amerika diese sittliche Entrüstung nur heuchelten, weil sie den Kongo in ihre Hände bekommen wollten.

So ist es gekommen, daß die große Oeffentlichkeit, besonders in Deutschland, lange über die wahre Sachlage getäuscht, auch heute noch vielfach glaubt, die Berichte über die traurigen Zustände am Kongo seien übertrieben, wenn nicht gar böswillige Erfindung. In Belgien selbst aber sind es nur wenige, die ganz offen die Mißstände zugestehen und schmerzlich empfinden, die meisten sehen, durch die Presse in ihrem Urteil irregeleitet, in der Kongosache eine Angelegenheit nationaler Ehre und betrachten jeden Tadel, der gegen den Kongostaat ausgesprochen wird, als Beleidigung des belgischen Volkes.

In Wirklichkeit sind aber die Berichte weder Uebertreibung noch Erfindung, sondern die ungeschminkte Wahrheit. Das kann heute, wer sich überhaupt mit der Sachlage eingehend beschäftigt, nicht mehr leugnen. Das Beweismaterial stammt ja nicht nur von den evangelischen, englischen und amerikanischen Missionaren, auch ein Teil der katholischen Missionen hat die Tatsache bezeugt. Forschungsreisende aller Nationen, Beamte und Richter haben das reichlich bestätigt, was die Missionare unter Lebensgefahr ans Licht gezogen haben. Ja, selbst die im Jahre 1904 nach langem Drängen von König Leopold ausgesandte Untersuchungskommission hat,

wenn auch stark abgeschwächt, die Mißstände zugegeben. Die Kommission hat aber das bei zahlreichen Verhören gesammelte Material nie veröffentlicht. Wäre das geschehen, so wäre ein Schrei der Entrüstung durch ganz Europa gegangen. Die Verwaltung hat dabei nach glaubwürdigen Aussagen viele Zeugen ihrer Uebeltaten beseitigt und zum Schweigen gezwungen. Ihre Gefängnisse haben manchen lästigen Mahner beseitigt. Das sollte auch kürzlich wieder mit 2 amerikanischen Missionaren, Sheppard und Morrison, geschehen, die in freimütiger Weise ihre Erlebnisse im Gebiet der Kasai-Gesellschaft veröffentlicht und die Hilfe der Großmächte angerufen hatten. Beide sind 1909 wegen Beleidigung der Kasai-Gesellschaft vor Gericht gestellt worden. In edelmütigster Weise übernahm der belgische Sozialist Vandervelde, ein heftiger Gegner der Kongoreichregierung, die Verteidigung der Missionare. Diesem Manne und dem Mute der Richter ist das Urteil zu danken, welches die Missionare freigesprochen hat. Das Urteil gesteht offen das Elend der Eingeborenen zu und erklärt das Vorgehen der Missionare für durchaus berechtigt. Damit sind alle ihre Schilderungen als wahr anerkannt. Selbst ein Kongo-Gerichtshof muß das also zugeben, daß die Not der Schwarzen sehr groß ist.

Darum sollten auch in Deutschland alle für Menschlichkeit Empfindenden sich vereinigen mit den Kreisen in England und Amerika, die energische Beseitigung dieser unerhörten Greuel fordern, damit durch das einmütige Zusammengehen der entscheidenden Staaten ein weiteres Bestehen des verderblichen Systems unmöglich werde. Ein Staat wird so auch dann nicht zum Protest zu bewegen sein, das ist Frankreich. Frankreich meint einmal zum Protektor Belgiens berufen zu sein, damit dies Land nicht etwa sich Deutschland annähere und für Deutschland ein Einfalltor nach Frankreich werde, sodann wird Frankreich deshalb für Belgien eintreten, weil Frankreich in seinem Kongogebiet dieselben traurigen Ausbeutungsmaßregeln eingeführt hat wie König Leopold, so daß die Zustände auf dem französischen Gebiet ebenso jammervoll sind, wie Felicien Challaye in seinem Buch Le Congo français, la question internationale du Congo, 1909" nachgewiesen hat.

Challaye berichtet als Augenzeuge; er ist der überlebende Teilnehmer der Untersuchungskommission, welche die französische Regierung, aufgeschreckt durch die öffentliche Meinung, unter dem edlen de Brazza, dem Gründer der Kongokolonie, 1905 an den Kongo zu senden, genötigt war. Da nun die Regierung — man ahnt weshalb, angeblich weil das Manuskript vergilbt und wenig leserlich war — de Brazzas Bericht bis heute zu veröffentlichen sich nicht getraute, so tritt nun Challaye das Erbe an und legt den Befund vor unsere Augen. Die Schlußworte seines Buches, von denen man nur wünschen möchte, daß sie überall beherzigt würden, seien noch mitgeteilt: „Die Gerechtigkeit verlangt, daß die Herrschaft der

Weißen für die Schwarzen etwas Besseres mit sich bringe als Sklaverei, Diebstahl, Schändung, Folter und Mord. Die Gerechtigkeit verlangt, daß die Eingeborenen wenigstens irgend einen Vorteil aus unserer Anwesenheit unter ihnen ziehen."

Wenn man aber wirklich auch jetzt noch die Ehrlichkeit der angelsächsischen Entrüstung beargwöhnt und politische Interessen als mitwirkend vermutet, so wäre gerade die Zurückhaltung Deutschlands politisch deshalb verkehrt, weil dann ohne Deutschland, daher auch ohne Vorteil für uns, das geschehen wird, was, wenn es mit uns geschieht, uns sicher nützlich sein wird.

Daß die Großmächte trotz mancher Eingaben von Kaufleuten bisher ruhig zugesehen haben, daß die Kongo-Regierung den 1885 garantierten freien Handel zum Schaden aller andern Völker einfach verbot, erklärt sich nur dadurch, daß die Handelsinteressen Englands, Amerikas und Deutschlands bis 1892 im Kongogebiet nur geringe waren. Was hätten aber diese Völker dort für blühenden Handel gewinnen können, wenn nicht die Kongo-Regierung ganz rücksichtslos das Land einfach gesperrt hätte*). Ob noch andre Gründe die Großmächte zum Schweigen veranlaßt haben, entzieht sich der Kenntnis Uneingeweihter.

4. Die geplanten Reformen.

Inzwischen sind nun die lauten Proteste weiter Kreise Englands und Amerikas nicht ganz umsonst gewesen. Im Jahre 1908 hat König Leopold seine persönliche Oberhoheit über den Kongostaat an den belgischen Staat abgetreten. Bei dieser Annexion des Kongo durch Belgien haben England und Amerika**) ihre Zustimmung nur unter der Bedingung erteilt, daß der Wechsel „nicht eine bloße Liste von Reformen bedeuten würde, sondern eine völlige Aenderung des bisherigen Systems der Kongo-Regierung." Seitdem sind nun 2 Jahre fast vergangen. Die Zahl der unerhörten Grausamkeiten ist in dieser Zeit in manchen Bezirken, wie Kenner erzählen, geringer geworden, aber die Sklavenarbeit der Schwarzen und das ganze System bestehen bis heute unvermindert fort. Die belgische Regierung hat zwar 1908 schriftlich viele Versprechungen gemacht, hat für den größten Teil des Gebietes die allmähliche Einführung der Handelsfreiheit zugesagt, hat für die Eingeborenen,

---

*) Für Deutschland ist ja der Kongostaat in bezug auf den Handel Ostafrikas von großer Bedeutung. Aus Handelskreisen wurde kürzlich gelegentlich des neuen deutsch-ostafrikanischen, bis an das Seengebiet führenden Bahnbaues geltend gemacht, daß diese Bahn sich nur rentieren könne, wenn sich von Ostafrika ein blühender Handel mit dem Hinterlande des Kongo entwickle. Das sei aber bei dem durch die Aussaugung herbeigeführten Tiefstand der Kongo-Bevölkerung ausgeschlossen! Da sieht man eine uns treffende Frucht des Kongosystemes und der Politik des Zuschauens.

**) Deutschland hat nach Morel auch nicht ohne alle Einschränkung zugestimmt, sich aber nicht dem Zusammengehen Englands und Amerikas angeschlossen, sondern vielfach Belgien gegen England und Amerika in Schutz genommen.

die ja nun an ein „reiches und betriebsames Mutterland" angeschlossen seien, wohltätige Reformen verheißen u. s. w. In Wirklichkeit aber ist in diesen 2 Jahren nichts für die Schwarzen geschehen, die Steuern kommen ihnen nicht zugute, die einzige Aenderung wird darin bestehen, daß am 1. Juli 1911 und 1912 je ein Teil des jetzt ausgesogenen Landes dem internationalen Handel freigegeben werden wird, und dann in diesen Gebieten die Zwangsarbeit aufhören soll. Ob diese Zusagen aber dann auch wirklich erfüllt werden, bleibt auch noch abzuwarten. Bezeichnend genug ist die Bemerkung der belgischen Regierung, daß sie zwar das Land den Eingeborenen wieder zur freieren Verfügung stellen wolle, daß aber „die Inanspruchnahme der „vakanten" Ländereien vom juristischen Standpunkt aus über jeden Einwand erhaben sei und einen Zustand der Ordnung und des Fortschritts bedeute". Wie ist da ein Ausgleich möglich? Alle diese neuen bedrückenden Tatsachen über die Reformen sind von Morel in seiner genannten Schrift einwandsfrei durch reichliche Belege nachgewiesen worden. Es ist aber nicht anzunehmen, daß, nachdem einmal diese ganze traurige Angelegenheit die Welt zu bewegen beginnt, es Belgien wirklich wagen sollte, das unselige Kongosystem auch fernerhin beizubehalten. Die „Preußischen Jahrbücher" haben in Heft 1, 1910 berichtet, Deutschland sei kürzlich mit England und Amerika gegen Frankreich in der Kongofrage diplomatisch vorgegangen, wie es scheine, nicht ohne Erfolg. Wenn also nun diese 3 großen Mächte sich energisch der mißhandelten Eingeborenen annehmen, dann sollte doch das kleine Belgien nachgeben und endlich das tun müssen, was es 1885 versprochen hat.

Gewiß kommen auch in deutschen und englischen Kolonien Mißstände und Uebergriffe gegen die eingeborene Bevölkerung vor, aber was hier als Mißstand empfunden, gerügt und nach Möglichkeit beseitigt wird, das ist im Kongostaat zum approbierten System erhoben. Es gilt dort noch heute, was 1903 eine maßgebende belgische Persönlichkeit trotz der schönen Versprechungen vom Jahre 1885 gesagt hat: „Sie (die Eingeborenen) haben überhaupt keinen Anspruch auf irgend etwas. Alles, was sie erhalten, wird ihnen freiwillig gegeben." Belgien muß gezwungen werden, wie England gefordert hat, zu einer Beseitigung des am Kongo angewandten Systems, welches dem Eingeborenen Alles ohne Ersatz nimmt, was ihm gehört und was er zum Leben und zur gedeihlichen Entwicklung unbedingt nötig hat.

5. Die Mission und die Kongofrage.

Soll das Vorgehen der genannten drei Großmächte Erfolg haben, so ist nicht unwichtig, daß die leitenden Kreise immer wieder, wie das in England und Amerika schon geschieht, durch laute Proteste weiter Volkskreise gegen die Kongo-Regierung zum energischen Vorgehen angetrieben und von der Wirklichkeit dieser, die ganze Menschheit als Ehrensache der Humanität angehenden Angelegenheit immer fester überzeugt werden. Daran können und sollten alle Missionskreise mitarbeiten. Sie können viel dazu tun,

daß bei uns in Deutschland Vorträge darüber gehalten und Resolutionen auch an unsre Regierung gesandt werden.

Daß die wirkliche Notlage am Kongo so bekannt geworden ist, das ist ja doch zum größten Teil das Verdienst der evangelischen Missionare, denen es nie vergessen werden darf, daß sie, ständig von Todesgefahr bedroht, freimütig sich zu Fürsprechern der gequälten Schwarzen gemacht haben.*) So sollten, ihrem Beispiel folgend, viele Missionsfreunde ihre Stimme erheben, um für diese heilige Menschheitssache andere zu erwärmen. Die oben genannten Schriften geben zu Vorträgen reichen Stoff. Dieselben können aus unserer Bibliothek entliehen werden. Jeder Vortrag, jeder Zeitungsartikel ist sicher eine Tat zu Gunsten der armen Bedrängten.

Indessen eröffnet sich gerade jetzt eine neue Möglichkeit der Mithilfe.

Am 31. März ist in Hannover eine deutsche Kongo-Liga zum Schutze der Eingeborenen gegründet worden, die sich bald mit Bitten um Beitritte und Unterstützung an weite Kreise wenden wird. Die Konzentrierung der Hilfsaktion in dieser Liga ist froh zu begrüßen und dem tätigen Interesse der Leser sehr zu empfehlen.

Muhammeds Quellen für seine Kenntnis des Christentums.

Von V. Rüesch, Pfarrer in Zweisimmen (Schweiz).

Es wird in neuerer Zeit sehr viel über Christentum und Islam geschrieben, und kaum eine der Publikationen, die nicht mit einigen Worten auch auf die Frage nach den christlichen Einflüssen auf den Islam einginge. Aber die meisten dieser Arbeiten überschauen von hoher Warte die ganze Entwicklung der islamischen Geschichte und drängen auf engen Raum, was dem Kleinarbeiter groß und der Erörterung bedürftig erscheint. Die Frage nach den religiösen Quellen des Propheten ist dadurch einigermaßen in den Hintergrund gerückt worden, und man hat sich begnügt, immer und immer wieder von dem judenchristlichen Einfluß zu reden, so daß z. B. Harnack in der neuesten Auflage seiner Dogmengeschichte I, p. 331, Anmerkung 2 schreibt: „Eine weltgeschichtliche Bedeutung hat dies synkretistische Judentum indes doch gehabt, aber nicht in der Geschichte des Christentums, sondern für die Entstehung des Islam. Als Religionssystem basiert der Islam z. T. auf dem synkretistischen Judenchristentum (einschließlich der ihrem Ursprung nach so rätselhaften Sabier) und ist — ohne daß damit der Originalität Muhammeds zu nahe getreten werden soll — nur unter Berücksichtigung desselben geschichtlich zu verstehen."

Harnack hat nun diese Auffassung in einem Exkurs in den Beilagen zum 2. Band seiner Dogmengeschichte zu belegen versucht. Er führt aus, da man im Islam keine spezifisch katholischen Einflüsse nachweisen könne, sei man zur Vergleichung auf Sekten an-

*) Ueber die Arbeit der Mission im Kongo wird bald einmal berichtet werden.

gewiesen, und zieht den Schluß, daß nur an die Judenchristen gedacht werden könne, weil der Islam in einigen Hauptgedanken sowohl mit dem Judentum als auch mit dem Christentum zusammentreffe.

Diesem Judenchristentum, das in verschiedene Sekten zerfällt, ist gemeinsam:

1. eine solche Fassung des Gottesbegriffes, welche alle Spekulationen über eine Mehrheit von Personen in der Gottheit bestimmt ausschließt;

2. die Zurückstellung des Begriffs der Erlösung;

3. Die Fassung des Reiches Gottes als eines sichtbaren, partikularen, bezw. zukünftigen oder, damit zusammenhängend, die Indifferenz gegen den Gedanken des sittlichen und unsichtbaren Reiches Gottes.

Dieses Judenchristentum ist im 1. Jahrhundert von Palästina ausgegangen und hat sich in der Folgezeit über das gesamte römische Reich durch Emissäre und in kleinen Kolonien verbreitet, ist aber im 3. und 4. Jahrhundert ähnlich wie die gnostischen Sekten langsam wieder nach Osten hin zurückgewichen und kann hernach vom 4. Jahrhundert an abwärts nur an der Ostgrenze des byzantinischen Reiches und über dieselbe hinaus nachgewiesen werden. Harnack zeigt nun weiter, daß das vulgäre Judenchristentum oder der Ebionitismus zum Vergleich mit dem Islam nicht beigezogen werden könne, weil es für das Christentum eine national-jüdische Religion ist, die auf die Söhne Abrahams beschränkt ist. Somit kann nur das gnostische Judenchristentum in Betracht fallen. Die Quellen für dasselbe sind Hippolyt Philos. 9, 13—17; 10, 29; Origenes bei Euseb. Hist. Eccl. VI 38; Epiphanius Panarion Hair. 19, 30, 53; Theodoret, Haer. fab. II, 7 und endlich die Quellenschrift der Pseudoclementinen.

Harnack stellt 7 Hauptpunkte zusammen, in denen das gnostische Judenchristentum sich zum Vergleich heranziehen läßt.

1. Hat das gnostische Judenchristentum die Tendenz, die partikular gesetzlichen und nationalgefärbten Bestimmungen zu überwinden,

2. übt es Kritik am Alten Testament, vor allem an Opfer und Zeremonialbestimmungen,

3. die Beschneidung gilt nicht mehr als heilsnotwendig,

4. alles Gewicht wird auf den reinen Monotheismus gelegt und damit die kirchliche Hypostasen- und Sohngotteslehre verworfen,

5. das gnostische Judenchristentum will der durch prophetische Kraft wiederhergestellte Mosaismus sein,

6. Jesus ist d e r Prophet,

7. ein unverwüstlicher Trieb und Fanatismus zur Propaganda eignet diesem gnostischen Judenchristentum.

Noch frappanter sind gewisse gesetzliche Vorschriften der Elkesaiten. Sie untersagen den Weingenuß. An Stelle der Taufe werden wiederholt Reinigungswaschungen verlangt. Der Stifter

rühmt sich neuer Offenbarungen, die mit den früheren von Adam bis Christus erfolgten zusammenstimmen, aber sie überbieten, und bringt ein neues Offenbarungsbuch. Der Stifter verkündet, daß sich nach Jesus der wahre Prophet, der in den Patriarchen u. s. w. erschienen sei, auch noch in andern Personen offenbaren werde. Die Elkesaiten verlangten statt des Gebets nach Osten Gebetsrichtung nach Jerusalem.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Parallelen, die Harnack hier zusammenstellt, äußerst frappant sind. Ob Muhammed das gnostische Judenchristentum gekannt hat und von demselben beeinflußt gewesen ist, vermag er nicht zu entscheiden, glaubt aber doch den Islam als eine Umbildung der von dem gnostischen Judenchristentum schon umgebildeten jüdischen Religion auf dem Boden des Arabertums durch den großen Propheten hinstellen zu können.

Was sagen dazu die Geschichte Arabiens des 6. und 7. Jahrhunderts, was die Biographie Muhammeds, was endlich die ausgesprochen christlichen Abschnitte des Koran?

Ueber die politischen sowohl, wie auch die religiösen Zustände Arabiens vor dem Propheten sind wir so ziemlich unwissend[1]). Die politischen Verhältnisse müssen völlig zerrüttet gewesen sein. In beständigen Fehden rieben sich die Stämme auf. Der äußere Niedergang hatte auch einen Zerfall der Religion im Gefolge. Den altarabischen Glauben hatten jüdische und christliche Einflüsse untergraben, so daß sich eine stark monotheistische Strömung geltend machte, die im sogenannten Hanifentum Ausdruck fand und ihren Einfluß auf den Propheten in der sogenannten Rahmanperiode ausübte. Vor allem hatte das Judentum immer mehr Boden gewonnen, das sich wohl seit Jahrhunderten in Arabien Eingang verschafft hatte. Wir wissen von ganzen jüdischen Stämmen in Arabien. Ueber die christliche Mission erfahren wir nichts sicheres bis ins 4. Jahrhundert. Es scheint damals ungefähr zu gleicher Zeit wie in Abessynien dort monophysitischer Glaube von Ostrom aus verbreitet worden zu sein und zwar nicht von Norden her, sondern vielmehr von Süden durch die Handelsbeziehungen zum afrikanischen Kontinent. Nach Epiphanius[2]) war Nordarabien, vor allem Nabatäa der Hauptsitz des synkretistischen Ebionitismus. Wie sich aber die christlichen Gemeinden bis auf den Propheten entwickelten, ist uns unbekannt. Es liegen zwischen den letzten Nachrichten über das synkretistische Judenchristentum, die sich bei Theodoret († 457) finden, und dem Auftreten des Propheten, bei dem sich Einflüsse geltend machen, immerhin 150 Jahre. Ob sich nun wirklich noch judenchristliche Gemeinden um 600 vorgefunden haben, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. In Arabien strömten von jeher die verschiedensten Elemente zusammen, das brachte schon der Sklavenhandel mit sich. So mochte denn das Bild zur Zeit des Propheten

[1]) Vergl. zum folgenden Wright, Early Christianity in Arabia, London 1885.

[2]) Epiph. adv. haer. 30.

recht bunt gewesen sein. Ueber das Vorherrschen einer bestimmten Sekte wissen wir nichts. Der Koran[1]) läßt uns aber vermuten, daß verschiedene vorhanden waren. Das Judenchristentum scheint einem wilden Synkretismus Platz gemacht zu haben. Durch den Handel und besonders den Sklavenaustausch kam das Christentum überall hin, aber die christliche Erkenntnis dieser kleinen Leute mochte oft gar gering sein und sich auf das Allernotwendigste beschränken. Wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß wir es mit einem unliterarischen Volke zu tun haben. Wir machen uns vielleicht das beste Bild von dem Christentum in Arabien, wenn wir die Christlichkeit unserer unteren Volksschichten betrachten. Dieselbe ist im Großen und Ganzen äußerst gering. Nach meinen Erfahrungen würde man sehr wenig dogmatische Kenntnisse finden, die erlauben würden, auf eine bestimmte christliche Denomination zu schließen.

Die Geschichte des Christentums in Arabien erlaubt somit noch nicht, die Parallelen des Islam zum Judenchristentum als Abhängigkeit auszulegen. Wenn sich nicht aus der Biographie Muhammeds und dem Koran selbst Hinweise ergeben, so sind wir gezwungen, jene Parallelen als zum Teil spontan entstanden zu erklären, oder aber als ganz unbewußte Beeinflussungen hinzustellen. Es wird niemand einfallen, unsere heutige Vulgärfrömmigkeit auf ihre einzelnen Komponenten zu untersuchen und von stoischen, katholischen, materialistischen, sozialdemokratischen und was man sonst anführen mag Einflüssen auf den oder jenen nicht theologisch gebildeten Schriftsteller oder Prediger zu reden, solange man nicht eine direkte Abhängigkeit von Schriften oder Männern jener Lager konstatieren kann. Und wenn die äußeren Zeugnisse für direkte Beeinflussungen fehlen, so muß unbedingt ein non liquet gesprochen werden, weil sonst ein durchaus falsches Bild von der Abhängigkeit entsteht. Ich meine eben, wir sollten von Abhängigkeit nur da reden, wo sich wirklich bewußtes Herübernehmen aus anderen Quellen nachweisen läßt. Es sollte bei der Beurteilung des Einflusses auf Personen vielmehr das allgemeine Volkswissen, worunter ich die Gesamtheit der in einem Zeitabschnitt lebendigen kulturellen Gedanken verstehe, berücksichtigt werden. Sind doch auch wir in unsern Ansichten zum größten Teil von diesem Volkswissen abhängig.

Doch sehen wir weiter. Erzählt uns die Biographie Muhammeds von christlichen Lehrern? Aus den Jugendjahren des Propheten werden uns mancherlei Reisen nach Süden und Norden berichtet. Er soll schon im Dienste seines Oheims Abu Talib nach Boßra gekommen sein, wo der Mönch Bahira, nach Andern Sergius, in ihm den kommenden Propheten erkannt haben soll. Aber Sprenger[2]) hat diesen Bericht mit gutem Recht der Legende zugewiesen. A. Müller[3]) glaubte alle Reisen des Propheten ins Gebiet der Sage verlegen zu sollen, doch ist wohl anzunehmen, der Prophet habe im Dienste der Chadidscha die Märkte Syriens und Süd-

[1]) Sure 5[17].
[2]) Sprenger, Leben des Muh. I p. 178 ff.
[3]) A. Müller, Gesch. des Islam I. p. 81.

arabiens besucht. Auf diesen Fahrten hat er gewiß seine Kenntnisse erweitert und wird auch mit Christen in Berührung gekommen sein. Doch dürfen wir daraus nicht mit Bestimmtheit auf starke Eindrücke schließen, wenigstens nicht auf Vorherrschen judenchristlicher Anschauungen. Auf der anderen Seite sind aber doch die Einflüsse auf den religiös empfänglichen Charakter des mekkanischen Karawanenführers stärker, als Sprenger annimmt, der dem Propheten moderne Unkenntnis fremder Religionen zuschreibt.[1])

Unter der nicht geringen Zahl von christlichen Gewährsmännern des Propheten verdienen nur wenige näher betrachtet zu werden.

Am meisten Einfluß möchte man wohl der koptischen Sklavin Maria, die Muhammed das Söhnchen Ibrahim gebar, einräumen, wenn nicht die Heirat mit ihr in eine Zeit fiele, da der Prophet sich längst über das Christentum geäußert hatte.

An erste Stelle rückt dadurch Waraka, der Hanif, ein Vetter der Chadidscha. Er soll die Frau des Propheten über die Visionen ihres Gatten beruhigt haben. Welches seine Religion war, ist nicht deutlich. Die Tradition macht ihn bald zu einem Juden, bald zu einem Christen. Auch die neueren Gelehrten sind sehr verschiedener Ansicht über ihn. Weil von ihm berichtet wird, er habe von den Offenbarungen des Propheten gesagt:

„Dies ist der große N a m u s, welcher herabstieg auf Moses", hält ihn Nöldecke[2]) für einen Juden, Sprenger[3]) aus demselben Grunde für einen Christen. Jener geht von dem Sinn des Ganzen aus, während dieser glaubt, Namus=Nomos=Gesetz könne nur ein Griechischredender, also ein Christ gebrauchen. Die Traditionen über Waraka sind aber mit äußerster Vorsicht aufzunehmen, da sie alle mit der Tendenz geschrieben sind, zu erklären, warum dieser Fromme den neuen Glauben nicht annahm. So ist am allerwahrscheinlichsten, daß er weder Jude noch Christ war, sondern ein Eklektiker, wenn er nicht überhaupt jeglicher Religion skeptisch gegenüberstand. Von ihm wird uns berichtet, er habe altes und neues Testament gelesen und ins Arabische übersetzt. Es ist aber kaum möglich, dieser Nachricht irgendwelchen historischen Wert beizumessen. Somit läßt sich nicht bestimmen, welcher Art sein Einfluß auf die geistige Entwicklung des Propheten gewesen ist.

Einen andern Mann schob Sprenger[4]) in den Vordergrund. Er weiß von dem Mönche Bahira, daß er aus Boßra den Propheten in Mekka aufgesucht hat und dort sein Lehrer und Ratgeber geworden ist. Dieser soll Muhammed aus dem Buch Asatyr ul=Awwalyen, Fabeln der Alten[5]), vorgelesen haben. Nöldecke[6]) hat aber

---

[1]) Sprenger a. a. O. II. p. 180 ff.

[2]) Z. D. M. XII. p. 699—704.

[3]) Sprenger a. a. O. p. 124, wo man die Traditionen über Waraka findet.

[4]) a. a. O. II. p. 390 ff.

[5]) Sure 6^{25}; 8^{32}; 16^{26}; 23^{85}; 25^{10}; 27^{70}; 46^{16}; 68^{15}; 83^{13}.

[6]) Z. D. M. XII. Hatte Muhammed christl. Lehrer?

diese Konstruktion mit Recht in ihr Nichts aufgelöst. Wenn die Ungläubigen dem Propheten z. B. Sure 6, 25 antworten:

„Siehe, das sind nichts wie Fabeln der Alten",

so braucht man in diesem Ausdruck noch lange keinen technischen Ausdruck zu finden, wenn auch Asatyr das griechische Historiai sein sollte. Der Einwurf der Gläubigen will nichts anderes sagen als: das kennen wir längst. Er ist uns ein Zeugnis dafür, daß Muhammed blos als Reformator auftrat.

Außer den beiden angeführten Gewährsmännern ist keiner erwähnenswert. Wir sind der Beantwortung unserer Frage noch um keinen Schritt näher gekommen.

Es bleibt nur noch eines zu untersuchen übrig: ob der Prophet christliche Schriften gekannt hat und in seinen Aussagen von ihnen abhängig ist. Diese Frage läßt sich zwiefach beantworten, indem vor allem zu untersuchen ist, ob der Prophet hat lesen können, und dann, ob seine Aussprüche über das Christentum im Koran uns Aufschluß geben.

Hat Muhammed lesen können? Schon von den arabischen Gelehrten wird darüber gestritten, und zwar werden die gegenteiligen Anschauungen stets in maiorem profetae gloriam vertreten. Die Großzahl der Araber nimmt an, daß der Prophet Analphabet war. Vom Propheten selbst erhalten wir darüber keine deutliche Auskunft. Als ihm die Mekkaner vorwarfen, er habe alles abgeschrieben[1]), geht er auf den Vorwurf nicht ein. Doch behauptet er Sure 29 [47]:

„Und nicht verlasest du vor ihm ein Buch und schriebst es nicht mit deiner Rechten."

Man könnte hier einwenden, der Prophet rede nur von öffentlichem Verlesen, da der zugrunde liegende Ausdruck lautlesen bedeutet. Aber damals war jegliches Lesen ein lautes Lesen.

Auch Sure 7 [156]:

„Die da folgen dem Gesandten, dem ungelehrten Propheten" bringt uns kein brauchbares Material, da man besser mit Geiger[2]) und Sprenger[3]) Prophet für die Ungelehrten, für die Nichtschriftbesitzer übersetzt. Die arabische Wortverbindung kann zwar beides bedeuten, ein Prophet, der an die Heiden gesandt ist, oder einer, der von ihnen stammt, also ein Barbar, ein Unwissender ist.

Auch in den Vorgängen vor Muhammeds Tod haben wir nicht wie Sprenger[4]) glaubt, einen sicheren Beweis dafür, daß der Prophet lesen konnte. Es wird uns nämlich berichtet, Muhammed habe 3 Tage vor seinem Tode, als er fieberkrank darniederlag, zu schreiben verlangt. Fieberkranke wollen oft etwas, das sie nicht können. Und doch dürfen wir vielleicht annehmen, daß der Pro-

---

[1]) Sure 25[6].

[2]) A. Geiger, Was hat Muhammed aus dem Judentum aufgenommen? p. 22.

[3]) a. a. O. II. p. 400 ff.

[4]) a. a. O. II. p. 400 ff.

phet am Ende seines Lebens mit der Schreibkunst vertraut war. Da die Ueberlieferung zwiespältig ist und jede der Annahmen sich aus der Tendenz, den Propheten zu verherrlichen, erklären läßt, erscheint es mir gar nicht unwahrscheinlich, daß beide Behauptungen in gewissem Grade richtig sind. Der Prophet mochte wohl erst in den späteren Jahren, als er seine Offenbarungen diktierte, sich mit der Schreibkunst befaßt haben.

Dieser Befund schließt die persönliche Bekanntschaft des Propheten mit christlichen Schriften aus.

Muhammed kann nur von der mündlichen Ueberlieferung abhängig sein.

So bleibt uns zur Ergründung des christlichen Einflusses auf den Propheten allein der Koran übrig. Wir werden uns dort vor allem an die Abschnitte halten müssen, die von der christlichen Geschichte handeln. Erst in zweiter Linie dürfen Aehnlichkeiten der theologischen Formulierung herbeigezogen werden, weil nichts hindert, dieselben als spontan entstanden zu erklären.

Es sind vor allem 2 Suren, die uns angehen, die dritte und die neunzehnte. Die letztere ist die ältere und stammt aus dem 5. oder 6. Jahre nach dem Auftreten des Propheten. Die andere stammt aus Medina. Eine eingehende Prüfung dieser Abschnitte auf ihre Herkunft erlaubt mir vorläufig der Raum nicht. Ich möchte mir erlauben, die Belege für die nachstehenden Aufstellungen in einem im Laufe dieses Jahres in dieser Zeitschrift erscheinenden Aufsatz, den ich „Jesus im Koran" überschreiben werde, nachzuholen. Es ergibt nämlich die eingehende Prüfung der einschlägigen Stellen, daß dieselben zum Teil abhängig sein müssen von der kanonischen Literatur, indem uns wenigstens die Zachariasgeschichten auf griechischem und lateinischem Sprachgebiet nur in der kanonischen Form literarisch bekannt sind.

Sonst läßt sich zum Vergleich vor allem das Protevangelium Jakobi heranziehen. Die Parallelen, die sich in der Historia de Nativitate Mariae et de Infantia Salvatoris und dem Evangelium de Nativitate Mariae finden, sind alle vom Protevangelium Jakobi abhängig. Dieser Befund entspricht ganz den Entstehungsverhältnissen der drei Schriften. Nur das Protevangelium gehört der östlichen Kirche an. Die beiden anderen sind im Abendlande entstanden.

Vereinzelte Parallelen finden sich noch im Evangelium Thomae und dem arabischen Kindheitsevangelium. Beide sind in der östlichen Kirche gewachsen.

Das älteste ist das Protevangelium Jakobi. Es reicht bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts zurück. Die uns heute vorliegende Fassung mit den Zachariaszusätzen wird schon im fünften Jahrhundert vorgelegen haben. Sein Verfasser ist, da die Sprache ursprünglich griechisch ist, wohl kein Judenchrist, sondern ein Mann, der sich an frommen Geschichten freute. Allerdings war das Protevangelium nach Epiphanius adv. haer. XXX, 2 sehr beliebt bei den

gnostischen Ebioniten, aber auch in der orthodoxen Kirche erfreute es sich großer Verbreitung.

Aehnlich steht es mit dem Evangelium Thomae, das, ebenfalls ursprünglich griechisch, schon früh ins Syrische übersetzt wurde.

Das sogenannte arabische Kindheitsevangelium hat zu seiner einen Quelle ägyptische Sagen, die wahrscheinlich von einem Syrer mit dem übrigen Erzählungsstoffe verarbeitet worden sind. Aus dem Sytischen ist das Werk ins Arabische übertragen worden.

Was sagen uns nun diese Resultate? Ich glaube rein nichts. Sicheres läßt sich aus diesem Befund nicht erschließen.

Es bleiben daher nur die von mir in den zweiten Rang gestellten Vergleichsmomente der Harnack'schen Untersuchung. Und da scheint es mir denn, daß seine Aufstellungen im wesentlichen zu Recht bestehen. Man darf nur nicht, wie dies leider so oft geschieht, den Propheten einfach vom Judenchristentum abhängig sein lassen. Von Abhängigkeit dürfen wir doch wohl nur da reden, wo es sich um literarische oder persönliche Abhängigkeit handelt. Nach allem Vorgebrachten können Muhammeds Quellen für seine Kenntnisse des Christentums nur in der unliterarischen Schicht des Volkes gesucht werden.

Es haben auch nicht Lehrer und große Persönlichkeiten ihm zur Seite gestanden, sondern er steht unter dem Einfluß der Durchschnittsbildung seiner Zeit. Für das Christentum Arabiens ist aber auch ein Rückschluß erlaubt. Es muß dasselbe auf einer sehr niedrigen Stufe sich befunden haben, die wohl an gnostisch-judenchristlichen Reminiscenzen reich war.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Bericht über die Eröffnung der Deutsch-Chinesischen Hochschule.

Die Feier aus Anlaß der Eröffnung der Deutsch-Chinesischen Hochschule und gleichzeitig der Grundsteinlegung des künftigen Hochschulgebäudes, die am 25. Oktober stattgefunden hat, verdient ihres bedeutsamen Charakters wegen eine ausführlichere Beschreibung.

Bereits am frühen Morgen versammelten sich die deutschen und chinesischen Lehrer mit den Schülern in der Aula zu einer internen Vorfeier. Hierbei richtete der chinesische Studieninspektor an die Schüler Worte eindringlicher Mahnungen. Er erinnerte sie, von der konfuzianischen Ethik ausgehend, an ihre sittlichen Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft, deren Erfassung und Vertiefung ihr Studium in erster Linie zu dienen habe. Die altüberlieferte Weisheit ihrer Vorfahren müsse die Grundlage dieses Studiums bleiben, dann würden sie durch die Pflege der Tugend fortschreiten zu einem edlen Menschentum. Zugleich damit aber sollten sie ihren Geist bereichern durch Aufnahme des Wissens und der Wissenschaften. „Für die zahlreichen, tief durchdachten neuen Gebiete der Natur- und Geisteswissenschaften, wie für die fein- und tiefsinnigen Errungenschaften abendländischen Forschens seien

deutsche Lehrer da, die sie in die feinsten Verzweigungen der einzelnen Fächer einweihen würden." — Gegen Mittag begann die eigentliche Feier der Eröffnung. Der stellvertretende Gouverneur übergab in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung, bei der auch der Gouverneur von Schantung und das Unterrichtsministerium in Peking durch besondere Beamte vertreten waren, mit einer Ansprache die Anstaltsräume dem deutschen Direktor und damit ihrem gegenwärtigen Zwecke. Die eigentliche, auch chinesisch übersetzte Festrede hielt danach der Direktor. Er legte kurz die Entstehungsgeschichte der Anstalt dar und verbreitete sich ausführlicher über die geplanten Arbeiten und ihre Ziele. „Die Durchdringung der chinesischen Jugend mit einer guten, den Forderungen einer neuen Zeit entsprechenden Schulbildung, insbesondere der Versuch, national-chinesische Bildung mit einer abendländisch-modernen Erziehung organisch zu verbinden", sei bestimmend für diese Arbeiten und Ziele. Nach dem Direktor sprachen noch die Vertreter des Gouverneurs von Schantung und des Unterrichtsministeriums in Peking. Der erstere schloß seine Rede: „Schantung ist die Heimat des Konfuzius. Eingedenk dessen sollt Ihr Schüler Tugend und Wissenschaft in gleicher Weise pflegen, das Alte üben und das Neue lernen, theoretisches Wissen sammeln und es in der Praxis verwenden, dann werdet Ihr schon in wenigen Jahren Erfolge erzielen. So werdet Ihr nicht nur unserem Vaterlande Ehre machen, Ihr werdet auch zur Stärkung und Dauer der freundschaftlichen Beziehungen Chinas und Deutschlands beitragen." Die Mahnworte von dem Vertreter des Unterrichtsministeriums, die er nachher an die Schüler verteilen ließ, verdienen eine genauere Wiedergabe. Es heißt darin: „Als Vertreter des Unterrichtsministeriums erscheine ich heute zur Teilnahme an der feierlichen Eröffnung der Tsingtauer Hochschule und habe mich dabei von der großartigen Anlage und der reichen Ausstattung überzeugt. Ich sehe in der Errichtung einen schönen Beweis der Freundschaft der beiden Regierungen. Aus dem Anblick dieser Schar wissensdurstiger Schüler aber schöpfe ich die Hoffnung, daß sie eines Tages tüchtige Männer werden, uns zur Freude und zur Genugtuung. Möchtet Ihr Schüler Euren Lehrern folgen, ihre Lehren aufnehmen und mit aller Kraft nach geistiger und sittlicher Vervollkommnung streben. Widmet Ihr Euch einer der vier Fakultäten, so leiste jeder das beste in seinem Fache. Ohne einen Schritt über die Schwelle Chinas zu setzen, genießt Ihr den Vorteil persönlichen Verkehrs mit hervorragenden Männern Europas und Eures Vaterlandes ebenso gut, wie wenn Ihr ins Ausland reistet, erreicht unter geringerer Mühe die höhere Möglichkeit gründlicher Studien. Wahrlich, ein unschätzbares Glück! Reichen Lehrstoff bietet Euch diese Schule; Ihr Schüler, die Ihr hierher gekommen seid, pflückt die Blüten abendländischen Wissens und bewahrt den schönen Kern nationaler Eigenart. Habt Ihr Eure Studien beendet, so könnt Ihr Verwendung und Anstellung in Eurem Vaterlande finden, dann werdet Ihr Euch wür-

dig erweisen der Absicht, der die Gründung dieser Schule entsprungen ist."

Die chinesischen Reden zeigen, daß die Zwecke der Schule richtig verstanden sind.

Unmittelbar an die Eröffnungsfeier schloß sich die Grundsteinlegung für die neuen Gebäude der Hochschule. In den Grundstein wurde folgende Urkunde in deutscher und chinesischer Sprache eingemauert: „Seine Majestät der deutsche Kaiser Wilhelm II. hat in dem Wunsche, Chinas Streben nach Unterweisung des heranwachsenden Geschlechts in den abendländischen Kenntnissen und Wissenschaften zu unterstützen und so China einen Beweis der freundschaftlichen Gesinnung Deutschlands und des friedlichen Charakters deutscher Arbeit im fernen Osten zu geben, der chinesischen Regierung das dankbar angenommene Anerbieten gemacht, in Tsingtau eine deutsch-chinesische Hochschule zu errichten. Die Satzungen für die Hochschule sind im August 1908 in Peking vereinbart worden und haben die Zustimmung der deutschen und der chinesischen Regierung gefunden. Nach Beendigung der Vorarbeiten wird nunmehr heute, gleichzeitig mit der Eröffnung der Hochschule, die vorläufig in provisorischen Räumen untergebracht ist, feierlich der Grundstein zu dem neuen Hochschulgebäude in Gegenwart der Vertreter der deutschen nud chinesischen Behörden und des Lehrkörpers der neuen Anstalt gelegt. Möge der jetzt begonnene Bau eine Stätte für die Ausbreitung deutscher Wissenschaft und deutscher Kultur in Ostasien werden, und mögen sich die Hoffnungen erfüllen, die der greise Staatsmann Tschang Tschi Tung beim Abschlusse der Verhandlungen in die Worte kleidete: Ein großes Werk, ein gutes Werk. Tsingtau, den 25. Oktober 1909."

Denkschrift des Reichsmarineamts.

Chinas Finanznot.

Das ist fast das Schlimmste, was die wirkliche Durchführung der Reformen so hemmt, und schließlich doch (China zum Heil) die Hilfe des Auslandes, die man dort jetzt ängstlich zu vermeiden sucht, unentbehrlich machen wird, daß China in so bitterer Geldnot ist. Die „Kiautschou-Post" schreibt:

„Ueber die Finanzlage des Reiches gibt ein Bericht des Reichsschatzamts sehr interessante Aufschlüsse. Die neunzehn Provinzen und Chinesisch-Turkestan müssen jährlich 810 000.— Taels aufbringen. In diesem Jahre sind nur 115 000.— Taels von Kwangtung und einigen andern Provinzen eingegangen, so daß sich die Restschuld der Provinzen für dieses Jahr auf 695 000.— Taels stellt. Die Restschuld aus den vergangenen Jahren beträgt insgesamt 895 000.— Taels, so daß im ganzen 1 590 000.— Taels ausstehen. Die Provinzen sollen angewiesen werden, die diesjährigen Beiträge unverzüglich aufzubringen und bis zum Ende des zehnten Monats (12. Dezember) einzuzahlen und die Schulden der Vorjahre ratenweise zu tilgen. Der Zuschuß von etwa 27 900.— Dollars aus den Einnahmen der Telegraphenämter ist für dieses Jahr

noch nicht eingegangen. Die Zahlung soll vom Verkehrsministerium schleunigst gefordert werden."

An dieser Lage sind gewiß auf der einen Seite der allgemeine wirtschaftliche Tiefstand, die jahrhundertelange schlechte Regierung des Volkes und der Mißbrauch des Opiums schuld, aber ein wesentlicher Teil der Schuld trifft vor allem die Beamten. Schlecht bezahlt, ungesichert für die Zukunft, von Intriguen umgeben, falls sie ehrlich und treu sein wollen, sind die meisten noch heute darauf bedacht, Staat und Volk zum eigenen Nutzen zu betrügen. Diese Beamten sind vielleicht die energischsten und erfolgreichsten Gegner der Reformen im Volk, denn sie wollen keine Neuerungen, weil sie für ihren Vorteil fürchten. Der „Ostasiatische Lloyd" bringt eine chinesische Zeitung zu Wort, die Folgendes schreibt:

„Die von den Beamten aufgewendeten Summen für Bestechung von Vorgesetzten sind bedeutend, aber immerhin beschränkt. Indessen ins Unermeßliche gehen die Summen, die von den Beamten im ganzen Reich auf verschiedensten Gebieten wie Steuern, Zölle, Tributreis, Salzverwaltung usw. zurückbehalten werden. Es hat sich in dieser Hinsicht geradezu eine Regel herausgebildet, so daß selbst Männer, die sonst noch auf Ehre halten, etwas ganz Selbstverständliches darin erblicken. Der Wert der Aemter wird auch nur nach der Höhe der Summen bemessen, die sich in der Regel herausschlagen lassen. Der zwischen den Provinzialbeamten und den Pekinger Finanzinspektoren entstandene Zwist ist hauptsächlich wegen dieser Gelder verursacht worden. Kein Beamter will auf solche Gelder verzichten. Das Finanzministerium hat nun beschlossen, Nachforschungen über die Höhe dieser Summen anstellen zu lassen. Es gibt aber kein anderes Mittel, hinter dieses Geheimnis zu kommen, als durch die Nachforschungen der Landtage. Die Abgeordneten kennen ihre Kreise am Besten. Sind aber erst in einigen Kreisen oder Provinzen die Zahlen festgestellt, so ist es leicht, auch anderwärts die richtigen Zahlen zu ermitteln. Das Finanzministerium wird aber mit seinen Inspektoren nie auch nur annähernde Klarheit schaffen."

Für tüchtige hohe Beamte selbst ist es tatsächlich schwer, hier Abhilfe zu schaffen. Man hat den bisherigen Gouverneur von Schantung als sehr tüchtig gelobt. Aber sein Nachfolger muß jetzt in einem Erlaß, den die „Kiautschou-Post" bringt, Folgendes schreiben:

„In Schantung war das Volk und seine Sitten seither sehr schlicht und einfach. Regierung und Beamte waren beständig in ihren Maßnahmen und aufrichtig in ihrem Tun. Das habe ich schon lange gewußt und mir tief eingeprägt. Seit etwas über zehn Jahre aber sind die Zeiten und Angelegenheiten täglich schlechter geworden, die Lebensbedingungen des Volkes werden immer schwieriger und drückender. Bei ihrer Amtstätigkeit sind die Präfekten und Kreisrichter noch zu sehr in alten Anschauungen befangen. Nachdem aber heute durch die hohe Botschaft unsrer Regierung all die alten Verhältnisse erneuert werden sollen, hängt alles von den

Beamten, die am nächsten mit dem Volke in Berührung stehen, ab; diese müssen sich vor allem anstrengen und öffentlich gerecht handeln. Die obern Beamten sollen ein prüfendes Auge auf die Arbeiten ihrer Untergebenen werfen und sie in ihrem Tun voran führen, damit den hehren Gedanken unsres Herrscherhauses entsprochen wird und das Volk einer wirklichen Erneuerung entgegengeht. Seit drei Monaten bin ich nun in der Provinz. Ich habe in dieser Zeit die Eingaben der Beamten gelesen und auch die öffentliche Meinung nicht unbeachtet gelassen. Ich habe erfahren, daß es unter den Ortsbeamten viele gibt, die in treuer Pflichterfüllung ihres Amtes walten, aber auch, daß nicht wenige nur für sich arbeiten und die Amtsgeschäfte vernachlässigen; sei es, daß sie mit unlautern Notabeln Gemeinschaft pflegen und bei den Amtssachen ihren eignen Vorteil im Auge haben, sei es, daß sie dem Opiumrauchen ergeben sind und sich um das Amt nicht kümmern. Es gibt aber auch solche, die ihren Schreibern und Amtsdienern alles überlassen, die Ladungen an Leute ergehen lassen, die gar nicht nötig sind, die sogar willkürlich Strafen festsetzen, indem sie sagen, das Geld wird amtlich eingezogen; in Wirklichkeit aber stecken sie die Beträge selber in ihre eignen Taschen und bereichern sich. Ich habe für all diese Angaben, die mir geworden sind, nicht immer strikte Beweise, ich fürchte aber, daß nicht alles auf leerer Erfindung beruht. An diesem Uebel krankt das Reich und leidet das Volk; es ist ein Zustand, den ich nicht verwinden kann und der mir innerlich viel zu schaffen macht."

Die allgemeine Lage ist wohl überhaupt nicht sehr aussichtsvoll für die Zukunft, wie aus den beiden folgenden Preßstimmen des „O.-A. Lloyd", einer von chinesischer und einer von europäischer Seite, hervorzugehen scheint:

Die „Shih-Pao" schreibt: „China verarmt zusehends. Leute, die sich vor zehn Jahren noch zum Mittelstand rechnen konnten, sind heute vollständig veramt. Die früheren Kleinkaufleute sind verschwunden. An ihre Stelle sind die früheren Großkaufleute getreten. Unter den wenigen noch gebliebenen Großkaufleuten nehmen seit einiger Zeit die Bankerotte kein Ende. Nach zehn Jahren wird das Volk nur noch aus armen Leuten bestehen. Schon jetzt wird die Zahl derer, die zum Räuberhandwerk greifen müssen, von Tag zu Tag größer. Bei Räubereien wird es bald nicht mehr bleiben, sondern es wird zu Aufständen kommen. Schuld an der Verarmung des Volks ist größten Teils die schlechte Verwaltung und der Mangel einer Industrie."

Und es wird berichtet über die Lage in den Kuangprovinzen:

„Die Hoffnungen, die an die Ernennung Yuan Shuhsuns zum Generalgouverneur der Kuangprovinzen geknüpft worden sind, haben sich, soweit die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Süden in Frage kommt, bisher nicht erfüllt. Es sieht heute mit dem Räuberwesen schlimmer aus als je. Trotz der guten Ernten des letzten Jahrs, und obwohl keine Ueberschwemmungen und Dürren vorgekommen sind, nimmt nicht nur die Zahl der Räuber zu,

sondern haben diese sich zu größeren Banden als je zusammengeschlossen. Weite Strecken Land liegen unbebaut da, weil der Bauer fürchtet, daß er doch nur für die Räuber arbeitet. Zu Tausenden ist die Landbevölkerung in die Städte übergesiedelt, ganz besonders nach Canton, wo sich in Folge dessen eine Wohnungsnot bemerkbar macht, die die Mietspreise schon um ein Viertel bis ein Drittel in die Höhe getrieben hat. Der Schrecken, den die Räuberbanden ausüben, ist so groß, daß manch redlicher Bauer ihrem Hauptmann einen der jüngeren Söhne als Gefolgsmann stellt, nur um selbst von den Plünderungszügen verschont zu bleiben. Selbst in Canton mehren sich die Ueberfälle ganz auffallend. Häufig genug sind die Fälle, wo Banden mit gespanntem Revolver in ein Haus dringen und die Bewohner zur Herausgabe von Geld und Wertsachen zwingen. Die Leute können noch zufrieden sein, wenn es nur auf ihr Hab und Gut abgesehen ist; leider schrecken die Räuber aber auch vor Mord und Brandstiftung nicht mehr zurück. Die Polizei ist den Banden schon längst nicht mehr gewachsen. Daß es, wenn die nötigen Truppen aufgeboten werden, sehr wohl möglich ist, Wandel zu schaffen, beweist Admiral Li-Chun, der auf dem Westfluß die Flußräuber in Schranken hält. Dort kommen nur ganz vereinzelt noch Ueberfälle vor. Aber es fehlt der Regierung anscheinend an den nötigen Mitteln, auch sonst im Land nachdrücklich aufzutreten, und je länger die Schwäche der Behörden offenkundig zu Tage tritt, desto schlimmer wird es. Unter dem greisen Chou-fu hat es seinen Anfang genommen, unter Chang-Jen-chün, der sich nur um Canton kümmerte, wurden die Banditen immer frecher, und heute hat das Räuberwesen und mit ihm das Glücksspiel, das zum Teil den Zulauf, den die Räuberbanden haben, erklärt, in den beiden Kuangprovinzen unter Yan-Shu-hsun einen Umfang angenommen, wie nie zuvor. Wer die Dinge in Süd-China kennt, sieht der weitern Entwicklung mit großer Besorgnis entgegen."

Christusehrung in Japan.

„Am 20. Januar fand eine einzigartige Feier in der 2. Mittelschule in Sendai statt, als ein großes Bild Christi, der Schule von Dr. Schwartz geschenkt, in Gegenwart der Lehrer, Schüler und eingeladener Gäste enthüllt wurde. Vor einigen Jahren kam der Präsident dieser Regierungsschule auf den Gedanken, 10 von den größten Männern der Welt auszuwählen, deren Bilder unter angemessenem Zeremoniell an den Wänden der Schulaula aufgehängt werden sollten. Die 7 zuerst gewählten waren: Prinz Kitashirakawa, welcher im China-Japan-Kriege sein Leben verlor; Wake no Kiyomaru, ein berühmter Loyalist, durch dessen Verdienst ein Usurpator verhindert wurde, den Thron sich anzueignen; Sugawara no Michizane, ein berühmter Gelehrter von edlem Charakter; Ninomiya Sontoku, ein berühmter Nationalökonom; Newton, Konfuzius und Buddha. Durch den Einfluß von Dr. Schwartz, welcher einige englische Stunden an der Schule gibt, war der achte Gewählte Christus. Die beiden dann noch fehlenden werden wahr-

scheinlich Sokrates und Date Masamune sein, ein bekannter Edelmann aus Sendai.

Sicherlich ist niemals bisher in einer japanischen Regierungsschule Christus größere Ehre erwiesen worden, noch ist sein Leben und seine Lehre wirkungsvoller zum Ausdruck gekommen, als bei der Gelegenheit der Enthüllung des Bildes, welches eine Kopie von Hoffmanns berühmtem Gemälde war. Nachdem der Präsident kurz Christi Leben geschildert, und über seinen mächtigen Einfluß in der ganzen Welt gesprochen hatte, enthüllte er das Bild. Während dieses Teils der Feier blieben die mehr als 500 Lehrer und Schüler stehen und auf ein gegebenes Zeichen verbeugten sie sich ehrfurchtsvoll, wie es ihre Sitte ist, und sangen gemeinsam eine für diese Gelegenheit besonders verfaßte Hymne. Es ist von Interesse, daß der Musiklehrer die Melodie einer christlichen Hymne gewählt, den Text aber abgelehnt hatte, weil er zu klar die religiöse Verehrung der Lehre Jesu zum Ausdruck bringe. Ein anderer Lehrer verfaßte einen neuen Text, der einige Tatsachen des Lebens Jesu erzählte, endend mit seinem Tode.

Als Dr. Schwartz aufstand zu sprechen, sagte er mutig heraus, daß der Gesang, um vollständig zu sein, auch von der Auferstehung Christi hätte erzählen sollen, dem wichtigsten Ereignis seines Lebens, welches ihn erst fähig machte, der Heiland der Welt zu sein. . . . Dies Ereignis zeigt, wie die Türen in Japan immer offener werden." (Jap. Evang.)

Aus dem Vereinsleben.

1. Instruktionskursus für Mission in Frankfurt a. M.

Der vom 5. bis 7. April in Frankfurt abgehaltene Kursus bedeutete einen schönen Erfolg. 106 Teilnehmer bildeten das Auditorium. Trotzdem Dr. Rohrbachs Fernbleiben sehr bedauert wurde, war die durch D. Kind erfolgte Verlesung der Vorträge Dr. Rohrbachs doch so lebendig, daß alle mit Aufmerksamkeit zuhörten. Nicht minder erregten die Vorlesungen von Professor D. Bornemann und D. Haas das gespannte Interesse der Teilnehmer. In der Diskussion wurden vor allem Rohrbachs Ansichten über die Rassenfrage und sein Urteil über die Mission in China eifrig besprochen.

Auch der „Ostasiatische Volksabend" war gut besucht und nahm einen befriedigenden Verlauf.

Großer Dank gebührt den Frankfurter Freunden, die den Kursus arrangiert haben. Die Vorsorge war so vorzüglich getroffen, daß auch nicht die geringste Störung eintrat. Das ist das Verdienst der Herren Professor D. Bornemann und Pfarrer Lic. Luecken.

So bedeuten die Tage in Frankfurt eine wesentliche Förderung unserer heiligen Sache durch die von den Veranstaltungen ausgehenden reichen Anregungen.

In den Sitzungen des Zentralvorstandes sind besonders einschneidende Beschlüsse nicht gefaßt worden. Betrübend ist unsere pekuniäre Lage, da das Jahr 1909 mit einem Fehlbetrage von 20 000 Mk. abgeschlossen hat, und auch das neue Jahr uns einen gleichen Fehlbetrag bringen wird, wenn nicht unsere Freunde uns in besonderer Weise helfen. Wir haben unser Werk nicht vergrößert, die Kosten wachsen ohne dies, die Einnahmen aber nicht in entsprechendem Maße. Wir bitten

darum herzlich auch an dieser Stelle um noch intensivere Mitarbeit. Hilfsmittel für die Propaganda stellen wir allen Freunden gern reichlich zur Verfügung.

2. Auslosung.

In der am 31. März 1910 stattgehabten Geschäftsausschußsitzung sind folgende Anteilscheine unserer 4prozentigen Anleihe ausgelost worden: 55, 56, 62, 101, 114, 171, 237, 252, 262, 301. Die Anteile sind den Inhabern zugesandt worden, ebenso haben die Anteilbesitzer die Zinsen des abgelaufenen Jahres erhalten, soweit sie nicht auf den Empfang derselben zugunsten der Vereinskasse verzichtet haben.

3. China und die deutsche Medizin.

Am Sonntag, den 13. Februar, war wieder eine größere Gesellschaft zu einem Vortrage im Reichsmarineamt geladen, der sich unmittelbar dem wuchtigen Appell Herrn Dr. Rohrbachs an die deutsche Kulturarbeit in China anschloß. Nach einer allgemeinen Einführung des Geheimen Med.-Rats Prof. Dr. Bier sprach Herr Marinestabsarzt Dr. zur Werth über das Thema: „Medizinische Volkshilfe und sanitärer Volksunterricht als Hilfsmittel deutscher Kulturarbeit in China." Der Vortrag wurde durch zahlreiche Lichtbilderdemonstrationen erläutert.

In seinen Vorträgen in der Kgl. Hochschule für Musik und im Reichsmarineamt hatte Herr Dr. Rohrbach erwähnt, daß die Deutschen für weite chinesische Kreise für nichts gelten als für die Räuber von Kiautschou, und hatte eindringlichst gezeigt, von welcher Bedeutung Deutschlands Mitarbeit an dem großen Werk sei, das chinesische Riesenreich von 4—500 Millionen der westlichen Kultur zu erschließen, und wie leicht wir jene Auffassung chinesischer Fremdenhasser in das Gegenteil verwandeln würden, wenn wir diesem Volk einen Begriff von den Gütern und Segnungen unsrer Kulturerrungenschaften beibrächten. — Das kann gerade von deutscher Seite in musterhafter Weise geschehen, wie Herr Professor Dr. Bier darlegte. Er erinnert an die führende Rolle, welche die deutsche medizinische Wissenschaft spielt, an die Einführung der Samariterkurse durch Prof. Friedrich v. Eßmarch und den großen Aufschwung der Krankenkurse. Er wies auf die verheißungsvollen Anfänge der deutschen Medizinschule in Schanghai hin. Sanitäre Volksaufklärung tut den Chinesen bitter not; sie haben keine Ahnung von dem Segen der Medizin für die Menschheit. Man frage nicht, was gehen uns die Chinesen und ihre Hygiene an. Es steht wirklich etwas auf dem Spiel, wenn das gewaltige Reich seine Grenzen der neuen Kultur öffnet. Medizinische Volkshilfe jeder Art wird hundertfältige Früchte tragen!

Herr Marinestabsarzt Dr. zur Werth gab, zumeist aus seinen eigenen Anschauungen, ein erschütterndes Bild von den Zuständen Chinas in sanitärer Beziehung. Die chinesische Heilkunde, seit etwa 3000 vor Chr. im Bunde mit der Mythologie, erlebte um 100 n. Chr. ihren Höhepunkt und ist bis heute von dem heillosen Einfluß der altehrwürdigen Anschauungen vollständig beherrscht. Beschwörungen, Besprechungen und Sympathieheilungen spielen eine um so größere Rolle, als Krankheitsbeobachtungen eigentlich nicht möglich sind, da die Sitte nur eine einmalige Konsultation des „Arztes" erlaubt. Auch die Leichen werden nicht geöffnet, und so herrschen denn die wunderlichsten anatomischen Anschauungen unter den einheimischen Aerzten. Z. B. kennen sie weder den Kreislauf des Blutes, noch die Funktion der Luftröhre, die nach ihrer Meinung direkt ins Herz führt, u. s. f. Zu der weit verbreiteten Heilkräuterbehandlung mangeln

ihnen alle chemischen Kenntnisse. Das Wissen, das sie sich aneignen, stammt zum großen Teil nur aus ihren wertlosen Büchern. Da ein Befähigungsnachweis nirgends verlangt wird, so ist den Quacksalbern Tor und Tür geöffnet. Ein Heilkünstler verlangt vor allem, durch reichliches Essen in eine „harmonische Stimmung" versetzt zu werden, um dann an dem geheimnisvollen Puls und der Zunge des Patienten die Diagnose festzustellen und nach einem langen Vor-sich-hin-Brüten die Arznei zu verschreiben.

Stunden reichten nicht hin, wenn man schildern wollte, durch wieviel Torheiten das chinesische Volk blind gemacht, durch wieviel Schmutz und Vernachlässigung es gehindert ist, den Krankheiten zu begegnen. Das süße Laster des Orients, den Körper durch Opium zu betäuben, ist dort in einem geradezu erschreckenden Maße verbreitet. Und wenn die Kleider auf dem Leibe getragen werden, bis sie zu Lumpen geworden, wenn es vorkommt, daß Chinesen sich drei Jahre lang nicht ein einziges Mal waschen und dann noch wegen der Trauer vom Priester die Erlaubnis zum Waschen einholen müssen, so kann man sich die rettungslose Verbreitung der fürchterlichen Krankheiten, der Seuchen und Pesten, die von den Murmeltieren kommend, durch Ratten übertragen werden, einigermaßen vorstellen. Was tut man denn in China dagegen? Statt den Krankheitskeimen nachzugehen, rechnet man auf die Torheit der Götter; man sperrt die Tempel, um den Göttern zu drohen!

So ist China, besonders durch die verkehrte Lebensweise der Einwohner, das eigentliche Land der endemischen und epidemischen Krankheiten. Dabei schlief es einen bewundernswert geduldigen und zufriedenen Schlaf. Jetzt wacht es auf und ruft England und Amerika, Japan und nicht ohne besonderen Nachdruck Deutschland zu Hilfe. Die Franzosen waren vorangegangen, indem sie an der Südgrenze des Landes eine Hochschule gründeten. Die Amerikaner und Engländer sind gefolgt und errichten aus eigenen Mitteln und mit Hilfe chinesischer Kaufleute Stützpunkte zur Ausbreitung medizinischer Bildung, wo sie können. Hier öffnet sich auch für uns ein weites Feld. Die deutsche Medizinschule in Schanghai genießt bereits großes Ansehen. Wir haben schon treffliche Beispiele selbstlosen Wirkens deutscher Marineärzte, wir haben eine angesehene Zahl einheimischer Schüler herangebildet. Wenn wir mit schnellem und zielbewußtem Vorgehen dem deutschen Geist der Gründlichkeit und Fürsorge Eingang verschaffen, so werden wir verhindern können, daß China lediglich ein Setzling amerikanischer oder englischer Kultur wird. Durch Verbreitung medizinischer Aufklärung, durch Heranbildung chinesischer Heilgehilfen, durch liebevolle und erfolgreiche Behandlung der Kranken können wir breite Volksschichten gewinnen und deutsche Gesinnung in sie verpflanzen.

Wenn wir schnell zur Tat bereit sind und die Pläne bald verwirklichen, so werden wir an unserem Teile zu der kulturellen Hebung der Kräfte und Schätze des Reiches der Mitte beitragen. Nicht die Gewinnung materieller Opfer, vor allem die Eroberung der Gesinnung seiner Hörer war des Redners erste Absicht.

Den mit großem Interesse aufgenommenen Worten folgte die Darbietung projizierter Bilder, die einen anschaulichen Einblick in die Welt der chinesischen Krankheiten und Sitten, eine Probe medizinischer Bücher und Instrumente gaben. R. S.

Tenrikyo.

Ein neues synkretistisches Religionsgebilde im Japan unserer Tage.

Von D. Hans Haas-Heidelberg.

1859, im Juli, war es, daß die zumeist schon 1858 zwischen Japan und den verschiedenen westlichen Mächten abgeschlossenen Verträge teilweise in Kraft traten, durch welche nach jahrhundertelangem strengem Ausgeschlossensein Ausländer wieder das Recht der Niederlassung wenigstens in einigen Hafenstädten des japanischen Reichs erlangten. Alsbald, 1859, setzten auch die ersten christlichen Missionare zu dauerndem Aufenthalt den Fuß auf Japans Boden. So war im verflossenen Jahre 1909 seit der Landung jener ersten Sendboten, von denen zwei, Bischof Williams und Dr. Hepburn, noch am Leben sind, ein halbes Säkulum vergangen. Man hat diese Tatsache nicht ungefeiert gelassen. In den Tagen vom 5.—10. Oktober hat in Japans Hauptstadt die protestantische Fünfzigjahrs-Konferenz getagt, eine imposante Veranstaltung, zu der eine große Heerschar von Missionaren aus allen Teilen des Reichs erschienen, dazu aber auch, bereits die Hauptrolle spielend, alle die eingeborenen Führer des heutigen japanischen Christentums sich eingefunden.

„Das erste halbe Jahrhundert christlicher Arbeit in Japan ist nun eine Tatsache der Geschichte", konstatierte am Eröffnungstage in seiner Ansprache der japanische Methodistenbischof Honda. Natürlich, daß die Feier zumeist zu einem Rückblick auf das in diesem halben Jahrhundert Erreichte, natürlich auch, daß sie in Anbetracht dessen zu einer Jubelfeier wurde.

Missionare sind geborene Optimisten. Ein geborener Pessimist wie Schopenhauer würde vielleicht den Optimisten in Japan bei ihrem Feiern einen seiner galligen Verse in Erinnerung gebracht haben, etwa den:

„Ein Te Deum ist leicht gesungen,
Doch darum noch kein Sieg errungen,"

und er würde sich haben angelegen sein lassen, gerade in diesen Tagen ihren Blick auf eine Tatsache zu lenken, deren Erkenntnis und Anerkenntnis sie sich in der Tat nicht wohl hätten verschließen können: daß eines der augenfälligsten Resultate ihrer 50jährigen christlichen Propagandaarbeit eine Wiederbelebung, ein richtiges revival der alten Religionen Japans ist, eben der Religionen, denen sie den Boden abzugraben all die Zeit bestrebt gewesen.

Mehr noch als dies muß den Christentumsverkündigern in Japan ein Anderes zu denken geben. Das ist dies, daß aus dem scheinbar toten Stamme einer alten Religion, deren Rolle ausgespielt, in diesem letzten Halbjahrhundert, unbemerkt fast, kann man sagen, ein junger Schößling hervorgetrieben worden, der stetiglich in die Höhe und in die Breite gewachsen ist und nun zu allgemeinem Erstaunen dasteht als ein respektabler Baum. Während das

Christentum in Japan oft mit viel Staubaufwirbeln und Rumoren seine geistigen Eroberpfade ging, bis es bei seiner großen Heerschau in den Oktobertagen des vergangenen Jahres konstatieren konnte, daß die Zahl der von ihm gesammelten lebenden Anhänger sich nun auf zirka 170 000 beläuft, hat, aus dem Shinto hervorgehend, in aller Stille eine neue religiöse Gemeinschaft sich gebildet, die, seit 1888 von der Regierung als eine besondere Shinto-Sekte anerkannt, sich trotz aller Verachtung, die sie lange Zeit zu erfahren hatte, in geradezu wunderbarer Weise ausbreitete, dermaßen, daß ihr heute schon jeder zehnte Mann in Japan zugehören soll, daß den 170 000 Anhängern des Christentums 6 Millionen Anhänger dieses neuen Glaubens gegenüberstehen. Und das Ministerium Katsura, dem Erfolg sich beugend, hat die bisherige Sekte vor anderthalb Jahren (1908) als eine besondere, unabhängige Religionsgemeinschaft anerkannt, die nun fortab neben Shinto, Buddhismus und Christentum als eine vierte Religion des Landes dasteht.

Das Entstehen einer ganz neuen Religion im modernen Japan der Aera Meiji, das wird jedermann zugeben, ist jedenfalls ein Begebnis, das zu denken gibt. Diese Gedanken aber hingen in der Luft, wenn ich die Leser mit dieser neuen Religion, die uns allem Anscheine nach in Zukunft noch viel beschäftigen wird, nicht zuvor bekannt machte. Das will ich hier, so gut es auf knappem Raume möglich ist, versuchen. Noch aber habe ich ja nicht einmal den Namen dieser Religion genannt. Sie heißt japanisch Ten-rikyo-kwai, zu deutsch: „Die Kirche der Lehre von der himmlischen Vernunft".

Als ich vor zwölf Jahren nach Japan kam, trat mir noch wenig von der Tenrikyo entgegen. Und das wenige, was ich damals von ihr hörte, warf nicht das beste Licht auf sie. Ihre Anhänger standen in sehr übler Reputation. Von gebildeten Japanern war nichts über sie zu erkunden. Sie wußten nichts von der Sekte. Wenn in der Presse etwas über sie verlautete, waren es Nachreden schlimmer Art, oft schandbare Dinge. Zweierlei war es vor allem, dessen die Tenrikyo-Leute immer wieder bezichtigt wurden: gröblichsten Aberglaubens, den sich die geriebenen Führer zu eigener Bereicherung zu nutze machten, und geschlechtlicher Zuchtlosigkeit. Zur Erhärtung der ersten Anklage wurde darauf hingewiesen, daß man das Volk in dem Aberglauben erziehe, in aller Krankheit sich Heilung nicht von Arzt und Medizin, sondern von Glaube und Gebet und zu bezahlenden Amuletten zu erwarten. Zu der zweiten Anschuldigung gaben vor allem in der Sekte übliche nächtliche religiöse Tänze Anlaß, bei denen die in Japan sonst streng geschiedenen Geschlechter zusammen tanzten. Immer wieder wurde auf eine Strophe hingewiesen, die, zu diesen nächtlichen Reigen gesungen, den bedenklichen Wortlaut habe: „Ich will dir was sagen; hör', was die Götter sagen; ich sag' dir nichts Schlimmes: nach dem Bilde von Himmel und Erde haben die Götter Mann und Weib gemacht; sie sind es, von denen die Kinder geboren werden." Wenn man dergleichen mit den entsprechenden näheren Auslassungen, die daran

geknüpft wurden, in den Zeitungen las, wunderte man sich nur, daß die Polizei solchem skandalösen Treiben nicht das Handwerk legte.

Erstaunt war ich, als mir zuerst einmal einer meiner Studenten, während wir durch die Straßen von Tokio gingen, auf ein Gebäude weisend sagte: „das ist ein Tempel der Tenrikyo“ und als ich auf weiteres Befragen von ihm erfuhr, daß solche Tempel in der Hauptstadt allbereits in jedem Bezirke zu finden seien; erstaunt auch, als ich vernahm, daß die Sekte damals schon 10 000 Priester und Prediger und 1—2 Millionen Anhänger zählen sollte. Aber hat nicht auch die Heilsarmee im Christentum in den letzten Jahrzehnten ganz ähnliche Fortschritte gemacht? Und neuerdings in Amerika die Christian Science-Bewegung? Das Geheimnis des Erfolges der japanischen Sekte war offenbar in der von ihr geübten Praxis der Gebetsheilungen zu erblicken.

Ich gestehe, daß ich nicht anders über sie dachte als W. G. Aston, der in seinem 1905 veröffentlichten Werke über Shinto, indem er am Schlusse kurz auf die modernen Sektenschößlinge Tenrikyo und Remmonkyo[1]) zu sprechen kam, meinte, es sei nicht wahrscheinlich, daß beide in der Religionsgeschichte irgendwelche Rolle spielen würden. Die Gründer beider Sekten, bemerkte er, waren ungebildete Frauen aus dem Volke, und ihre Lehren sind nichts als ein Mischmasch konträrer Ideen, die, von verschiedenen Quellen entlehnt, durch keinen großen Zentralgedanken beherrscht werden.

Auch der Kongregationalistenmissionar D. Greene, der sich 1895 in einer sehr dankenswerten Abhandlung [2]) mit der Sekte beschäftigte, glaubte derselben trotz des Anschwellens ihrer Gläubigenzahl die baldige Auflösung prophezeien zu dürfen. Die schon damals zutage tretende Neigung der Führer der Sekte, durch Abstreifung des anfänglich starken supranaturalen Elements dem wachsenden Einfluß rationalistischer Anschauungen in Japan Rechnung zu tragen und das Schwergewicht mehr auf die Moral zu legen, dies schon erschien dem missionarischen Beurteiler als Eingeständnis der Schwäche und als ein Zeichen des Verfalls, der damit bereits eingesetzt habe. Dr. Greene ist einer der besten Kenner Japans und der Japaner. Bei der Abgabe dieses seines Urteils aber hat er, in begreiflicher theologischer Voreingenommenheit, doch die wahren Neigungen der Japaner völlig verkannt. Was dem Konfuzianismus in Japan in den letzten 250 Jahren zum Siege geholfen, eben das sollte nach ihm der Tenrikyo-Bewegung zum Verderben gereichen müssen! Auch Greene weiß wohl zur Stunde, durch Schaden klug geworden, was man da drüben immer und immer wieder zu erfahren bekommt: daß die Kunst des Prophezeiens nirgends schwerer ist als eben in Japan.

„Die Frage erhebt sich“, schrieb er damals, „kann die Organisation zusammenhalten, wenn ihre Anhänger den Glauben an die

---

[1]) Ueber Remmonkyo, die Lotosstorlehre, sei auf meinen Aufsatz im 18. Jahrg. (1903) dieser Zeitschrift verwiesen (S. 73—81).

Ein ausführliches Referat über dieselbe brachte die Z. M. R. im 22. Jahrg. 1907, S. 196 ff.

Offenbarung ihrer Gründerin verlieren? Mir scheint, es kann darauf nur eine Antwort geben, und diese Antwort ist ein emphatisch Nein!" — Nun, von diesem Glauben an die besonderen religiösen Enthüllungen der Stifterin ist bei den heutigen Anhängern zumeist wenig mehr zu finden. Die ursprüngliche Lehre hat sich beträchtlich gewandelt. Die erste Verkünderin aber wird in Ehren gehalten wie vorher, und zu ihrem Mausoleum, das, nach Art der alten Kaisergräber angelegt, auf dem Toyotazan, einem Hügel vor dem Orte Mishima, inmitten eines kunstvoll angelegten großen Haines liegt, wallfahren heute größere Pilgerscharen denn je zuvor.

Es ist Zeit, daß ich die Leser bekannt mache mit der Prophetin der neuen Religion.

Statt ihr Geburtsdatum nenne ich zuerst das ihres Todes. Es bringt schneller zum Bewußtsein, wie nahe sie uns noch Lebenden zeitlich steht. Sie starb, nachdem sie wie Gotama Buddha fast 50 Jahre hatte lehren dürfen, 89 Jahr alt im Jahre 1887. Von ihrem solennen Leichenbegängnis, auch das erinnert daran, wie modern die japanische Prophetin doch ist, wurden photographische Aufnahmen gemacht. Geboren wurde Maëkawa Miki, wie die Stifterin als Mädchen hieß, 1798 in dem Gebirgsdorfe Asawa (auch Mimita, Samita oder Sammaita genannt) in der Provinz Yamato. Von fünf Kindern, die ihre Eltern, rechtschaffene und im Dorfe hochangesehene Bauersleute, hatten, war sie die älteste Tochter, von klein auf schon ein kluges Kind, weniger aufgelegt zu Spiel und Tändeleien als zu ernstem Lernen und Arbeiten. Ihre Familie gehörte seit Generationen der Jôdo-shu, der im Jahre 1174 von dem japanischen Priester Genku (Honen Shonin) begründeten Sekte der Lehre von dem Reinen Lande des Buddha Amida im Westen, an.[1]) Täglich las sie zusammen mit der Mutter die heiligen Schriften. Von ihrem frühen religiösen Ernste zeugt auch ihr Wunsch, als Nonne in ein Kloster treten zu dürfen. Diesem Vorhaben aber widersetzten sich ihre Eltern mit Rücksicht auf das niedrige sittliche Niveau der buddhistischen Klöster in dieser Zeit. Sie konnten sie darauf hinweisen, daß gerade nach der Lehre der Jôdo das Leben in der Ehe und im weltlichen Berufe der natürliche Weg zur Vollkommenheit ist. Aber auch nachdem sie mit 13 Jahren schon, dem Wunsche ihrer Eltern sich fügend, einem Landmann namens Nakayama in Mishima (auch Tamba-ichi oder mit dem alten Namen Shoyashiki genannt), einem benachbarten Dorfe, in dem heute der Haupttempel der Tenrikyo steht, sich zur Frau hatte geben lassen, setzte sie, von ihrem Manne unbehindert, ihre religiösen Uebungen fort, ohne freilich darüber im geringsten ihre Hausfraupflichten zu versäumen. Für sich selber äußerst sparsam, hatte sie eine immer offene Hand für Andere, die der Hilfe bedürftig waren. Ihrer Ehe entsprangen bis zu ihrem 32. Jahre drei Kinder. Ein Jahr

[1]) Siehe über diese Haas, „Amida Buddha unsere Zuflucht". Urkunden zum Verständnis des japanischen Sukhavati-Buddhismus. Leipzig 1910. (Dieterich'sche Verlagsbuchh.)

nach der Geburt des jüngsten derselben nahm sie mitleidig das Kind einer Nachbarin in Pflege, das diese selbst, die schon ihre vorherigen vier Kinder verloren hatte, nicht selbst zu nähren imstande war. Als dieses Pflegekind, an den schwarzen Blattern erkrankend, in Gefahr schwebte, kannte ihre Aufopferung keine Grenzen. Allnächtlich begab sie sich barfuß zu einem Shinto-Tempel, um alle Götter, von denen sie wußte, um Erhaltung des Lebens ihres Pfleglings anzuflehen. Ja, sie ging so weit, daß sie den Göttern anbot, lieber zwei ihrer eigenen Kinder wegzunehmen, als das ihr anvertraute der sonst ganz kinderlosen armen Nachbarin. Ihr Gebet fand Erhörung. Die kleine Kranke genaß, aber ihr eigenes gleichalteriges Töchterchen starb. Dergleichen Beispiele heroischer, sich selbstverleugnender Herzensgüte werden mehr von ihr erzählt. Mit reiferen Jahren wurde sie mehr und mehr still und in sich gekehrt. 1839, in ihrem 41. Jahre, erkrankte ihr Sohn. Auf den Rat der Nachbarn suchte sie Hilfe bei einem im Rufe der Wunderkraft stehenden buddhistischen Religiosen. Während dieser seine Praktiken zur Heilung des Kranken vornahm, geschah es, daß mit der dabei sitzenden in Aengsten schwebenden Mutter plötzlich eine merkwürdige Aenderung vor sich ging. Sie verfiel in Konvulsionen, ihre Stimme nahm einen ernsten, erschrecklichen Klang an, und sie fing an, zu künden, daß sie von den Göttern erkoren sei als ein Werkzeug zur Ausrichtung ihres himmlischen Willens zu der Menschen Heil.

Im Anfang hielt man sie für verrückt oder vom Fuchs besessen. Wenn man aber an den in Japan weitverbreiteten Glauben denkt, daß Konvulsionen auf Einwohnung einer Gottheit im Menschen weisen, und daran, daß Miki bereits im Rufe besonderer Heiligkeit stand, versteht man, daß ihr Zustand dahin gedeutet werden konnte, daß sie eine Erwählte des Himmels sei. Nach wenigen Tagen schon hatte sie ihre ersten Gläubigen gefunden. War schon bisher ihr Leben ein heiligenmäßiges gewesen, so wurde es dies noch mehr nach ihrer Berufung. Alle ihre Habe schenkte sie den Armen. Jede Gelegenheit benützte sie, ihre Lehre zu verkünden, und kehrte sich weder an den Spott noch an die Drohungen, womit selbst ihre nächsten Angehörigen sie zur Vernunft zurückzubringen suchten. Sie blieb fest, auch als ihre Eltern mit ihr brachen. Mit 56 Jahren verlor sie ihren Mann. Nun war sie wirklich „frei zum Dienst". Und nun lebte sie auch ihrer Mission mit ungeteilter Hingebung. Auch der Erfolg blieb nicht aus. Die Schar ihrer Gläubigen mehrte sich. Freilich auch die ihrer Gegner. Die Eifersucht der Shinto- und der Buddhapriester bot alles auf, ihre Predigttätigkeit zu hindern. Bei den Behörden verleumdet mußte sie Verhör über Verhör über sich ergehen lassen. Fünfundzwanzigmal machte sie von 1875—1887 selbst Bekanntschaft mit dem Gefängnis. Ihre Kinder starben ihr weg. Aber sie blieb fest und ungebeugt. Mit Heiterkeit trug sie ihr Schicksal. Der Ruf ihrer Heiligkeit verbreitete sich. Ihre Lehre faßte Wurzel auch in entlegenen Provinzen. 1887 ließ die Abteilung für Kultangelegenheiten im Ministerium des Innern eine Untersuchung anstellen. Zwei Beamte wur-

den zu der Greisin geschickt. Sie wurden durch ihre Antworten dermaßen in Erstaunen gesetzt, daß sie in ihren amtlichen Berichten erklärten: „Das ist sicherlich keine gewöhnliche Frau, und jedenfalls muß ihr die Freiheit gelassen werden, ihre bewunderungswürdige Religion auszubreiten." Ungehindert konnte sie nun weiter predigen, was die fast Neunzigjährige auch die wenigen Monate bis zu ihrem Tode mit ungemindertem Eifer tat. „Meine Stunde naht", sprach sie zu den Gläubigen, die ihr Krankenlager umstanden; „hütet festiglich den Glauben an das, was ich euch gelehrt! Breitet diese Lehre aus, und vor allem seid ohne Furcht und Bangen!"

Ein halbes Jahr nach O Mikis Tod, im März 1888, wurde die Tenrikyo staatlicherseits als eine Sekte der Shintoreligion anerkannt, unter deren Fittichen sie nun vor weiteren Verfolgungen geborgen war, und zwei Jahrzehnte später, am 19. Februar des vergangenen Jahres, feierte man in Mishima, am Grabe der Stifterin, die staatliche Anerkennung der Tenrikyo als eine selbständige Religion, wovon oben die Rede war.

Aus einer Artikelserie, die eine japanische Tageszeitung, die Osaka Asahi, über die Feier brachte, haben die von katholischen Missionaren in Tokio herausgegebenen Mélanges Japonais (Nr. 22, S. 259 ff.) einen Auszug mitgeteilt, der interessant genug ist, wenigstens gekürzt hier deutsch wiedergegeben zu werden. Es heißt da: „Indem man die Hunderttausende von Pilgern sieht, die sich um den Tempel von Tamba-ichi und um das Grab der Prophetin drängen, gewinnt man eine Vorstellung davon, welche Fortschritte die Religion doch gemacht hat, die sich um die Formel der alten O Miki: „Reinige uns vom Bösen und komme, uns zu helfen, Tenri, König und Herr!" gebildet hat. In diesem Volkshauf, der aus ganz Japan gekommen ist, drängeln sich die Pilger von Sendai im hohen Norden mit denen von Formosa im fernen Süd; allenthalben hört man, wie von den Lippen die Dankformel kommt, die den Tenrikyo-Gläubigen eigentümlich ist: Kekko de gozaimasu, O, wie herrlich! Mit Staunen sieht man die großartigen Triumphbogen und die Hunderte von elektrischen Lampen, zu denen die und die Gruppe oder die und die Gesellschaft Beiträge geleistet haben. . . . Ueber das ganze Gelände von Tamba-ichi dehnt sich ein riesiger Jahrmarkt, in dessen Buden alles und jedes zu finden ist. Wie das Prasseln eines Feuerwerks schallt das Händeklatschen der Beter, und der Regen der Opfermünzen, die in die Truhen geworfen werden, klingt wie fallender Hagel. Und dort über dem Gewoge der Menge vollzieht sich das Zeremoniell der Purifikation oharai shiki und der Opfer (onusa gyoji), das Rezitieren liturgischer Präfationen (norito) oder Gebete durch den Hohepriester, das Lesen heiliger Schriften und die Tänze zu dem Thema: Reinige uns von dem Bösen usw. Am 16., an dem man den Jahrestag des Todes der Begründerin der Sekte feierte, war das Wetter gut gewesen; am 19. dagegen war der Himmel regnerisch und klärte sich erst Nachmittags auf. Trotz dieser Ungunst der Witterung vernahm man in dieser Menge weder Murren noch Worte des Miß-

vergnügens, sondern einzig und allein die stereotype Formel: Kekko de gozaimasu, O, wie herrlich! Die Ordnung war eine vollkommene; die Polizei hatte auch nicht eine Arretierung vorzunehmen; und nur ein einziger Verlust wurde angemeldet. Pilgerschar um Pilgerschar richtete sich in riesigen Töpfen ihr Mahl zu; von früh 2 Uhr bis Abends 10 Uhr begnügen sich alle mit einer einzigen Mahlzeit. In der Nacht teilen sich 7—8 Personen in eine einzige Matte. Aber man denkt gar nicht an Schlaf. Seidene Gewänder sind eine Seltenheit in dieser Menge. Auf den Gesichtern malt sich durchweg schlichte Einfachheit, Offenheit, Ehrlichkeit. Unter denen, die Erde zur Errichtung des neuen Tempels zutrugen, sah man — ein Beweis, welcher Eifer unter den Gläubigen herrscht, — junge Mädchen aus guten Familien: Arme gibt es nicht unter diesen Leuten. Die Arbeit, die eines der Gebote dieser Sekte ist, scheint mit der Armut aufgeräumt zu haben. Unter den am meisten applaudierten Reden, die während des Festes gehalten wurden, war die eines alten Polizeidirektors, Koga Renzo, der der Tenrikyo öffentlich bezeugte, daß sich von all den Anschuldigungen, die gegen die Tenrikyo erhoben wurden, nie auch nur eine einzige als durch die Tatsachen begründet erwiesen. Eine bemerkenswerte Tatsache, die man sonst nicht antrifft bei solchen Massenversammlungen, für die gewöhnlich ein ganzes Bataillon von Aerzten und Krankenwärtern aufgeboten werden muß, ist, daß auch nicht ein Unfall vorkam. Die Tenrikyo lehrt übrigens, daß das Herz des Menschen, dessen bester Doktor ist, und daß, wenn es nur um das Herz recht bestellt ist, keine Krankheit zu fürchten sei. Der Berichterstatter hebt noch besonders die Höflichkeit und das gute Einvernehmen hervor, die sich allenthalben an den Tag legte, und schreibt dies dem Einfluß der Tenrikyolehre zu. Ihre Lehre, sagt er, hat den großen Vorzug, nach Theorie wie Praxis außerordentlich einfach zu sein. Sie schärft einfach Wahrhaftigkeit ein. Das Zentrum der Moral besteht in Respekt gegenüber der Gottheit und Verehrung für den Kaiser. Die drei großen Gebote, die sie vorhält, sind: gegenseitige Hilfeleistung, Eintracht im Haushalt und tägliche Arbeitsleistung für die religiöse Gemeinschaft."

Schon diese japanische Zeitungsstimme hat dem Leser vielleicht einen allgemeinen Begriff von Charakter und Art der Tenrikyo gegeben. Soll ich nun versuchen, das meinerseits zu tun, so kann das hier leider auch nur in den gröbsten Zügen geschehen. Meine Skizzierung der Lehre wird natürlich auf der heiligen Literatur der neuen Religion fußen müssen. Sie ist, zum Glück für mich, weniger umfangreich als die der Shinto-Religion mit ihrem Kojiki und Nihongi und den Norito des Engishiki oder gar als die des Buddhismus mit seinen 7000 Bänden kanonischer Schrift. Vor anderthalb Jahren etwa wurde mir in Tokio ein japanischer Literat gezeigt, der die Aufgabe auf sich genommen, der Tenrikyo die ihr vorläufig noch fehlende Bibel zu verfassen, die sie als eine ordentliche Religion anständigerweise doch haben müsse. Zum Glück ist der Verfasser bis jetzt mit seinem Kanon noch nicht heraus-

gerückt, so daß es noch ein leicht übersehbares Schrifttum ist, an das sich zu halten hat, wer die neue Lehre beschreiben will: Kurze Aufzeichnungen über 4 von O Miki gehaltene Predigten, 12 von ihr verfaßte Psalmen (kagura uta), die Geschichte von O Miki und ein Bericht über die von ihr gelehrte Kosmogonie, sowie kleinere systematisierende Traktate neuerer Autoren, eines Nakanishi, Yamanaka, Nakashima, Demizu u. A.[1])

Mit größeren Religionsstiftern hat O Miki dies gemein, daß sie selbst ihre Lehre nicht niedergeschrieben hat. Es sind Aufzeichnungen ihrer ersten Gläubigen, die uns vorliegen, und es sind Aufzeichnungen, die, mit Ausnahme der Hymnen, bis vor kurzem nur in Manuskriptform vorhanden und also vielfacher Alterierung ausgesetzt gewesen sind, wie sie schon in ihrer Urform als das Werk Ungelehrter mit sprachlichen Mängeln behaftet waren. Wohl ist es nun nicht ganz unmöglich, die genuine Lehre der Stifterin und die späteren Interpretationen und Umbiegungen dieser ihrer Lehre auseinander zu halten. Ich will mich in der Hauptsache darauf beschränken, zu zeigen, was heute Tenrikyo-Glaube ist, und kann dabei wieder vieles beiseite lassen, was O Miki gelehrt, dies darum, weil dies heute von den Gläubigen beiseitegestellt, von den wenigsten von ihnen überhaupt je gehört worden ist.

Tenrikyo ist eine Erlösungsreligion, und zwar eine sittliche Erlösungsreligion. Und in dieser Religion hat heute auch O Miki, oder, wie sie mit ihrem posthumen Namen heißt, Ma-michi ya-hiro-koto-shiru-me no Mikoto, ihre erste Verkündigerin, einen Platz.

Die Menschen, und allen anderen voran die Menschen Japans, sind göttlichen Geschlechts. Das aber konnte sie nicht davor bewahren, daß natürliche und sittliche Uebel sie befallen haben. Darob erbarmte sich die Gottheit, Tenri, die himmliche Vernunft, und erkor sich ein Werkzeug auf Erden, ihnen zu Hilfe zu eilen: die arme Bäuerin O Miki, deren in den ersten 40 Jahren ihres Lebens an den Tag gelegter religiöser Ernst sie tauglich erscheinen ließ, ihr Organ zu werden. Tenri, die Niedrigkeit seiner Magd nicht ansehend, hat sie heimgesucht und dermaßen von ihr Besitz genommen, daß sie ganz und gar eins mit ihm geworden. Wie Christus 40 Tage fastete, führt ein gläubiger Literat der Tenrikyo aus, wie Buddha 6 Jahre hindurch sich Kasteiungen unterzogen, ehe er als Lehrer hervortrat, so hat O Miki 40 Jahre lang durch Buße und Kasteiungen sich für ihren hohen Beruf vorbereitet. O-Miki — so fährt der Kirchenmann der Tenrikyo, der nach 100 Jahren als ein Kirchenvater gelten mag, fort — hatte nicht wie Christus die alten Schriften studiert; sie hatte nicht eine feine Erziehung genossen wie der Stifter des Buddhismus, aber sie gab keinem von beiden etwas nach an Innigkeit des Glaubens und an Tiefe des Erbarmens.

---

[1]) Die neuere Literatur hat L. Balet verwertet in seiner in den Mel. Jap. Nr. 23 und 24 erschienenen Abhandlung „Le Tenrikyo, Religion de la Raison Céleste", einer wertvollen Arbeit, aus der ich vieles geschöpft.

Darum eben konnte die Gottheit durch ihren Mund zu dem armen menschlichen Geschlechte sprechen, wie sie es in ihren Psalmen getan, von denen niemand auch nur ein Wort abzutun noch eine Silbe zu ändern sich erkühnen darf. Diese Hymnen sind von wunderbarer Kraft, und unter jedem ihrer Worte birgt sich ein tiefer Sinn.

Durch den Mund O Mikis hat die himmlische Gottheit kund getan, wie die Menschen zur Erlösung kommen können. O Miki sprach vor allem von leiblicher Krankheit als dem Uebel und zeigte, als deren Ursache die Sündigkeit des Herzens aufdeckend, daß man ihrer ledig werde durch Beseitigung dieser Ursache, der Wurzel des Uebels. Das war es, was ihr die ersten Gläubigen zugeführt und die Sekte blühend machte; und das war es, was ihr den Spott der Draußenstehenden zugezogen, die auf ärztliche Hilfe in Krankheitsfällen größere Zuversicht setzten als auf Herzensreinigung. Heute deutet man, diesem Spott sich zu entziehen, ihre Worte dahin, als ob sie nur von sittlicher Krankheit und davon, wie dieser abzuhelfen sei, habe sprechen wollen.

Der Glaube an die himmlische Vernunft und an deren Gesandtin ist das Hauptdogma der Tenrikyo. Wer diesen Glauben hat, der ist innerlich selig; denn er ist damit eins geworden mit der himmlischen Vernunft, mit Gott. Und wer also selig ist, des Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein, er kann nicht anders, er muß singen und muß tanzen. Daher die stereotype Formel der Gläubigen Kekko de gozaimasu, O, wie herrlich![1]) Daher die Praxis der sogenannten Kagura-Tänze, die der Sekte, wie erwähnt, so üble Nachreden zugezogen. Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich euch: freuet euch! (Phil. 4, 4) — das ist fast buchstäblich auch O Miki's immer wiederholte Mahnung. Mit dem Pessimismus des Buddhismus hat diese Lehre jedenfalls nichts gemein. Die Seligkeit aber ist nicht von einem Jenseits erst zu erwaren, sie ist erlangbar schon hienieden. Hier auf Erden schon in diesem Leibesleben gilt es der Gottheit inne zu werden und damit all des Glücks, das in ihr wohnt.

---

[1]) Diese Formel bin ich geneigt auf eine Erzählung der alten japanischen Mythologie zurückzuführen. Nachdem das Götterpaar Izanagi und Izanami, so steht in dem 720 geschriebenen Nihongi ganz ähnlich wie in dem noch acht Jahre älteren Kojiki zu lesen, das erste der japanischen Eilande geschaffen, wandte sich die männliche Gottheit nach links, die weibliche nach rechts, um getrennt um den Pfeiler des Landes herumzugehen. Als sie auf der entgegengesetzten Seite zusammentrafen, da sprach die weibliche Gottheit zuerst und sagte: „O wie herrlich! Ich habe eine holde Jungfrau angetroffen!“ Die männliche Gottheit sprach mißgestimmt: „Ich bin ein Mann, und ich sollte von Rechts wegen zuerst sprechen. Wie kommt es, daß du als Weib im Gegenteil zuerst sprichst? Das war keine glückbedeutende Sache. Wir sollten noch einmal herumgehen.“ Das taten die Beiden auch, und bei der neuen Begegnung war es die männliche Gottheit, die zuerst das Wort nahm: „O wie herrlich! Ich habe eine holde Jungfrau angetroffen!“ usw. usw. S. die Florenz'sche Uebers. des Nihongi, Jap. Mythologie S. 14 f. und vgl. den Parallelbericht in Chamberlains Kojiki-Uebersetzung.

Aber — und damit will ich zur Morallehre der Tenrikyo eilen, die jetzt geordnet in einer Schrift Tenrikyo no rinri kowa, d. i. Unterhaltungen über die ethischen Prinzipien der T., vorliegt — dieser Einwohnung der Gottheit teilhaftig zu werden, heißt es vor allem, das Herz von aller Befleckung zu reinigen oder rein zu halten. „Reiniget euch, nehmt allen Schmutz fort, schleifet die Perle eueres Herzens!" Das ist das erste Moralgebot, und ihm gehorchen, das heißt der himmlischen Vernunft, der Gottheit die rechte Ehre erweisen.

Neben das Fürchtet Gott! tritt aber sofort das Ehret den König! Geradeso, wie Tenri, die Gottheit der himmlischen Vernunft, alle Wesen der Welt regiert, geradeso regieren die Könige auf Erden ihr Land. Und alle Herrscher, die vom Altertum bis heute je auf Thronen saßen, haben regiert im göttlichen Auftrag, de jure divino. Eine besondere Stellung aber nimmt unter ihnen die kaiserliche Dynastie von Japan ein. Der Kaiser von Japan ist unter allen Fürsten in der Welt der eine wahre Fürst (kunshuchu no shinkunshu); seine Ahnen sind von ewig her wie der Himmel und die Erde, und der Himmel selbst ist es, der ihn eingesetzt.

Damit aber die Länder, die die Könige regieren, bestehen können, muß es Menschen in ihnen geben; und damit es Menschen in ihnen gibt, sind Väter und Mütter nötig, die Kinder aufbringen. In der Familienmoral ist das wichtigste Verhältnis aber nicht das von Eltern und Kindern, sondern das von Mann und Frau. Liegt darin ein Abweichen von der konfuzianischen Moral vor, so werden doch im übrigen die 5 konfuzianischen Verhältnisse (go-rin) beibehalten. Wer die Tugenden übt, die die Tenrikyo vorschreibt, der darf sich des göttlichen Segens versichert halten, der ihn vor allem Uebel behütet und bewahrt.

Solcher Huld darf aber dann auch der Mensch nimmermehr vergessen. Er soll dafür Dank sagen und in aller Weise danach trachten, daß er auch seine Nächsten gleicher Huld teilhaftig mache. Der Dank aber sei nicht in Worten nur, sondern ein Danken mit der Tat, ein Opfern. Und hierunter ist alle Art Selbstverleugnung zu verstehen, damit ein Mensch etwas zur Reinigung des eigenen Herzens und zur Besserung der Anderen tut. Jede solche Leistung, und wäre sie noch so unscheinlich und gering, ist anzusehen als ein Erdeherbeitragen zum Bau des geistigen Tempels. Nur freilich ist dabei eine Bedingung, und das ist diese, daß sie aus dem Glauben heraus geschieht.

Geschieht es, daß ein Mensch aus Schwachheit in Sünde fällt, so trage er Leid über seine Sünde, erkenne sein Unrecht und sehne sich nach Läuterung. Bußübungen werden ihm zu ihrer Sühne nicht zugemutet. „Ich gebiete euch nichts Schweres", erklärte die Prophetin. —

Es bleibt mir nun, nach diesen kurzen Ausführungen über die Dogmatik und Ethik, noch übrig, über die äußere Verfassung und die Kultpraxis der neuen Religion das Wichtigste zu sagen. So lange die Prophetin selbst am Leben war, war sie das natürliche

Oberhaupt der Sekte. Freilich, ihr selber lag eigentlich zeitlebens der Gedanke fern, eine neue Kirche zu stiften. Recht geflissentlich betont sie die Identität einzelner der zehn Gottheiten ihrer Lehre mit großen Heiligen des Buddhismus. Es war ihr ein Schmerz, daß die „Hohepriester und Schriftgelehrten" wie überhaupt die höheren Klassen ihr feindselig oder sie ignorierend gegenüberstanden. Sie war aber überzeugt, die Zeit werde noch kommen, daß alle Welt sich ihrer Offenbarung zuwenden würde. Einem japanischen Fächer verglich sie ihre Lehre, die sich ausbreiten würde wie ein solcher, wenn man ihn entfaltet. Und wie sie selbst unermüdlich war im Predigen, so machte sie es ihren Gläubigen zur Pflicht, die neue Wahrheit zu verkündigen. So bildeten sich allmählich überall im Lande kleinere oder größere Gemeinden von Tenrikyo-Gläubigen, die sich als solche schon äußerlich durch Zeichen an ihren Häusern als solche zu erkennen gaben. Wo solche Gemeinden waren, machte es sich bei der Gegnerschaft der Ortspriester ganz von selbst, daß sie daran gingen, sich eine eigene Kultstätte zu errichten. Heute soll sich deren Zahl auf 2400 belaufen.

Diese Tempel zerfallen in fünf Klassen nach der größeren oder kleineren Anzahl der Gläubigen, die sich zu ihnen halten. Die Hauptkathedrale, unter deren geistlicher Jurisdiktion alle Heiligtümer stehen und nach deren Muster auch die kleinste Kapelle angelegt ist, ist der Tempel in Tamba-ichi (Mishima).

Der Rangordnung der Tempel entsprechend ist die der an ihnen angestellten Priester. O Miki's Nachfolger in der Leitung des Metropolitantempels sind bis heute ihre eigenen Deszendenten, zur Zeit ihr Enkel Nakayama Shinjiro. Die übrigen Priester werden aus der Zahl der Gläubigen gewählt, die hinreichend vertraut mit der Lehre und dem Zeremoniell sind, festen Glauben haben und sich zur Uebernahme der Vertrauensstellung geneigt zeigen. Anfänglich vererbte sich auch in den kleinen Gemeinden das Priesteramt einfach innerhalb der Familie. Jetzt ist das anders geworden. In der Hierarchie der Tenrikyokwai gibt es heute, vom Oberpriester bis zum niedersten Katecheten gerechnet, 14 Grade. Und alle Subalternen werden von dem Oberhause der Kirche in Tamba-ichi ernannt.

Eine der Anschuldigungen, die lange gegen die Tenrikyo erhoben wurden, war, daß die Gläubigen von den Tempeln ausgebeutet würden. In der Tat war es vorgekommen, daß die Angehörigen der Sekte in religiösem Enthusiasmus ihr ganzes Vermögen zum Tempel brachten, um es der Gottheit als Opfer darzubieten, und daß dadurch ganze Dörfer verarmten. Jetzt ist die kirchliche Steuer auf 5 Sen (zirka 10 Pfg.) monatlich normiert. Und recht geflissentlich wird dazu heute noch betont, daß diese Pflicht, die Tempel durch materielle Gaben zu unterhalten, nichts ist, verglichen mit der anderen, höheren, die Gottheit zu ehren, deren Güte die Menschen so reichlich erfahren dürfen.

Es gibt ein formuliertes Gebet, das jeder Gläubige täglich am Morgen und am Abend in Andacht sprechen soll. Gerichtet ist das-

selbe natürlich an den großen Gott der himmlischen Vernunft. Mit Danksagung für allen von ihm verliehenen Segen und mit dem Ausdruck der Freude über seine Huld beginnt es und mit dem Flehen, daß er die Anbetung seiner Frommen sich wolle gefallen lassen. Die erste Bitte ist eine Fürbitte für den Kaiser und sein ganzes Haus, die zweite das Gebet, Gott wolle das Land in Frieden bewahren, seine Kirche und ihre Glieder und alles Volk beschützen, die letzte ein Flehen, daß er den Tenrikyo-Glauben ausbreiten wolle über alle Welt. Alsdann mag der Einzelne vor Gott bringen, was er für sich selber und seine Familie auf dem Herzen hat, und soll sich dabei nur davor hüten, unvernünftige Bitten zu stellen. Die Anrede an die Gottheit ist Oya-sama, Vater, lieber Vater.

Soviel über die private, häusliche Andacht der Gläubigen.

Diese kommen aber auch eifrig zu ihrem Tempel. Der Tempel besteht aus verschiedenen Abteilungen: einem Allerheiligsten (reihaiden), einem dem Andenken der Stifterin geweihten Raum (kyosoden), einem anderen dem Andenken der verschiedenen Gläubigen überhaupt geweihten (soreiden) und dem Versammlungsraum. Im Allerheiligsten hat der Hauptaltar seinen Platz, der zur Aufnahme der Opferdarbietungen dient, die aus Reis, Früchten, Fischen, Zweigen des Sakaki-Baumes und Mirin bestehen; auch die Gohei sieht man wie in den Shinto-Hallen. Ueber dem Altar hängt ein Spiegel als Symbol der Gottheit. Bildliche Darstellungen derselben hat man nicht.

Das Tempelritual besteht hauptsächlich in den sogenannten Kagura-Tänzen. Der fungierende Priester klatscht zuerst in die Hände, beugt sich nieder und liest ein Gebet an die Gottheit. Dann setzt ein aus Trommeln, Zymbeln, Flöten, Kastagnetten und anderen Instrumenten bestehendes Orchester ein, welches das Absingen der von O Miki gedichteten Psalmen[1]) zu begleiten hat. Während des Präludiums hocken die Andächtigen more Japonico auf den Reisstrohmatten des Bodens. Dann aber erheben sich alle, jeder einen Fächer mit rot aufgemaltem Sonnenball in der Hand. Die Geschicktesten schlagen den Takt, während zuerst die Männer, hinter ihnen die Frauen ihren Reigentanz vollführen. Nun gilt es alles andere sich aus dem Sinne zu schlagen, völlig weltvergessen zu werden, also daß nur ein Gedanke mehr den Tanzenden erfüllt, der Gedanke an die Gottheit, die kommen soll, von jedem einzelnen Besitz zu ergeifen, so Besitz zu ergreifen, daß seine eigene Persönlichkeit ausgewischt oder nur mehr ein Gefäß ist für die Gottheit. So, des Gottes voll, bieten dann die Freudetrunkenen ein Schau- und Hörspiel dar, wie man es einst etwa bei den Bachanalien gehabt haben mag.

---

[1]) Eine Uebersetzung dieser 12 Hymnen gedenke ich demnächst in dieser Zeitschrift zu bringen. Die derselben beizugebenden Anmerkungen werden Gelegenheit geben, die Ausführungen dieses Aufsatzes mannigfach zu ergänzen.

Jeder Aeußerung jedes besonderen Gebetsanliegens aber, das bleibt mir noch zu erwähnen, hat ein Kontritionsakt vorauszugehen. Wer da Hilfe von oben begehrt, soll sich zuerst prüfen, ob er sich keiner Uebertretung schuldig gemacht hat, und ist dies der Fall, so soll er ein demütiges Bekenntnis vor der Gemeinde ablegen, ohne etwas zu verbergen. Nur dann kann er sicher sein, daß er, innerlich gereinigt, wieder würdig wird, eine Behausung der Gottheit zu sein.

Lange Zeit war, wie schon gesagt, in Japan ein groß Geschrei über den krassen Aberglauben, der in der Tenrikyo kultiviert werde. Ich wüßte aber nicht, daß sie in dieser Hinsicht irgend schlimmer dastände als die meisten shintoistischen und buddhistischen Sekten drüben. Der Glaube an die Wirksamkeit von Amuletten ist allgemein japanisch. Und von solchem Glauben haben sich natürlich auch die Gläubigen der Tenrikyo nicht frei machen können, umsoweniger, als sie sich bis heute fast ausschließlich aus den unteren Schichten des Volkes rekrutierten und es erst neuerdings vorkommt, daß sich auch Gebildete ihnen anschließen. In vielen Tempeln des Buddhismus wie auch in berühmten Shintoschreinen lassen sich Talismane von jedem Besucher um ein paar Pfennige kaufen. Auch der Europäer im Lande kann sich leicht eine Sammlung von solchen anlegen, wenn es ihm darum zu tun ist, wie denn z. B. der bekannte Lafcadio Hearn mit Eifer solche O-mamori gesammelt hat. Wie bei uns katholische Wallfahrer von den besuchten Gnadenorten den Ihrigen geweihte Medaillons mitbringen, so können auch in Japan solche Amulette von Hand zu Hand wandern, ohne die ihnen anhaftende Kraft zu verlieren. Anders in der Tenrikyo. Hier ist die Wirksamkeit des Amuletts auf dessen ursprünglichen Eigentümer beschränkt. Und zum Eigentümer eines solchen sich zu machen, ist hier schwieriger. Wer eines zu besitzen wünscht, hat sich an den Priester seines Gemeindetempels zu wenden, um von diesem ein Zeugnis zu erhalten, daß er der Tenrikyo wirklich als eingeschriebenes Mitglied angehört. Erst auf Grund dieses Nachweises ist dann ein O-mamori von dem Haupttempel in Tamba-ichi zu erlangen. Es besteht aus einem dreieckigen Stückchen roten Stoffs. Die Dreieck-Form bezeichnet das Herz, die rote Farbe ist das Symbol der Aufrichtigkeit. Während sonst in Japan die O-mamori an jedem beliebigen Orte aufbewahrt werden können — gewöhnlich heftet man sie an die Haustüre oder an die Zimmerpfosten — muß das O-mamori der Tenrikyo auf der bloßen Haut getragen werden, da es ja die Vereinigung der Gottheit mit deren Gläubigen symbolisieren soll. Man wird mir danach zustimmen, daß der Amulettkult der Tenrikyokwai eher weniger massiv ist als der sonst in Japan herrschende. —

Dies denn das neue Religionsgebilde, das sich soeben einen Platz an der Sonne staatlicher Anerkennung auf unserem bisherigen Hauptmissionsfelde erkämpft hat, und mit dem fortab auch die christliche Mission wird zu rechnen haben. Schon Greene konstatiert: Tatsache ist, die breite Oeffentlichkeit sieht zwischen Tenrikyo und

Christentum Zusammenhänge. Dem gegenüber erhebt sich uns natürlich die Frage: Besteht ein solcher Zusammenhang, den das große Publikum instinktiv ahnt oder wittert, auch in Wirklichkeit?

Es wäre ja nicht absolut ausgeschlossen, daß O Miki etwas vom Christentum wußte. Die von Franz Xavier und seinen Nachfolgern in Japan gepflanzte Lehre hat ungeachtet aller scharfen Inquisitionsmaßnahmen sich durch die Jahrhunderte da und dort insgeheim, wenn auch nicht ohne arge Verkümmerung und Entstellungen erhalten. Und so stünde an sich nichts der Annahme entgegen, daß in O Miki's Verkündigung ein 200 Jahre unter der Asche heimlich fortglimmender Funke in unserer Zeit als Flamme hervorgebrochen. Nur daß, wie mir scheinen will, in der Prophetin eigener Lehre nichts direkte Verwandtschaft mit christlichen Gedanken verrät, eins ausgenommen, auf das ich hernach zu sprechen kommen werde. Gewiß ist das Gewand ihrer Religion aus verschiedenen alten Lappen zusammengeschneidert. Und die Walkerarbeit, die O Miki an ihnen vornahm, ehe sie sie zusammenarbeitete, war nicht durchdringend genug, um uns deren Herkunft unkenntlich zu machen. Ihre Heimatprovinz Yamato ist ein Zentrum alter religiöser Traditionen. Die alten Shinto-Kami (Götter) und die buddhistischen Hotoke (Buddhas) haben hier gleicherweise ihre zahlreichen altberühmten, ständig von Pilgerscharen aufgesuchten Schreine und Tempel. Die von China über Korea eingeführte indische Religion, die im 8. Jahrhundert, ihrem goldenen Zeitalter, als Nara die Hauptstadt des Reiches war, in dieser Provinz ihren Hauptsitz hatte, hat es ja nie vermocht, den alten autochthonen Naturkult wirklich zu verdrängen. Sie hat sich einfach mit ihm verquickt. Diese Verquickung heterogenster Elemente ergab ein Gebilde sehr komplizierter Art. Denn der Buddhismus, wie er nach Japan kam, war ja durchaus nicht mehr die verhältnismäßig einfache Lehre des Stifters des Buddhismus. Und Shinto ist ja wohl ein primitiver Kult, aber doch eine Religion mit vielen Myriaden von Göttern. O Miki tat da, was recht besehen, noch jeder religiöse Reformer getan: sie vereinfachte, sie griff aus der verwirrenden Fülle heraus, was ihr vor allem wichtig schien, und ließ das andere beiseite. Sie blieb im Polytheismus stecken. Aber statt von Myriaden namenloser Kami oder Naturgötter ist bei ihr nur von 10 Göttern die Rede, deren Gestalten sie der alten Shintomythologie entnahm. Und auch diese 10 reduzierten sich ihr praktisch auf 1 Paar, eine männliche und eine weibliche Gottheit. Hiermit übernahm sie ein Element des Konfuzianismus, nach welchem der Dualismus des männlichen und des weiblichen Prinzips das All durchwaltet.

Von alledem ist in der Tenrikyo heute kaum mehr die Rede. O Miki hat an eines nicht gedacht, woran sie hätte denken müssen. Sie hat keine theologische Schule zur Ausbildung von Predigern gegründet. So waren, die die Apostel ihrer Lehre wurden, eigentlich auf sich gestellt. Und viele von denen, die sich der Tenrikyo zum Propagandadienst begaben, mögen den Impuls dazu von der rührigen christlichen Mission erhalten haben, und nicht nur den Impuls

zum Eintritt in den religiösen Missionsdienst, sondern auch christliche Ideen. Solchen christlichen Einflüssen ist es sicher zuzuschreiben, wenn der Dekatheismus oder Dualismus der Stifterin sich mehr und mehr in henotheistischer Richtung entwickelt hat und heute geradezu in Monotheismus sich gewandelt hat. Die japanische Sprache hat im allgemeinen keine besondere Singular- und Pluralform. Der Monotheismus konnte dem Polytheismus substituiert werden, ohne daß man O Mikis eigene Offenbarungsworte zu ändern brauchte. Wer vor anderthalb Jahrzehnten die 12 Psalmen der Prophetin aus dem Japanischen zu übersetzen unternahm, mochte noch recht tun, wenn er Kami übersetzte mit „die Götter". Wer heute der neuen Religion gerecht sein will, wird dieses selbe Wort mit „Gott" übertragen müssen.

O Miki sah ihr Götterpaar an als die beiden weltschöpferischen Mächte, denen das All und in diesem All vor allem die Menschen ihr Dasein danken. Heute gilt der Tenrikyo als Schöpfer des Himmels und der Erde der Eine Gott, Seine Hoheit, der König der himmlischen Vernunft, Tenri o no Mikoto, ein Wesen, das sicher die Prophetin selber nie genannt, gekannt. Sie hatte von Tenrin o no Mikoto gesprochen, d. h. von Ihren Hoheiten den 10 Königen, die ihr in ihren ersten Visionen reihum nacheinander erschienen waren. Innerhalb der neuen Religion ist es bereits vor Jahrzehnten zu einer Spaltung gekommen. Von der Tenrikyokwai unterscheidet sich als eine besondere Sekte die Tenrinkyokwai, die ebenfalls O Miki als ihre große Prophetin ehrt. Was liegt näher, als diese Spaltung daher zu erklären, daß eine Partei die Ummodelung der Lehre der Stifterin, die sich unter der Hand vollzog, nicht mitzumachen gewillt war. Die Oberhand hat die Partei behalten, die die Lehre der Stifterin nach dem Christlichen hin umgebogen, dem Zeitgeist in Japan unterliegend.

Eine allmächtige Gottheit, gilt Tenri o, wie schon sein Name, König der himmlischen Vernunft, besagt, auch als allweise.

Das eigentlich besondere in O Miki's Verkündigung war dies, daß sie das zwischen den Göttern und den Menschen bestehende Verhältnis anschauen lehrte als ein Verhältnis analog dem, das zwischen Eltern und Kindern auf Erden besteht. „Wie Eltern sich Sorge machen ob der langen und gefahrvollen Pfade, die ihre Kinder dahin zu wandern haben, und wie sie dieselben durch Rat und Leitung vor Schaden zu behüten suchen, so sind die göttlichen Eltern voll liebender Sorge für die Menschen, ihre Kinder, wie diese, rings von Fährlichkeit bedräut, durch diese Welt sich schlagen. Aus irgend einem unerforschlichen Grunde haben die Menschen bislang von dieser Liebe nichts gewußt; aber nachdem sie nun endlich offenbart worden, findet sie auch, es ist gar nicht anders möglich, ein Echo in jedem Herzen. Das große Sehnen dieser göttlichen Eltern geht darauf, ihre Kinder glücklich zu sehen, sie zu erlösen von den Folgen ihrer Sünden, besonders von Leiden und Krankheit, die nach O Miki alle in der Unreinheit des menschlichen Herzens ihre Ursache haben. Und hier ruft O Miki ihre Hörer auf,

die Herzen zu reinigen, damit die göttlichen Eltern imstande sind, ihnen ihre Liebe auch wirklich zu erweisen." (Greene).

Man begreift, daß solche Predigt dem Volke als eine liebliche Botschaft in die Ohren klang, und daß ihr die Herzen zufielen. Niemand kann verkennen, daß damit evangelische Klänge laut geworden. Sind sie ein Nachhall der katholischen Missionsverkündigung in Japan, der die Inquisition den Mund geschlossen?

Greene, dem sich natürlich diese Frage auch aufgedrängt, meint, es sei nicht möglich, eine befriedigende Antwort auf diese Frage zu geben, bis einmal die Geschichte der Religion in Japan sorgfältiger erforscht sei. Würde sich dabei herausstellen, daß diese Vorstellung von der Gottheit mit ihren Folgesätzen in der religiösen Literatur Japans vor dem 17. Jahrhundert nicht zu finden ist, so würde dies als ein Beweis dafür zu nehmen sein, daß sie von Franz Xavier und seinen Nachfolgern eingeführt worden sei.

Nun, ich meine diese sorgfältige Erforschung der japanischen Religionsgeschichte angestellt und daraufhin ein Recht zu haben zu der Behauptung: Dieses Evangelium ist kein Nachhall der Predigten der alten Jesuiten. Die Vorstellung von der Gottheit, die sich wie ein Vater und wie eine Mutter erbarmt über die Menschen, ihre Kinder, ist tatsächlich lange vor dem Jahre 1549, da der erste christliche Missionar den Fuß auf Japans Boden setzte, im Lande gewesen. Sie war da, seit die japanischen Priester Honen Shonin (1133—1212) und dessen Schüler Shinran Shonin (1173—1262), als Lehrer aufgetreten, ja, seit überhaupt der Amitabha-Buddhismus, die Lehre von dem Paradies im Westen, in das allein der Glaube einhilft, in Japan verbreitet worden. Fast wage ich, ein ganz bestimmtes buddhistisches Werk zu bezeichnen, das für O Miki die Quelle gewesen, aus der sie selber die evangelischen Gedanken empfangen, durch deren Neubetonung sie Hunderttausende von Herzen sich gewonnen.

Die Schrift, die ich im Auge habe, ist, wie so manche andere in Japan hochgeschätzte buddhistische Schrift, bis jetzt in keine andere Sprache übersetzt. Ihr Autor ist ein japanischer Jodo-Priester, Koa Shonin, der 1330 das Zeitliche gesegnet; und ihr Titel, Fushi Sogo, schon klingt wie eine Reminiszenz an Maleachi: der soll das Herz der Väter bekehren zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern. Die Gottheit, die sich um ihre armen, in Sünde verlorenen und in Leid verstrickten Kinder auf Erden in väterlich sorgender Liebe härmt, ist in dieser Schrift Amida, der Buddha der Jodo-Sekte, der O Mikis Familie seit Generationen angehörte, so daß also von vorneherein anzunehmen ist, daß auch der Prophetin diese innerhalb ihrer Sekte vielgelesene Schrift nicht unbekannt geblieben sein wird.

Von dem Buddha Amida ist in O Mikis Predigt keine Rede. An seine Stelle traten bei ihr die göttlichen Eltern Kuni-toko-tachi no Mikoto und seine Gesellin Omotaru no Mikoto, die beiden Shinto-Kami, die zuerst Besitz von ihr ergriffen, — von ihr mit Sonne und Mond identifiziert und mit den Eigenschaften beliehen,

die sie an dem Buddha Amitabha der buddhistischen Jodo-Lehre kannte. Was aber sie von den Göttern ihres Glaubens aussagte, eben das sagt die Tenrikyo-Verkündigung heute von dem Einen Gotte aus, in den dieselben unter der Hand sich ihr gewandelt haben, von Tenri o, dem Könige der himmlischen Vernunft, und so ist es zu einer Lehre von Gott gekommen, die mit der christlichen auffallend zusammenklingt.

Aber, diese Lehre ist christlich nicht nur ihrem Wesen nach, sie ist christlich auch nach ihrer Herkunft, wenn anders ich damit Recht habe, daß die buddhistische Amitabha-Vorstellung ihre Ausprägung im 7. Jahrh. durch die Nestorianermission in China erhalten hat.

Ist nun aber einmal der Glaube an den einen Gott, den allmächtigen und allweisen Schöpfer Himmels und der Erde gegeben; ist dieses Einigen Gottes Wesen erfaßt als Liebe; und ist er erkannt und vorgestellt als der Vater der Menschen: so kann man sich nicht wundern, wenn auch in ihrer weiteren Explizierung die Tenrikyo-Lehre christliche Färbung trägt. Wären die Prämissen nicht schon derart, daß sie die Prediger geradezu zwingen müssen, Folgerungen daraus abzuleiten, die sich mit christlichen Glaubensvorstellungen decken, oder, wären die Prediger nicht befähigt, solche notwendige logische Folgerungen von selbst zu finden: gegen die heutige Christentumsverkündigung in Japan vermögen sie sich nicht abzuschließen, und so wird ihnen diese Wegweiserin, ohne daß sie selber sich des bewußt zu werden brauchen. Und so geschieht es nun, daß Anschauungen dahinfallen, die tiefgewurzelt im japanischen Denken sind.

Es ist bekannt, wie oft von japanischer Seite allen Ernstes erklärt wurde, das Christentum sei schon darum für Japan für immer unannehmbar, weil es an einen Gott glauben lehre, der über dem japanischen Kaiser stehe. Und nun horche man auf eine heutige Tenrikyo-Predigt! Ist Gott der Vater der Menschen, so sind wir Menschen alle, hoch und nieder, untereinander Brüder und Schwestern, und der Kaiser ist der ältere Bruder, das Oberhaupt der großen Familiengemeinschaft auf Erden, den Menschen zugute gesetzt als deren Obrigkeit. Und jede Auflehnung oder Untreue gegen ihn ist eine Versündigung gegen die göttliche Liebe, die auf ihrer Kinder Bestes dachte, indem sie ihnen eine Obrigkeit gesetzt.

Und, noch einmal sei nun darauf hingewiesen: eine Religion mit solcher Stellung zum japanischen Kaiser hat die japanische Regierung heute offiziell sanktioniert, offiziell zu sanktionieren für ratsam gehalten.

Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten.

Von Prof. D. Bornemann.

Seitdem Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten ist, d. h. seit etwa 25 Jahren, ist das Verhältnis von Mission und Kolonialpolitik für uns Deutsche nicht mehr blos ein interessantes theoretisches oder geschichtliches Problem, sondern eine aktuelle Frage der Praxis und Politik geworden. Auf Kongressen

und Versammlungen, im Reichstag und im Kolonialamt, in Vorträgen, Broschüren, Zeitschriften und Tagesblättern hat man sich in mannigfachster Weise dazu geäußert und darum bemüht. Mit besonderer Freude ist es zu begrüßen, daß das emporblühende Hamburgische Kolonialinstitut im Sommer 1909 die Mission in seinen Vorlesungsplan aufgenommen und dem Professor D. Mirbt in Marburg Gelegenheit gegeben hat, die Aufgabe, das Wesen und die Organisation der in den deutschen Schutzgebieten tätigen Missionen, sowie ihre Arbeitsweise und ihr Verhältnis zur deutschen Kolonialpolitik im Zusammenhang öffentlich darzulegen. Doppelt dankenswert aber ist es, daß Mirbt nunmehr seine Darstellung in einem ebenso inhaltsreichen wie knappen Werke „Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten" dem weiteren Publikum zugänglich gemacht hat. (Tübingen, Mohr 1910, 287 Seiten, 6 Mk., gebd. 7.50 Mk.)

Mirbt war in hervorragendem Maße zur Behandlung dieses Problems berufen. Von Jugend auf ist er durch verwandtschaftliche Beziehungen zur Herrnhuter Missionsgemeinde wie zu englischen Kreisen von Missionsinteressen getragen gewesen. Als akademischer Lehrer durchforscht und beherrscht er seit bald dreißig Jahren das Gebiet der Kirchengeschichte. Durch seine überaus empfehlenswerte und praktische Sammlung „Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus" (2. Aufl. Tübingen, Mohr 1901), wie durch andere gelehrte Werke hat er sich als einen trefflichen Kenner der Römischen Kirche in Vergangenheit und Gegenwart ausgewiesen und vielen den Zugang und das Verständnis der großen konfessionellen Unterschiede erschlossen. Auch die Missionskunde gehört zu den Gebieten, die er mit Vorliebe bearbeitet und durch manchen wertvollen Beitrag befruchtet hat; dazu hat er mit den Führern und Vertretern der deutschen Missionsgesellschaften rege, unmittelbare Verbindung. Andrerseits steht er mit lebhafter patriotischer Empfindung und dem vielseitigsten Interesse mitten in den politischen und kulturellen Fragen der Gegenwart. Endlich hat er von Natur eine große juristische und diplomatische Begabung und Neigung, sodaß er als Student längere Zeit schwankend war, ob er sich nicht lieber der juristischen Laufbahn zuwenden sollte.

Mir scheint, daß es eine besonders günstige Fügung ist, wenn ein Mann, in dem sich alle diese Eigenschaften und Interessen vereinigen, der erste ist, der das schwierige und umstrittene, aber zugleich auch hochbedeutsame Problem „Mission und Kolonialpolitik" im großen Zusammenhang vor der Oeffentlichkeit behandelt. Und das Buch selbst, wie es nun vor uns liegt, halte ich für einen besonders glücklichen Wurf. Aus der mit didaktischer Planmäßigkeit und Begrenztheit für akademische Vorlesungen entworfenen Skizze ist eine wohl abgerundete, übersichtliche, lichtvolle und sehr lesbare Darstellung für das große Publikum geworden. Gewiß hätte man noch mancherlei konkretes Anschauungsmaterial hinzufügen können: aber die beigebrachten Beispiele genügen vollauf, und „in der Be-

schränkung zeigt sich erst der Meister." Auch hätte zweifellos das vorliegende Werk einen größeren Augenblickserfolg erringen und die Geister und Parteien mehr erregen können, wenn Mirbt mehr Partei ergriffen, schärfer kritisiert, größere Forderungen aufgestellt hätte. Aber der Sache selbst wäre damit nicht gedient gewesen. Und gerade der vornehme Ton des Buches, die durch und durch sachliche Darstellung, das besonnene Urteil, die verständnisvolle Zurückhaltung, die der Verfasser sich an vielen Punkten auferlegt hat, bieten die Gewähr, daß es auf allen Seiten ruhiges Gehör finden, mit Unbefangenheit gelesen, mit Ernst durchdacht werden kann. Es erkennt mit großer Gerechtigkeit an, was irgendwo Gutes geleistet und erstrebt wird. Es sucht zu allererst zu verstehen und Verständnis zu erwecken. Es nimmt seinen Standpunkt hoch über den theologischen Kontroversen und den Reibungen und Eifersüchteleien der verschiedenen Konfessionen, Gruppen und Parteien. Es würdigt überall die kulturelle Arbeit wie die tatsächlich gegebenen Verhältnisse und Kräfte. Es enthält sich unfruchtbarer, allgemeiner Deduktionen und läßt, wo irgend möglich, die Tatsachen und ihren Zusammenhang ihre eindringliche Sprache reden. Es verschweigt nichts Wesentliches, aber es übergeht alles, was unnötiger Weise die ruhige Lösung des Problems erschweren und stören könnte.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst Anlage und Inhalt des Werkes! Die Einleitung gibt vor allem eine kurze geschichtliche Uebersicht über das wechselnde Verhältnis, in dem Kolonialpolitik und christliche Mission in den verschiedenen Zeiten zu einander gestanden haben, über ihre grundsätzliche Selbständigkeit, wie über ihre relative Zusammengehörigkeit: die beiden Größen können sich gegenseitig nicht identifizieren, aber sie können einander auch nicht kurzer Hand beseitigen oder ignorieren, oder für unberechtigt erklären; sie müssen vielmehr einander kennen und achten lernen und, unbeschadet ihrer eignen Unabhängigkeit so weit und so gut, als es irgend geht, zusammenarbeiten in sachlicher Verständigung und richtiger Abgrenzung ihrer Interessen. Sodann behandelt das erste Kapitel die „Organisation und Ausdehnung der christlichen Mission" (S. 8—28): die katholische Mission wird in ihrer Idee, ihrer Leitung, ihrer Methode, ihren Trägern und ihrer Statistik charakterisiert, ebenso die evangelischen Missionsgesellschaften in ihrer Art und ihren Kräften, dazu die Gesamtwirkung des missionierenden Christentums. Das zweite Kapitel gibt eine Uebersicht über den „gegenwärtigen Bestand der christlichen Mission in den deutschen Schutzgebieten" (S. 29—69). Hier werden bei jeder deutschen Kolonie die dort arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften und katholischen Orden aufgezählt, kurz charakterisiert und mit ihren Kräften und Stationen geschichtlich und statistisch dargestellt, die erreichten Missionsresultate zusammengestellt, verglichen und gewürdigt, endlich die Fragen nach der Beeinflussung der Mission durch die deutsche Kolonialpolitik und ihren nationalen und paritätischen Charakter gewürdigt.

Die folgenden fünf Kapitel stellen diejenigen Gebiete dar, auf denen die Mission in ihrer Art die Kolonialpolitik besonders unterstützt: die religiös sittliche Erziehung der Eingeborenen (S. 81 bis 101); die Erziehung zur Arbeit (102—121); die Schule (122 bis 158); die missionarische Wohlfahrtspflege (159—182) und die Christianisierung des Volkslebens (183—202). Die Bedeutung der Missionsstationen und Missionsgemeinden, ihre Begründung, ihr Wachstum und ihr religiös-sittliches Niveau, sowie das Ziel der katholischen und der evangelischen Mission kommen im dritten Kapitel zur Sprache; im vierten die Arbeitsscheu der Neger und ihre Ursachen, das Interesse der Mission an der Erziehung zur Arbeit und die dabei verwendbaren Mittel und Methoden in ihrer Art und ihren Grenzen. Das fünfte Kapitel stellt das Schulwesen in den deutschen Schutzgebieten — die Regierungsschulen wie die Missionsschulen dar: die verschiedenen Schularten, ihre Statistik, ihre Ziele, ihre Gliederung, ihren Betrieb; dazu die Schulpolitik der Regierung gegenüber der Mission und die Ergebnisse und Probleme der missionarischen Schularbeit. Im sechsten Kapitel wird die ärztliche Mission der evangelischen, die charitative Wirksamkeit der katholischen Mission und die staatliche Wohlfahrtspflege, die sich besonders in hygienischen Maßregeln und in der Bekämpfung des Alkoholismus zeigt, näher geschildert. Im siebenten Kapitel wird darauf hingewiesen, welche Dienste die Mission der Sprachkunde, der Ethnographie und der Wissenschaft überhaupt leisten kann und geleistet hat, und was die Durchdringung des Volkslebens mit dem Christentum in Recht und Sitte bedeutet.

Ein besonderes, gerade durch die deutsche Kolonialpolitik uns erst nahegebrachtes und für sie außerordentlich wichtiges Problem wird im achten Kapitel erörtert: „Die Mission und die nichtchristlichen Religionen" (S. 203—219). Das Schwergewicht fällt dabei allerdings ganz allein auf den Islam, der als die einzige, mit dem Christentum aussichtsvoll konkurrierende Religion sowohl in seiner religionsgeschichtlichen Stellung wie in seiner Missionsmethode und seinen Mitteln und Aussichten gewürdigt wird.

So ist denn nun der Boden bereitet und der Hintergrund gezeichnet, daß im letzten Kapitel (S. 220—273) das eigentliche Problem „Kolonialpolitik und Mission" zu voller Geltung und zum rechten Verständnis kommen kann. Hier werden zunächst die Grundlinien und Ziele der deutschen Kolonialpolitik aufgezeigt, insonderheit was die Behandlung der Eingeborenen anlangt. Dann wird die Bedeutung der Mission, ihre kolonisatorische, finanzielle, kulturelle, gemeinnützige und pädagogische Mitarbeit im deutschen Kolonialwesen gewertet, andrerseits auch die Bedeutung der deutschen Kolonialverwaltung für die Mission: die Sicherung des Friedens, die Rechtspflege, die Einschränkung der Sklaverei, die Volkserziehung, die Schutzgebietsgesetzgebung, die Beförderung der Einführung christlicher Sitte, die Zoll- und Steuervergünstigungen. Für das Zusammenarbeiten von Mission und Kolonialregierung werden die Richtlinien erörtert: die gemeinsamen Interessen und

die Unterschiede, die Unabhängigkeit der Mission und ihre Stellung zur Obrigkeit, die Bedeutung des Missionars als Vertrauensmann der Eingeborenen und die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten, Forderungen und Pflichten. Höchst interessante Streiflichter fallen auf die Religionspolitik der Regierung, die hier — namentlich hinsichtlich des Islam — vor ganz neue und andersartige Probleme gestellt ist als in der Heimat. Endlich wird auch über das Verhältnis der Mission und der weißen Bevölkerung in den Kolonien ein verständnisvolles Wort gesagt, über das numerische Verhältnis der Missionare zu den übrigen Weißen in den Kolonien, über die Spannung, die zwischen diesen beiden Gruppen herrscht, und über ihre Ursachen, zuletzt über den Stand und die Aufgabe der kirchlichen Fürsorge für die eingewanderten Weißen. Die nötigen Verzeichnisse über Länder, Orte, Personen und Sachen bilden den Schluß.

Alle diese Angaben, die ja eigentlich nur Ueberschriften sind, lassen wenigstens ahnen, wie reichhaltig und mannigfaltig der Inhalt, wie zweckmäßig und wohlgegliedert die Anlage des Mirbt'schen Buches ist. Gut ausgewählt, abgegrenzt und zusammengestellt ist das konkrete Material, das der Beurteilung jeder einzelnen Frage zu Grunde gelegt ist, und aus diesem Material ergibt sich dann in ruhig abwägender und darum überzeugender Ueberlegung wie eine reife Frucht das Urteil selbst. Eine ganze Reihe von Gesichtspunkten sind entweder in besonders geschickter Weise eingeführt oder besonders glücklich formuliert. Davon nur einige Proben!

„Schon die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß in der praktischen Missionsarbeit die Unterschiede und Nuancierungen in der Auffassung des Christentums, die in den heimatlichen Verhältnissen kirchenbildend wirkten oder wenigstens den Anlaß zur Begründung neuer Missionsorganisationen boten, an Bedeutung verlieren, und der Abstand von Christentum und Heidentum lehrt eine andere Abwertung der Distanzen zwischen den einzelnen Missionsgesellschaften." (S. 18 f.) — „Mängel in der Organisation der Mission können daher wohl die Ausbreitung des Christentums erschweren und verzögern, aber sind nicht im Stande, die in ihm ruhenden Kräfte lahm zu legen. Es ist die Macht des Evangeliums, die den Menschen umgestaltet; nicht der Missionar, der die Kenntnis davon übermittelt." (S. 27). — „Es ist eine interessante Erscheinung, daß nicht eine einzige englische Missionsgesellschaft in einem unter deutscher Herrschaft stehenden Land eine neue Mission begonnen hat, während mehrere ihre Arbeit in solchen Gebieten einstellten, die in den Besitz des deutschen Reiches übergingen." (S. 34). — „Der Wert der unter diesen Verhältnissen (von der Mission) erreichten Erziehungsresultate ist in einem solchen Fall nicht durch den Vergleich mit den Zuständen der alten Christenheit zu gewinnen, sondern durch die Gegenüberstellung der Entwicklungsstufe, die von der Mission vorgefunden worden ist." (S. 97). — Die Qualität der Arbeitsleistung steigt mit dieser ethischen Stellung zur Arbeit, nicht mit dem Aufsteigen des Lohnes; denn wenn nur um seinetwillen gearbeitet wird, dann wird er, wie es oft der Fall ist, für Nichtigkeiten vergeudet oder dazu benützt, dem Arbeiten eine Zeit des Nichtstuns folgen zu lassen." (S. 105). — „Es ist ein Widersinn, einem Menschen durch großen Aufwand an Zeit und Kraft ein technisches Können zu übermitteln, wenn nicht die begründete

Aussicht besteht, daß es ihm auch möglich sein wird, die erworbenen Fähigkeiten nutzbringend zu verwerten. Ackerbau- und Handwerkerschulen setzen also voraus, daß den tüchtigen Zöglingen diese Gelegenheit geboten wird." (S. 111). — „Das Arbeiten der Eingeborenen ist aus religiösen wie sittlichen Gründen mit aller Energie herbeizuführen, sie sind dazu zu erziehen. Die Ausübung eines Zwanges zur Arbeit kann nicht für unchristlich erklärt werden, wenn er in beschränktem Umfang stattfindet, wenn humane und gerechte Behandlung, sowie angemessene Entlohnung gewährleistet ist, und wenn diese Arbeitsverhältnisse unter staatlicher Aufsicht stehen." (S. 119). — „Wie es bisher in keinem Land der alten Christenheit möglich gewesen ist, die Trennung von Staat und Kirche bis in ihre äußersten Konsequenzen durchzuführen, so ist die Trennung von Staat und Religion in einem Kolonialreich erst recht undurchführbar. Der Begriff des „religionslosen" Staates ist ein Produkt der modernen Zeit und ruht auf Voraussetzungen, die sich in keiner unserer Kolonien vorfinden." (S. 141). — „Das Maß von Kenntnissen, auf dessen Aneignung in allen Schulen (für Eingeborene) hinzuwirken ist, sollte nicht nach den Schulplänen der deutschen Volksschulen bestimmt werden, sondern es ist den Verhältnissen Rechnung zu tragen, unter denen die in der Schule erworbene Bildung praktisch zu verwerten ist." (S. 157). — „Die Mission steht vor der Aufgabe, einerseits von dem Volksleben, von den Sitten des Landes, von allem ihm Eigentümlichen möglichst viel zu erhalten, um das durch den Ansturm der europäischen Kultur in seiner Existenz bedrohte Volkstum zu schonen und der Entnationalisierung in den Weg zu treten, andrerseits aber darauf mit aller Energie hinzuwirken, daß Volkssitten von ihren Anhängern aufgegeben werden, die in die christliche Gemeinde nicht hinübergenommen werden dürfen. Das gilt beispielsweise von der Polygamie, von manchen festlichen Veranstaltungen, die zu Unsittlichkeiten Anlaß geben, vor allem von Gebräuchen, die von dem Glauben an Zauberei getragen sind. Das Problem kann auch so formuliert werden: welche Bestandteile des heidnischen Volkstums sind als religiös und sittlich irrelevant anzusehen und daher zu erhalten, welche sind fähig, mit christlichem Inhalt erfüllt zu werden und daher zu stützen, welche sind dagegen als mit dem Christsein unvereinbar zu erachten und daher zu bekämpfen?" (S. 179 f.). — „Unter den Naturvölkern lebt der einzelne als Glied der Familie und des Stammes, das Vordringen des Prinzips der individuellen Freiheit sprengt daher bestehende Ordnungen." (S. 195). — (Die egoistischen Beweggründe in der Kolonialpolitik) „werden erst dann eine Gefahr, auch für das kolonisierende Volk, wenn sie ausschließlich dessen koloniales Handeln bestimmen, und wenn von ihm verkannt wird, daß ihm mit der Besitzergreifung eines fremden Landes auch große Pflichten gegenüber dessen Bewohnern zufallen, denen es sich nicht entziehen kann, ohne damit zugleich das moralische Recht der Erwerbung in Frage zu stellen." (S. 230). — „Jede durch Privatinteressen oder politische Erwägungen bestimmte Friedfertigkeit und Unterwürfigkeit wird hinfällig, sobald diese ihrer Natur nach wandelbaren Faktoren ins Wanken geraten." (S. 234).

Doch genug von diesen Proben! Fast überall und in allen wesentlichen Punkten kann ich Mirbt in seinen Urteilen beistimmen.*) Das Programm, das er für das Zusammenarbeiten von Mission und Kolonialpolitik entwirft, ist gesund und aussichtsvoll,

*) Beiläufig seien zur Berichtigung und Ergänzung ein paar Kleinigkeiten erwähnt. Auf S. 80 bezieht sich die zweite

weil das von ihm gezeichnete Bild ihrer Wechselwirkung und gegenseitigen Bedingtheit richtig und klar ist. Berechtigt oder wenigstens erwägenswert erscheinen auch die hie und da ausgesprochenen Desiderien für die Zukunft; ich nenne nur: die Einführung von Katechumenatsstufen bei der Aufnahme in die christliche Gemeinde (S. 96); die Zusammenstellung und Sichtung aller in der

---

Anmerkung auf Togo, was gesagt sein müßte. — Bei den sich die zweite Anmerkung auf Togo, was gesagt sein müßte. — Bei den missionarischen Motiven der Erziehung zur Arbeit S. 104 ff. hätte besonders hervorgehoben werden können, daß die Arbeit an sich schon ein Schutzmittel gegen mancherlei Versuchungen ist. — Auf S. 115 hätte bei den Wegen, die Neger zur Arbeit zu bringen, auch das verfehlte und verderbliche Mittel der Verabreichung oder Verheißung von Schnaps erwähnt werden können. — Wenn auf S. 170 eine Statistik gewünscht wird für ein erst im Jahre 1909 eröffnetes Institut, so ist das wohl etwas viel verlangt. — Bei der Beurteilung der Polygamie auf S. 196 ff. ist zum Verständnis auch die Tatsache wichtig, daß der Ankauf von Frauen geradezu eine Art von Kapitalanlage für die Eingeborenen bedeutet. — Bei der Darstellung der Schulverhältnisse auf S. 121 ff. könnte ausdrücklich erwähnt werden, daß in den Anfängen der Mission mehrfach für den Schulbesuch der Kinder den Eltern hat Schulgeld gegeben werden müssen, statt es von ihnen zu erhalten. — Wenn Mirbt S. 36, 66, 68 und 70 die „Adventisten vom siebenten Tag" ohne Weiteres zu den Evangelischen gezählt hat, so ist wenigstens zu bemerken, daß sie fast eine Rückbildung ins Judentum vertreten und jedenfalls religiös-sittlich wesentlich anders orientiert sind als alle andern genannten evangelischen Gruppen. — Die Urteile über die Kolonialpolitik auf Grund der Kongoakte (S. 224 ff.) entsprechen allerdings den dort ausgesprochenen Grundsätzen, sind aber leider im Vergleich zu der von den Kolonialregierungen eingeschlagenen oder geduldeten Praxis zu optimistisch. — Ebenso ist das Urteil über die Abstreifung des Dogmatismus in der Mission auf S. 87 wohl im Allgemeinen richtig, aber in der dort ausgesprochenen Form wohl doch mindestens für die Vergangenheit, vielleicht sogar noch für die Gegenwart reichlich günstig. Es entspricht mehr den Plänen und Wünschen als der Durchführung im Einzelnen, die doch zuweilen noch die Eierschalen dogmatistischer Behandlung, wenigstens in Scherben, auf dem Rücken trägt. — Der Satz auf S. 19: „Auch für die Kolonialverwaltung hat der katholische Missionsorganismus zweifellos mancherlei sympathische Seiten, wenn auch gerade dessen wichtigstes Stück, die Zentrale in Rom, in den Beziehungen zwischen Kolonialpolitik und Mission, sofern sie zu Verhandlungen Anlaß geben, keine Rolle spielen wird", ist zwar recht vorsichtig ausgesprochen, drückt aber doch in seinem letzten Teile nur eine — vielleicht berechtigte — Hoffnung, aber keine verbürgte Gewißheit aus. — Daß die Missionsstatistik mit großer Vorsicht zu benutzen und nicht ohne genaue Erklärung und Verständigung zu verwerfen ist, hat Mirbt auf S. 24 ff. gut ausgeführt. Ich möchte diese Mahnung zur Vorsicht unterstreichen, zumal, wo es sich um größere Zusammenfassung oder um Grundlagen für Zukunftsaussichten handelt. Die Schnelligkeit und Fülle der Ernte und der Wert oder die Dauerhaftigkeit der Früchte stehen oft in entgegengesetztem Verhältnis. Auch muß man, wie Mirbt gelegentlich der Prämien für das Deutsche S. 152 selbst nachweist, bei Vergleichen stets alle einschlägigen Gesichtspunkte beachten.

bisherigen Missionsliteratur vorhandenen Beiträge zur Volkskunde (191); die Empfehlung des Besuchs der Missionsschulen von seiten der Regierung überall da, wo keine Regierungsschulen bestehen, und ein Schutz des Schulbesuches (147). Wertvoll ist es auch, daß Mirbt die internationalen Abmachungen der Kolonialregierungen, die deutsche Schutzgebietsgesetzgebung und die amtlichen Berichte der Kolonialverwaltung entweder direkt mitteilt oder doch so namhaft macht, daß jeder das einschlägige Material selbst prüfen kann. Ebenso sind die kurzen Mitteilungen über die einzelnen Missionsgesellschaften, so knapp sie gehalten sind und so wenig sie eine zusammenhängende Geschichte geben wollen, doch treffend und praktisch und ermöglichen dem Leser durch die beigefügten Literaturangaben, sich genauer zu instruieren.

Aus der Fülle der anregenden und lehrreichen Abschnitte will ich nur noch einige besonders interessante Stellen hervorheben. Dahin gehört, was über das Entstehen einer selbständigen, christlichen Negerliteratur, (S. 189), über die Fürsorge für die Mischlingsbevölkerung in Afrika (171), über die Einrichtung eines „Missionskonsuls" in Niederländisch-Indien (S. 20), über die der Mission von der holländischen Regierung gezahlten Subventionen (S. 257) gesagt ist. Ueberraschend, aber sehr einleuchtend ist der Nachweis, daß gerade die Beseitigung des Sklavenhandels und Sklavenraubes die Propaganda des Islam ungeheuer erleichtert und ihr die Wege bereitet hat (S. 213). Zum Nachdenken zwingt die Tatsache, daß die Bildung von Gemeinden und damit die innere Festigung der Mission durch die von der Kolonialpolitik und der hereinbrechenden Kultur neugeschaffenen Verhältnisse — Eisenbahnen, fluktuierende Bevölkerung, Vordringen in das Innere des Landes, Absperrung gewisser Gebiete, Bestimmungen über Ansiedlung usw. — in mancher Hinsicht erschwert oder doch vor ganz neue Aufgaben gestellt ist (vgl. z. B. S. 46 und 77). Auch treten die ganzen Schwierigkeiten und die Mannigfaltigkeit und vorläufige Unsicherheit der Gestaltung des kolonialen Schulwesens durch Mirbts Darlegungen recht deutlich hervor: wie viele Gesichtspunkte, die in ganz verschiedene Richtung zu weisen scheinen, sind zu beachten, wie viele Vorurteile abzulegen, wie viele Versuche zu machen! (vgl. bes. S. 153 ff). Ueberhaupt werden fast alle praktischen missionsmethodischen Probleme aufgerollt oder doch wenigstens gestreift. Auch die römisch-katholische Mission wird in ihrer Eigenart vollauf gewürdigt: wie sie in Folge ihrer Zentralisation nach missionsstrategischen Gesichtspunkten vorgehen, günstige Konstellationen ausnützen, ihre Missionare auf wichtigen oder gefährdeten Punkten konzentrieren kann; wie sie reich ist an charitativen Kräften und pflegendem Personal, aber eine eigentliche ärztliche Mission auszugestalten durch ihre Grundsätze verhindert ist; wie sie prinzipiell sich allein als berechtigte Mission anerkennt und auf eine schiedlich-friedliche Gebietsteilung deshalb höchstens auf einige Zeit eingeht; wie sie die Bevölkerung der Missionsgebiete nicht zu persönlicher Selbständigkeit, sondern zu dauernder kirchlicher Ab-

hängigkeit erzieht usw. Endlich sei auch noch auf die Mirbts ganzes Buch durchziehenden offiziellen und privaten Aeußerungen der Anerkennung der Mission von Seiten der Kolonialregierung, der Gouverneure und Beamten, der Offiziere und Forscher hingewiesen; in der Regel sind diese Urteile in Folge der Stellung, die unsre deutsche Tagespresse — im Unterschiede von der englischen und amerikanischen — zur Mission einnimmt, viel zu wenig bekannt, viel zu selten beachtet und viel zu leicht vergessen.

Absichtlich habe ich mich in meinem Bericht auf Einzelheiten beschränkt, die Grundgedanken des Mirbt'schen Buches aber im Zusammenhang nicht reproduziert, um nicht dem eignen Studium und dem vollen Genuß des Werkes vorzugreifen. Für das Problem „Mission und Kolonialpolitik" haben wir es hier meines Erachtens nicht blos mit einem fruchtbaren und fördernden, sondern in gewissem Sinne mit einem grundlegenden Werke zu tun. Den Missionsfreunden gewährt es eine willkommene Einführung in die Praxis der Kolonialpolitik und ihre zugänglichen Quellen, doppelt zweckmäßig, weil sie sich auf unsre deutschen Kolonien beschränkt. Den für die deutsche Kolonialpolitik interessierten Kreisen wird es hoffentlich ein anschauliches, klares und günstiges Bild von der Arbeit und den Mitteln der Mission übermitteln und manche Vorurteile beseitigen, zumal in der Form der Darstellung nicht eine Spur des pietistischen Jargons, sondern der ruhige, sachliche Ton wissenschaftlicher Darlegung zu finden ist. Den Stimmungsgegensätzen, die unleugbar vorhanden sind, ist Rechnung getragen, aber weder Ausdruck verliehen noch Nahrung zugeführt. Wird das Mirbtsche Buch nicht blos flüchtig gelesen, sondern wirklich, wie es verdient, studiert und durchgearbeitet, so muß es der Ausgleichung der Gegensätze und der Verständigung dienen und einem immer freudigeren und fruchtbareren Zusammenarbeiten die Wege ebnen. Wir haben hier ein neues Mittel, in die Missionswissenschaft einzuführen oder eingeführt zu werden, eine reichhaltige Quelle für Vorträge, Bibelstunden und Studien, zugleich ein Mittel, das christliche und vaterländische Bewußtsein in uns und unserm Volke immer enger mit einander zu verknüpfen. Die wahre Kultur, die wir unserm Vaterlande erhalten und unsern Schutzgebieten bringen und sichern möchten, ist ohne höchstes, persönliches geistiges Leben, ohne Frömmigkeit und Sittlichkeit überhaupt nicht vorhanden. Mission und Kolonialpolitik sind für einander bestimmt und sollen miteinander arbeiten.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Die Bevölkerung Chinas.

Die Bevölkerung Chinas ist bisher gewöhnlich auf 400 Millionen Seelen geschätzt worden, doch erschien diese Angabe ziemlich unsicher und recht hoch gegriffen und wurde von Vorsichtigen um 100 Millionen herabgesetzt. Nach den Statistiken, die nun durch

die Pekinger Regierung zusammengebracht worden sind, scheint es, daß auch diese Zahl noch verringert werden muß, doch lassen sich ganz bestimmte Angaben auch jetzt nicht machen. Die Kopfzahl hat man in dem Riesenreiche nicht festgestellt; man begnügt sich mit der Zählung der Wohnungen, die auf 27 Millionen annähernd berechnet wurden. Von dieser Summe sind aber ausgeschlossen die Provinzen von Shansi, Kwangsu, Szchuan, die Mongolei, Tibet und das Amurgebiet. Den Zählern erwuchs große Schwierigkeit in der Ausübung ihres Geschäftes dadurch, daß die Bevölkerung ein begreifliches Verlangen zeigte, der Zählung möglichst zu entgehen, denn man nahm allgemein an, daß durch diese Verheimlichung die Zahl um ein Fünftel geringer angegeben wurde; so beläuft sich die Zahl der Wohnungen in den Teilen des Reichs, in denen der Zensus stattfand, auf 33 Millionen, d. h. bei fünf Bewohnern durchschnittlich für ein Haus, auf 165 Millionen Seelen. Dazu kommen nun die Bewohner der sechs nicht mitgezählten Distrikte, von denen Szchuan allein nach ungefährer Schätzung 40 Millionen Bevölkerung hat. Im ganzen dürfte nach diesen neuesten Schätzungen die Bevölkerung des chinesischen Reiches die Zahl von 250 Millionen nicht übersteigen. Die Zahl der Häuser in Peking und Umgegend beträgt nach genauer Feststellung 251 014, so daß die chinesische Hauptstadt eine Bevölkerung von 1¼ Millionen haben dürfte.

Heidelb. Tageblatt.

Physische und moralische Entwickelung der Japaner.

Von den Militärbehörden wird bekannt gegeben, daß die Untersuchungen der Rekruten, die sich zur Ableistung ihrer Wehrpflicht gestellt hatten, noch nie so schlechte Ergebnisse gehabt hätten, wie in diesem Jahre. Besonders groß war der Prozentsatz derer, die wegen Geschlechtskrankheiten oder Trachoma unbrauchbar waren. In der Presse hat diese Bekanntmachung große Bestürzung erregt. Ohne näher zu untersuchen, ob es sich um eine einmalige oder eine voraussichtlich wieder eintretende Erscheinung handelt, und worin ihre Ursachen liegen, klagt die Presse über die sittliche Verkommenheit der heutigen Jugend. Einige Blätter sehen die Schuld in der Ueberhebung nach dem siegreichen Krieg, andere in dem rein materialistischen Schulsystem des Staats, das keinen Idealismus und sittlichen Geist in der Jugend aufkommen lasse. Man sucht zwar den Grund für diesen Materialismus im Ausland, in den Einflüssen, die von Europa und Amerika auf Japan geübt würden; aber es sind in der Regel gerade die Ausländer gewesen, die dem japanischen Staatsschulwesen den Vorwurf gemacht haben, es habe nur die äußere materielle Technik, die Zivilisation, die äußere Schale, aus dem Westen entlehnt, die innere Frucht aber, die sittliche Kultur des Auslands, als ungeeignet für Japan weggeworfen.

(Öst. Lloyd.)

Die Arbeit unter den koreanischen Studenten.

(Frl. B. Grütter-Burgdorf (Schweiz.)

Die Aufmerksamkeit der Welt hat sich in letzter Zeit dem Orient zugewandt und besonders Japan und „Japan in Korea". Heute sind wir berechtigt, von „Korea in Japan" zu sprechen. Schon vor einem Vierteljahrhundert sind eine Anzahl junger Koreaner nach Japan gesandt worden, um fremde Zustände zu studieren. Seither sind zu verschiedenen Zeiten einige junge Leute von der Regierung und von Einzelpersonen nach Japan geschickt worden, um zu studieren.

„Als ich vor zwei Jahren in Japan ankam, schreibt Mr. J. M. Clinton uns, fand ich 300 koreanische Studenten in den verschiedenen Schulen in Tokio. Ein Jahr später zeigte eine sorgfältige Untersuchung, daß mehr als 400 da seien. Nach einer gründlichen Untersuchung, veranstaltet durch Mr. Kim, den Sekretär der Gesellschaft der jungen koreanischen Christen (the Korean Young Men's Christian Association), und unterstützt durch den Superintendenten der koreanischen Studenten, haben wir festgestellt, daß heute mehr als 700 junge Koreaner in den verschiedenen Staats- und Privatschulen Tokios studieren. Mr. Sinn, der Superintendent der koreanischen Studenten, sagt mir, daß jede Woche die Zahl der schon Anwesenden vergrößert wird. Die 700 Jünglinge kommen aus allen Provinzen Koreas; Osten, Westen, Norden und Süden, alle sind in Tokio vertreten. Es ist interessant zu bemerken, daß nicht die Regierung allein und vor allem uns die jungen Leute herschickt. Von den 700 Studenten sind gegenwärtig nur 100 von der Regierung unterstützt, die andern 600 von Einzelpersonen, Zünften und Gesellschaften. Nicht wenige verdienen ihren Unterhalt mit Handlangerdiensten oder anderen Beschäftigungen, die sie erhalten können.

Weshalb kommen diese jungen Leute nach Japan? Einige kommen in politischen Absichten, andere aus bloßer Neugierde. Aber die Absicht der meisten ist, das zu lernen, was sie von Japan lernen können. Es ist unnötig zu sagen, daß diese Leute ihrem Vaterlande treu sind. Sie sind gute Patrioten. Sie wollen, daß Korea eine anerkannte, selbständige Nation sei. Natürlich haben die meisten Studenten ein Vorurteil gegen Japan und die Japaner. Es ist aber doch höchst empfehlenswert, daß die jungen Leute nach Japan kommen, um zu lernen. Die Studenten studieren verschiedene Fächer, wie z. B. Jurisprudenz, technische Fächer, Landwirtschaft u. a.

Während einer Unterredung mit einem jungen koreanischen Doktoranden der „Kaiserlichen Englischen Schule" in Söoul sagte mir derselbe, er sei nach Japan gekommen, damit er später seinen Landsleuten besser helfen könne. Ich glaube, dies ist der Hauptgrund, warum die Koreaner hierher kommen. Dies ist sicher ein höchst empfehlenswerter Grund. Ihr Wunsch geht dahin, einst Führer im koreanischen Leben werden zu können und ihr Land industriell, politisch, kommerziell, moralisch und geistig heben zu können.

Die Gesellschaft der jungen koreanischen Christen tut ein großes

Werk an diesen Studenten in Tokio. Mehr als hundert sind eingeschrieben für Kurse der christlichen japanischen und koreanischen Lehrer. Der Superintendent der koreanischen Studenten unterstützt die Gesellschaft und hat ihr sogar verschiedene Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt.

Dank der gegenwärtigen Beziehungen der 2 Nationen untereinander, bietet die Gesellschaft der Christen die einzige Gelegenheit der Berührung der beiden Rassen. Das folgende Zitat aus einem Brief des Oberrichters Watanabe, Direktor des Justiz-Departements in Korea, ist von Interesse in dieser Hinsicht:

„. . . . Jeder koreanische Beamte in meinem Departement zeichnet sich aus durch guten Charakter und treue Pflichterfüllung; aber mit den Kenntnissen ist es schlimm bestellt. . . . Die Uebereinstimmung der beiden Rassen muß durch die Christen bewerkstelligt werden. Vor ein paar Tagen war ich von der „Young Dong" Kirche eingeladen, ein paar Worte an die Versammlung zu richten, und in meiner Rede wies ich auf die Notwendigkeit hin, daß die Christen die häßlichen Unterschiede der zwei Völker aufheben müssen, indem ich Epheser 2, 1—6 anführte. . . . Die christliche Gesellschaft ist daran, den Ausgleich herbeizuführen."

Ich kenne keine bessere Gelegenheit, diese Rassen-Vorurteile und -Feindschaft aufheben zu helfen, als diejenige, die hier diesen 700 Koreanern von der christlichen Gesellschaft geboten wird. Die erzieherischen Unterrichtsstunden, die Religionsstunden, Lesezimmer, Turnstunden und Vorlesungen haben alle den Zweck, diese jungen Männer für den Dienst für ihr Vaterland zu erziehen; es ist ebenfalls erfreulich zu sehen, daß bereits 100 dieser Leute Christen geworden sind." (Jap. Times, 3. Juli 1909.)

Deutsche Mission in Korea.

Neulich ist hier eine Klage des „Ostas. Lloyd" erwähnt worden, die dahin ging, daß die deutschen Missionen in Korea nicht vertreten seien. Jetzt haben die deutschen Benediktiner aus St. Ottilien bei München dort eine Mission begonnen durch Gründung einer Landwirtschaftsschule für Koreaner in Seöul. Die evangelische deutsche Mission bleibt also auch in Zukunft dort unvertreten.

Antichristliche Bewegung in Korea.

Den heftigen Anklagen, die von der japanischen Presse seit mehreren Jahren gegen die christlichen Missionare in Korea erhoben werden, als wären sie die Verbreiter antijapanischer Gesinnung im Volk, ist nun auch eine anti-christliche Bewegung von koreanischer Seite gefolgt. Es handelt sich zunächst um eine Sekte, deren Schutzherr Tangun, der mythische Gründer des koreanischen Königreichs, ist. Der Führer der Sekte ist ein gewisser La Insa, ein Mann, der vor einigen Jahren bei dem Attentat gegen den damaligen Kriegsminister Kuron Chung-hyan beteiligt war. Seine nächste Gefolgschaft besteht aus etwa 1500 Männern. Sie halten die Ausbreitung des Christentums für schädlich und für eine große

Gefährdung der nationalen Existenz, wie es ja auch Polen zu Grunde gerichtet und den jetzigen Zustand auf der Balkan-Halbinsel herbeigeführt habe. Der „Seoul Preß", welcher wir diese Mitteilung entnehmen, schließt derselben einen Vergleich mit Japan an. Auch hier habe man kurz nach Oeffnung des Landes ähnliche Gedanken über das Christentum gehegt, während jetzt niemand mehr auf so törichte Gedanken komme. Jap. Post

---

Ueber Evangelisationsarbeit in Deutsch-Südwestafrika

enthält die Märznummer der Rheinischen Missionsberichte sehr anziehende Schilderungen. Bekanntlich haben sich nach dem Aufstande die Lebens- und Arbeitsverhältnisse im Hererolande von Grund auf geändert. Das Volk hat kein Vieh und kein Land mehr, nur als Arbeiter finden die Farbigen ihr allerdings auskömmliches Brot. Weit über das Land in kleinen Trupps zerstreut arbeiten sie teils auf Farmen, teils auf Minen, teils an der Bahnstrecke. Das bedingt auch für die Mission eine völlig andre Arbeitsweise. Die Missionare müssen den Verstreuten nachgehen, sie entweder selbst aufsuchen oder sie durch eingeborene Helfer bedienen lassen. Leider sind solche noch lange nicht in genügender Anzahl vorhanden, so ruht denn auf den Missionaren, wenn sie allen Anforderungen genügen wollen, eine schwere Arbeitslast. Im vergangenen Herbst suchte Missionar Dannert in Omaruru mit seinen Evangelisten Samuel und Alexander sämtliche an der Otavi-Bahnstrecke verteilten Herero auf. Es war eine anstrengende Reise in einem Gelände, wo Weg und Steg oft noch mangelt, dazu waren Wind und Wetter zumeist recht unfreundlich. Die Versammlungen der Eingeborenenhäuflein mußten stets abends im Freien gehalten werden; um ein großes Feuer, das zugleich Licht und Wärme verbreitete, scharten sich die schwarzen Gestalten, die der Missionar unterrichtete oder prüfte — an einem Abend eine Bahnarbeiterkolonne, am andern ein Trupp Arbeiter auf einer Kalkbrennerei oder auf einer Eisensteingrube, wo man die Schmiede als Versammlungsraum zur Verfügung stellte — einen luftigen Schuppen, in dem sich trotz des schneidenden Windes beim Licht einer Sturmlaterne über 50 Personen versammelten. Ueberall meldeten sich neue Taufbewerber, hie und da konnten auch Taufen vollzogen werden. Fast ausnahmslos bezeugten die Eingeborenen ihre dankbare Freude darüber, daß die Mission auch unter den veränderten Verhältnissen sich so treulich ihrer annehme. Ein besonders wichtiges Ergebnis dieser Evangelisationsreise war es auch, daß Missionar Dannert bei den deutschen Beamten, Farmern usw. manches Vorurteil gegen die Missionsarbeit unter den Eingeborenen beseitigen konnte. Freilich geht es in Südwestafrika nicht anders wie fast überall auf den Missionsfeldern: es fehlt an Arbeitern, um all die reichen Missionsgelegenheiten ausnützen zu können.

Die Leipziger Mission.

Die Leipziger Mission zählt in Vorder- und Hinterindien 40 Hauptstationen mit 818 zugehörigen Orten und 249 gottesdienstlichen Lokalen. Getauft wurden im letzten Jahre 333 Heiden und 719 Kinder christlicher Eltern, sodaß die Gesamtseelenzahl 21 604, darunter 8322 Lesekundige, beträgt. Weitere 290 stehen im Taufunterricht. In 279 höheren und niederen Schulen wurden 10 420 Kinder von 584 Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet. An Schulgeld wurden 14 457 Mk. aufgebracht. Außerdem steuerte die englische Regierung zur Unterhaltung des Schulwesens 37 031 Mk. bei, beinahe 6000 Mk. mehr als im Vorjahre. Ein Beweis, daß die Leistungen der Missionsschulen von den Regierungsinspektoren anerkannt werden. — Auf dem indischen Missionsfelde waren 37 Missionare tätig, außerdem einer in der neubegonnenen Diasporaarbeit auf der Halbinsel Malakka. Dazu kommen 15 Missionslehrerinnen, 31 eingeborene Pastoren und Kandidaten und 238 sonstige eingeborene Helfer und Helferinnen. Trotzdem reicht die Zahl der Arbeitskräfte nicht aus, um das indische Missionsfeld entsprechend zu bearbeiten. Dringend nötig wäre ein Zuzug von Theologen, Schulmännern, insbesondere für das höhere Schulamt, und Aerzten. Auch die Arbeit in den Frauengemächern, in denen zurzeit 700 Frauen unterrichtet werden, bedürfte einer Verstärkung der Kräfte. In Indien sowohl wie auf den beiden afrikanischen Missionsgebieten litt die Arbeit unter einer anhaltenden Teuerung, die sich bis zur Hungersnot steigerte.

In der Wakamba-Mission arbeiteten 4 Missionare und 1 Missions-Handwerker mit 4 eingeborenen Lehrern auf 3 Stationen und 11 Predigtplätzen. In 5 Schulen wurden 81 Kinder unterrichtet. Am 2. Juni fanden 11 Taufen statt.

Die Mission unter den Dschagga in Deutsch-Ostafrika hatte 20 Missionare, 6 Missionsgehilfen und 1 Lehrerin auf 11 Haupt-, 30 Nebenstationen und 6 Predigtplätzen. Ihnen zur Seite standen 47 eingeborene Lehrer. In 59 Schulen wurden 4244 Kinder unterrichtet. Die Gesamtseelenzahl betrug 1146, darunter 523 Lesekundige; hierzu kommen 178 Taufbewerber. Am erfreulichsten ist die Entwicklung auf dem Paregebirge. Aber auch im Westen des Kilimandscharo, wo sich die weibliche Jugend bis jetzt ablehnend verhielt, waren gute Erfolge zu verzeichnen.

Bei einer Einnahme von 617 176.88 Mk. konnte die Rechnung mit einem Bestande von 6319.79 Mk. abschließen. Doch ist für das laufende Jahr eine Einnahme von mindestens 650 000 Mk. erforderlich, um die Arbeit gedeihlich fortzuführen.

Missionsgaben in Preußen.

Die von Professor D. Warneck verfaßte Denkschrift über die Heidenmission, die der letzten preußischen Generalsynode vom evang. Oberkirchenrate vorgelegt wurde, enthält u. a. auch eine Zusammenstellung der Missionsleistungen der älteren preußischen Provinzen im Jahre 1908. Danach entfielen auf den Kopf der evan-

gelischen Bevölkerung an Missionsbeiträgen auf: Brandenburg 6,5 Pfg., Sachsen 8,1, Pommern 11,1, Schlesien 8,3, Posen 8,1, Westpreußen 7,1, Ostpreußen 6,0, Westfalen 29,6, Rheinprovinz 27,6 Pfg.

Die Church Missionary Society.

Diese 1799 gegründete Gesellschaft hat im letzten Jahre ein Einkommen von 7 411 860 Mark gehabt. Das Defizit beträgt 612 840 Mark. Im Dienst der Gesellschaft stehen an europäischen Arbeitern 414 Geistliche und 152 Laien, dazu kommen 386 Ehefrauen und 438 unverheiratete Missionarinnen, in Summa: 1300. Eingeborene Geistliche werden 394, Lehrer 8000 aufgezählt. Die Zahl der Anhänger beträgt 352 000, die der Abendmahlsgäste 99 680. Während des letzten Jahres sind 22 318 Taufen vollzogen worden. Es bestehen 2556 Schulen mit 151 777 Schülern. Die Hospitäler weisen 3042 Betten auf, in welchen 27 697 Leute behandelt wurden, während 1 083 398 Außenpatienten ärztliche Hilfe erhielten.

Transactions of the Third International Congress for the History of Religions. 2 Voll. Oxford, Clarendon Press, 1908

Schon die Verhandlungen des II. Internationalen Kongresses für allgemeine Religionsgeschichte, der im Jahre 1904 in Basel getagt hat, füllten einen Band von 382 Seiten. Die bereits seit über Jahresfrist vorliegenden des III. Kongresses dieser Art, dessen vierjährige Periodizität auf dem ersten, während der Weltausstellung in Paris im September 1910 gehaltenen beschlossen wurde, nehmen zwei noch viel stattlichere Bände von 327 + 457, zusammen also beinahe 800 Seiten ein. Schon diese bloße Angabe der Seitenzahl der Transactions ist geeignet, eine Vorstellung von dem Reichtum dessen zu geben, was in Oxford in den Tagen vom 15.—18. September 1908 dargeboten worden. Dabei ist in diesen beiden Bänden so wenig wie in dem Baseler, der 1905 erschien, etwa alles gedruckt worden, was die Kongreßteilnehmer zu hören bekommen. Das war eigentlich schon von vorneherein so gut wie ausgeschlossen. Führt doch der Index der Autoren an die 120 Namen von europäischen, amerikanischen und auch asiatischen Forschern auf, die zu Worte kamen. Und die dreißig Minuten, die dem Einzelnen als Maximum an Zeit zugewilligt waren, haben die meisten ausgekauft. In extenso mitgeteilt sind nur die Ansprachen der Präsidenten der verschiedenen Sektionen. Von den übrigen, zumeist sehr spezialistischen Darbietungen findet man in den Transactions nur Resümees. Den einzelnen aktiven Kongreßteilnehmern blieb es überlassen, ihre Vorträge selbst anderwärts zu publizieren, und viele haben das inzwischen auch getan. Im Archiv für Religionswissenschaft, in der Revue de l'histoire des religions, in den Transactions of the Asiatic Society of Japan, in ethnographischen, ethnologischen und theologischen Zeitschriften Deutschlands, Englands, Frankreichs, Amerikas usw. kann der Interessent sie finden. Auch als Sonderpublikationen sind manche der Vorträge, zum Teil in erweiterter Gestalt, inzwischen erschienen. Schade, daß das Redaktionskomitee der Transactions nicht schon in der Lage war, mitzuteilen, an welchem Orte der Leser die Einzelvorträge, von denen sie nur eine kurze Inhaltsangabe aufnehmen konnten, in der Folge zu suchen haben werde.

In Basel hatte man 8 Sektionen errichtet: Religionen der sogenannten Naturvölker, R. der Chinesen und der Japaner, R. der Aegypter, R. der Semiten, R. Indiens und Irans, R. der Griechen

und der Römer, R. der Germanen, Kelten, Slaven und der Ungaren, und Christliche Religion. Diese Einteilung hat man in Oxford beibehalten und nur eine 9. Abteilung noch angegliedert: Method and Scope of the History of Religions. In dieser Abteilung sind vertreten Leuba (Philadelphia) mit „The Psychological Origin of Religion"; Deußen (Kiel) mit „Materialismus, Kantianismus und Religion"; Abrahams (Cambridge) mit „A Pragmatic View of Comparative Religion"; Mark Baldwin (Baltimore) mit „The Genetic Study of Religion"; Söderblom (Upsala) mit „The Place of the Christian Trinity and the Buddhist Triratna amongst Holy Triads"; Richard M. Meyer (Berlin) mit „Mythologische Studien aus der Neueren Zeit"; Titius (Göttingen) mit „Das Verhältnis von Religionsgeschichte und Religionspsychologie"; Webb (Oxford) mit „On Some Recent Movements in Philosophy considered in Relation to the Philosophy of Religion"; Garvie (London) mit „The Development of the Conception of God"; Jordan (Toronto) mit „The Relation of Comparative Religion to the History of Religions"; Hobhouse (London) mit „Comparative Religion and Sociology"; Crawley (Derby) mit „The Social Dynamics of Religion".

Präsidiert hat dieser letzten Sektion Graf Goblet d'Alviella, der ihre Verhandlungen mit einem Vortrag über die Hilfswissenschaften der Religionsforschung (Ethnographie, Folklore, prähistorische Archäologie, Philologie, Psychologie, Sociologie) eröffnete. Das Forschungsgebiet der vergleichenden Religionsgeschichte absteckend, bezeichnet er diese als einen bloßen Zweig einer umfassenderen Disziplin, der Religionswissenschaft, die ihm drei Hauptabteilungen befaßt, für die er die Termini Hierographie, Hierologie und Hierosophie in Aufnahme zu bringen sucht. Aufgabe der Hierographie ist es, alle bekannten Religionen zu beschreiben und die geschichtliche Entwicklung jeder einzelnen derselben zu verfolgen. Der Hierologie obliegt es, aus dem religiösen Tatbestand die Gesetze der religiösen Evolution abzuleiten, was durch Anwendung der vergleichenden Methode zu geschehen hat. Hierosophie nennt er, was man herkömmlicherweise mit Religionsphilosophie bezeichnet. Während der 9. Sektion d'Alviellas „Hierologie" als ihr besonderes Gebiet zufiel, d. i. das, was Chantepie de la Saussaye die religiöse Phänomenologie genannt, wurden in den anderen acht Sektionen Probleme erörtert, die die verschiedenen Zweige der sog. Hierographie betreffen.

Wer die vorliegenden zwei Bände auch nur auf die Ueberschriften der einzelnen Vorträge durchblättert, wird eine deutliche Vorstellung von dem enormen Umfang der Wissenschaft gewinnen, die leider bei uns in Deutschland noch immer wenig Aussicht hat, in nächster Zeit von den Universitäten in ihren offiziellen Lehrplan aufgenommen zu werden. Man kann nicht erwarten, daß ein Einzelner, und wäre sein Wissen noch so umfassend, alle Religionen in gleichmäßiger Gründlichkeit kennen sollte. Und wie soll einer lehren, was er selbst nicht weiß? Harnack ist wohl zu verstehen, wenn er Bedenken trägt, die Schaffung von Lehrstühlen für vergleichende Religionsgeschichte an unseren Hochschulen zu befürworten, fürchtend, daß dadurch nur wissenschaftliches Dilettantentum gezüchtet werden könnte. Auf der anderen Seite wird doch auch hier der Goethespruch sein Recht behalten:

„Wie die Welt läuft immer weiter,
Wird stets die Geschichte breiter,
Und uns wird je mehr je länger
Nötig ein Zusammendränger."

Heidelberg. D. H. Haas.

Pfarrer Unger †

Am 23. Mai ward Johannes Unger, Pfarrer in Landau, von dieser Zeitlichkeit abgerufen. Er war ein treuer Diener des Evangeliums. Unserm Missionsverein ist er mit warmer Liebe zugetan gewesen. Er hat als Nachfolger des heimgegangenen Bickes an der Spitze des Pfälzer Hauptvereins gestanden, der zu den blühendsten unseres Gesamtvereins zählt. Von diesem wurde er auch als sein Vertreter in den Zentralvorstand entsandt. Man sah ihn gern in dessen Sitzungen und freute sich seines klaren und bestimmten Urteils und seines redlichen Eifers für unsere Sache. Er konnte nur darüber gelegentlich klagen, daß das Verständnis und die Begeisterung für unsere hohe Aufgabe in der Heimat vielfach zu wünschen übrig lassen. Er selbst war bestrebt, Missionsleben zu wecken und zu pflegen. Der Gedanke an unsern Verein ließ ihn nicht los. Noch auf dem Krankenlager beschäftigte er sich mit unserm bevorstehenden Jahresfeste in Ludwigshafen. Wir haben in Pfarrer Unger einen wackeren Freund und Mitarbeiter verloren. Wir behalten ihn in gutem Andenken. Eine neue schmerzliche Lücke ist durch den Tod gerissen. Aber wir hoffen, daß die Pfälzer Freunde uns eine neue bewährte Kraft zuführen werden.

Der Zentralvorstand des
Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins:
D. Aug. Kind.

Die Tanzpsalmen der Tenrikyo-kwai.

Von D. Hans Haas-Heidelberg.

I. Einleitung.

Das Wichtigste der Lehre der Bäuerin O Miki, der Prophetin des neuen japanischen Religionsgebildes, von dem ich in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift eine Vorstellung zu geben versucht habe, ist enthalten in den dort bereits erwähnten zwölf Hymnen, die die Religionsstifterin als Siebzigjährige verfasst hat, in den sogenannten Kagura-uta oder Tanzpsalmen, wie die japanische Bezeichnung in der Ueberschrift von mir übersetzt wurde.[1]) Schon diese Wiedergabe besagt: es sind Sänge, bestimmt, bei der Aufführung der religiösen Tänze gesungen zu werden, die von Anfang an den wichtigsten Bestandteil der Kultpraxis der Sekte ausmachten.

Ich kann davon absehen, mich über die kultische Bedeutung des Tanzes im allgemeinen hier auszulassen. Die Literatur, die hierüber orientiert, ist, wenn auch nicht vollständig, von Zehnpfund in seinem Artikel „Tanz bei den Hebräern“ in der neuesten Auflage von Haucks Realencyklopädie notiert. Die von der japanischen Presse lange Zeit an den Tänzen der Tenrikyo geübte Kritik ist geeignet, die Vorstellung zu erwecken, als seien diese etwas von O Miki erst in Japan Neuaufgebrachtes. Nichts wäre falscher als solche Annahme. Besonders am Bon matsuri (13.—15. Juli alten Kalenders, gewöhnlich in die zweite Hälfte des August des gregorianischen Kalenders fallend), einer Art Allerseelenfest, bestimmt, die Seelen der verstorbenen Ahnen und sonstigen Angehörigen, die zu der Zeit als in das Haus zurückkehrend gedacht werden, zu empfangen und durch Opfer und Gebete zu feiern[2]), ist es, nicht zwar in den grossen Städten, wohl aber überall im Innern Japans bei der ländlichen und niederen Bevölkerung üblich, dass nächtlicherweise alt und jung, vorwiegend natürlich Burschen und

1) Florenz gibt in seiner „Geschichte der jap. Literatur“ S. 247 Kagura-uta wieder mit „Göttertanzlieder“. Kagura ist nach ihm wahrscheinlich eine Kontraktion aus Kami-kura „Götterstätte“ und bezeichnet somit ursprünglich die Stätte der Bühne, worauf eine mythologische Pantomime aufgeführt wurde, und dann diese Pantomime selbst.

2) S. H. Weipert, Das Bon-Fest. Mitteil. der deutschen Gesellsch. f. Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. VIII, S. 145—173.

Mädchen, auf den Ruf der Pauken und Flöten zum Hofe des Tempels zusammenströmen, wo dann alles singend tanzt oder im Kreise steht.[1]) Der Name Nembutsu-odori, Buddha-andacht-Tanz, wie dieser Bon-Tanz wohl auch heisst, darf auch nicht zu der Meinung verführen, dass derselbe etwa erst von der indischen Religion in Japan importiert worden sei. In einzelnen Sekten des japanischen Buddhismus spielt das Tanzen ja allerdings eine Rolle und hat da direkt kultische Bedeutung. So ist vor allem den Gläubigen der Ji-shu, einer der vier japanischen Sukhavati-Sekten, der Brauch eigentümlich, aus Freude über die Gnade des Buddha Amida das Nembutsu (das heisst das Anrufen seines Namens durch Aussprechen der Gebetsformel na-mu A-mi-da butsu) mit Tanz zu begleiten, wobei mit Hölzern der Takt geschlagen wird. Wenn aber der Begründer dieser Sekte, der Bonze Ippen Shonin (1239—1289), diesen Brauch in Aufnahme brachte, wie dies übrigens vor ihm schon durch einen anderen, Kuya Shonin (903—972), einmal versucht worden war, so tat er dies sicher in Anbequemung an eine bereits vorhandene Sitte. Der Tanz, zur Ergötzung der Götter (kami) an deren Festen (matsuri) bei ihren Tempeln aufgeführt,[2]) bildete von jeher einen Teil des altshintoistischen Kults in Japan. Wie uralt der noch heute bei Shinto-Festen unter Trommel- und Pfeifenbegleitung aufgeführte pantomimische Kagura-Tanz ist, aus welchem das gleich der altgriechischen Tragödie ursprünglich eng mit der Religion verknüpfte japanische Drama hervorwuchs, bekundet ein bereits im Kojiki und im Nihongi, den 712, bezw. 720 n. Chr. verfassten ältesten Literaturdenkmalen Japans, vorliegender Mythus. Die japanische Sage erzählt, wie die Sonnengöttin Amaterasu, ihrem gewalttätigen Bruder Susano grollend, sich in eine Höhle eingeschlossen, indem sie einen grossen Stein davor gewälzt habe. Tiefe Finsternis lag auf dem All, da das Licht gegangen war. Die leuchtende Göttin wieder hervorzulocken, kamen die übrigen

---

1) Näher beschrieben hat diesen Bon-odori genannten Tanz in seiner poetischen Art der bekannte Schriftsteller Lafcadio Hearn in seinem Buche „Glimpses of unfamiliar Japan". Von einem anderen Tanze, dem sogenannten Honen-odori, spricht eben derselbe in dem gleichen Werke in dem Kapitel „Notes on Kitzuki".

2) Ein anderer Name für die Kagura-uta ist Kami-asobi-uta, „Götter-ergötzungslieder."

Götter auf den Gedanken, die Göttin Ame no Uzume in phantastischem Aufputz auf einem umgekehrten Zuber tanzen zu lassen. Als nun Amaterasu in ihrer Höhle das laute Gelächter der sich an Uzumes Tanz ergötzenden göttlichen Zuschauer hörte, lüftete sie neugierig ein wenig die Felsplatte und wurde im Triumph hervorgezogen. Dieser Mythus ward offenbar dazu gebildet, den Ursprung des damals bereits seit alters existierenden Kagura-Tanzes zu erklären, so wie etwa die biblische Sage von Jakob, der zu Penuel hinkte, als er sich im Kampfe mit der Gottheit die Hüfte verrenkt hatte, einen naiven Versuch darstellt, die Frage zu beantworten, warum man in Penuel am Fest zu „hinken", d. i. einen bestimmten seltsamen Tanz aufzuführen pflegte. Es wird noch berichtet, dass die tanzende Uzume göttlich inspirierte Worte von sich gegeben habe, d. h. in einen Zustand der Ekstase geraten sei, in dem sie Worte ausstiess, welche als Eingebungen einer Gottheit betrachtet wurden. Was diese Angabe wichtig macht, ist die Tatsache, dass sie zeigt, wie uralt die noch jetzt im esoterischen Shinto zu beobachtende religiöse Zeremonie des sich in einen visionären Zustand Versetzens ist. Auch in dem jüngsten Religionsgebilde des „Lands der Götter", der Tenrikyo, aber dient der Tanz eben dem Zwecke, die Gläubigen in die Freudestimmung zu versetzen, in der sie erst fähig sind, „des Gottes voll" zu werden. —

Die zwölf Hymnen, welche die Prophetin O Miki zu den kultischen Tänzen gedichtet hat, sind bis jetzt zweimal übertragen worden, von Greene ins Englische, von Balet ins Französische. Die Schwierigkeit, welche die Strophen dem Versuche einer Uebersetzung entgegenstellen, ist keine geringe. Vor allem darum, weil sie nicht mit chinesischen Ideogrammen geschrieben sind, sondern nur in der japanischen Kana-Schrift (einem phonetischen Syllabar von 49 Merkmalen) vorliegen. Die japanische Sprache ist noch viel reicher an gleichklingenden Wörtern als die chinesische. Für den Laut ko, um nur ein Beispiel vorzuführen, zähle ich in dem mir gerade vorliegenden Wörterbuch an die 50 verschiedene chinesische Schriftzeichen von der allerverschiedensten Bedeutung. So ist es in einzelnen Fällen, wo nicht der Kontext auf die rechte Fährte leitet, geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, mit Sicherheit zu erkennen, was O Miki mit

diesem oder jenem Worte gemeint hat.[1]) Sodann: uns fehlt die Kenntnis der besonderen Umstände, durch die die Aeusserungen der Prophetin veranlasst wurden. So muss uns heute notwendig vielfach mehr oder weniger dunkel sein, was ihren ersten Hörern und Gläubigen, die mit ihr zusammenlebten, wohl verständlich war. Und zwar gilt dies nicht nur für den Ausländer, es gilt nicht minder für die heutigen japanischen Angehörigen der neuen Lehre selbst, wie auch die an erster Stelle hervorgehobene Schwierigkeit für den Japaner so gut wie für den europäischen Uebersetzer besteht. Ein japanischer Literat, ein Mitglied der Tenrikyo, Demizu, hat es neuerdings unternommen, die Psalmen zu kommentieren. Ich kann nicht finden, dass uns sein Erklären das Verständnis der Texte irgend aufgehellt hätte. Der Leser darf meiner Versicherung trauen, dass, wo ihn die von mir versuchte Uebertragung der Psalmen in etwas mysteriös anmutet, der Urtext selbst auch nicht weniger mysteriös ist, und das, wie gesagt, auch für die Japaner.

Auffallen muss jedermann das Sprunghafte im Gedankenfortschritt, wenn man es schliesslich auch gerade wieder nicht sonderlich verwunderlich finden kann, dass poetische Inspirationen einer wenig gebildeten Bäuerin streng logische Gedankenentwicklung missen lassen. Man wird auch daran zu denken haben, dass es überhaupt, wie in der Malerei so auch im dichterischen Ausdruck, japanische Art ist, nur anzudeuten, wie unser Volkslied auch etwas zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Und noch eins. Der mittelmässige Dichter, und am Ende nicht nur der mittelmässige, auch bei uns ist immer in Gefahr, vom Reime gemeistert zu werden. Der passende Reim, will das sagen, der sich ihm bei seinem geistigen Komponieren einstellt, weckt ihm als Dominante oft erst einen Gedanken, um dessen Aussprechen es ihm eigentlich gar nicht zu tun gewesen, auf den er ohne

---

1) In bequemster Weise kann sich jeder die hier nur angedeutete Schwierigkeit klar machen durch einen sehr instruktiven Aufsatz von Dr. Ludwig Riess, „Die Reform des japanischen Schriftwesens als Kulturproblem", der, zuerst in den Preussischen Jahrbüchern erschienen, nun auch in einem der billigen Bändchen der von Dr. A. Reimann herausg. „Deutschen Bücherei" vorliegt, in dem der Verfasser unter dem Titel „Allerlei aus Japan" seine zahlreichen gediegenen Aufsätze über Japan gesammelt hat.

den Reim nicht wohl gerade gekommen wäre. Nun ist ja der japanischen Poetik der Reim fremd. Aber unter einem ähnlichen Zwange stand doch nach meiner Ansicht auch die japanische Bardin. Und das führt mich dazu, auch noch ein Wort über die äussere Form der zwölf Psalmen zu sagen. Greene hat alle Kunst der Form an ihnen vermisst. M. E. sehr mit Unrecht. Davon, wie er meint, kann ja wohl von vorneherein keine Rede sein, dass Hymnen, die direkt dazu bestimmt sind, einen Tanz zu begleiten, in ihrer Form nichts aufweisen sollten, was die Absicht einer rhythmischen Ausdrucksweise vermuten liess. So wird den Originalen auch nur gerecht werden können, wer sie metrisch wiedergibt, wie ich das versucht habe, während Greene und Balet sich mit einer blossen Prosaübersetzung begnügen zu dürfen glaubten. Den Psalmen haftet aber noch eines an, das unmöglich in einer anderen Sprache sich wiedergeben lässt und das darum auch ich bei meiner Uebertragung unter den Tisch habe fallen lassen müssen. Sie sind, was weder der englische noch der französische Uebersetzer bemerkt hat, dichterische Künsteleien, Künsteleien nach einem ganz bestimmten, durchweg angewandten Schema. Man beachte, dass jeder der zwölf Hymnen die gleiche Anzahl von 10 Verszeilen aufweist. Wenigstens in meiner Uebertragung ist das der Fall. Bei Greene und Balet erscheint der fünfte Hymnus als nur 9 Verse umfassend. Aber diese Ausnahme von der Regel macht mir eben nur die Richtigkeit der Verseinteilung dieses einen Textes, die sich allerdings so auch im japanischen Original findet, verdächtig. Auch der fünfte Hymnus muss zehn Zeilen haben. Das zu erweisen, bleibt mir nun freilich nichts übrig, als wenigstens einen der Psalmen, ich wähle dazu eben den fünften aus, im japanischen Wortlaut transskribiert hierher zu setzen.[1])

Hymnus V.

1. Hiroi sekai no uchi nareba tasukeru tokoro ga mama arô.

1) In betreff der Aussprache sei bemerkt, dass die Vokale wie im Deutschen, die Konsonanten annähernd wie im Englischen ausgesprochen werden, sodass also **ch** wie tsch, **j** wie dsch, **y** wie j, **sh** wie sch, **s** wie ss, **z** wie s lautet und **r** Zungen-r ist. **ei** lautet wie ein langes e. Die Vokale sind sämtlich kurz, wenn sie nicht mit dem Längezeichen versehen sind.

2. Fushigi na tasuke wa kono tokoro; obiya, hôso no yurushi-dasu.

3. Mizu to kami to wa onaji koto, kokoro no yogore wo arai-saru.

4. Yoku no nai mono nakeredomo, Kami no mae ni wa yoku wa nai.

5. Itsu made shinjin shita tote mo yôki zukume de aru hodo ni.

6. Mugoi kokoro wo uchi-wasure, yasashiki kokoro ni narite koi.

7. Nande mo nangi wa sasanu zo e; tasuke ichi ji yo no kono tokoro.

8. Yamato bakari ya nai hodo ni, kuni-guni made ye mo tasuke-yuku.

9. Koko wa kono yo no moto no jiba; mezurashi tokoro ga arawareta.

10. Dô de mo shinjin suru naraba, kô wo musubaya nai kai na. —

Dieser Psalm ist, was ich ein Zahlenakrostichon nennen möchte. Die japanische Sprache hat zwei Arten von Zahlwörtern, eigentlich japanische und aus dem Chinesischen entlehnte. Bis 10 lauten die letzteren: ichi, ni, san, shi, go, roku, shichi, hachi, ku, jû. Die eigentlich japanischen sind: hitotsu, futatsu, mitsu, yotsu, itsutsu, mutsu, nanatsu, yatsu, kokonotsu, tô. Beim Zählen (eins, zwei, drei usw.) aber sagt man, diese letzteren Numeralien abkürzend: hî, fû, mî, yô, itsu, mû, nana, yâ, kokono, tô. Nun sehe man sich einmal die Anfangswörter der einzelnen Zeilen des transskribierten Hymnus V an und wird finden:

in hiroi (= weit) hat man als erste Silbe hi (= 1),
„ fushigi (= wunderbar) „ „ „ „ „ fu (= 2),
„ mizu (= Wasser) „ „ „ „ „ mi (= 3),
„ yoku (= Begierde) „ „ „ „ „ yo (= 4),

usw. usw. Wie hier aber, so ist es auch den übrigen Hymnen. Nicht als ob ihre einzelnen Verse mit denselben Wörtern (hiroi, fushigi, mizu, yoku usw.) wie die dieses Hymnus V begännen. Wohl aber steht am Anfang der Zeile immer ein Wort, dessen erste Silbe den Laut des abgekürzten Numerale hat.

Z. B.
das 1. Wort der 1. Zeile des 5. Psalms ist hiroi (= weit)
„ 1. „ „ 1. „ „ 3. „ „ Hinomoto (= Sonnenaufgang)
„ 1. „ „ 1. „ „ 4. „ „ hito (= Mensch),
alles also Wörter, die mit hi (= 1) anlauten. Nur drei der zwölf Hymnen machen eine Ausnahme. Die erste Zeile des 1. und die erste Zeile des 2. Hymnus beginnt mit shôgwatsu, die erste des 12. Psalms mit ichi. Diese Ausnahme ist aber nur eine scheinbare. Auch ichi ist wie hi das Zahlwort 1, nur statt des eigentlich japanischen das aus dem Chinesischen entlehnte; und auch shôgwatsu, wörtlich „der rechte Monat", ist hier nur ein Substitut für das Numerale; denn shôgwatsu ist eben die gewöhnliche Bezeichnung für den ersten Monat des (Mond)jahres oder für Neujahr.

Oder nehmen wir einmal die Anfangswörter der 3. Zeile in allen 12 Gesängen: I. sanzai (= dreijährig), II. mi (= Körper, Person), III. mina (= alle), IV. mina (= alle), V. mizu (= Wasser), VI.—VIII. mina (= alle), IX. mireba (= wenn man sieht), X. mizu (Wasser), XI. mireba (= wenn man sieht), XII. mina (= alle). Durchweg. mit einziger Ausnahme des I. Gesangs, steht am Anfang der 3. Zeile ein Wort, dessen erste Silbe lautet wie die japanische Zahl mi (= 3). Aber auch das san des 1. Psalms lautet nicht nur wie sondern ist sogar direkt das (chines.) Numerale 3.

Zum Ueberfluss noch die Anfangsworte der 8. Zeile der zwölf Hymnen: Yamato, yamai, yamu, yamai, Yamato, yappari, yashiki, yama, yama, yamai, yashiki, yama. Ueberall derselbe Anlaut ya (= 8).

Auch wer etwa diese Verwendung der Zahlen in religiösen Liedern als läppische, kindische Spielerei zu beurteilen geneigt wäre, wird doch zugeben müssen, dass das Spiel mit einer gewissen Virtuosität gehandhabt ist und dass die Künstelei nicht in aufdringlicher Weise hervortritt. Sie ist so geschickt verborgen, dass sie selbst den Japanern von heute, wie ich anzunehmen Grund habe, nicht bewusst ist. Von der Dichterin waren diese Zahlenlaute am Anfang der Verse wohl als Gedächtnisstützen für ihre die Psalmen ohne Liederbuch auswendig hersingenden Gläubigen vermeint. Ein Gesangbuch kann man beim Tanzen, besonders in Japan, wo zum

Tanzen fast mehr noch als die Beine Arm und Hand nötig sind, nicht gut halten, und zur Nachtzeit, wo die Tänze anfänglich exekutiert wurden, ist ja auch das Lesen, dessen O Mikis bäuerliche Anhängerschaft grossenteils nicht einmal kundig gewesen sein mag, nicht wohl möglich. Mir ist aber kein Zweifel, dass die zahlenakrostichische Anlage nicht bloss aus mnemotechnischen Absichten zu erklären ist. Das Zählen von 1—10 war in uralter Zeit auch in Japan als eine Art Gebet angesehen. Ich habe oben mitgeteilt, dass nach dem alten Kojiki- und Nihongi-Mythus Uzume göttlich inspirierte Worte von sich gegeben, während sie auf dem umgestürzten Zuber vor den anderen Göttern ihren pantomimischen Tanz ausführte. Eine alte Ueberlieferung, auf die Aston (Nihongi I, 44 f.) und nach ihm Florenz (Jap. Mythologie, S. 101) hingewiesen, benennt als diese inspirierten Worte die Formel: „Hito-futa-mi-yo-itsu-mu-nana-ya-kokono-tari." Der berühmte eingeborene Altertumsforscher Hirata Atsutane (1776—1843) hat sich viel Mühe gemacht, aus diesen Silben einen Sinn hervorzubringen. Hito ist nach ihm = „Mann, Mensch", futa = „Deckel", d. i. die Türe der Felsenhöhle, in die sich die beleidigte Sonnengöttin zurückgezogen, miyo = Imperativ von miru „sehen", sodass die Phrase bedeute: „Seht! ihr Götter an der Tür!" usw. In Wirklichkeit sind diese Worte natürlich gar nichts weiter als die Zahlwörter von 1—10, deren Aufsagen man eben in primitiven Zeiten religiöse Dignität beigemessen. Gelehrte wie Hirata sind solchen kindlichen Praktiken entwachsen und mögen sie vergessen haben. Aber „was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt." In der konservativen ländlichen Bevölkerung im Innern Japans hat sich die alte Praxis durch die Jahrhunderte erhalten. Das zeigen die Hymnen O Miki's, die man nach dem Ausgeführten gewissermassen als liturgische Variationen eines frommen Themas, als Paraphrasen über das primitive Zahlengebet wird ansehen können. Als die Schöpferin dieser Dichtart ist O Miki nicht anzusehen. Wo Lafcadio Hearn in seinem bereits genannten Buch „Glimpses of unfamiliar Japan" (Kapitel Notes on Kitzuki) einen von ihm mitangesehenen nächtlichen Tanzreigen schildert, teilt er auch ein Erntedanklied mit, welches dabei, unter einem aufgespannten Regenschirm auf einem umgekehrten Reismörser inmitten des Kreises der tanzenden

Burschen und Mädchen von rechts nach links langsam sich drehend, der Ondotori, der Vortänzer, sang.

Ichi-wa, —
Izumo-no-Taisha-Sama-ye;
Ni-ni-wa, —
Niigata-no-Irokami-Sama-ye;
San-wa, —
Sanuki-no-Kompira-Sama-ye;
Shi-ni-wa, —
Shinano-no-Zenkoji-Sama-ye;
Itsutsu, —
Ichibata-O-Yakushi-Sama-ye;
Roku-ni-wa, —
Rokkakudo-no-O-Jizo-Sama-ye;
Nanatsu, —
Nana-ura-no-O-Ebisu-Sama-ye;
Yattsu, —
Yawata-no-Hachiman-Sama-ye;
Kokonotsu, —
Koya-no-O-teradera-ye;
To-ni-wa, —
Tokoro-no-Ujigami-Sama-ye.

D. i.
Zum ersten:
dem Taisha-Sama von Izumo;
Zum zweiten:
dem Irokami-Sama von Niigata usw. usw.

Auch in dieser Litanei, die freilich nur eine trockene Aufzählung von zehn Gottheiten und deren Sitzen oder Gnadenorten ist, ist das Numerale am Anfang jeder Zeile in dem Namen der besungenen heiligen Stätte wiederholt. Ein Tenrikyo-Lied, wie man etwa vermuten möchte, ist dieser von Hearn gehörte Gesang selbst nicht. So aber ist er mir ein Zeugnis für meine Vermutung, dass O Miki mit dieser Verwendung der Zahlwörter[1]) älteren Vorbildern folgte.

Nach dem Gesagten wird nun auch verständlich geworden sein, was ich weiter oben von dem Zwang gesagt

1) Angemerkt sei, dass weder Aston's History of Japanese Literature noch Florenz, Geschichte der japanischen Literatur von diesem poetischen Schmuckmittel oder dieser unästhetischen Spielerei, wie man will, etwas wissen.

habe, den die äussere Form der Lieder auf den Gedankeninhalt ausüben musste. Der Vorrat für die Dichterin brauchbarer japanischer Wörter, die mit den Silben hi, fu, mi etc. anlauten, ist ein beschränkter. So kommt es auch, dass die resp. Zeilen der einzelnen Hymnen vielfach denselben Wortanfang haben.

Für die erste Zeile ist derselbe 4 Mal hito (Mensch), 3 Mal hiroi (weit), 2 Mal Hinomoto (Sonnenaufgang, = Nippon, Japan), 2 Mal shôgwatsu (Erster Monat) und 1 Mal ichi (eins);

für die zweite: 7 Mal fushigi (wunderbar), je 1 Mal futari (beide), fukai (tief), fujiyû (unangenehm), fûfu (Ehepaar), mikkori (lächelnd, mit heiterem Blick);

für die dritte: 6 Mal mina (all, ganz), je 2 Mal mizu (Wasser) und mireba (wenn man sieht), 1 Mal mi (Körper, Person) und 1 Mal sanzai (drei Jahre);

für die vierte: 5 Mal yoku (Begierde), je 2 Mal yo (Welt), yô (wohl), yoki (gut) und 1 Mal yoru (Nacht, Abend);

für die fünfte: 7 Mal itsu (wann), 4 Mal izure (welcher). 1 Mal steht ri (in Hymnus I: ri wo fuku). Und hier bin ich geneigt, eine Textverderbnis anzunehmen;

für die sechste: 5 Mal muri (unbillig, gewaltsam), 3 Mal mushô (ohne Schranken u. a.), 2 Mal mugoi (grausam), je 1 Mal muhon (Aufruhr) und mura (Dorf);

für die siebente: 9 Mal nan, nani (was) und je 1 Mal nakanaka (sehr), nangi (Not), nanjû (Armut);

für die achte: 3 Mal yama (Gebirge), 3 Mal yamai (Krankheit), 2 Mal Yamato (Provinz Yamato, Japan), 2 Mal yashiki (Gehöfte, Quartier) und je 1 Mal yamu (Krankheit) und yappari (in gleicher Weise);

für die neunte: 7 Mal koko (dieser Ort, hier), 3 Mal kono (dieser), 1 Mal kore (der hier) und 1 Mal kokoro (Herz).

Die zehnte Zeile müsste nun an der Spitze Wörter haben, die mit to oder ta (10) beginnen. Tatsächlich lauten die Anfänge: I. torime, II. tokoro, III. u. IV. kono tabi, V. dô de mo, VI.—VIII. kono tabi, IX. tote mo, X. kono tabi, XI. kotoshi, XII. kono tabi. Hier weisen also nur der erste, zweite, fünfte und neunte Hymnus den durch das Akrostichon gebotenen Anfang auf. Bemerkenswert ist aber, dass in allen übrigen Gesängen die letzte Zeile gleich beginnt, mit kono tabi = „diesmal, nunmehr“, mit einziger Ausnahme

des elften Hymnus, dessen kotoshi aber, eine Kontraktion aus kono toshi = „dieses Jahr“, auch nichts anderes bedeutet als kono tabi. Geflissentlich wird also am Ende des Liedes auf die Gegenwart, das neue Jahr des Heilsanbruches hingewiesen, und es ist am Ende wohl begreiflich, dass an die Stelle des Lautes für 10 (= to) dieses „jetzt“ treten konnte, gewissermassen die „Fülle der Zeiten“ ausdrückend, wie die Zahl 10 in der Zahlengebetsformel die Dekas voll macht oder krönt, auch das eine sinnige Feinheit, die man einer ungebildeten Bäuerin eigentlich nicht zutraute. Aber ich glaube nicht, dass ich selbst erst ihr solchen Tiefsinn angedichtet, aus dem Psalme herauslesend, woran die Psalmistin selber nicht gedacht. Dass man ihr etwas mehr als einer gewöhnlichen Bäuerin zutrauen darf, werden, hoffe ich, ihre Gesänge selbst jedem Leser zum Bewusstsein bringen. Der Uebersetzung füge ich, wo es irgend notwendig zu sein scheint, erklärende Fussnoten bei. Am meisten wird dies bei den Einleitenden (nicht-akrostichischen) Versen der Fall sein. Darum wird es gut sein, wenn ihr voller japanischer Wortlaut zunächst in Romaji einen Platz hier findet.

Einleitende Verse.

1. Ashiki wo haraute tasuke tamae Tenri ô no Mikoto.

2. Choto hanashi, Kami no iu koto kiite kure, ashiki no koto wa iwande na.

3. Kono yo no jii to ten to wo katadorite fûfu wo koshirae kitaru de na; kore wa kono yo no hajime dashi.

4. Ashiki wo haraute, tasuke seki-komu, ichi retsu sumashite Kanrodai.

5. Yorozu yo no sekai ichi retsu mi-harasedomo, mune no wakarita mono wa nai.

6. Sono hazu ya, toite kikashita koto wa nai.

7. Shiramba muri de wa Kami ga omote ye arawarete, nani ka isai wo toki-kikasu.

9. Kono tokoro Yamato no jiba no kami-gata to iûte iredomo moto shiranu.

10. Kono moto wo kuwashiku kiita koto naraba, ika na mono de mo koishi naru.

11. Kikitakuba tazune kuru nara iûte kikasu yorozu isai no moto naru wo.

12. Kami ga dete, nani ka isai wo toku naraba, sekai ichi retsu isamu nari.

13 Ichi retsu ni hayaku tasuke wo isogu kara sekai no kokoro wo isame-kake. —

Beitrag zu einer Kritik von Frazers Golden Bough.

Von Lina Keßler-Salem, Stettin.

In einem Aufsatz über religio und superstitio (Archiv für vergl. Religionswissenschaft XII, 4) nennt W. Otto den Verfasser des Golden Bough „scharfsinnig und bewunderungswürdig gelehrt." Doch stimmt der Inhalt von Ottos Aufsatz wenig zu Frazers eigenartiger Theorie über das Wesen des Aberglaubens und sein Verhältnis zur Religion. Schon damit, daß Otto an den nahen Beziehungen zwischen religio und superstitio festhält, setzt er sich in Widerspruch zu Frazer, der zwischen Aberglauben und Wissenschaft eine nahe Verwandtschaft annimmt, die Religion aber zu beiden in prinzipiellem Gegensatz stehen läßt. — Auch faszinierend ist das Buch genannt worden, das eine Fülle von Einzelangaben zusammenträgt, die zunächst nur der Erläuterung eines Einzelfalls dienen sollen. Verdankt es diese Bezeichnung etwa den glänzenden, poesievollen Naturschilderungen, mit denen Frazer das ermüdende Detail belebt? — Wahrscheinlicher ist, daß sie der religionsgeschichtlichen Theorie gilt, welche er teils aus dem Detail gewinnt, teils mit dem so Gewonnenen frei verknüpft und spekulativ ergänzt. Neu wenigstens ist darin manches. Nur auf sie werden sich die nachfolgenden Bemerkungen beziehen, unter Berücksichtigung auch von Ottos stillschweigendem Widerspruch gegen die Ansichten des von ihm so geschätzten Gelehrten.

Aus Nachforschungen, in welchen er nach der Erklärung für eine seltsame Zeremonie des altitalischen Kultus suchte, erwuchs Frazer auch eine interessante Erklärung von Aberglauben und Magie überhaupt. Er stellt sie an den Anfang seines Werks und schreibt (1900 I p. 9): „Side by side with the view of the world as pervaded by spiritual powers primitive man has another conception in which we may detect a germ of the modern notion of natural law or the view of nature as a series of events occurring in an invariable order without the intervention of personal agency. The germ of which I speak is involved in that sympathetic magic, as it may be called, which plays a large part in most systems of superstition — — the fundamental principles on which it is based would seem to be reducible to two; first, that like produces like or that an effect resembles its cause; and second, that things which have once been in contact, but have ceased to be so, continue to act on each other as if the contact still persisted. From the first of the principles the savage infers that he can produce any desired effect merely by imitating it, from the second he concludes that he can influence at pleasure and at any distance any person of whom or anything of which he possesses a particle. — Hierzu finden sich p. 62 die folgenden Erläuterungen: The fatal flaw of magic lies not in its general assumption of a

succession of events determined by law, but in its total misconception of the nature of the particular laws which govern that succession. If we analyse the various cases of sympathetic magic — — we shall find them to be all mistaken application of one or rather of two laws of thought, namely the association of ideas by similarity and the association of ideas by contiguity in space or time. A mistaken association of similar ideas produces imitative or mimetic magic; a mistaken association of contiguous ideas produces sympathetic magic in the narrow sense of the word. The principles of association excellent in themselves and indeed absolutely essential to the working of the human mind. Legitimately applied they yield science; illegitimately applied they yield magic, the bastard sister of science. It is therefore a truism, almost a tautology to say that all magic is necessarily false and barren; for were it ever to become true and fruitful, it would no longer be magic but science."

Nicht alles ist hier neu oder allein von Frazer gefunden. Schon Wuttke stellt in seiner „Geschichte des Volksaberglaubens" (1869 S .5) neben die herkömmliche Auffassung: Aberglaube sei eine „Ansicht, welche auf einer früheren, geschichtlich bereits überwundenen Stufe religiöser Weltanschauung zurückgeblieben ist", die andere: was ursprünglich „Bild" sei, werde im Aberglauben zu „selbständiger Wirklichkeit". Damit kommt er Frazer da nahe, wo dieser vom Wesen des Aberglaubens sagt, es sollten auf Grund von similarity oder resemblance gewisse Wirkungen hervorgebracht werden. Deutlicher ist in diesem Punkt die Uebereinstimmung zwischen Frazer und Edv. Lehmann, der in „Kultur der Gegenwart" (I 3. 1.) von der Magie schreibt: „Aehnlichkeit kann überall als Ursache wirken." — Aber was nicht neu ist, das ist doch noch immer wenig bekannt und noch weniger in seiner Tragweite erkannt. So habe denn auch ich mich bemüht, in verschiedenen Schriften eine Auffassung vom Wesen des Aberglaubens, die sich in dem einen Punkt mit Frazers berührt, nach ihren Zusammenhängen darzulegen, u. a. in „Religiöse Wirklichkeit" (Göttingen 1903) und besonders in einem Aufsatz über „Aberglauben", der in der „Zeitschrift für Theologie und Kirche" erscheinen und eine nicht unwesentliche Ergänzung der nachfolgenden Bemerkungen bringen wird.

Neben jenes wichtige Prinzip des Aberglaubens stellt Frazer — freilich nicht mit ihm ganz in gleicher Linie — ein anderes, das für die sympathetische Magie im besonderen gelten soll. Aber bedarf es solcher Zweiheit? — Wenn der Aberglaube annimmt, daß durch Zerstören von Dingen, die einem gewissen Menschen angehören — wie Haare, Fingernägel, Kleidungsstücke — der Mensch selbst getötet werden könnte, muß da für ihn, wie Frazer meint, die angenommene Wirkung speziell auf den räumlichen und zeitlichen Zusammenhängen beruhen? Kann man nicht auch da zur Erklärung die bildliche Vorstellungsweise herbeiziehen mit ihrer eigentümlichen Beseelung der Dinge, wie sie, von vielmehr unräumlicher, unzeitlicher Art, im Teil das Ganze sieht, und sich dafür auf die Bedeutung berufen, welche auch noch für uns Dinge als „Andenken" haben? Nicht schon durch das bloße Maß der Zugehörigkeit wird

deren Wert bestimmt, entscheidend ist erst die Leichtigkeit der Gefühlsübertragung, die Sympathie. So lebt der Held in seinem Schwert, so bewahrt man die Locke eines geliebten Toten, sein Kleid oder sonst Gegenstände häufigeren Gebrauchs, vor allem sein Bild, sorgfältig auf, daß ihnen „nichts geschieht". Auch diese Scheu kann man noch unter den Begriff Aberglauben bringen, und gerade darum gewinnt man daraus ein Verständnis für die Voraussetzungen der entsprechenden unverkennbar abergläubischen Handlungsweise. Die bloße räumliche Nähe macht es nicht, sonst könnte der Zauber ebenso wohl vorgenommen werden mit einem Gegenstand, der nur einmal und gerade zu dem bestimmten Zweck mit der Person, gegen welche sich der Zauber richtet, in Berührung gebracht würde. Macht es die räumliche Nähe nicht, so ist anzunehmen, daß auch die hinzukommende Dauer nicht das ursprünglich Entscheidende. Frazer selbst läßt den Wilden aus dem vormaligen Kontakt der Dinge „schließen", daß er mittels ihrer den sympathetischen Einfluß in „jeder beliebigen Entfernung" ausüben könne. Das heißt dann doch, ein Verfahren auf räumlichen und zeitlichen Kontakt gegründet sein und zugleich wieder von allem räumlichen und zeitlichen Kontakt dabei absehen lassen! Dagegen ist solch Absehen bei der bildlichen Anschauung, die auf das Ding eben die Bedeutung der Person zu übertragen vermag, wohl verständlich. — So wird auch bei der sympathetischen Magie der springende Punkt in jener bildlich seelischen Uebertragung zu suchen sein, deren wir uns in analogen Verhältnissen noch wohl bewußt werden können, mag auch, bei der Neigung des Aberglaubens zum Häßlichen, Abgeschmackten, manches Sympathiemittel von solchem Ursprung so wenig erkennen lassen, als sich darin noch von dem findet, was den Namen Sympathie verdient, ein Name, der wieder, und zwar recht nachdrücklich für unsere Auffassung spricht. Sie wird noch bestätigt durch den sympathetischen Bildzauber, bei dem contiguity in space or time gar nicht, sondern allein similarity in betracht kommt.

Daß zwischen Aberglauben und Wissenschaft Beziehungen vorhanden sind, hat nie übersehen werden können, Frazer faßt sie nur als ganz besonders eng auf. Da man aber bisher ganz allgemein annahm, daß, wie auch der deutsche Name besagt, noch viel engere Beziehungen zwischen Aberglauben und Religion beständen, so ist es neu, daß Frazer die Religion vielmehr in prinzipiellem Gegensatz zu Aberglauben und Wissenschaft bringt und die beiden, bedeutsamer Verschiedenheiten ungeachtet, ihr gegenüber schwesterlich verbunden sein läßt. Man könnte meinen, es käme das von einer ausschließlichen Parteinahme für die Religion der Wissenschaft gegenüber; dann würde man sich aber sehr getäuscht haben. Seite 63 des 1. Bandes bestimmt Frazer das Verhältnis wie folgt: — — it will readily be perceived that religion is opposed in principle both to magic and science, both of which take for granted that the course of nature is determined not by the passion or caprice of personal beings, but by the operation of immutable laws acting mechanically. In magic indeed the assumption is only implicit but in science it is explicit — — magic

often deals with spirits — — it treats them exactly in the same fashion as it treats inanimate agents — — that is it constrains or coerces instead of conciliating or propitiating them as religion would do. — Ganz die gleiche Zusammengehörigkeit von abergläubischer und wissenschaftlicher Auffassung der Dinge, der religiösen gegenüber, wird auch von Rauwenhoff angenommen in einer Aeußerung, die W. Otto S. 545 anführt, aber mißbilligt; nur daß Rauwenhoff dabei von einer höheren, sittlichen Einschätzung der Religion ausgeht, die bei Frazer fehlt. Man vergleiche: „Wenn ein Wilder allerlei unsinnige Praktiken ausübt, um zu bewirken, daß der Blitz seine Hütte nicht trifft, und ich lasse statt dessen einen Blitzableiter auf mein Haus setzen; oder wenn er ein Zaubermittel gegen eine drohende Krankheit gebraucht, und ich nehme zu der Absicht die Vorschriften der Hygiene in Obacht, welcher Unterschied ist denn zwischen uns (abgesehen von der Bedeutung, die der Glaube an Geister für ihn haben oder bekommen kann) als der, daß er unkundiger ist als ich? Und soll man darum meine Handlungsweise verständig, die seine aber religiös nennen?"

Für Frazer besteht das Wesen der Religion in: a propitiation or conciliation of powers superior to man, which are believed to direct or control (nach Leidenschaft oder Laune) the course of nature and of human life Er räumt ein, daß man unter Religion auch etwas anderes verstehen könne, was dann zu andern Ergebnissen führen würde. So will denn seine Bestimmung nicht mit anderen verglichen, sondern an den Zusammenhängen geprüft werden, die sie herzustellen sich als tauglich erweist.

Die enge Verbindung, welche dabei Aberglaube und Wissenschaft eingehen, führt auf den andern neuen Gedanken, daß der Mensch auch im Aberglauben sich auf die eigene Geisteskraft verlasse, sich als den Herrn der Dinge ansehe, die ihm gehorchen müssen zufolge jener mechanischen Operationen, die er auf Grund mißverstandener Denkgesetze vornimmt. Bisher hatte man ganz im Gegenteil geglaubt, daß Geistesknechtschaft und blinde Furcht die Signatur des Aberglaubens sei. Doch scheint allerdings jener von Frazer entdeckte Zug gerade durch das reiche Material, das er beibringt, besonders erwiesen. Dagegen findet sich — der eigenartigen Anordnung seines Werks entsprechend — darin kaum etwas, das zur Unterstützung der Konstruktion dienen könnte, die er zum Schluß des 3. Bandes, Seite 458 ff. von der ganzen geistigen Entwicklung der Menschheit entwirft mit pessimistisch-skeptischem Finale. Im folgenden ist sie stark gekürzt: We shall perhaps be disposed to conclude that the movement of the higher thought, so far as we can trace it, has on the whole been from magic through religion to science. In magic man depends on his own strength, to meet the difficulties and dangers that beset him on every side. He believes in a certain established order of nature on which he can surely count, and which he can manipulate for his own ends. When he discovers his mistake, he ceases to rely on his own intelligence and his own unaided efforts and throws himself humbly

on the mercy of certain invisible beings behind the veil of nature, to whom he now ascribes all those far reaching powers which he arrogated himself. Thus in the acuter minds magic is gradually superseded by religion, which explains the succession of natural phenomena as regulated by the will, the passion or the caprice of spiritual beings like man in kind, though vastly superior to him in power. But as time goes on this explanation in its turn proves unsatisfactory. Thus the keener minds, still pressing forward to a deeper solution of the mystery of the universe, come to revert in a measure to the old standpoint of magic. In short religion regarded as an explanation of nature is displaced by science. But while science has this much in common with magic that both rest on faith in order as the underlying principle of all things, readers of this work will hardly need to be reminded that the order presupposed by magic differs widely from that which forms the basis of science. The order on which magic reckons is merely an extension by false analogy of the order in which ideas present themselves to our minds, the order laid down by science is derived from patient and exact observation of the phenomena themselves. — In the last analysis magic, religion and science are nothing but theories of thought; and as science supplanted its predecessors, so it may hereafter be itself superseded by some totally different way of registering the shadows on the screen. The dreams of magic may be one day the waking realities of science. In the age to come man may be able to predict, perhaps to control the wayward courses of the winds and clouds, but hardly will his puny hands have strength to speed afresh our slackening planet in its orbit or rekindle the fire of the sun. — Yet the philosopher may console himself by reflecting that this gloomy apprehension, like the earth and the sun themselves, are only parts of that unsubstantial world which thought has conjured up out of the void, and that the phantom which the subtle enchantress has evoked to day she may ban to morrow. They too, like so much that to common sense seems solid, may melt into air, into thin air. — Solche Zukunftsblicke mögen die Seele faszinieren, wenn auch in der Art, wie die Blicke der Schlange den kleinen Vogel faszinieren sollen.

In dem Netzwerk, das Frazer ausspannt, sind an einer Stelle die Fäden besonders dünn und besonders lose geknüpft, da, wo er von der Entstehung der Religion spricht. — Der Uebergang von dem blinden Vertrauen auf die eigene Intelligenz in Verbindung mit der Vorstellung einer unfehlbaren mechanischen Ordnung der Dinge — beides als Anfang aller Kultur gedacht an sich schon seltsam genug — zu der demütigen Unterwerfung unter bisher völlig unbekannte Mächte in Verbindung mit der Vorstellung einer ganz willkürlichen Ordnungslosigkeit der Dinge müßte ganz allgemein gemacht worden sein; denn um ganz allgemeine Erscheinungen handelt es sich in der Götterverehrung mit Opfern und Gebeten. — Woher nahm man diese neuen, den magischen „prinzipiell" entgegengesetzten Vorstellungen? Und wie kam es, daß sie, die doch immer zunächst nur von wenigen können gehegt worden sein, ausnahmslos, oder so gut wie ausnahmslos angenommen wurden? Hatte die älteste

Menschheit es in ihrem Aberglauben bereits zu einem, dem des wissenschaftlichen Denken ähnlichen believe in a certain established order gebracht, ja konnte sie mit jenem take for granted that the course of nature is determined by the operations of immutable laws acting mechanically — mag auch diese Erkenntnis noch so dunkel, ihre Anwendung noch so verkehrt gewesen sein — wie versteht es sich, daß man das alles in der Religion, diesem unmotivierten Intermezzo, fahren läßt, um dann später doch wieder in der Wissenschaft to revert to the old standpoint? Das begreift sich um so schwerer, als auch in den Zeiten des reinen ursprünglichen Aberglaubens — und damit wird dessen Absolutismus schon sehr stark eingeschränkt — der Mensch eine Ordnung gekannt haben muß, derived from patient and direct observation of the phenomena themselves. Auch damals befeindete und tötete man sich doch nicht ausschließlich auf dem Wege der Sympathie, indem man Haare, Fingernägel, Kleider oder sonstiges Zubehör, auch das rohe Nachbild des Feindes verbrannte, mit Schwert, Spieß und Messer durchbohrte usw. Vielmehr sind doch alle diese Manipulationen erst aus denjenigen hervorgegangen, welche man direkt gegen den Körper des Feindes richtete mit Waffen, bei deren Verfertigung man die Gesetze der Mechanik und die chemischen Wirkungen der Gifte exakt und immer exakter zu beobachten verstand. Desgleichen erzielte man nicht die Erträge von den Aeckern allein durch magische Zeremonien.

Und andererseits, ist wohl der Unterschied zwischen Aberglauben und Religion durch die obigen Kennzeichen festgestellt und als auch nur größer denn der zwischen Aberglauben und Wissenschaft erwiesen? Wurden und werden Gebete, Büßungen, Opfer nicht auch oft in ganz mechanischer Weise dargebracht und als Zwang aufgefaßt, den der Mensch auf die unsichtbaren Götter ausübt, welche nach ihrem Belieben den Lauf der Dinge lenken? Ich erinnere auch an die in den Streitigkeiten der christlichen Kirchen so oft erhobenen Vorwürfe einer magischen Auffassung der Sakramente oder des Gebets. — Darauf mag man sagen, auch gegensätzliche Vorstellungen könnten bei unentwickeltem Denken mit einander verquickt werden, und daß Aberglaube sich an Religion anlehnen, daß religiöse Vorstellungen zu magischen werden könnten, sei unbestreitbar, widerlege aber nicht seine größere Ursprünglichkeit, beweise vielmehr gerade seine zähe Widerstandskraft. — Dann gibt es also einen Aberglauben, der sich an die Religion heftet, sie überwältigt, zu dem sie entartet, und einen Aberglauben, der von ihr unabhängig ist und ihr vorangeht. Diese beiden Arten wären wesentlich verschieden zu denken. Denn bei dem sekundären Aberglauben fehlte das Moment der unbedingten menschlichen Selbherrlichkeit, das Frazer an den Anfang der geistigen Entwicklung stellt; nicht allein auf seine „Intelligenz" baute da der Mensch mehr, sondern Voraussetzung wäre die Kraft der höheren unsichtbaren Wesen, von deren Willen er sich und die Dinge abhängig weiß, und deren Wirksamkeit er nur — freilich widerspruchsvoll genug — in Gebeten, Opfern usw. durch mechanischen Vollzug von Handlungen auslöst, denen

geistig bildliche Vorstellungen zu Grunde liegen. Wir hörten ja auch schon vom Aberglauben im allgemeinen: Magic often deals with spirits, nur daß sie sie behandelt exactly in the same fashion as it treats inanimate beings, und sahen bereits, daß auch die inanimate beings, mit denen die sympathetischen Operationen vorgenommen wurden, doch wohl nicht völlig inanimate, vielmehr in eben sympathetisch symbolischer Weise für das Gefühl des Menschen irgendwie beseelt waren.

In Zusammenhang mit einem oben schon gegebenen Zitat lesen wir I. p. 9: A savage hardly conceives the distinction commonly drawn by more advanced people between the natural and the supernatural. To him the world is to a great extent worked by supernatural agents, that is by personal beings acting on impulses like his own, liable like him to be moved by appeals to their pity, to their hopes and their fears. — — and if a god should happen, as he sometimes believes, to become incarnate in his own person, then he need appeal to no higher being, he the savage possesses in himself alle the powers necessary to further his own wellbeing and that of his fellowman.

Was ist das nun, gerade nach Frazers eigener Auffassung, anderes als schon Religion und auf einer sehr frühen, auf der frühesten Kulturstufe, während die Bräuche, welche Frazer so ausführlich beschreibt und denen er seine Definition der Magie entnimmt, wieder ihrerseits in einer viel späteren, der Wissenschaft schon aufgeschlossenen Zeit noch immer eine große Bedeutung entfalten. — Jene Zeremonie mit dem goldenen Zweig will Frazer doch offenbar als ein charakteristisches Beispiel für das Verfahren der Magie angesehen wissen; sind doch eben auf jene Zeremonie die Nachforschungen basiert, welche ihm neue Einsichten in das Wesen der Magie erschlossen haben.

Der Priester, der den goldenen Zweig trägt, ist, so wird auf weitem Wege erkundet, der Repräsentant der Vegetationskraft, die es intakt zu erhalten gilt, und der goldene Zweig ist das auch wieder. Es sind die gleichen Ergebnisse, zu denen bekanntlich Mannhardt, auf welchen sich Frazer öfter beruft, auch gelangt ist. Aber Mannhardt nimmt — wie das denn bisher allgemein geschehen ist — solche verbildlichenden, personifizierenden Vorstellungen für die religiöse Vorstellungsweise in Anspruch. Frazer mag das auf Grund seiner Definition der Religion ablehnen. Aber seine Definition des Aberglaubens ist nach der Seite der resemblance so unbestimmt, daß es doch wieder zweifelhaft erscheinen kann, ob daraufhin die Vorstellungen, welche er selber für die Zeremonie mit dem goldenen Zweig maßgebend sein läßt, voll für den Aberglauben zu reklamieren sind. Die personifizierende Vorstellungsweise, kraft deren der Priester sich eine so große Bedeutung beilegt und ihm eine solche von andern beigelegt wird, ist doch nur sehr unvollständig erklärt als nachahmende Verknüpfung einer Aehnlichkeit mit einer mechanischen Ordnung der Dinge, derjenigen gleich, welche dem wissenschaftlichen Denken zu Grunde liegt. Von einer Aehnlichkeit der Vegetation in ihrer Frühlingsentfaltung mit einem vollkräftigen Mann, der einen

goldenen Zweig trägt, kann doch nicht anders die Rede sein, als daß man einem eigentümlichen Erkenntnisvermögen der Beseelung, Vergeistigung und Personifikation die Vermittlung überträgt und damit einer Naturauffassung, welche an sich aller Mechanisierung entgegengesetzt ist. Auf seiner Suche nach Analogien bringt Frazer auch wohl nachahmende Bräuche bei, in denen ein symbolisch personifizierender Charakter nicht zu erkennen ist. Einige, z. B. das Ausgießen von Wasser in dürrer Zeit als Regenzauber, schließen sich an Bräuche von deutlich symbolischem Charakter an und weisen damit auf den gleichen Ursprung. Jedenfalls aber gibt es sehr viele allgemein als abergläubisch bezeichnete Handlungen, die ein rein mechanisches Gepräge tragen. Es fragt sich nur, ob dieses Gepräge als ursprünglich anzusehen, oder ob die Beziehung zu einer symbolischen Vorstellung nur unkenntlich geworden ist, resp. ob die fraglichen Handlungen ursprünglich symbolischen etwa nur nachgebildet sind als eine Art sekundärer Magie.

Jedenfalls kann Frazer angesichts seiner Beispielsammlung nicht leugnen, daß in der resemblance, mit deren Mißverstehen er die Magie anheben läßt, Bildlichkeit und Personifikation vorherrschen. Aber er kann nicht einmal zugeben, daß diese für die religiöse Vorstellung auch von großer, ja noch größerer Bedeutung seien und etwa darin dann die Anknüpfung sehen für die religiöse Periode, welche er auf die magische folgen läßt; denn damit würde er eine enge Beziehung zwischen Aberglauben und Religion zugeben, während er doch ihre prinzipielle Gegensätzlichkeit behauptet. Das eine bleibt aber immerhin auch für ihn bestehen, daß der Aberglaube überhaupt oder wenigstens in seiner Entfaltung den eigenartigen Vorgang der Verbildlichung und Beseelung zur Voraussetzung hat, an dem in Wechselbeziehung mit der Natur das geistige Bewußtsein der Menschheit, wie auch wieder des Kindes, erwacht und sich entwickelt, und in dem sich der Geist des Menschen in einer unmittelbaren, von aller kausal mechanischen Vermittlung freien Weise mit der Lebensmacht der Natur eins und in diesem Einssein als Herrn der Dinge fühlt.

Wer in diesem Vorgang mit Usener (Archiv 1904, S. 25) „den Ursprung aller religiösen Vorstellungen der älteren vorgeschichtlichen Menschheit erkennt," der setzt an Stelle von Frazers gesondertem Nacheinander ein urzeitliches Miteinander von Religion, Aberglauben und Wissenschaft, d. h. auf Beobachtung des kausalen Zusammenhangs gegründeter Vorstellungsweise, allerdings so, daß der Aberglaube anfangs den größten Raum einnimmt, um allmählich eingeschränkt, ohne doch, in seinen verfeinerten Formen, je überwunden zu werden. Ein solcher braucht die von Frazer allein anerkannte Beziehung der magischen Denkweise zur wissenschaftlichen darum nicht zu leugnen; zu laut spricht dafür schon die Geschichte der Wissenschaft. Er wird eben im Aberglauben eine Verquickung der einander völlig inadäquaten religiös bildlichen und kausal wissenschaftlichen Denkweisen sehen, wie denn auch auf wissenschaftlichem Gebiet umgekehrt als Aberglaube eine Vorstellungsweise gilt,

welche mythologisch persönliche Kräfte in die rein mechanische Naturkausalität einzuschalten, als mitwirkend zur Erklärung herbeizuziehen sucht. Wuttkes Definition, auf die bereits oben verwiesen wurde, lautet vollständig: „Was in der christlichen Religion Bild des Göttlichen ist, weil es Gottes Schöpfung ist, das wird dem Aberglauben zu einer selbständigen göttlichen Wirklichkeit.“ Dieser selbständigen göttlichen Wirklichkeit von Wuttke aber entspricht die sebständige Macht über Wind, Wolken und Regen, welche die magische Auffassung der Naturbildlichkeit dem Menschen zu verleihen scheint, darauf Frazer ein so großes Gewicht legt.

Eine Verquickung von bildlicher und kausaler Erkenntnisweise, für welche „Aehnlichkeit zur wirkenden Ursache wird“, muß als solche necessarily false and barren sein, und zwar muß da false in dem Sinn von in sich widerspruchsvoll, absurd, nicht bloß irrig genommen werden. Wissenschaftliche Annahmen, die sich als irrig erweisen, haben nichts zu tun mit Aberglauben, wie sie denn auch nicht immer barren, sondern oft recht fruitful sind. Auch noch für den wissenschaftlich hochgebildeten Kulturmenschen kann die symbolisch bildliche Auffassung der Dinge einen guten, manchmal einen tiefen Sinn haben. Sie entspricht einem unausrottbaren Bedürfnis, für welches er sich, wenn er sich der Religion entfremdet hat, wenigstens noch in der Kunst Befriedigung sucht. Dieselben Vorstellungen aber müssen eben dadurch, daß man sie mechanisch vereigentlicht, Aehnlichkeit zur wirkenden Ursache macht, absurd werden. Die Fülle des Jahres in einem goldenen Zweig anschauen ist immer noch von poetischer Wahrheit, sie durch bloße Manipulationen mit solchem Zweig hervorbringen oder fördern wollen, ist notwendig „unverständig.“ — So besteht denn, um auf Rauwenhoffs oben zitierten Ausspruch zurückzukommen, der Unterschied zwischen den „unsinnigen Praktiken des Wilden“, mit denen er den Blitz von seiner Hütte abwenden will, und Franklins Verfahren bei Erfindung des Blitzableiters doch noch in etwas anderem als nur darin, daß der Wilde „unkundiger“ als ein Franklin ist. Es ist der Unterschied zwischen Unvernunft und Vernunft, Absurdität und Logik, verkehrter und richtiger Anwendung des Satzes vom Grunde, eben darum aber freilich nicht der Unterschied von Religion und Wissenschaft, sondern von Aberglauben und Wissenschaft. Die Absurdität des Aberglaubens ist so anerkannt, daß niemand erwartet, der Abergläubische werde sich zum „Aberglauben“ bekennen, während der, welcher sich schämt, sich zur Religion zu bekennen, angesehen wird als einer, der keine Religion hat.

Da nun die Gewalt des Menschen über die Dinge auf der Vernunft beruht, so kann Frazers Kennzeichnung, darnach der Mensch im Aberglauben depends on his own strength to meet the difficulties and dangers and relies on his own intelligence and unaided efforts, nicht zu Recht bestehen; es muß vielmehr das Verhältnis des Abergläubischen zu den Dingen sich als das Gegenteil von der Herrschaft erweisen, die der Mensch über sie, sei es unmittelbar in der religiös bildlichen Erkenntnis kraft des „Denkgesetzes“ der

Analogie" (Usener, Archiv 1904, S. 25), sei es mittelbar kraft des Denkgesetzes vom Grunde — ausübt, also als Knechtschaft unter die Dinge. Daß dem so ist, dafür bedarf es eigentlich keines Zeugnisses; doch möchte ich hier Ottos Bestimmung der superstitio (a. a. O. S. 548) anführen: „Die Bedeutung, die dieser Begriff in der klassischen und nachklassischen Periode der Sprache hat, ist allbekannt. Wir übersetzen gewöhnlich „Aberglauben". Gemeint ist im Gegensatz zu der Sicherheit des vorsichtigen, achtsamen Menschen, des homo religiosus, die ängstliche Furcht dessen, der überall „Gespenster sieht", den die Furcht treibt, sich unter den unschuldigsten Umständen der absonderlichsten Schutzmittel gegen vermeintliche Gefahren zu bedienen, mit einem Worte: der δεισιδαίμων, wie ihn Theophrast charakterisiert hat." Gewiß ist die Gewalt des Magiers über die Gemüter der Menschen groß; aber gerade wenn er selber an seinen Zauber glaubt, so ist er, der für alle seine Erwartungen keine Gründe anzugeben vermag, wiederum ebenso abhängig von den Dingen, deren Zusammenhänge und Wirkungen ihm in bezug auf seine Manipulationen völlig dunkel sein müssen. Und ist denn nicht auch ein furchtsames, gedrücktes und verfinstertes Wesen bekanntermaßen das durchgängige Kennzeichen für alle Völker und Menschen, bei denen Aberglauben und Zauberei an die Stelle der Religion getreten sind?

Es hat ja wohl den Anschein, als ob der Mensch, welcher sein Vertrauen auf gewisse abergläubische Operationen setzt, durch die er Sonnenschein und Regen macht, das Bewußtsein einer freien Gewalt über die Dinge haben müsse. Aber der Zauberer ist dabei doch an völlig unverstandene, weil überhaupt unverständliche Maßnahmen gebunden — natürlich, so weit er selber im Aberglauben befangen ist — wie denn auch in seinen Augen der leiseste Verstoß alles vereiteln oder den gewünschten Erfolg in sein Gegenteil verkehren kann. Die Gewalt, die er ausübt, ist also nicht seine Gewalt, sondern, mit Wuttke zu reden, die einer „selbständigen göttlichen Wirklichkeit" völlig unberechenbarer und damit unwirklicher Art. Insofern aber diese Wirklichkeit dem „Bild" des Göttlichen entnommen ist, so ist ihre Gewalt eine Verkehrung der religiös-sittlichen Gewalt über die Dinge, deren der Geist des Menschen sich an ihrer Geistigkeit bewußt wird. Hätte der Aberglaube irgend etwas von dieser Gewalt, so würde er nicht länger Aberglaube, sondern Glaube sein. Were it true and fruitful, kannn man da auch sagen, it would no longer be magic but religion. Und andererseits, sobald sich der Zauberer bei seinen Prozeduren durch irgendwelche Berechnungen leiten läßt, sei es auch nur zum Zweck der Täuschung seiner Klientel, so tut er den Schritt von Magie zur Wissenschaft, etwa zur praktischen Psychologie. — Nirgends zeigt sich wohl die Gewalt des großartigen Imitationsmechanismus über die Natur, auf die Frazer so beharrlich das Augenmerk des Lesers richtet, vollkommener als in der chinesischen Staatsreligion, und gewiß überwiegt darin der Aberglaube mit seiner Absurdität und blinden Furcht. Aber in der denkenden moralischen Begründung, die sie dort erhalten hat, zeigt

sich doch eben auch noch von der ursprünglich idealistischen Art solcher Gewalt. — Es führt ein Weg von Konfutse zu Kant. — In seiner Knechtschaft unter die Dinge beruht die dem Aberglauben wesentliche Unsittlichkeit.

Zwar in dem Menschenopfer, welches gerade das Leben dessen fordert, in dessen Person sich die symbolisch-magische Gewalt konzentriert, wie es Frazer in dem geheimnisvollen Vorgang am See von Nemi erkennt und dafür mancherlei Parallelen beibringt, kann man nicht schon ohne weiteres ein Zeugnis für die Unfreiheit sehen, in welcher auch der priesterliche Magier selbst gehalten wird. Vielmehr geht daraus die ungeheure Macht der religiös-symbolischen Vorstellung über das menschliche Gemüt hervor. Es ist ein Tod, in dem das Leben festgehalten wird, ein Sterben zur Auferstehung. Wohl aber zeigt sich jene Knechtschaft der Furcht und des Schreckens, jene δεισιδαιμονία nach der späteren Bedeutung dieses Namens, in dem düstern Seelen- und Geisterkult, bei dem man am ersten von ursprünglichem Aberglauben reden könnte. Wenigstens hat die Vorstellung der Seele, des Geistes als vom Körper getrenntes, schattenhaft körperliches Wesen nichts direkt mit der Geistigkeit der religiösbildlichen Erkenntnis zu tun. Und weil Frazer eben nach Analogien für einen Vorgang von symbolischer Bildlichkeit sucht, so wird dieses weite, düsterste Gebiet des Abergaubens durch seine Nachforschungen auch nur gestreift. Da wo der Geisterglauben in der Ausschließlichkeit zu finden ist, welche Frazer dem Aberglauben überhaupt für die Anfänge geistiger Entwicklung eingeräumt wissen will, da ist auch die äußere Knechtschaft zu Hause als eine Auswirkung der inneren mit ihrem sittlichen Tiefstand, der Todesfurcht beim Fehlen von Jenseitshoffnungen, dazu von allem, was Kunst und Wissenschaft zu heißen verdient, bis zur fast gänzlichen Unfähigkeit, fremde Kultur aufzunehmen, die mit einigem Erfolg nur auf dem Wege religiöser Erweckung übermittelt werden kann.

Es scheint sich da um eine Rückbildung zu handeln: der Geist, der in der Bildlichkeit der Dinge sich selbst in ihrer Geistigkeit erkannt hat, erliegt dem Eindruck des Todes und läßt in der Vorstellung von Geistern, welche den Körper im Tode verlassen, diesen zur „toten Materie" werden, entgeistet damit die Dinge, die als tote Hülle ihre Bildlichkeit verlieren, aber so auch der Geist seine Geistigkeit. Denn was sind diese „Geister" anderes als „Gespenster", leblos, leer und wieder nichts als feine nebelförmige Materie. Hier zeigt sich die deutlichste und als solche schrecklichste Gestalt des Aberglaubens, wie denn Otto den Abergläubischen am besten zu kennzeichnen meint als einen, „der überall Gespenster sieht." Dem entspricht auch seine, freilich noch zweifelhafte Herleitung des Wortes superstitio, für die er aus dem Golden Bough die Vorstellung beibringt, daß die Seele durch Mund und Nase entweicht, und unter Bezugnahme auf den ekstatischen Zustand des Wahrsagers superstitio mit „Darüberstehen", „Hinauftreten" wiedergibt. Er erklärt (S. 555): „Der Lebensatem oder das Herz ist emporgestiegen in die Kehle, den Mund, die Nase". So weist denn auch zunächst auf den

Seelenglauben, was Frazer von der Vorstellung des Wilden sagt, der dadurch, daß „ein Gott" sich in seiner Person „inkarniert", zum Herrn der Naturvorgänge wird. Voraussetzung dafür, daß ein Geist als in den Körper des Menschen eingehend gedacht wird, ist doch, daß bereits die Vorstellung der vom Körper geschiedenen Seele als von ihm ausgehend gebildet worden ist. Aber wenn solcher Verbindung nicht bloß — wie das im Seelenglauben der Menschenfresser ja auch geschieht — eine Vermehrung des menschlichen Geistesvermögens zugeschrieben wird, wenn sie geradezu die Macht des Betreffenden über die Natur bedeutet, wie sie sonst durch Vermittlung der Naturbildlichkeit zur Vorstellung gelangt, so zeigt sich darin eine Verschmelzung von Götter- und Seelenglauben. — Kann der Geist nur wieder in den Körper eingehen, wenn er bereits von ihm ausgegangen ist, so ist für letztere Vorstellung wiederum die Voraussetzung, daß er, um sich als ausgehend und eingehend zu denken, zuvor seiner selbst sich in Freiheit bewußt geworden, und das geschieht, wie schon der Name Geist = Wind, wie das Wesen der Sprache überhaupt und wie die Entwicklung des kindlichen Denkens zeigen, eben nicht so, daß der Geist anfängt, sich von der Natur als einem Mechanismus zu unterscheiden, sondern so, daß er sich in seinen Gefühlsregungen an den Erscheinungen der Dinge in ihrer Bildlichkeit bewußt wird, vor allem auch aus Blühen und Welken in der Natur Freude und Leid herausempfindend.

Das Bestechende in Frazer's Theorie möchte wohl darauf beruhen, daß seine Kennzeichnung des Aberglaubens als einer gewaltigen, weltumfassenden Mechanisierung und Beherrschung der Naturerscheinungen mittels Imitation zu ihrer Folie das großartige Panorama der Naturreligionen hat, das er entrollt. So setzt denn der Leser für die Aehnlichkeit, von welcher die Theorie spricht, ohne weiteres die religiöse Bildlichkeit ein, von der die umfangreiche Beispielsammlung spricht, wodurch eine zutreffende Definition des Aberglaubens zustande kommt als Mechanisierung der religiösen Bildlichkeit. Zur Täuschung trägt bei, daß eben darum der Unterschied zwischen magischer und religiöser Vorstellung nicht auf dem Inhalt, sondern auf der Form beruht und jede freie religiöse Vorstellung durch Vereigentlichung ihrer geistigen Bildlichkeit zur unfreien magischen werden kann. — Erst wenn man auf Frazers Konstruktion der geistigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit achtet, von der die Beispielsammlung den Blick abzieht, treten Frazers wahre Meinung und die Mängel seiner Theorie zu Tage.

Besonders stark wird die Wirkung des Buchs auf Leser sein, bei denen der Ton persönlicher Ueberzeugung, der zum Schluß angeschlagen wird, Widerhall findet, für deren last analysis es auch nur theories of thought gibt und zwar im Grunde nur die zwei: Aberglaube und Wissenschaft. — Wenn Frazer definiert: Religion explains the succession of natural phenomena as regulated by the will, the passion or the caprice of spiritual beings like man in kind, though vastly superior to him in power, so ist damit jedenfalls eine Vorstellungsweise gekennzeichnet, welche in widerspruchsvoller Weise die anthropo-

morphe religiöse Bildlichkeit mit der kausal wissenschaftlichen Betrachtungsweise verquickt. Und wenn er weiter die Religion definiert als a propitiation or conciliation of powers superior to man which are believed to control the course of nature and human life und zwar wieder by passion and caprice, so ist solch nicht von Vertrauen, sondern von Mißtrauen und Furcht eingegebenes Verhalten, das darum im Grunde in nur äußeren Verrichtungen bestehen kann, schon von den Propheten Israels im Namen Gottes verworfen worden. Micha 6, 6—8: „Womit soll ich den Herrn versöhnen, mich bücken vor dem hohen Gott? Soll ich mit Brandopfern von jährigen Kälbern ihn versöhnen? Wird wohl der Herr Gefallen haben an viel tausend Widdern, an unzähligen Strömen Oels? Oder soll ich meinen Erstgeborenen als Sühne für mich geben? — Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben, und demütig sein vor deinem Gott." Oder Amos 5, 22. 24: „Und ob ihr mir Brandopfer und eure Gaben darbringt, so nehme ich es nicht gnädig auf — — Hinweg von mir mit dem Geplärr deiner Lieder, das Rauschen deiner Harfen mag ich nicht hören! Möge vielmehr Recht sprudeln wie Wasser und Gerechtigkeit wie ein nimmer versiegender Bach!" Und auch Jesaia 58 zeigt, wie alt dieser Kampf der Religion mit dem Aberglauben ist.

Daß religion as an explanation of nature is displaced by science, kann darum zugestanden und doch bestritten werden, daß die Wissenschaft mit dem Aberglauben geht und die Religion zu beiden in prinzipiellem Gegensatz steht. The hope of moral progress, die ganz allein an das Geschick der Wissenschaft geknüpft wird, bleibt nicht ausgenommen von dem Geschick des Wissens, daß seine Objekte sich schließlich vor dem Blick des Philosophen alle verwandeln in phantoms melting into thin, thin air. — Darin kann auch Frazer nicht atmen. Wenn er träumt und dichtet unter dem Himmel Italiens, Griechenlands, Kleinasiens, steht er da nicht auch noch in Gemeinschaft mit der Lebens- und Geistesmacht, die den Priester des goldenen Zweigs sein Leben hingeben ließ, um es zu erhalten, und welche sich in der Selbsthingabe eines königlichen Priesters, dessen Symbol ein dürrer Stamm ist, noch heute als Kraft einer Hoffnung erweist, welche allein dem trostlosen Relativismus rein wissenschaftlichen Erkennens zu widerstehen vermag?

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Die Weltmissionskonferenz in Edinburg vom 14. bis 23. Juni.

ist ein Ereignis, welches die Beachtung der gesamten evangelischen Christenheit verdient. Hier versammeln sich 1200 Vertreter fast aller evangelischen Missionsgesellschaften, um die wichtigsten Probleme der Mission eingehend zu beraten. Aus Deutschland nehmen etwa 100 offizielle Vertreter an der Konferenz teil. Zugleich mit

den offiziellen Vertretern kommen viele andere Missionsfreunde zu inoffiziellen Beratungen, hauptsächlich über Fragen des heimatlichen Missionswesens, zusammen, die Zahl dieser Freunde wird 3000 sicher übersteigen. Seit länger als einem Jahr haben 8 Kommissionen auf Grund ausführlicher Berichte von etwa 1500 Missionaren gründliche vorbereitende Studien getrieben über das Verhältnis des Christentums zu den nichtchristlichen Völkern, über das Verhältnis zu den Kolonialregierungen, über die eingeborenen Mitarbeiter, die Selbständigmachung der neuen Kirchen, über die Schaffung geeigneter Literatur u. a. Die Ergebnisse dieser Vorarbeiten und der Konferenz selbst können zu dem erstaunlich billigen Preise von 16 Mark in einem Werk von 9 Bänden zu je 300 Seiten von jedem Missionsfreunde erworben werden.

Möchte doch auch in unsern Kreisen diese Konferenz die Aufmerksamkeit vieler lebendiger auf das Werk der Mission lenken. Während bei uns das in Dogma und Riten gebundene Christentum nach neuen Formen und neuem jungen Leben drängt — und an der Erlangung dieses neuen freien Lebens von den Freunden der größten, alten Missionsgesellschaften vielfach gehindert wird, läßt sich diese dogmatisch und kirchlich gebundene Stellung draußen auf den Missionsfeldern nicht aufrecht erhalten. Da draußen wogt der harte, heiße Kampf. Da sind die alten Lehr- und Kirchenformen stumpfe Waffen. Die Schalen und Schlacken fallen. Die meisten Gesellschaften geben es heute offen zu: Man darf und kann dort das Christentum nicht predigen „nach dem Schema der Anselmschen Theorie oder den Heiden die Sakramentslehre in sonderkirchlicher Ausprägung darbieten“ (J. Warneck). Man muß die europäischen Lehrformen abstreifen, das Evangelium vereinfachen und einsehen, daß auf das eine Volk die Ethik des Christentums, auf das andere Jesu Gestalt, auf ein drittes die Freiheit der furchtlosen, vom Aberglauben gelösten christlichen Frömmigkeit, auf ein viertes der reine Monotheismus die größte Wirkung ausüben, — so klingt es zu uns herüber aus den Berichten der tüchtigsten Missionare aller Richtungen.

Von welcher weiten Wichtigkeit sind diese Erkenntnisse für die Arbeit der Mission draußen! Wie weitherzig müssen die Missionare werden in gegenseitigem Verstehen und wie bereit zur Zusammenarbeit bei der Pflanzung der nur nach der Eigenart der fremden Völker gebildeten, jungen Kirchen. Trotz ihrer Mängel, welch blühendes, vorwärtsdrängendes, freies, frisches Leben ist in der so aufgefaßten und ausgeführten Arbeit der Mission!

Man spricht viel von dem auf die alte Christenheit zurückwirkenden Segen der Mission! „Der Hindu, der Chinese, der Batak, der Zulu will und soll nicht den Umweg über eine lutherische oder anglikanische oder baptistische Dogmatik machen.“ (J. Warneck.) „Den Umweg“!? Man staune! Wenn das für jene Völker ein Umweg ist, warum sollen wir denn uns den Weg versperren lassen zu der Klarheit des Evangeliums durch den noch immer mitgeschleppten Wust der Dogmen und Riten vergangener Jahrhunderte, deren

Denken, Sorgen und Kämpfen uns so fern liegt und für unsere Zeit so völlig gleichgültig ist! Werden unsere orthodoxen Kreise nicht endlich diese laute, freie Sprache ihrer Missionsarbeit erhören? Wäre das nicht der schönste Segen der Mission für unsre Kirchen, wenn sie es endlich wagten, dem Fragen und Suchen unsrer Zeit das Evangelium zu bieten in neuer, freier Form, wie wir das wollen? Wollen sie auf uns nicht hören, so mögen sie ihre Missionare hören. Auch für uns sind lutherische u. a. veraltete Dogmatik ein Umweg, den Millionen keine Lust mehr haben zu gehen. Nein, sie wollen den direkten Weg zu Gott. Und das ist recht so! Unsre Zeit ist viel zu praktisch und klar in ihren Lebenszielen, um sich noch immer auf diesen Umwegen führen zu lassen. Die Unbefriedigung der Ungezählten sagt deutlich genug: Wenn das wirklich das Christentum ist, so hat es keinen Wert für uns. Draußen will man die alten Schlacken abstoßen, hier will man neue Fesseln schmieden. Draußen will man nur einfachste religiöse Unterweisung, hier stärkeren Zwang unter den Katechismus, den zu erklären manchem Professor Mühe macht, den zu fassen Kindern unmöglich ist. Dort will man Freiheit der kirchlichen Formen, hier immer mehr Knechtung der Einzelgemeinden, die individuelle Gestaltung zeigen. Dort kann man nichts ausrichten ohne Lehrfreiheit, hier verstärkt man den Lehrzwang, der notwendig (ob gewollt oder ungewollt) alles neu aus alten Zuständen sich emporringende Leben niederhalten, wenn nicht töten muß. Wann wird man bei uns diese Sprache der Mission hören und beherzigen?

Wir hören sie und hören aus ihr die klare Bejahung der Berechtigung unserer Ziele, für neue Zeiten neue Arten des Christentums zu wollen und zu schaffen. Es ist Erquickung in unsern oft so harten Kämpfen, daß die Arbeiter der fast ausschließlich orthodoxen Missionen offen bezeugen, daß draußen dieselben Bedürfnisse vorliegen, die unsre Zeit hier auch hat. Der Abfall der Massen in Deutschland ist zur Zeit der Herrschaft der Orthodoxie geschehen. Sie versteht ihre Schuld nicht, sondern klagt und schilt, anstatt die laute Anklage und die dringende Mahnung ihrer Mission zu hören und unser Bitten: Wagt es doch! Werft das wertlos Alte fort! springt mitten hinein in das Gewoge der Gegenwart. Das Christentum wird dann nicht untergehen. Nein! Dann erst wird es Sauerteig werden und Licht der Welt. Ja, wir freuen uns der Mission und ihrer Lehren. Sie hat hierin unsre Art. Darum mutig und frei: voran! Protestantenblatt.

Die deutsche Sprache in Japan.

Ueber dies Thema schreibt Professor Karl Alberti-Tokio in der Kiautschou-Post einen Artikel, dem hier folgende, sehr interessante Ausführungen entnommen sind:

„Wir können mit Recht und Stolz sagen: Viel, sogar sehr vieles, das Japan zu seiner Großmachtstellung verhalf, verdankt es deutschem Wissen und deutscher Zucht. Das wird auch von allen

einsichtsvollen japanischen Politikern anerkannt und ist nicht abzuleugnen, trotz aller gegnerischen Hetzversuche; denn an Neidern und Gegnern hat es uns Deutschen nie gefehlt. Selbst die „Seoul Preß", das Organ der japanischen Generalresidentur in Korea, muß das zugeben, denn vor wenigen Monaten schrieb sie unter anderem: „Japan verdankt Deutschland sehr viel! — Besonders viel verdankt ihm Japan in wissenschaftlicher und militärischer Hinsicht. Die meisten Professoren, die heute die wichtigsten Lehrstühle der japanischen Universitäten innehaben, haben ihre endgültige Ausbildung auf deutschen Universitäten erhalten. Zumal auf dem Gebiete der Medizin hat uns Deutschland unschätzbare Dienste geleistet, denn mit nur zwei Ausnahmen haben alle hervorragenden Mediziner Japans ihre Studien in Deutschland vollendet."

Derartige Aeußerungen sind wohl der beste Beweis, daß die Deutschen es verstanden haben, ihren Platz im Sonnenlande nicht nur zu behaupten, sondern ihn auch zu festigen. Daß dies aber geschehen konnte, ist neben deutschem Wissen und deutscher Energie der deutschen Muttersprache zu danken, deren Studium hier in Japan eine Verbreitung hat, deren Umfang sich der Kenntnis unsrer Mitbürger daheim wohl fast ganz entzieht. Deshalb sind ein kleiner Rückblick und ein kurzer Hinweis auf diese Tatsache sehr wohl einmal am Platze.

Während die allgemeine Handelssprache in Japan die englische ist, spricht und versteht die gesamte wissenschaftliche Welt Japans Deutsch, und alljährlich sendet die Regierung wohl an hundert wissenschaftlich gebildeter Personen nach Deutschland, um an deutschen Universitäten sich die Vollendung ihres Wissens zu holen. Daneben wandert noch eine große Anzahl Personen jeden Standes zu gleichem Zwecke auf eigne Kosten nach Deutschland. Sogar eine deutsch-japanische Gesellschaft, die „Wa-Dokukai", existiert in Berlin, die den Hauptzweck des Studiums der deutschen Sprache und deutschen Wissens hat. In dieser Gesellschaft hielt schon im Jahre 1902 in Berlin der leider zu früh verstorbene Professor an der Adelsschule in Tokio, Professor Jintaro Omura, einen interessanten Vortrag über die Entwicklung der deutschen Sprache in Japan, auf den wir hier leider nicht näher eingehen können. In diesem Vortrage betonte der Redner ganz besonders die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Studiums der deutschen Sprache.

Von allen wissenschaftlich gebildeten Personen sind es vor allem die Mediziner, die die deutsche Sprache erlernen, und wie schon oben gesagt, fast alle ihre abschließende Ausbildung in Deutschland suchen und finden. Unter den japanischen Aerzten ist es zur herrschenden Meinung geworden, daß die deutsche Medizin in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen finde, und daß man nur durch ihr Studium etwas Tüchtiges zu leisten vermöge. Dadurch ist es auch gekommen, daß das Studium der deutschen Sprache hier in den meisten höhern Schulen obligatorisch ist. Da ist zunächst das Seminar für höhere Sprachen zu nennen, die Adelsschule, die Vorbereitungsschulen für die Universität, die Kriegsakademie, die Militär-

schulen und schließlich die Universität, in denen die deutsche Sprache gelehrt und gelernt wird.

An der Universität werden in allen Fakultäten fast ohne Ausnahme deutsche Bücher gelesen und deutsche Professoren angestellt, besonders ist dies bei der medizinischen, juristischen und literarischen Fakultät der Fall gewesen und teilweise noch heute der Fall. Selbst bei der technologischen und naturwissenschaftlichen Fakultät wird die deutsche Wissenschaft neben der englischen gepflegt. Die medizinische Fakultät, die den Ruf genießt, die fortgeschrittenste von allen zu sein, ist seit ihrem Bestehen fast ganz von deutschen Professoren geleitet und nach deutschem Muster eingerichtet worden. Vorlesungen werden selbst von japanischen Professoren in deutscher Sprache gehalten. In der juristischen Fakultät sind ebenfalls zwei deutsche Lehrer angestellt, die als Vertreter der deutschen Rechtswissenschaft und Nationalökonomie den Studenten den Geist deutscher Wissenschaft einzuprägen suchen.

Da so auf der Universität die deutschen Wissenschaften in deutscher Sprache getrieben werden, so ist es selbstverständlich, daß letztere in den Vorschulen der Hochschulen mit allem Eifer gelehrt wird. Daneben besteht noch eine selbständige Schule, die des vor 27 Jahren unter Beihilfe des Fürsten Ito gegründeten Vereins für deutsche Wissenschaften, die im Jahre 1884 eröffnet wurde und heute über 1000 Schüler hat. Am besten wird wohl der Umfang des Unterrichts in deutscher Sprache dadurch erwiesen, daß von den etwa 86 Ausländern, die an den japanischen Hochschulen unterrichten, nicht weniger als 31 Deutsche und nur 19 Engländer sind, während der Rest sich auf die übrigen Nationen verteilt. Der Pflege der deutschen Sprache unter den Japanern dient auch die jetzt im 12. Jahrgang stehende „Zeitschrift für deutsche Sprache in Japan", die von Japanern herausgegeben und redigiert wird. Auch die medizinischen Zeitschriften, so die „Medizinische Wochenschrift", „Die japanische Aerztin" und andre, bringen neben dem japanischen Text, auch Aufsätze in deutscher Sprache. Daß daneben auch deutsche Vereine und Unternehmungen sich die Verbreitung der deutschen Sprache angelegen sein lassen, ist selbstverständlich; wir gehen darauf hier nicht weiter ein, da wir in vorliegenden Zeilen nur die rein japanischen Unternehmungen und Institute usw. aufzuführen beabsichtigten.

Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

Das Evangelisch-lutherische Missionsblatt 1909, 1—24. — Die Leipziger Mission hat im letzten Jahre auf ihrem indischen Arbeitsfelde einen Rückgang der Getauftenzahl um 230 zu verzeichnen. Elemente, die um äußerer Dinge willen zu den Missionaren gekommen waren, sind wieder abgefallen. Ein dringender Arbeitsmangel macht sich auch bei dieser Mission geltend. Der Wichtigkeit der Frauenmission in Indien ist im letzten Jahre wieder durch Aussendung mehrerer Schwestern Rechnung getragen worden. Ein Defizit ist bis jetzt noch vermieden worden, eine Seltenheit heutzutage bei deutschen Missionen. Neben diesen Berichten aus der eigenen Arbeit bringt das Ev. luth. M.-Bl. gut

orientierte Aufsätze über Indien und die Mission dortselbst. Missionar Handmann schildert anschaulich einen Besuch bei Pandita Ramabai, jener bedeutenden Frau, die sich durch ihre Fürsorge für die indische Witwenwelt einen Namen gemacht hat weit über Indien hinaus. In ihrem Witwenheim hat sie über 1500 Witwen und junge Mädchen vereinigt. In der Leitung dieser großen Schar wird sie von einigen europäischen und amerikanischen Damen unterstützt. . . . Die streng methodistische Art der Seelenarbeit mit Revivals usw. mag uns wenig sympatisch anmuten, dennoch wird man diese Frau bewundern müssen um ihres Eifers und ihrer Liebe willen zu ihren Schwestern. Durch Ausblicke auf die nationale Bewegung in Indien fesselt das Blatt die Leser. Fort und fort wächst diese und obwohl die englische Regierung ihr durch Schaffung eines nationalen Parlaments entgegengekommen ist, wird sie weiter wachsen. In Indien liegen für England Aufgaben und Arbeiten in Fülle und auch die Mission sieht sich vor immer neue Probleme gestellt. Nachdrücklich fordert auch das Leipz. M.-Bl. ein viel gründlicheres Studium des indischen Volks und seiner Religion. S.

Literatur.

Ernst Schmidt, Kultübertragungen. Gießen 1910. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker). 132 S. Geh. *M* 4.40.

Ericus Mueller, De Graecorum deorum partibus tragicis. Gießen 1910, im gleichen Verlag. 156 S. Geh. *M* 5.20.

Beide Schriften, Heft 2, bzw. 3 des VIII. Bandes der von Richard Wünsch und Ludwig Deubner herausgegebenen „Religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten" rufen das Gedächtnis an den der religionsgeschichtlichen Forschung leider viel zu früh entrissenen Albrecht Dieterich wach. Der Autor der einen wie der der anderen bekennt, die Anregung zu seiner Untersuchung von dem großen Heidelberger Philologen empfangen zu haben, und Schmidt hat seine Studie in pietätvoller Dankbarkeit dem verstorbenen Lehrer gewidmet, der nur mehr deren erstes Kapitel noch selbst hat lesen können. Dieses erste Kapitel führt dem Leser die uns erhaltenen, in vielen Punkten sehr auseinandergehenden Nachrichten betreffs der Einführung des Kultes der Magna Mater Kybele in Rom vor und sucht aus den einander widersprechenden Angaben die geschichtliche Wahrheit zu gewinnen. Der Verfasser findet, die ganze Erzählung von der Uebertragung der großen idäischen Göttermutter beruht auf bloßer Erfindung. Und was die Bildung der Legende veranlaßt hat, war nach ihm die Absicht staatskluger Männer — er meint vor allem an Scipio Africanus denken zu dürfen, der es ja vorzüglich verstand, göttliche Autorität für seine politischen Pläne ins Feld zu führen —, der Einmischung Roms in die kleinasiatischen Verhältnisse dem furchtsamen und leichtgläubigen Volke gegenüber eine nachträgliche Rechtfertigung zu schaffen. Daß man, nachdem einmal der Plan gefaßt war, der Göttermutter durch Errichtung eines Tempels in Rom eine neue Heimat zu schaffen, auch wirklich einen Einzug der Göttin inszenierte, indem man ein Schiff mit einem Meteorstein den Tiber aufwärts zog und in Rom feierlich empfing, will Schmidt dabei nicht für ausgeschlossen erklären. Eben dieser fingierte Empfang, meint er, habe den Ansatzpunkt für das bunte Legendengewebe abgeben können, das sich in der Folge bildete. In ganz der gleichen Weise werden zwei weitere antike Translationsgeschichten untersucht, die Uebertragung des Asklepios nach Rom und die Einführung des Sarapis in Alexandria, mit dem größten Aufwand

von Gelehrsamkeit diese letzte. Auch die diesbezüglichen Berichte erscheinen dem Verfasser als ungeschichtlich: „es sind Legenden, gedichtet in der alten Zeit aus demselben Drange heraus, der ein Jahrtausend später noch wirksam war und noch immer Reliquienübertragungen dichten ließ, aus dem Bestreben, dem heiligen Leib, dem heiligen Bild, das man anbetete, durch den Glanz einer wunderbaren Herkunft aus weiter Ferne höheren Ruhm und höhere Würde zu verleihen“ (S. 87). Die, ganz kürzlich erst auch von einem anderen Forscher (E. Petersen, im letzten Hefte des Archiv f. Religionsw. (XIII, 1. 1910) einer Untersuchung unterzogene, Sarapislegende ist er geneigt, für die erste der Legenden dieser besonderen Legendengattung zu halten, deren Schößlinge uns noch in zahlreichen Translationsgeschichten von Heiligen des christlichen Mittelalters entgegentreten. Nicht alle parallelen Züge aus katholischen Heiligenlegenden werden, wie der Verf. selbst gelegentlich bemerkt, als Nachwirkungen des Altertums zu erklären sein. Ganz ähnlichen Motiven begegnet man z. B. auch in der Legendenliteratur des späteren chinesischen und japanischen Buddhismus.

An China und Japan kann man auch über dem Lesen der lateinisch geschriebenen Untersuchung von Mueller über die Rolle, welche die Götter in der griechischen Tragödie spielen, erinnert werden. Da wie dort ist ja das Drama aus dem religiösen Spiel erwachsen. Mueller zeigt, wie die Tragödie bei Aeschylus noch ganz den Charakter des religiösen Spiels trägt, insofern recht eigentlich die Gottheit selbst agierend vor Augen geführt wird, unterscheidet aber von dieser spezifisch tragischen Götterrolle schon bei dem ältesten der drei großen Tragiker einen anderen, epischen, aus dem Heldengesang erwachsenen Typus. Wie sich die Rolle der Götter bei Sophokles und Euripides entwickelt hat, wird in Kap. II und III dargetan. Natürlich, daß das letzte Kapitel auch dem Deus ex machina ausführliche Behandlung angedeihen läßt. Muellers Buch trägt die Widmung Ricardo Wuensch. Wie um den dahingegangenen anregenden Heidelberger Hochschullehrer bildet sich sichtlich allbereits um dessen Königsberger Freund und Kollegen, der als Herausgeber des „Archiv“ in sein Erbe trat, ein Kreis von jüngeren, strebsamen Philologen, die zum Ausbau der Religionswissenschaft wertvolle Bausteine liefern. Auch der Verfasser der erstbesprochenen Schrift verdankt Professor Wünsch manchen fördernden Wink, und sein Buch gibt, um auch das noch zu erwähnen, eine Abbildung des die Einführung der Göttermutter Kybele darstellenden Reliefs des Kapitolinischen Museums, wozu ihm die Zeichnung Frau Lisbeth Wünsch geliefert.

Heidelberg. Hans Haas.

D. **von Soden**, Hat Jesus gelebt? Aus den geschichtlichen Urkunden beantwortet. Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. 50 Pfg.

Die behandelte Frage hat die Gemüter vieler stark erregt. Es ist begreiflich, daß die bloße Möglichkeit der obigen Fragestellung vielen Christen entweder empörend erscheint, oder sie in Zweifel bringt über alles, was ihnen bisher letzte Lebenszuflucht war. Professor von Soden ist der rechte Mann, mit seiner ruhigen, feinen, den Gegner offen anschauenden Beweisführung seine Leser zu überzeugen, daß die, welche die geschichtliche Existenz Jesu leugnen, nicht das geringste Recht haben, sich auf die Wissenschaft zu berufen. Gerade die Wissenschaft beweist unzweifelhaft: Jesus hat gelebt. Die Schrift enthält vorzügliches Material zu Vorträgen und ist sehr zu empfehlen.

Zu danken ist auch dem „Protestantischer Schriftenvertrieb", der durch die schnelle Herausgabe dieser Schrift zur rechten Zeit Tausenden einen guten Dienst geleistet hat. Witte.

D. **Bousset**, Festpredigt, gehalten beim Jahresfest des A. E.-Pr. Missionsvereins in Braunschweig am 20. 2. 1910. Verlag von J. Neumeyer in Braunschweig. 25 Pf. Der Reinertrag ist für die deutsch-chinesische Schule des Missionsvereins in Tsingtau bestimmt.

Diese Predigt, der das Schriftwort Jes. 60, 1 zugrunde liegt, zeichnet sich durch große Beredtsamkeit, Klarheit und Wärme aus. Sie zeigt, wie ohne den Glauben alle Gebiete des Menschenlebens — trotz Wissenschaft, Technik und edlen Menschentums — voll Dunkel und Rätsel sind, und stellt dem das sonnige, herrliche Licht gegenüber, mit dem der Glaube alles Erdendunkel verklärt und auf einen endlichen Sieg des Lichtes über alles Dunkel weissagt. So will diese Predigt „in uns das lebhafte Bewußtsein erwecken von dem, was uns der allmächtige Gott mit dem Besitz unseres Glaubens geschenkt hat."

Wo aber wirkliches Licht des Glaubens ist, da scheint es auch, durchdringt uns selbst und scheint hinaus in die Ferne des dunklen Heidentums, das trotz mancher einzelner schwacher Lichtpunkte doch tiefes Dunkel darstellt. Daher ergeht Gottes Mahnung an die ganze Christenheit: Mache dich auf, werde Licht. So mahnt uns das Textwort „an unsre Verpflichtung, das Licht des Glaubens leuchten zu lassen, wo immer Menschenwesen sein Werk treibt."

Hoffentlich wird diese schöne Predigt recht viel gekauft, damit auch das Lesen derselben der Mission viele Freunde wirbt, wie sie sicherlich bei dem Fest selbst die Herzen tief bewegt hat. Witte.

Mitteilungen.

Das Jahresfest findet vom 6. bis 8. September in Ludwigshafen in der Pfalz statt. Am 5., abends 8 Uhr, und am 6., vormittags 9 Uhr, sind die Sitzungen des Zentralvorstandes; am 6. um 4 Uhr die Generalversammlung, um ¾8 Uhr: Gottesdienst, um 9 Uhr: Volksfeier im nördlichen Stadtteil. Am 7. vormittags ist der Festvortrag, um 2 Uhr: Mittagessen, um 8 Uhr: Volksversammlung. Am 8. ist Ausflug nach Heidelberg. Näheres bringt die nächste Nummer.

2. Es ist ein neues Buch von Dr. Rohrbach herausgegeben worden „Deutsche Kulturaufgaben in China." Das 125 Seiten starke Buch enthält folgende in Berlin und Hamburg für unsern Verein gehaltene Vorträge: 1) Wandlungen im chinesischen Geistesleben, von Dr. O. Franke, Professor am Hamburgischen Kolonialinstitut. 2) Was steht für Deutschland in China auf dem Spiel, von Dr. Rohrbach. 3) Gesundheitliche Volkshilfe als Mittel deutscher Kulturarbeit in China, von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Bier und Marinestabsarzt Dr. zur Verth. 4) Berg- und Hüttenwesen in China, von Dr. O. Junghann. Das Buch kostet 1 Mark. Der ganze Ertrag kommt unserm Verein zugute.

Eingegangene Schriften.

Fr. Wilh. Brepohl, Friedrich Nietzsche oder Jesus Christus. — Aus dem Winterleben der Wanderzigeuner. — Johannes Calvin und seine Bedeutung für unsere heutige Kultur. Verlag, Das Havelland, Seegefeld.

P. O. Hennig, Afrikanische Kolonial- und Eingeborenen-Politik.

W. Dilger Der indische Seelenwanderungsglaube. Verlag der Basler Missionsbuchhandlung.

Die Tanzpsalmen der Tenrikyo-kwai.

Von D. Hans Haas-Heidelberg.

II. Text.

O, dass Du uns erlösen wolltest[1]), austreibend, was da böse,
erlauchter König, Du, der himmlischen Vernunft[2])!
Lasst mich ein wen'ges reden, leiht euer Ohr der Gottheit[3])
Worten. Es ist nichts Böses, was ich sage.
Wie Erd' und Himmel dieser Welt ward Ehemann und -Frau
gemacht.[4]) Das dieser Welt Beginn.[5])
Treibt aus, was böse! Dringend ist das Heil.[6]) Macht alles
rein, so steht der Kanrodai.[7])

---

1) Jap. tasuke tamae, „hilf in Gnaden!" oder „Du wolltest uns erretten!" Ständig wiederkehrender Gebetsseufzer in der japanischen Literatur der buddhistischen Jôdo-Sekten.

2) Jap. Tenri ô no Mikoto. — no (Genitivpartikel) Mikoto ist ein ehrendes Prädikat, das schon im Nihongi an die Namen von Gottheiten und erlauchten menschlichen Persönlichkeiten angehängt wird. Mikoto, bestehend aus Mi „hehr" und koto „Ding", wird von Florenz mit „Seine Hoheit, Ihre Hoheit" wiedergegeben. ô = König. Greene übersetzt pluralisch: o August Kings. Vgl. dazu meine Bemerkung Z. M. R. S. 143.

3) Jap. kami. Für die Erklärung dieses Wortes aus der Shinto-Theologie s. Florenz, Japanische Mythologie S. 3 f., Anm. 5. Greene übersetzt auch hier pluralisch „the Gods".

4) Dieser Satz zeigt konfuzianischen Einfluss. Es ist hier an die beiden aus dem Urprinzip Tai-k'ih hervorgegangenen Prinzipien yin und yang der chinesischen Philosophie zu denken, die mit Erde und Himmel, Männlichem und Weiblichem usw. identifiziert werden.

5) Es scheint, dass vor diesem Satz nur die üble Nachrede der Gegner der entstehenden Sekte den anderen eingeschaltet: Sie (Mann und Frau) sind es, von denen Kinder geboren werden.

6) Diese an des Täufers Johannes „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen" gemahnende Konstatierung hat O Miki offenbar aus der Predigt der buddhistischen Sekten des Paradieses Amidas im Westen übernommen, wo auch die direkte Nähe des Heils immer und immer wieder betont und daran die Mahnung geknüpft wird, alsbald ohne Säumen sich diesem Heile zuzuwenden.

7) Wörtlich „Süsstau-Pfeiler". Was hierunter zu verstehen ist, lässt sich nur durch einen längeren Exkurs verständlich machen. Offenbar geht der Ausdruck auf die altjapanische Mythologie, die shintoistische Kosmogonie zurück, wie sie am Anfang der beiden ältesten japanischen Geschichtswerke, des Kojiki (712 n. Chr.) und Nihongi (720), zu finden ist. Da wird erzählt, wie das göttliche Urpaar, der Gott Izanagi und die Göttin Izanami, nachdem sie, auf der schwankenden Brücke des Himmels (Regenbogen?) stehend, miteinander beratschlagt, die Länder der Erde erzeugten. Mit einem juwelengeschmückten Speer nach unten stossend, fanden sie

daselbst das blaue Meer. Das Meerwasser, das von der Spitze des Speeres herabtröpfelte, als sie diesen nach einigem Herumrühren in der Salzsee wieder aus der Flut zogen, gerann und wurde eine Insel, die erste des heutigen japanischen Archipels. Auf diese Insel stiegen die beiden Gottheiten hernieder, um daselbst ihren Wohnsitz aufzuschlagen, Mann und Frau miteinander zu werden und Länder zu erzeugen. Das Kujiki, die fälschlich dem Prinzen Shotoku Taishi und dem Soga no Umako zugeschriebenen „Annalen der alten Begebnisse", berichtet, dass sie den Juwelenspeer zum Mittelpfeiler ihres Hauses, d. i. der Hütte, worin sie ihren ehelichen Verkehr pflegen wollten, machten, wie man nach japanischen Kommentatoren in ältester Zeit nicht nur bei der Hochzeitszeremonie, sondern überhaupt, wenn man etwas vornahm, einen Pfeiler zu errichten pflegte.

Das Bewusstsein, ein Neues zu inaugurieren, hatte unverkennbar auch die Prophetin O Miki. Eine neue Welt sah sie vor ihrem Geistesauge stehen, einen neuen Himmel und eine neue Erde, bevölkert von einem glücklichen, aller Krankheit und allem Leide überhaupt entnommenen Geschlechte. Aus kleinsten Anfängen erwuchs die neue Gründung. Sie war aber innerlichst davon überzeugt, dass sich deren Kreise weiter, immer weiter ziehen würden, um schliesslich alle Welt zu umfassen. Der Ausgangs- und Mittelpunkt dieser Neuschöpfung aber war ihr der Ort, wo sie ihre göttlichen Offenbarungen empfangen hatte. Wie Jakob auf seiner Wanderung an der Stätte, wo er im Traume die Himmelsleiter gesehen und Jahves Verheissung empfangen hatte, einen Stein zu einem Mal aufrichtete und Öl oben darauf goss, indem er sprach: „Wie schaurig ist diese Stätte! Hier muss der göttliche Palast stehn! Hier ist das Himmelstor!", so tat O Miki, nicht in Nachahmung des alttestamentlichen Patriarchen natürlich, sondern nach dem Vorbilde des mythologischen göttlichen Elternpaares ihres eigenen Volks. Um diesen Stein herum vollführte man ganz zu Anfang die religiösen Reigentänze. Und diese Stätte liess die Prophetin nachmals mit einem Tempel umbauen, nach dessen Modell alle Heiligtümer der neuen Religion im ganzen Reiche angelegt sind. Dieser Mittelpunkt ist es, der ursprünglich als Kanrodai, „Süsstau-Pfeiler", bezeichnet wurde.

In der Folge vergeistigte sich die Vorstellung. Und unsere Stelle zeigt, dass schon O Miki selbst ihr solche Umdeutung gab. Den Kanrodai errichten heisst den Grund legen zu dem herrlichen Bau, der nicht mit Händen und von Steinen gemacht ist, den geistigen Bruderbund von Gotteskindern schaffen, die in Reinheit des Herzens leben, so allem Uebel, das einzig in des Herzens Unreinheit seinen Grund hat, entrückt und in der Gottheit, die der Reinen Herzen zu ihrer Behausung macht, selig sind, also dass ihr ganzes Leben nur mehr ein Jubilieren ist. So wird unter der Hand Kanrodai zu etwas Innerlichem, das ein jeder in seinem Herzen errichten kann und soll. Das Herz des Gläubigen ist der Ort, da die Gottheit ihre Wohnung hat, und im Herzen fühlt er all die Freuden, die aus deren Gegenwart fliessen und die ihm die ganze Welt zu einem Paradies gestalten. Voll realisiert freilich wird Kanrodai erst sein, wenn, eine Wirkung der neuen Offenbarung, alle Menschen ihre Herzen werden gereinigt haben und mit der Gottheit innerlich werden eins geworden sein.

Schweift gleich der Blick allüber all die Welten,[8]) da ist nicht einer doch, der recht versteht.[9])
So aber muss es sein[10]): ist's etwas doch, das nie gekündet worden.[11])
Wenn sie denn nicht verstanden haben, nicht ihr Fehler war's.
Jetzund jedoch hat Gott sich kundgetan[12]) und jeglich Ding genaustens legt er dar.
Sagt man auch schon[13]), dass hier die Stätte des Gottbezirks von Yamato[14]), von seinem Ursprung weiss man nicht.[15])
Hievon wer einmal recht vernahm, so gut wie alles dran wird wert ihm sein.
Wünscht ihr zu hören, kommt ihr, mich zu fragen: ich teil' euch mit, wie jedes einzelne entstand.

Die Idee ist in ihrer Wurzel shintoistisch, erwachsen, wie gesagt, aus der alten kosmogonischen Mythe des Kojiki und Nihongi, und shintoistisch ist auch das Dringen auf Reinheit. Das Prinzip der Innerlichkeit aber ist offenbar durch buddhistische Einwirkung in die ursprünglich massive Vorstellung gekommen, und im besonderen ist es unverkennbar die Lehre der buddhistischen Jodo-Schule, durch die O Miki hier beeinflusst ist. Auch die „Freude" spielt in dieser eine grosse Rolle.

8) Jap. yorozu yo no sekai, wörtlich: „über das ganze Universum von 10000 Welten". Die unbestimmte japanische Ausdrucksweise lässt es zweifelhaft, wer den suchenden Blick über das All schweifen lässt. Ich (die Prophetin)? man, d. i. die Menschen überhaupt? die Gottheit?

9) scil. die wahre Lehre von dem Verhältnis der Gottheit zu den Menschen.

10) Jap. sono hazu ya, es hat nichts Verwunderliches, es ist nur natürlich, dass den Menschen allen bisher das rechte Wissen abging.

11) Vgl. Röm. 10, 14.

12) Jetzund (jap. kono tabi wa), d. i. am letzten in diesen Tagen, da er durch seine Prophetin O Miki geredet zu den Menschen.

13) scil. bislang immer.

14) Yamato ist eine der fünf der alten Hauptstadt Japans zunächst gelegenen Provinzen (go kinai). Ihr Hauptort, Nara, war von 719—784, in welchem Jahre der Hof nach dem heutigen Kyoto verlegt wurde, die erste dauernde Residenz der japanischen Kaiser (während sich vorher jeder Kaiser einen anderen Sitz innerhalb der fünf Provinzen gewählt hatte). Hieraus erklärt es sich, dass eben diese Provinz, in der O Miki beheimatet war und wo sie ihren ersten Tempel in Tamba-ichi errichtete, ein Zentrum alter religiöser Traditionen war und als „der göttliche Bezirk" (Kamigata) par excellence gilt. Yamato ist aber wohl auch hier, wie sonst oft, als Name für ganz Japan, „das Land der Götter", gebraucht.

15) Durch das Eindringen des Buddhismus, der den autochthonen Naturkult, nachmals Shinto genannt, in den Hintergrund drängte, waren tatsächlich die alten kosmogonischen Mythen in Vergessenheit geraten.

Tritt Gott herfür und macht er kund jedwedes Ding, voll gutes Muts wird alle Welt dann sein.
Und da nun allem Volk Erlösung schleunt, ist alle Welt auch innerst gutes Muts. —

Der 1. Psalm.

1. Des ersten Monds[1]) Befruchtungsspende,[2]) o, wie die doch so wundersam!
2. Wo heitern Blicks man sie empfängt, o, was die nicht erhoffen lässt!
3. Ein Herz [so wie es Kindern] von drei Jahren [eignet], festet euch![3])

O Miki, obwohl von Haus aus einer der buddhistischen Gemeinschaften, der Jodo-shu, zugehörig, fand das bedauerlich (cf. Arthur Bonus!), und in ihrer Lehre nahm die Kosmogonie einen ziemlich breiten Raum ein.

1) Jap. shôgwatsu, wörtlich der rechte Monat, d. i. der erste Monat des Jahres. Die Prophetin vergleicht die neue Segensoffenbarung, die die Gottheit den Menschen durch sie zuteil werden lässt, dem Anbruch eines neuen Jahres voll froher Aussichten.

2) Jap. koe (= Dünger) no (Genitivpartikel) sazuke (darbieten). Der Psalm feiert durchweg die Fruchtbarkeit. Die Realistik, in der der Dünger als Bild für das göttliche Heil, das den Menschen widerfährt, gebraucht wird, hat nichts Befremdliches, wenn man im Sinne behält, dass die Tenrikyo ursprünglich eine Bauernreligion ist. Sichtlich an dieser Derbheit Anstoss nehmend, korrigiert ein moderner literarischer Gläubige, Demizu, die Worte in koe (Stimme) no tasuke (Helfen), wonach der Vers den geschniegelteren Sinn haben würde: „Das Anheben (shôgwatsu, erster Monat) des Heils (das den Menschen nahetritt in) der Stimme (der Offenbarung), wie so wundersam!"

3) Vgl. Ev. Matth. 18, 3: Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder. So gefasst, glaube ich, geben die Worte sanzai kokoro wo sadame einen Sinn, der sich in den Zusammenhang fügt. Die Stelle ist schwierig und lässt sehr verschiedene Übersetzung zu. Balet übersetzt: „Affermissez votre coeur [d'enfant] de trois ans", hierin offensichtlich Greene folgend (make steady your three year's heart), der sich die Worte von Tenrikyo-Priestern als Mahnung an die Menschen erklären liess, ihre Herzen, die flatterhaft und unbeständig seien wie das Herz eines dreijährigen Kindes, fest zu machen: Das Herz macht fest, das flatterhafte! Von einem kompetenten Japaner aber hat Greene sich sagen lassen, mit sanzai („drei Jahre" unserer Übersetzung) könnte die Prophetin auch das also lautende Wort gemeint haben, das die Bedeutung „Verschwendung" hat. Sanzai kokoro wäre dann zu verstehen als „verschwenderischer Sinn" und der Vers etwa zu übersetzen: „Dem Geudesinn legt an die Zügel!" (Give up carousing and become sober and sedate!) Möglich wäre vielleicht auch — und darauf bringt mich das Verbum sadameru, das in

4. So wird inmitten dieser Welt
5. Erspriessen [dann] Gewinn,
6. Erstaunlich wird der Acker tragen.
7. Und so wir ernten aller Art,
8. O, fruchtbar Jahr in Yamato![4])
9. Herzu denn nur!
10. Die Ernt' ist fest bestimmt uns schon.[5])

Der 2. Psalm.

1. Diderom, diderom![1]) O, welche Lust des Neujahrs[2]) erstes Tanzen![3])
2. Was wird das, ward der Wunderbau[4]) begonnen, sein ein Leben!
3. Für jeden[5]) kommt's,
4. Dem Ganzen[6]) frommt's.
5. Kommt männiglich nur erst herzu,
6. Durchhau'n des Aufruhrs Wurzelschoss.
7. Ist erst die Armut abgetan,
8. Zerhau'n der Krankheit Wurzel dann;
9. Und ist das Herz geregelt erst,
10. In Frieden wird auch sein das Land.[7])

---

der buddhistischen Literatur häufig im Gegensatz zu Zerstreutheit der Gedanken die geistige Gesammeltheit oder kraftvolle Konzentration bezeichnet —, dass an das Wort sanzai zu denken ist, welches bedeutet: „da und dort verstreut seiend, Unordnung"; also: Konzentriert eueren zerstreuten Sinn! Und ob nicht auch an sansai gedacht werden könnte, was die, religiösen Zeremonien voraufgehende, rituelle Reinigung bezeichnet?

4) Hier ist Yamato jedenfalls als Name für ganz Japan gedacht.

5) Also dass es für die Gläubigen überflüssig ist, sich darob irgend Sorgen zu machen.

1) Jap. ton-ton; ein onomatopoetisches Wort, den Klang der Trommel nachahmend, die zur Begleitung der Gesänge geschlagen wird.

2) Jap. shôgwatsu. S. Hymnus 1, Anm. 1.

3) Siehe über die Rolle, welche das Tanzen in der Tenrikyo spielt, die Einleitung.

4) Jap. fushigi na fushin. Der Gesang wurde offenbar kurz vor der Grundsteinlegung des ersten Tempels der Sekte in Tamba-ichi gedichtet.

5) Jap. mi, Körper, Person; d. i. für jedes Einzelindividuum.

6) Wörtlich „der Welt" (yo).

7) Konfuzianisch! Man vergleiche den ersten Abschnitt des Ta-hioh oder der grossen Lehre, eines der vier klassischen Bücher in China: „Die rechte Weise, die Grosse Lehre zu üben, besteht darin, dass man die natürliche Anlage zum Guten in sich zur Entfaltung kommen lässt, dass man das Volk erneut und dass man sich das Höchstgute zum Ziele setzt.

Der 3. Psalm.

1. Japans Shoyashiki's[1]) Kultstatt[2]) ist's, allwo die [neue] Welt beginnt.[3])
2. An dieser Kultstatt wunderbar, ob wir's auch keinem nah' gelegt,
3. Doch sammelt alles Volk sich hie und strömt ihr zu, wie wunderbar!
4. Recht, recht so! So weit sind wir nun. Fortab hebt's an, das wahre Heil.
5. Man schmäht uns immerzu und lacht, soviel wir Wunderhilfe beu'n.

Kenntnis des Ziels gibt Festigkeit, Festigkeit verleiht [äusserliche] Ruhe, Ruhe gibt inneren Frieden, innerer Friede ermöglicht klares Denken, klares Denken sichert Erreichung des Ziels. Wie [in der Natur] alle Dinge beides haben, Wurzel und Wipfel, so besteht auch in den Angelegenheiten [der Menschen] ein Zusammenhang von Wirkung und Ursache. Weiss man, was vorangeht und was nachfolgt, dann dürfte man dem Wege [d. i. der Vernunftnorm] nahe sein. So haben auch die Alten, wenn sie die Entfaltung der Anlage zum Guten im Reiche durchführen wollten, zuerst ihren Staat geordnet; um ihren Staat in Ordnung zu bringen, haben sie zuvor ihr Hauswesen geregelt; um ihr Hauswesen zu regeln, haben sie zuvor ihre eigene Person vervollkommnet. Wenn sie Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit anstrebten, machten sie zuvor ihr Herz rechtschaffen; ihr Herz rechtschaffen zu machen, machten sie zuvor ihre Gedanken wahrhaftig; wollten sie ihre Gedanken wahrhaftig machen, so machten sie erst einmal ihr Wissen vollkommen; ihr Wissen aber vollkommen zu machen, ergründeten sie die Dinge. Sind die Dinge ergründet, so ist das Wissen vollkommen; ist das Wissen vollkommen, dann werden die Gedanken wahrhaftig; sind die Gedanken wahrhaftig, so wird das Herz rechtschaffen; ist das Herz rechtschaffen, so ist die eigene Person vervollkommnet; ist die eigene Person vervollkommnet, so ist auch das Hauswesen geregelt; ist das Hauswesen geregelt, so ist auch der Staat geordnet; ist der Staat geordnet, so herrscht im ganzen Reiche Friede Das gilt für alle gleicherweise vom Himmelssohne bis zum gemeinen Mann herab. Für alle bildet die Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit die Grundlage. Ist diese Grundlage nicht in Ordnung, so ist es ausgeschlossen, dass, was sich darauf aufbaut, in geordnetem Zustande ist; es ist noch nicht vorgekommen, dass, wo das Wichtige vernachlässigt wurde. dem weniger Wichtigen grosse Sorgfalt zuteil wurde."

1) Shoyashiki ist der alte Name des Ortes Mishima oder Tamba-ichi, wo O Miki seit ihrer Verheiratung lebte.

2) Jap. tsutome no basho, d. i. die Stätte, da man die heiligen Tänze und Gesänge vollführt.

3) Oder vielleicht: „von da aus erstlich ward die Welt". Wahrscheinlich darf an beides zugleich gedacht werden: dass hier uranfänglich die Erzeugung der Länder begann und hier eben nun auch die neue durch

6. Kein sinnlos Wünschen bringet vor; mit simplem Herzen kommt herzu!
7. Auf Gott gestützt will wandeln ich fortab in Einfalt, wo's auch sei.
8. So leidig nichts wie Krankheitpein; auch ich fortab dien' täglich nun.[4])
9. Hatt' ich auch Glauben schon bislang, den Gott des Anfangs kannt' ich nicht.
10. Der aber nun sich offenbart, ist fragelos der wahre Gott.

Der 4. Psalm.

1. Was auch die Menschen sagen, — Gott, er sieht hernieder; seid getrost!
2. Sei'n euer beider[1]) Herzen nur in Fried! all Ding wird offenbart.
3. Ihr alle aber, die ihr hie, schaut Gottes Werk und Tun euch an!
4. Von früh bis spat mit rumbadibum[2]) dient Gotte,[3]) dass ringsum es dröhnt![4])
5. Dieweil Erlösung immer drängt, kommt schnell denn und seid freudevoll!

---

den Glauben an die Offenbarungen der Prophetin verwandelte Welt ihren Anfang nimmt.

4) Jap. hi no kishin. Balet erklärt diesen Ausdruck: „Le Tenrikyô désigne d'un seul mot, hi no kishin, les œuvres pies que l'homme doit accomplir. Ce mot est expliqué par: tout travail qui implique le sacrifice de soi-même, kenshinteki rôdô; il signifie en réalité: les offrandes journalières faites à un temple et est synonyme de kifu. Le temple qu'il s'agit de construire, c'est le Kanrodai, entendu soit dans son sens matériel, soit dans le sens symbolique. Par consequent, toute œuvre de foi, tout devoir basé sur un des dogmes, accomplis dans le but de purifier le coeur et d'enrichir l'intelligence, sont des œuvres méritoires. Si on les néglige, si on se laisse aller à la paresse, le coeur se corrompt, la maladie physique et morale nous assiège et détruit en nous l'édifice si important du Kanrodai, autrement dit, nous prive du ciel et de l'union avec le dieu."

1) Unter den zwei, die hier angeredet werden, hat man sich wohl ein Ehepaar vorzustellen.

2) Jap. donchan (onomatopoetisch).

3) Jap. tsutome suru, d. h. durch Tanzen und Singen dienen.

4) So wie es ringsum dröhnte, als nach dem alten Mythus die Göttin Uzume ihren pantomimischen Tanz auf dem umgekehrten Zuber vollführte.

6. Wohl hülf' ich eh'stens gern dem Volk des Dorfs; doch es verstehet nicht.
7. Von ganzem Herzen sinnet, wie ihr eins dem andern helfen mögt!
8. Furchtlos wird mählich unser Herz, vertilgt der Krankheit Wurzel man.
9. Hie ist das Paradies[5]) der Welt; auch ich möcht' alsbald eingeh'n da.
10. Jetzund ward gänzlich rein mein Herz bis tief ins Innerste, o, Dank!

Der 5. Psalm.

1. Weit ist die Welt; so werden auch der Wege manche sein zum Heil.
2. Doch Wunderhilfe, sie ist hie, in Kindesnot wie Blatternpein.
3. Dem Wasser ist die Gottheit gleich: ab wäscht des Herzens Unflat sie.
4. Ob niemand frei gleich von Begier, vor Gott ist nimmermehr Begier.
5. Habt ihr gleich immer Glauben, nur am Mass des Jubelns zeigt er sich.
6. Vergessen ganz eu'r grausam Herz! mit lindiglichem Sinne kommt!
7. Nichts Schweres wird von euch geheischt; um Rettung einzig geht es hie;
8. Und nicht für Yamato nur gilt's, von Land zu Land soll geh'n das Heil.
9. Hier hebt es an bloss in der Welt;[1]) ein Wunderort ward offenbar.
10. Auf jeden Fall, habt Glauben ihr, geht's ohne ** bauen[2]) nicht.

---

5) Jap. gokuraku, d. i. höchste Seligkeit, ein buddhistischer Terminus, das japanische Äquivalent für Sanskr. Sukhâvatî.

1) Jap. koko wa kono yo no moto no jiba. Könnte wohl auch besagen wollen: Hier (in Japan) ist die Stätte, wo die Erschaffung dieser Welt einst begann.

2) Jap. kô wo (musubaya nai kai na). Ich muss hier eine Lücke lassen. Balet übersetzt: il faut fonder des [lieux de] prêches. Greene: It is by no means in vain. Beide Übersetzungen sind mir zweifelhaft.

Der 6. Psalm.

1. Was man so Herz des Menschen nennt, das ist ein Ding der Zweifel voll.
2. Seit Wunderheil uns widerfuhr, sieht jegliches sich sich'rer an.
3. Was immer diese Welt umhegt, wird wie im Spiegel reflektiert.[1])
4. Gut, dass ihr kamt zu frommem Kult;[2]) so hebt es an für euch, das Heil.
5. Nur stets getanzt und musiziert! Zuletzt kommt Wunderhilfe euch.
6. Man naht mit Bittenallerlei, und tausendfach empfängt man auch.
7. Soviel ihr auch des Glaubens habt, frei muss das Herz doch sein von Fehl;
8. So Glauben gilt's zu hegen wie zu bessern auch des Herzens Fehl.[3])
9. Hat Glaube man gehabt bislang, muss seine Frucht auch zeigen sich.
10. Was jetzo ihr geseh'n, es ist des Fächers[4]) Art. Wie wunderbar!

Der 7. Psalm.

1. Ein Wort,[1]) sofern's den Duft vermehrt [der Lehre], g'nügt als Tagtribut.[2])
2. Wo nur ein tiefes Herze[3]) da, wer sollt' es dazu bringen nicht?

---

1) Nämlich: im Geiste des Gläubigen, dem die neue Gottesoffenbarung zuteil geworden ist. Vor ihm liegt alles klar, was dem Unerleuchteten rätselhaft ist.

2) Jap. tsutome, d. i. zum Tanzen und Singen.

3) Hier kehrt sich die Prophetin offenbar gegen die falschen libertinistischen Konsequenzen, die, wie aus des Apostels Paulus so aus des japanischen Priesters Genku, des Stifters der Sekte des Reinen Landes, ähnlicher Lehre von der Allgenugsamkeit des Glaubens gezogen wurden. S. Haas, „Amida Buddha unsere Zuflucht", S. 65 f.

4) Der Fächer ist das Symbol des Sichausbreitens. Die Prophetin sieht allbereits, wie ihre Sekte sich zur Weltreligion entwickeln wird.

1) scil. des Zeugnisses, das ein Gläubiger spricht, der Religion Propagandadienste leistend.

2) Jap. hi no kishin. S. Hymnus 3, Anm. 4.

3) Offenbar ein der Dogmatik der buddhistischen Sukhavati-Sekten

3. Wie denn einmal der Sinn der Welt, ist keiner, der nicht Feld sich heischt.
4. Wo da ein gutes Ackerland, sein männiglich für sich begehrt
5. Und jeglicher spricht gleicherweis: „Auch ich möcht' haben dieses Feld".
6. Dass ihr mir denn auch keinen drängt! Hier bleibe jedem frei die Wahl!
7. Ist jemand durchaus aus aufs Feld, kommt's auf den Preis ihm nimmer an.
8. Der Gottheit Feld ist dieser Grund. Was hier gesät, spriesst alles auf.
9. Ist hier denn nun das Feld der Welt, will streu'n auch ich hier reichlich Saat.
10. O wohl, dass ihr einmütiglich zum Säen hergekommen jetzt! Wer immer Saatkorn ausgestreut, ohn' dass er düngt, wird ernten doch.

Der 8. Psalm.

1. In all der Welt und unserm Land, gäb's Steine nicht und Bauholz g'nug?
2. Gilt's gleich zu bau'n ein Wunderhaus, um Hilfe geh'n wir niemand an.
3. Wie zuströmt Volk aus aller Welt, wird es ersteh'n schon allgemach,
4. Hinweg das Herz voll von Begier, ein Herz der Tugend richtet zu.
5. Warum so lang verzogen wir? Weil da kein Ernst zum Handeln war.
6. Doch auch kein sinnlos Hasten jetzt! Geht innerlich mit euch zu Rat!
7. Und erst nachdem geklärt das Herz, flugs angelegt zum Bau'n die Hand!
8. Tief ins Gebirge dringend sah ich beides, Holz und Stein zum Bau'n.
9. Ob wir es schlagen, dieses Holz? die Steine? Wohl, das steht bei Gott.
10. So ward geläutert denn nunmehr tiefinnen unser aller Herz.

---

entlehnter Terminus. Siehe die Lehre von den „Drei Herzen" in meinem „Amida Buddha unsere Zuflucht", S. 59 ff.

Der 9. Psalm.

1. Die weite Welt durchwandernd beu', ein-, zweimal taufend,[1]) Heil ich dar.
2. Auf Gottes Herz verlassend mich, all Unbehagen schaff' ich fort.
3. Der Menschen Herzen, schaut man drein, wie sind von Lüsten sie erfüllt!
4. Wo Lüste sind, o, tut sie ab! Wo nicht, so taugt ihr nicht für Gott.
5. Dass männiglich ohn' Unterschied doch käme mit entschied'nem Sinn!
6. Nicht mut' ich dem das Kommen zu, des Herz noch nicht entschlossen ist.
7. Ja, ja, nun gilt's für alle gleich, erst reiflich zu besinnen sich.
8. Rings im Gebirg selbst dient man schon dem Herrn der himmlischen Vernunft.
9. Hier aber, dienet man ihm gleich, doch ist kein einz'ger, der versteht.
10. Ruf' ich nun Gottes Namen an, flugs tragt ihm eure Bitten vor!

Der 10. Psalm.

1. Was man so Herz des Menschen nennt, 's ist gar so leicht nicht zu versteh'n.
2. Zwar biet' ich Wunderheil; doch ist, was jetzt erscheint, sein Anfang nur.
3. Den Schlamm im Wasser da, dass ihr ihn eilends mir entfernen wollt!
4. Gier ohne End': das ist der Schlamm; ein' laut'res Herz: das Paradies.[1])
5. O, dass euch immer, immer dies der Stoff der Unterhaltung wär'!
6. Ist schroff die Rede mein, sie ist's, weil so gar drängend ist das Heil.

---

1) Jap. Hiroi sekai wo uchi-mawari, issen ni sen de tasuke-yuku Greene übersetzt: Walking all over the earth I deliver [men and collect] one sen or two sen [contributions]. Mir ist doch viel wahrscheinlicher, dass mit sen hier nicht fromme Geldopfer gemeint sind (1 Sen = ca. 2 Pfg.), sondern dass an die anfangs in der Tenrikyo üblichen Lustrationen (sen) vermittelst „göttlichen Wassers" (shinsui) zu denken ist.

1) Jap. gokuraku.

7. Was Leid uns wirkt, vom Herzen kommt's; man selbst ist's, der Verdruss sich schafft.
8. Wohl, Krankheit ist ein leidig Ding; doch keiner weiss, von wannen sie;
9. Nicht einer bis auf diesen Tag hat recht erkannt der Krankheit Grund.
10. Jetzt aber ist er offenbart: der Krankheit Grund — des Menschen Herz.

Der 11. Psalm.

1. Shoyashiki[1]) in Japan ward bestimmt als Ort für Gottes Haus.
2. Dass Gatten einig Tag für Tag Gott dienen![2]) dies der erste Keim.[3])
3. Die ganze Welt, sieht man sich um, trägt mählich dienend Erde zu.
4. Der Gier vergessend dienet Gott tagtäglich![4]) dies der beste Dung.
5. Stetsfort trägt Erde man herbei; gibt's deren noch, will geh'n auch ich.
6. Wir wehren's keinem. Komme denn, wem irgend steht danach der Sinn!
7. Ein Erdetragen wundersam, wenn frommes Opfertun[5]) es ist.
8. Wo nicht, wird Erdarbeit im Hof nichts als ein Erdverschleppen sein.
9. Dass keiner noch bis jetzt verstand, o, wie das doch betrüblich ist!
10. Ohn' dass gedüngt wir heuer, wird doch Ernte uns im Überfluss. O Freude! O zu danken wie!

---

1) S. Hymnus 3, Anm. 1.

2) Jap. hi no kishin. S. Hymnus 3, Anm. 4.

3) Jap. mono-dane. Vgl. Hymnus 2, Anm. 7. Hiess es dort (in V. 9 u. 10), dass die Grundlage der Ordnung des Reiches, des letzten ethischen Ziels der chinesischen Staatsphilosophie, die persönliche Kultur sei, wobei die Ordnung von Haus und Familie das Mittelglied bildet, welches vom Einzelnen zum Staatsverbande überleitet, so bezeichnet O Miki hier die Familie als diese Grundlage.

4) Jap. hi no kishin. S. Hymnus 3, Anm. 4.

5) Jap. kishin.

Der 12. Psalm.

1. Das Erste? dass man Zimm'rer sucht und alles ihnen anvertraut.
2. Woll'n wir ihn bau'n den Wunderbau, heisst's rechnen erst; hernach bestellt!
3. * * * * * [1])
4. Werkmeister, tücht'ge, gibt's die wo, schnell werbt sie an und schickt sie her!
5. Der Meister vier auf jeden Fall bedarf's. Schnell stellt die Rechnung an!
6. Wir nöt'gen keinen, dass er kommt. Gewiss stellt man sich mählich ein.
7. Wie seltsam doch dies Bau'n! Es hört, einmal begonnen, nimmer auf.
8. Begebt ihr in die Berge euch,[2]) Holzfäller nehmt doch ja nur mit!
9. Kunstschreiner sind schon da, kommt denn auch nur mit tücht'gen Hoblern an!
10. Gekommen nun die Zimm'rer auch diesmal. So ist die Zahl nun voll.

---

1) Jap. mina sekai kara dandan to kitaru daiku ni nioi-kake. Ich lasse diesen Satz, aus dessen letzten Worten ich selbst nicht klug zu werden vermag, unübersetzt. Greene muss wohl eine andere Lesart vor sich gehabt haben, wenn er übersetzt: (To the builders who are coming from all over the world) give your orders. Balet hat: De l'univers entier, tous les hommes ressentent le parfum que répand le charpentier qui est venu. Er macht dazu die Anmerkung: Ce passage, comme un grand nombre d'autres, doit se prendre dans un sens figuré. Le charpentier qui répand son parfum désigne, d'après M. Demizu, un chef de poste dont le zèle répand la bonne odeur de la doctrine. Die Erklärung des japanischen Kommentators ist zu gesucht. Aber auch wenn man sie annehmen will, lässt sich der japanische Text unmöglich mit dem Französisch der Übersetzung in Einklang bringen.

2) scil. um Bauholz zu schlagen.

Zur allgemeinen Lage in China.

Von Missionar und Pfarrer Richard Wilhelm zu Tsingtau.

Das Jahr 1909 ist das erste Jahr einer neuen Aera in China. Die Aenderungen, die es gebracht hat, sind einschneidend genug. Ziehen wir die Bilanz, so läßt sich nicht verhehlen, daß die Erfolge der neuen Regierung in keiner Weise den Erwartungen entsprachen. Man hatte gehofft, daß mit dem Prinzregenten, der mit europäischen Verhältnissen persönlich bekannt ist, ein geschlossenes System wohlerwogener Reformen in China zur Herrschaft gelangen

werde, und am guten Willen des Herrschers zu zweifeln liegt auch heute noch kein Anlaß vor. Alle seine zahlreichen Edikte weisen nach dieser Richtung und keine einzige Maßregel von ihm ist bekannt, die bewußter Maßen der Reaktion gedient hätte. Aber vom guten Willen bis zur energischen Durchführung ist ein weiter Weg. Man hat nicht den Eindruck, daß der Prinzregent die Zügel der Regierung selbst mit starker Hand ergriffen hätte, vielmehr sind verschiedene Anzeichen vorhanden, daß die Einwirkungen geheimer Hofcliquen, welche die alte Kaiserin-Witwe mit großer Energie niedergehalten hatte, seinem persönlichen Willen über den Kopf wuchsen. Von hier aus sind wohl auch die Veränderungen im Bestand der höchsten Beamten zu erklären, welche die Welt in Staunen gesetzt haben. Drei Namen sind es, die, mit der chinesischen Reformpolitik aufs engste verknüpft, von ihren einflußreichen Stellen verschwanden: Yuan Schi Kai, Tschang Tschi Tung und Tuan Fang. War es dem greisen Tschang Tschi Tung vergönnt, durch den Tod davor bewahrt zu werden, in peinlichen Zwiespalt mit dem Regenten zu kommen, so läßt sich doch nicht verhehlen, daß ein solcher Zwiespalt auch bei ihm in kürzester Zeit notwendig hervorgetreten wäre, wie er sich bei den beiden andern gezeigt hat. Ganz abgesehen davon, daß auch positive Nachrichten vorliegen, nach denen der Sturz der beiden Minister auf geheime Intrigen zurückzuführen ist, läßt sich auch aus der ganzen Situation erkennen, daß nicht ein Wechsel der Prinzipien die Schuld an ihrer Entlassung trug, sondern ganz einfach das Verlangen des hohen Mandschu-Adels, den Genuß der Privilegien, die ihm seine Stellung bei Hofe gab, so ausgiebig wie möglich zu kosten. Kein Wunder, daß dieses Parteiwesen unter den einflußreichen und fortgeschritteneren Leuten unter der Bevölkerung viel Mißstimmung erregt hat und daß man dem Prinzregenten statt des früheren Vertrauens vielfach direktes Mißtrauen entgegenbrachte. Immer weiter griff die Bewegung um sich, die auf eine beschleunigte Einführung einer Konstitution drang, bis schließlich gegen Ende des Jahres eine Vertretung der verschiedenen Provinziallandtage, die als Vorbereitung für den künftigen Gesamt-Reichstag ins Leben gerufen wurden, sich nach Peking begab und aufs energischste die sofortige Eröffnung des Reichstags verlangte. In dieser kritischen Situation hat jedoch die Regierung fast wider Erwarten die nötige Energie gefunden, diese Forderungen abzuweisen und bei der Einführung der Konstitution Schritt für Schritt in organischem Aufbau vorzugehen, wie es noch von dem verstorbenen Kaiser durch ein Edikt vorgesehen war. Es zeigte sich dann auch, daß die Regierung mit ihrer Abweisung Recht gehabt hatte; denn die Abgeordneten mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen, und keine Empörung der Volksmassen hat ihr Verlangen unterstützt. Schließlich ist es doch nur eine dünne Oberschicht, die in diesen Fragen aktiv vorgeht. Die große Menge begehrt nichts mehr, als ihren Lebensunterhalt und Freiheit von staatlicher Bedrückung. Auf welchem Wege das erreicht wird, darum kümmert man sich nicht.

Eine andere Bewegung, die eine Zeit lang recht drohend aussah, war die sogenannte Vereinigung zur Schuldentilgung des chinesischen Reiches. Der zu Grunde liegende Gedanke war, daß man befürchtete, in Folge der auswärtigen Anleihen in Abhängigkeit vom Ausland, auch in politischer Hinsicht, zu geraten. Die unglaublichsten Gerüchte über eine auf Mitte Februar festgesetzte Aufteilung Chinas durch die Großmächte und ähnliche Dinge durchschwirrten die Luft und beunruhigten die Gemüter. Man müsse sich zusammenraffen, hieß es, und den letzten Heller dranrücken, um das Ausland abzubezahlen und dadurch frei zu werden. Selbstverständlich war der ganze Gedanke eine Utopie, und die Bewegung scheint jetzt auch im Abflauen zu sein, nachdem verschiedene vernünftige Beamte die Regierung aufs ernstlichste gewarnt hatten. Für den, der tiefer sieht, sagen alle diese Bewegungen das gleiche: sie sind ein Ausdruck einer unklaren, aber darum nicht minder tiefgehenden Stimmung in den Gemütern nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Ausland. Was durch die Boxerbewegung auf barbarische Weise gewaltsam versucht worden war, das versucht man jetzt auf eine mehr zivilisierte Methode zu erreichen: die Verfügung über die allgemeinen Angelegenheiten wieder selbst in die Hand zu bekommen. Eine Nation wie die chinesische läßt sich auf die Dauer nichts aufdrängen, sie hat den Wunsch und das Recht zur Selbstbestimmung, und seit durch den japanisch-russischen Krieg die unbedingte Furcht vor dem Ausland geschwunden ist, ist diese Stimmung ganz allgemein erstarkt. Man darf sich durch die Ungeschicklichkeit, mit der diese Bewegung sich Luft zu schaffen sucht, nicht irre machen lassen, sondern wenn man in China künftig irgend etwas wirken will, so ist der einzige Weg, auf dem sich etwas erreichen läßt, die unbedingte Achtung vor der Menschenwürde und Selbständigkeit auch des Geringsten im Volk.

Ganz besonders wird sich diese Haltung für die Mission empfehlen; denn sie ist ja allein auf die freie Zustimmung der Herzen angewiesen. Eine Mission mit staatlichen Machtmitteln verbietet sich immer mehr sowohl aus Abneigung der europäischen Staaten als auch deshalb, weil sie in China keinen Eindruck mehr macht. In einer Hinsicht muß der Europäer auch unter den Christen zurücktreten; er muß sich mit der Rolle des Freundes und Beraters der jungen chinesischen Gemeinde begnügen. Er kann nicht mehr den Herrscher spielen. Dennoch kann man nicht sagen, daß der Boden für das Christentum ungünstig sei. Im Gegenteil. Es beginnt in der chinesischen Christenheit da und dort schon selbständiges religiöses Leben zu erwachen. Man betrachtet das Christentum nicht mehr so sehr als die ausländische Religion, vielmehr eignet man es sich selbst als etwas allgemein menschliches zu. Ja, da und dort sind schon Anzeichen vorhanden, daß die Bewegung ins Große zu gehen beginnt. Das bedeutet natürlich für uns Europäer eine ernste Verantwortung. Wir müssen wachen und beten, um bereit zu sein für die Aufgaben, die für uns aus der Entwicklung der Dinge

entstehen können, vielleicht früher, vielleicht später, wer weiß es; bereit sein ist alles.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Aufruf zum Beitritt zur Deutschen Kongo-Liga.

Die Entwicklung der Verhältnisse in Mittelafrika, zu deren Regelung die europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten von Nordamerika unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck die Berliner Kongoakte vom 26. Februar 1885 vereinbarten, hat zweifellos bisher in Deutschland nicht die Beachtung gefunden, die den humanen Grundgedanken der Kongoakte sowie den deutsch-nationalen und handelspolitischen Interessen entspricht.

Weder durch die Berichte einwandsfreier Augenzeugen, noch durch die Bemühungen der deutschen Handelskammern, noch durch die energische Kundgebung des deutschen Kolonialkongresses im Jahre 1902, noch endlich durch die seit mehr als zehn Jahren wiederholten Beschlüsse und Petitionen der Deutschen Kolonialgesellschaft (zuletzt in Magdeburg im November 1909) ist es gelungen, die Leitung der deutschen auswärtigen Politik davon zu überzeugen, daß im Kongostaate Zustände herrschen, die mit den Bestimmungen der Kongoakte nicht in Einklang zu bringen sind und daher mit Recht andere Signatarmächte veranlaßt haben, ihrem Unwillen und Widerspruch Ausdruck zu geben.

Die Kongokonferenz wurde vom Fürsten Bismarck nach unserer Reichshauptstadt berufen, „in der Absicht, die für die Entwicklung des Handels und der Zivilisation günstigsten Bedingungen zu sichern“ und „Mittel auf Hebung der sittlichen und materiellen Wohlfahrt der eingeborenen Völkerschaften“ zu schaffen.

Demgemäß bestimmt die Kongoakte: im Art. I: „Der Handel aller Nationen soll vollständige Freiheit genießen“, im Art. V: „Keine der Mächte kann Monopole oder Privilegien, irgend einer Art, die sich auf den Handel beziehen, verleihen“, im Artikel VI: „Alle im Kongobecken beteiligten Mächte verpflichten sich, über die Erhaltung der eingeborenen Völkerschaften und über die Verbesserung ihrer moralischen und matriellen Existenz zu wachen.“

Zu diesen klaren Bestimmungen steht das Verwaltungssystem, wie es unter der Souveränetät des Königs Leopold II. seit dem Jahre 1892 und bis zur Stunde gehandhabt wird, in direktem Gegensatze. Statt die Eingeborenen geistig und materiell zu heben und das Land dem Handel aller Nationen zu gleichen Bedingungen zu öffnen, hat dieses System in skrupelloser Mißachtung jener menschenfreundlichen und fortschrittlichen Festsetzungen zum egoistischen Ausschluß der Handelsfreiheit, zur Raubwirtschaft und zur Ausbeutung des Landes sowie zur unerhörten Bedrückung der Eingeborenen geführt. Ungezählte Millionen sind hierdurch dem Souverän des Kongostaates und den unter seiner finanziellen Kontrolle stehenden Konzessionsgesellschaften zugeflossen, aber um den Preis der Ausrottung ganzer Völkerstämme und der Entwertung

der fruchtbarsten Teile des ganzen Landes. „Verarmung der Dörfer in den Steuerdistrikten, Untergang aller heimischen Industrie und teilweiser Rückgang der Bevölkerung" — so kennzeichnet nicht etwa ein Gegner des Kongostaates das Ergebnis der bisherigen Verwaltung, sondern die von seinem Souverän eingesetzte, amtliche Kommission, die 1904/05 die Verhältnisse am Kongo zu untersuchen hatte. Was die Konsuln, Forschungsreisenden und Missionare beider Konfessionen aus Belgien, England, Schweden und Nordamerika hierüber berichtet haben, ist seinerzeit in Europa wegen seines Uebermaßes an Roheit und Grausamkeit angezweifelt worden. Heute muß das Berichtete durch die Fülle des mittlerweile erbrachten, unbestreitbaren Beweismaterials in allen wesentlichen Teilen als erwiesen gelten.

Am 9. September 1908 ist der Kongostaat von dem neutralen Belgien übernommen worden. Belgien hat die Verpflichtungen, die ihm die Kongoakte auferlegte, bei dieser Gelegenheit feierlich anerkannt, aber seinen Versprechungen sind noch keine Taten gefolgt, die das bisherige Verwaltungssystem aufgehoben hätten Die großen Reformpläne des Jahres 1906 sind gänzlich unerfüllt geblieben. Allerdings sind Ende 1909 neue Reformpläne veröffentlicht worden, deren Verwirklichung durch eine am 22. März 1910 ergangene Verfügung eingeleitet worden ist. Es ist jedoch nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu verwundern, daß man auch diesen Reformplänen kein rechtes Vertrauen entgegenbringt. Ueberhaupt erscheint es fraglich, ob es sich jetzt noch ermöglichen läßt, im Kongo einen Zustand herbeizuführen, der den Festsetzungen der Berliner Akte entspricht. Da Belgien die Rechte der Konzessionsgesellschaften weiter bestehen läßt, bleiben große Teile der Kolonie nach wie vor dem freien Handel verschlossen; die Bewohner dieser Gebiete erhalten kein Recht auf die Naturprodukte und auf ihren angestammten Grundbesitz. Außerdem werden die Eingeborenen heute wie auch in Zukunft zu unerträglich hohen Abgaben, d. h. zu Zwangsarbeiten und Zwangslieferungen von Produkten genötigt sein. Sieht doch der Haushaltungsplan der Kolonie für 1910 an Leistungen der durch die Folgen der bisherigen Politik erschöpften und durch Schlafkrankheit dezimierten Eingeborenen die im Vergleich mit anderen Kolonien ganz unverhältnismäßig hohe Summe von 16 798 000 Mark vor.

Es besteht also die Gefahr, daß im Kongo trotz aller Versprechungen und einzelner Verbesserungen das alte System weiter besteht, zum Schaden des Landes, seiner Bevölkerung und des Handels der Staaten, die sich mit Belgien in der Kongoakte zur Garantie der Handelsfreiheit und Förderung der Zivilisation zusammengefunden haben. Die öffentliche Meinung wird sich auch nicht mit einer Oeffnung der Kongokolonie für außerbelgische Unternehmungen zufrieden geben dürfen, sondern sie erwartet daneben und vor allem Garantien für Hebung des materiellen und sittlichen Wohles der Eingeborenen.

Deutschland hat zu den Zuständen am Kongo bisher geschwiegen und im Gegensatz zu England und Nordamerika die Uebernahme des Kongostaates durch Belgien anerkannt. Es darf sich aber den Verpflichtungen nicht länger entziehen, die es als Signatarmacht der Kongoakte übernommen hat. Wenn die Reformprojekte auch diesmal wieder leere Worte bleiben oder nur ungenügend durchgeführt werden, so ist kein Ende der jetzt im Kongo herrschenden Zustände abzusehen. Deshalb fordert gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo sich die belgische Regierung im Kongogebiet einrichtet, das Interesse einer vernünftigen Eingeborenenbehandlung und des deutschen Handels ein unausgesetztes Dringen auf Herbeiführung vertragsmäßiger Zustände in der belgischen Kolonie.

Demgemäß hat sich die deutsche Kongoliga die Aufgabe gestellt, auf die Erreichung folgender Ziele hinzuwirken:

1. Aufklärung der weitesten Kreise Deutschlands über die Kongofrage durch rückhaltlose, streng der Wahrheit entsprechende Schilderung der Zustände im Kongo.

2. Schaffung von Bürgschaften, daß die für die sittliche und materielle Wohlfahrt der Eingeborenen bereits getroffenen und noch zu treffenden Maßnahmen tatsächlich zur Ausführung gelangen.

3. Beseitigung des Handelsmonopols, das vom Staate teils unmittelbar, teils durch seine weitgehende Beteiligung an den Konzessionsgesellschaften ausgeübt wird.

4. Wiederherstellung der Handelsfreiheit, wie sie die Kongoakte festgesetzt hat. Dementsprechend Anerkennung des Verfügungsrechts der Eingeborenen über die Naturprodukte ihres Grund und Bodens und die Schaffung von Garantien für die Angehörigen aller Vertragsstaaten, sich in freier Konkurrenz am Handel und an der Ausbeute der natürlichen Reichtümer des Landes beteiligen zu können.

5. Entsendung deutscher Berufskonsuln in ausreichender Anzahl in den belgischen Kongo mit der Weisung, über die Einhaltung der Kongoakte nach jeder Richtung hin zu wachen und über die Ausführung der Reformprojekte in bezug auf die Eingeborenenbehandlung und Handelsfreiheit eingehende Berichte zu erstatten.

6. Herbeiführung einer neuen Konferenz der Signatarmächte der Berliner Kongoakte. Da über die Ziele der Kongoakte im Laufe der Jahre Meinungsverschiedenheiten entstanden sind, und der Art. VIII der Kongoakte die Einberufung einer Internationalen Konferenz vorsieht, deren „gute Dienste in allen Fällen, wo bezüglich der in der gegenwärtigen Erklärung aufgestellten Grundsätze Schwierigkeiten entstehen, in Anspruch genommen werden können", wie auch der Art. XXXVI der Kongoakte bestimmt, daß „nachträglich nur auf Grund gemeinsamen Einverständnisses der Signatarmächte Abänderungen oder Verbesserungen, deren Nützlichkeit durch die Erfahrung dargetan werden sollte, in der Akte Aufnahme finden sollen", erscheint die Revision der Akte und eine

authentische Interpretation ihrer Bestimmungen als das einzige Mittel, um volle Klarheit zu schaffen.

Die Ziele der Deutschen Kongoliga stehen mithin in vollem Einklang mit der Berliner Kongoakte. Auf ihre Durchführung und Innehaltung hinzuwirken, ist eine Pflicht aller Menschenfreunde und weitschauender Männer des kolonialen Lebens, die nicht länger vergessen wollen, daß Deutschland für die Handelsfreiheit und das Wohl der Eingeborenen in Mittelafrika sein Wort eingesetzt hat.

Der Ausschuß der Deutschen Kongo-Liga: J. K. Vietor-Bremen, Vorsitzender. Missionsdirektor A. W. Schreiber-Bremen, stellvertr. Vorsitzender. Konsul a. D. Ernst Vohsen-Berlin, Schatzmeister. Prof. Westermann-Berlin, Schriftführer. Prof. G. K. Anton-Jena. Chr. v. Bornhaupt-Berlin. Ludwig Deuß-Hamburg. Pfarrer Fritze-Nordhausen. Buchhändler D. Gundert-Stuttgart. Prof. Dr. v. Luschan-Berlin. Pastor Lic. Reinhard Mumm-Berlin. Freiherr v. Pechmann-München. Prof. D. Rade-Marburg. Prof. D. Warneck-Halle a. S. Pfarrer D. Weber-München-Gladbach.

Der Deutschen Kongo-Liga sind u. a. bis jetzt beigetreten: Senior Prof. D. Bornemann-Frankfurt a. M.; Pastor prim Burggraf-Bremen; Pfarrer Förster-Frankfurt a. M.; Prof. D. Grafe-Bonn; Pfarrer D. Kind-Berlin; Lic. Dr. Paul Rohrbach-Berlin; Prof. D. Simons-Charlottenburg; Prof. D. Weinel-Jena.

Meldungen zum Beitritt (Mindestbeitrag Mk. 2.— pro Jahr) nimmt die Geschäftsstelle der Deutschen Kongo-Liga, Berlin SW. 48 Wilhelmstraße 29 entgegen. Zahlungen beliebe man, mit der Bemerkung „Für die Deutsche Kongo-Liga" ebendorthin, z. H. der Firma Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Postscheckamt Berlin Nr. 2812, oder auch an die Deutsche Bank, Depositenkasse A, Berlin, Mauerstraße, zu richten.

Die Kongogreuel werden in den südamerikanischen Kautschukländern nachgeahmt.

Schon längst fragten sich die Kenner des belgischen Kautschuk-Skandals im Kongobecken, nach welchen Grundsätzen wohl die Eingebornen in andern, diese Ware produzierenden Weltteilen behandelt werden. Was bisher sehr vereinzelt zu ermitteln war, ließ hoffen, daß neben allerlei leider unerläßlicher Uebervorteilung und einzelnen Rohheiten doch wenigstens die eigentliche Arbeitssklaverei und die damit notwendig verbundenen Schandtaten anderwärts nicht vorkommen.

Diese Hoffnung erweist sich als schwere Täuschung. Nicht nur innerhalb Afrikas hat das Raubsystem im belgischen Kongo Schule gemacht, sondern es wird nach neuesten Nachrichten bereits in Südamerika nachgeahmt. Man glaubt die Berichte von den Greueln der Abir- und der Kasaigesellschaften wiederum zu lesen, wenn man hört, wie eine Gesellschaft haust, die in Iquitos in Peru (am oberen Amazonas) ihren Sitz hat und den Gummi des Rio Sutumaijo, ausbeutet. Man verdankt der englischen Zeitschrift Truth

die ersten Meldungen dieser Schmach. Aufs getreuste kopiert diese Gesellschaft, an deren Spitze ein lokaler Direktor steht, die Geschäftsgepflogenheiten der Belgier:

Der Distrikt ist in 45 Sektionen eingeteilt, deren jede einem Chef untersteht. Dieser besitzt die Liste sämtlicher Eingeborner, deren jeder alle zehn Tage eine bestimmte Anzahl von Kilos Kautschuk zu liefern hat. Jeder Chef hat 5 bis 80 bewaffnete Centries unter sich, je nach Größe des Distrikts. Wenn die waffenlosen und als völlig harmlos und gastfrei geschilderten Indianer nicht das vorgeschriebene Quantum Gummi bringen, so werden sie „grausam durchgepeitscht, sehr oft verstümmelt, zuweilen sogar in der entsetzlichsten Art ermordet, während ihre Angehörigen zu Gefangenen gemacht werden." Man sieht: die Nachahmung des belgischen Systems könnte nicht getreuer sein! Vielleicht hat diese Gesellschaft alles bis auf die Formulare über die Handhabung des Otage-Betriebs (der Einkerkerung der Leute zu Expressung des Gummi) von den Herren Direktoren des Abir oder des Mongala entlehnt!

Was aber das Erstaunlichste: es ist eine englische Gesellschaft, die hier an der Arbeit ist, und die Londoner Direktion, welcher wegen dieses unerhörten Betriebes Vorstellungen gemacht wurden, habe kühl geantwortet: sie sei nicht der Meinung, daß eine Prüfungskommission, wie die von den Regierungen Perus und Kolumbiens angeregte, irgend einen nützlichen Zweck erfüllen würde. Also genau die Antwort, die ein Herr Wabis oder Dryepondt auch würde gegeben haben. In solch dämonischer Weise wirkt das Kontagium des Kongo über die ganze Erde hin und befleckt die Nationen, denen man in erster Linie den Kampf gegen die Sklaverei anvertraut glaubte. An „Einfluß" wird es einer solchen Gesellschaft natürlich nicht fehlen, und daraus erklären sich vielleicht manche, uns so unheimlich anmutende Stimmen in der anderseits so mannhaften englischen Presse.

Hoffen wir, daß hier, wo keine Rücksichten auf ein verwandtes Königshaus, auf ein benachbartes neutrales Land, auf internationale Eifersucht die englische Regierung binden, wo es gilt, einen Schandfleck vom eigenen Schild zu tilgen, diese Regierung nun einmal fest zugreife. Es heißt, daß das englische Auswärtige Amt in die von den genannten südamerikanischen Regierungen vorgeschlagene internationale Untersuchungskommission einen englischen Vertreter hinein bringen wolle. Gebe Gott, daß diese Sache eine raschere und bessere Wendung nehme, als jene Untersuchungskommission im Kongo, die 1904 ihre Arbeit begann, während heute noch, nach fünf Jahren, deren Vorschläge so gut als unbeachtet geblieben sind!

Chr. Welt.

Ein gutes Zeugnis für unsere Mission in Japan.

Unser früherer Missionar, Professor Schmiedel, jetzt in Eisenach, hat jüngst aus Japan einen Brief erhalten von seinem früheren Schüler, dem Zeremonienmeister des Kaisers von Japan, Fujita Suyetaka, der ein trefflicher Beweis ist für den bleibenden Segen,

den Professor Schmiedel mit seiner Arbeit dort gestiftet hat, und für den Erfolg unserer Arbeit. In größter Dankbarkeit schildert Herr Fujita die tiefen Eindrücke, die er durch Professor Schmiedels Unterricht und Verkehr für sein ganzes Leben erhalten hat. Jetzt wendet sich Fujita an Professor Schmiedel mit der Bitte, zu gestatten, daß er dessen Schrift „Die Hauptprobleme des Lebens Jesu" ins Japanische übersetze. Er ist zu dieser Uebersetzungsarbeit aufgefordert worden durch den Professor Inouye von der Kaiserlichen Universität in Tokio, früher Lektor des Japanischen am orientalischen Seminar zu Berlin. Fujita bittet Professor Schmiedel, um eine Einleitung zu seiner Broschüre, um eine Biographie, um sein Bild und um ein Verzeichnis aller von Professor Schmiedel veröffentlichten Aufsätze und Schriften, um dies alles der Uebersetzung beizufügen.

Herr Fujita, dem infolge seiner Tapferkeit im russisch-japanischen Kriege gelegentlich der Kämpfe auf Sachalin, die Ritterklasse des kaiserlichen Ordens der aufsteigenden Sonne verliehen worden ist, hat schon 1900 mit einer Kommission zum Studium der europäischen Höfe eine Reise durch Rußland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und England gemacht. Der genannte Professor Inouye ist der Herausgeber einer Monatsschrift „Das Licht Ostasiens" für Philosophie, Ethik und Religionswissenschaft.

Herr Fujita schreibt in seinem Brief an Professor Schmiedel, daß die Universitätsprofessoren sehr stark für das Christentum interessiert sind, und fährt fort: „Sie können sich dadurch befriedigt fühlen, daß die deutsche Theologie und das historisch-kritische Bibelstudium jetzt in Japan von allen Kreisen eifrig aufgenommen werden."

Wir sehen, wie unsere kleine, stille Arbeit bleibend fortwirkt und von kompetenten Kreisen hochgeschätzt wird.

Die Einwohnerzahl Chinas.*)

Der rührige Professor V. A. Renouf von der kaiserlichen Peiyang-Universität in Tientsin hat, wie die „Kölnische Zeitung" schreibt, jüngst einen bemerkenswerten Vortrag gehalten, worin er unter Anderen die vielumstrittene Frage berührte, wie viele Einwohner das Reich der Mitte haben möge. Schon seit einiger Zeit schickt er eingehende Fragebogen an Konsuln, Zolldirektoren, Missionare und gebildete Chinesen, um bei dem Mangel einer zuverlässigen amtlichen Statistik in dieser Weise wenigstens zu annähernden Zahlen auf sozialem Gebiete zu gelangen. Die von Renouf angenommene Gesamteinwohnerzahl für die 1 530 000 englischen Geviertmeilen (97 Millionen Hektar) der achtzehn Provinzen des eigentlichen Chinas ist 407 Millionen. Das sind zweihundertsechsundsechzig Einwohner auf die Geviertmeile oder hundertundvier auf den Geviertkilometer, ungefähr derselbe Durchschnitt wie für das Deutsche Reich nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1900. Wenn

*) Vgl. vorige Nummer. Hier liegt eine große Differenz der Angaben vor.

dieser Durchschnitt in Deutschland während der seitdem vergangenen neun Jahre nun auch schon nicht unbedeutend überschritten worden ist, so darf man andererseits dabei den sehr viel größern Umfang des Landes der Mitte nicht außer Acht lassen. Für die Provinz Shantung werden 683 Köpfe auf die Geviertmeile genannt, und für die Umgebung von Shanghai schätzt man gar 800 bis 1000 auf die gleiche Fläche, was den am dichtesten bevölkerten Industriebezirken Deutschlands, also dem Regierungsbezirk Düsseldorf (mit 1375) und der Kreishauptmannschaft Chemnitz nur wenig nachsteht. Uebrigens weist Renouf sehr richtig darauf hin, daß der Begriff Uebervölkerung, selbst ganz abgesehen von der Ertragfähigkeit des Bodens, keinen absoluten, sondern nur einen relativen Wert hat. China ist bei seiner sehr geringen und eben erst beginnenden industriellen Entwicklung zur Zeit ohne Frage als übervölkert zu bezeichnen, obwohl es mit seinen 266 Einwohnern auf die Geviertmeile nicht entfernt an England mit 436 oder gar an Sachsen mit mehr als 700 Einwohnern auf die Geviertmeile hinanreicht; und doch kann man diese beiden Länder nicht so übervölkert nennen, wie es das Reich der Mitte ist.

Die angenommene Gesamtzahl von 407 Millionen beruht auf den letzten amtlichen Erhebungen vom Jahre 1902. Diese dürfen natürlich keinen Anspruch auf Genauigkeit in unserm Sinne machen, und sie mögen um nicht wenige Millionen von der Wirklichkeit entfernt sein. Vergleicht man sie indessen mit den beiden vorhergegangenen ähnlichen Erhebungen, so geht wenigstens so viel daraus hervor, daß sie vielleicht einen gewissen groben Näherungswert haben mögen. Für 1812 sind nämlich 352 Millionen und für 1881 sind 380 Millionen angegeben. Ost. Lloyd.

Nachrichten aus Shantung.

Aus der Provinz Shantung wird uns von geschätzter Seite geschrieben:

Das zarte Rot der Pfirsichblüten ringsum in den Obstgärten kündet uns das Walten des Frühlings. Ostern ist schon vorbei. Auch überall in der Natur erwacht das neue Leben. Die Weiden zeigen ihr gelbes Grün; an allen andern Baumarten schwellen die Knospen und beginnen Blüten und Blätter zu treiben. Dank der günstigen Niederschläge in den letzten Tagen des März, die stellenweise sehr reichlich fielen, beschleunigt jetzt der Weizen sein Wachstum. Der Anblick der kräftigen Weizensaat im unabsehbaren Felde erfreut das Auge und tröstet das Herz des Landmanns, der fleißig pflügt und eggt, um die Sommersaat zu bestellen. Jetzt ist man schon daran, mit der primitiven Maschine Kauliang zu säen; bald wird auch Hirse bestellt. Da der Boden feucht genug ist, darf man sich froher Hoffnung hingeben.

Bis zur Weizenernte sind es noch zwei volle Monate. Gerade in dieser Zeit darben die meisten Familien. Die spärlichen Vorräte des letzten Jahres sind verzehrt, die Getreidepreise sind recht hoch, die Sapeken sind rar. Bei uns in Mittel-Shantung herrscht

jetzt eine drückende Hungersnot. Nicht bloß die zahlreichen Bettler, die die Türen belagern, bezeugen dies, sondern auch die Scharen von Frauen und Kindern, die die Felder nach eßbaren Kräutern absuchen. An sich ist das Unkraut im Feld sehr spärlich. Noch gibt es fast keine Art von Unkraut, die das arme Volk nicht als Speise zu verwenden wüßte. Gerade in Shantung versteht man es, mit diesen wilden Kräutern, die ausgekocht mit etwas Bohnen- oder Körnermehl vermischt werden, das Leben zu fristen, bis die Weizenernte bessere Nahrung bringt. Ohne diese Kunst müßten Tausende buchstäblich verhungern. Mir wurde erzählt, daß vor Jahren bei der großen Hungersnot in Shansi, als unzählige Menschen Hungers starben, eine aus Shantung eingewanderte Frau ihr ganzes Dorf vor dem Hungertode rettete, indem sie der dortigen Bevölkerung die Zubereitung der wilden Kräuter zeigte. In diesem Jahre werden auch die Akazienbohnen (der Same der Huä-shu, Sophora japonica) von den Bäumen geschlagen und gekocht, ein Zeichen der äußersten Not. Gerade die armen Leute, die kein Brot mehr im Hause haben, haben weder Geld, um Brot zu kaufen, noch auch Gelegenheit, Geld zu verdienen. Es ist ein wahres Rätsel, wie die darbenden Massen bis zur Weizenernte ihr Leben fristen werden. Sehr zahlreiche Familien sind schon nach der Mongolei ausgewandert. Viele ziehen auch mit Weib und Kind, die Kleinen auf einem Schiebkarren, zum Süden, um auf den Weizenfeldern von Kiangpei Aehren zu lesen und mit einem Karren voll Weizen wieder heimzukehren.

Bei der allgemeinen Teuerung ist es nicht zu verwundern, daß das arme Volk sehr niedergeschlagen ist, und daß an manchen Orten über zahlreiche Räubereien geklagt wird. Ost. Lloyd.

Unruhen in Tschangtscha

Ueber die um die Mitte des April durch Telegramme gemeldeten Unruhen in Tschangtscha sind bisher nähere Nachrichten nicht eingetroffen. Bekanntlich haben damals alle Missionare aus Tschangtscha, der Hauptstadt der Provinz Hunan, flüchten müssen, als ein Aufstand, der sich gegen die chinesischen Behörden richtete, ausbrach. Sämtliche Missionsgeschwister konnten sich in Sicherheit bringen, zwei Glieder der China-Inland-Mission, Dr. Keller und Missionar Hollenweger, blieben sogar auf einem Schiffe in der Nähe von Tschangtscha. Ueber das Schicksal der im Innern von Hunan arbeitenden Missionsgeschwister ist nichts bekannt, doch würden die Nachrichten von Ermordungen, wenn solche vorgekommen wären, jedenfalls bereits eingetroffen sein. Die Missionsgebäude der verschiedenen Gesellschaften in Tschangtscha sollen zum großen Teile zerstört sein, auch meldete ein Telegramm an die Leitung der China-Inland-Mission in London, daß die Lage in dem ganzen Distrikt von Tschangtscha nicht ermutigend sei.

Hoffentlich behalten diejenigen Recht, die in dem Aufstand nur ein lokales Aufflammen des in dem Riesenreiche noch immer nicht

erloschenen Fremdenhasses sehen.*) Daß die Unruhen gerade in der Provinz Hunan ausgebrochen sind, ist nicht besonders verwunderlich, war sie doch immer schon der Sitz einer ganz besonders zähen und heftigen Feindschaft gegen die Fremden. Den Anstoß zu dem Aufstande soll auch eine durch Preistreibereien gewissenloser Spekulanten noch verschärfte Reisteuerung gegeben haben. Es fehlt allerdings auch nicht an Stimmen, die von einer schon lange geplanten, auf die Vertreibung aller Fremden aus China zielenden Bewegung reden, Hunan habe den Anfang gemacht, andere Provinzen würden folgen.

Die evangelische Mission hat erst ziemlich spät in Hunan Eingang gefunden. Vor allem steht die China-Inland-Mission dort in einer schweren Arbeit, die sie seit 1875 bereits begonnen hat, aber erst seit 1897 von festen Niederlassungen aus betreiben kann. Von anderen Gesellschaften, die nach und nach in die Arbeit eingetreten sind, seien die Londoner Missionsgesellschaft und die Presbyterianer genannt. Beim Ausbruch der Unruhen waren in Tschangtscha selbst nicht weniger als 11 Gesellschaften mit einem Stabe von 40 Missionsarbeitern und -Arbeiterinnen vertreten, die bisher etwa 200 chinesische Christen gesammelt hatten.*)

Die Wogen des Boxeraufstandes waren auch über Hunan hinweggegangen und hatten den jungen Christengemeinden schwere Verfolgungen gebracht. Noch im Jahre 1902 starben zwei Missionare der China-Inland-Mission, Bruce und Lowis, den Märtyrertod. Wills Gott, zieht diesmal das Unwetter schneller vorüber, ohne Menschenleben zu vernichten, und kann die Arbeit bald wieder aufgenommen werden!

Die Ausgestoßenen Indiens.

„Die Aufmerksamkeit der Welt ist auf die Unruhen in Indien gerichtet, und die gebildeten Inder bedeuten viel in den Augen der Welt. Aber die Brahmanen stammen nicht alle aus Indien, und die, welche die Unruhen in den großen Städten machen, sind nicht die einzige Macht, mit der man rechnen muß. Man muß bedenken, daß 95 Prozent des indischen Volkes in ländlichen Bezirken wohnen und nur 5 Prozent der ganzen Bevölkerung lesen und schreiben können. Die wirkliche Not liegt in den Dörfern. Die Ausgestoßenen (die zu keiner Klasse gehören) bilden etwa $^1/_6$ der Landbevölkerung Indiens und zählen über 50 000 000. Diese werden oft vergessen bei der Besprechung der Bedürfnisse Indiens.

Für alle die, welche wirklich die Hebung Indiens erreichen

---

* Es steht jetzt fest, daß es sich nur um lokale Unruhen handelte und daß die Anstifter nicht die Fremden treffen wollten, sondern den Gouverneur, der in seinem Amt unmöglich gemacht wird, wenn die Fremden in seinem Bezirk behelligt werden. Die Anstifter haben den Fremdenhaß der Massen für ihre Zwecke benützt.

*) In der ganzen Provinz hat die China-Inland-Mission 35 Missionare, 44 eingeborene Helfer, 15 organisierte Gemeinden mit etwa 500 abendmahlsberechtigten Christen.

wollen, sind diese Leute die meistversprechende Klasse. Das ist in der Tat einer der Triumphe der brittischen Regierung, daß sie diese Verworfenen schon jetzt in gesetzlicher und wirtschaftlicher Beziehung gehoben hat. In manchen Teilen Indiens ist ihr Los noch ein elendes, und sie werden mit großer Härte behandelt. In einigen Gegenden sind sie in Wirklichkeit Leibeigene ihrer Herren und erniedrigenden und drückenden Verhältnissen unterworfen. Einige Führer der Nationalbewegung haben offen anerkannt, daß die Stellung der Ausgestoßenen eine Schmach für die Hindu-Gesellschaft und ein schweres Hindernis des sozialen Fortschrittes ist. Aber die einzigen, die bis heute sich bemühen, die Ausgestoßenen freundlich zu behandeln und sie vor Bedrückung zu schützen, sind die englischen Beamten, eine Tatsache, welche ahnen läßt, welche Stütze die britische Regierung an der Hebung dieser Leute haben wird. Zu gleicher Zeit sind die einzigen, welche ihnen die Bruderhand geben und ihre soziale und moralische Förderung betreiben, die christlichen Missionen.

Durch den Schutz der Regierung und die Arbeit der Missionare ist das Los der Pariahs in ständiger Besserung begriffen. Sie finden ihren Weg zu gut bezahlten Arbeitszweigen, so daß ihre Lebenshaltung und ihr Lebensglück in den letzten Jahren stets gewachsen ist. In Südindien ist ein kleiner Teil der Ausgestoßenen in das Heer eingetreten. Berichte zeigen, daß man sie zu den besten Rekruten zählt, sauber, gehorsam und bildungsfähig. In manchen Teilen Indiens, besonders im Süden, haben in den letzten Jahrzehnten Massenbewegungen zum Christentum hin, stattgefunden, und diese Bewegungen nehmen jedes Jahr zu. In der Telugu-Landschaft sind in den letzten 40 Jahren 250 000 Ausgestoßene Christen geworden, und 100 000 mehr noch im Eingeborenen-Staat Travancore. Bischof Whiteead meint, daß in diesem Jahrhundert mehr als 30 000 000 Ausgestoßene in die christliche Kirche gesammelt sein werden, was eine soziale Revolution bedeuten wird.

Schon sind die Erfolge der christlichen Arbeit in vielen Fällen sichtbar. Tausend solche Ausgestoßene sind Lehrer an Schulen, die von Kindern der Brahmanen und anderer höherer Klassen besucht werden. Die erblichen Wächter der Gelehrsamkeit sitzen lernend zu den Füßen der verachteten Ausgestoßenen, und in vielen Dorfschulen sitzen Brahmanen- und Sudra-Kinder Seite an Seite mit den christlichen Pariahs. Man kann diese durch tausendjährige Sklaverei in schlimme Laster verstrickten Menschen nicht in kurzer Zeit auf eine hohe Stufe christlicher Sittlichkeit heben. Aber, wenn das Werk weiter fortgesetzt wird, so wird Indien in sozialer, politischer und religiöser Hinsicht bald von einer neuen Kraft durchdrungen werden. Zugleich wird der klare und unwiderlegliche Beweis gebracht werden für den Unterschied zwischen Christentum und Hinduismus, wenn 50 000 000, die vom Hinduismus in tiefstes Elend hineingebracht worden sind, durch die Bruderhand der christlichen Kirche den Eingang in ein neues Leben finden

werden. In jeder Stadt und jedem Weiler Indiens wird das viel bedeuten.

Indessen ist die Bekehrung der Ausgestoßenen ein Schritt näher zu der Bekehrung der Sudras, der großen Masse der ländlichen Bevölkerung. Es ist bemerkenswert, daß, wo immer eine große Zahl von Ausgestoßenen Christen geworden sind, in dem Verhalten der Sudras eine Veränderung eintritt. Sie sind freundlicher und williger, ihre Kinder in die christlichen Schulen zu schicken. Wenn ihre Sklaven Lehrer in ihren Schulen werden, können sie das Christentum nicht aus dem Auge lassen. Durch die Ausgestoßenen ist der Weg zu den Sudras geöffnet, und sind diese gewonnen, so ist Indien ein christliches Land. Nicht die Bekehrung der Brahmanen und anderer höherer Kasten ist für das Christentum in Indien entscheidend, sondern die Bekehrung der Sudras in den Dörfern." (Miss. Herald 1910, 3,)

Schwere neue Bedrängnis der Mission auf Madagaskar.

Die Märznummer des Monatsblattes der Londoner Missionsgesellschaft (The Chronicle of the London missionary society) berichtet über die schwere Bedrängnis der evangelischen Mission in Madagaskar eine Reihe von Einzelheiten, die ein grelles Licht auf die Gewaltpolitik der französischen Regierung werfen und jeden Missionsfreund mit schwerer Sorge um die Zukunft des einst so blühenden Missionswerkes in Madagaskar erfüllen müssen. Zu den früheren missionsfeindlichen Maßnahmen (Verbot des Schulunterrichts in allen für religiöse Zwecke bestimmten Gebäuden, der Gottesdienste in Privathäusern, Verweigerung der Bauerlaubnis für neue Kirchen und dergl.) sind in jüngster Zeit noch andre gekommen, deren Zweck offenbar ist, die Wirksamkeit der eingeborenen Geistlichen und Helfer möglichst lahm zu legen. So sind z. B. folgende Verfügungen erlassen worden: Bei Beerdigungen darf das Volk weder singen noch liturgische Gebete sprechen. Gesänge oder liturgische Gebete dürfen nur von europäischen Missionaren verrichtet werden. Auf dem Friedhof darf niemand eine Ansprache halten, ohne um Erlaubnis dazu eingekommen zu sein. Der Text der Predigt muß den Behörden vor der Feier mitgeteilt werden. Kein eingeborener Prediger darf den Leidtragenden ein Trostwort sagen oder eine gedruckte Leichenfeier am Grabe verlesen. In Tananarivo bestand seit 1896 ein von Eingeborenen unterhaltenes Waisenhaus. In dem Vorstand war ein französischer Missionar Schatzmeister. Mit dem Einkommen von 4000 Mk. wurden 15—20 arme Waisen unterhalten. Die Stadt Tananarivo zahlte 40 Dollar Jahresbeitrag. Das Waisenhaus hatte 1896 obrigkeitliche Genehmigung erhalten. Jetzt ist das Waisenhaus auf Befehl des Gouverneurs aufgelöst, und die Waisen sind daraus vertrieben worden. Es sollen keine solchen Institute, von Eingeborenen gegründet, bestehen.

Ja, die Regierung ist in der Vergewaltigung der Gewissen noch weiter gegangen. Die eingeborenen Lehrer der Regierungsschulen, die während der letzten Weihnachtsfeiertage nach der Hauptstadt Antananarivo berufen waren, um dort weitere Anweisungen für ihre Arbeit zu erhalten, wurden bei dieser Gelegenheit ausdrücklich gewarnt, an irgend einem öffentlichen christlichen Gottesdienste teilzunehmen und Beiträge für die christlichen Kirchen zu leisten!

Inzwischen ist, wie die Februarnummer der „Missionary review of the world" berichtet, eine Deputation der Londoner Missionsgesellschaft und der gleichfalls in Madagaskar arbeitenden Missionsgesellschaft der englischen Quäker vom französischen Kolonialminister Trouillot in Paris empfangen worden, der auch die Zusage gegeben hat, wegen der ihm vorgetragenen Beschwerden mit dem gerade auf Urlaub heimkehrenden Gouverneur Augagneur persönlich verhandeln zu wollen. Der englische Gesandte in Paris hat sich außerdem in derselben Angelegenheit an den Minister des Auswärtigen, Pichon, gewandt. Ob aber wirklich eine gründliche Aenderung der missionsfeindlichen französischen Politik in Madagaskar eintreten wird, muß leider vorläufig bezweifelt werden.

Die Oktobernummer des „Journal des Missions Evangéliques" berichtet zwei Einzelfälle, die ein klares Bild davon geben, mit welcher rücksichtslosen Ungerechtigkeit die französische Regierung die evangelische Mission bekämpft. In dem Dorfe Imerimanjaka bestand seit 1907 eine Schule mit der Berechtigung, 40 Schüler aufzunehmen. Da diese Zahl aber längst nicht mehr genügte, bauten die Missionare einen Flügel an die Schule und nahmen, um die beiden Gebäude in rechten Verband zu bringen, für 2 oder 3 Tage das Dach ab. Diese Gelegenheit benutzte sofort die Regierung, um die Schule zu schließen, unter der Begründung, daß das Schulgebäude zum Teil niedergerissen sei! In dem für die Mission günstigsten Falle wird es immerhin 4—5 Monate dauern, bis die Genehmigung zur Wiedereröffnung der Schule erteilt wird — solange müssen die Kinder ohne jeden Unterricht bleiben.

Eine andre Schule in demselben Bezirke wurde vergrößert, weil man genötigt war, für die sich mehrende Zahl der Schüler Raum zu schaffen. Nach Fertigstellung des Neubaus wurde das vorschriftsmäßige Gesuch an die Regierung eingereicht, mehr Schüler aufnehmen zu dürfen. Sieben Monate vergingen, ohne daß ein Bescheid kam — dann schloß die Regierung ohne jede Begründung die Schule.

Eben kommen Nachrichten, die wirkliche Besserung versprechen. Der bisherige Gouverneur Augagneur wird, nach Frankreich beurlaubt, seinen Posten nicht wieder antreten, und der von ihm bestellte Vertreter ist abgelöst worden.

Das Vordringen des Buddhismus in Europa.

Das Protestantenblatt schreibt: Während die christliche Mission das Christentum unter den Gliedern anderer Religionen ver-

breitet, erlebt unsere Zeit das interessante Schauspiel, daß der Buddhismus infolge der christlichen Mission aus langem Schlaf erwacht ist, sich reformiert und nun seine Missionare in die christlichen Länder sendet, „den Heiden Europas" das einzige Heil zu bringen. Der in Europa propagierte Buddhismus ist freilich stark mit christlichen Ideen durchsetzt, aber er bleibt doch fremdartig und tritt auf mit dem Anspruch der Ueberlegenheit über das Christentum. „Der Buddhismus ist die Religion der Zukunft", das ist die Ueberzeugung der buddhistischen Missionare; „wann wird die Zeit kommen, daß die Heiden Europas sich vor der Lotusblume beugen?", das ist ihr Sehnen. Und sie haben schon angefangen, sich vor ihr zu beugen. Nicht nur Richard Wagner, Arthur Schopenhauer und Ibsen zählen zu den Freunden des Buddhismus, viele Tausende bekennen sich in Europa schon zu Buddha als ihrem Erlöser. Der buddhistische Katechismus des amerikanischen Obersten Olkott ist in mehr als 100 000 Exemplaren verbreitet. In Leipzig gibt ein eigener buddhistischer Verlag viele geschickt geschriebene Schriften über den Buddhismus und über Buddhismus und Christentum heraus. „Die Greuel der christlichen Zivilisation", „Das christliche Narrenhaus Europa" sind die charakteristischen Titel zweier solcher Bücher. Das Leipziger buddhistische Missionsinstitut unterhält 11 Reiseprediger für Deutschland!!! Ein deutscher Gelehrter, Franz Hartmann, ruft nach elfjährigem Aufenthalt in indischen buddhistischen Klöstern aus: „Heiliger Buddha, wir liegen auch in Deutschland zu deinen Füßen!" In Paris hat ein deutscher Baron 500 000 Mark für die buddhistische Propaganda geopfert. Auch andere gebildete Kreise stellen erhebliche Summen für den Buddhismus zur Verfügung. Aber der Buddhismus begnügt sich nicht mit dieser direkten Missionsarbeit. Er benutzt außer den theosophischen Gesellschaften die Tierschutzvereine und den Vegetarismus, um von hier ausgehend die Sympathien vieler zu gewinnen. Eine buddhistische Missionsgesellschaft in Rangan holt sogar junge Engländer nach Birma, um sie dort zu buddhistischen Priestern zu erziehen. In der Schweiz ist kürzlich ein buddhistisches Kloster eröffnet worden mit Europäern als Mönchen.

Eine solche Belebung und Reformation einer fremden Religion, als Folge der christlichen Mission, ist hoch erfreulich. Es schadet auch nichts, daß die buddhistische Mission uns jetzt schon im eigenen Lager angreift. Nur dafür müssen wir sorgen, daß nicht unvorsichtige und unkluge Leute wirklich sich verleiten lassen, dieser trotz aller scheinbaren Aehnlichkeiten dem Christentum völlig gegensätzlichen Religion sich hinzugeben. Der Buddhismus mit seiner Lebensverneinung ist dem Christentum mit seiner Lebensbejahung nimmermehr gleichartig. Er kann auch in unserer Zeit nur durch eine Abschwächung seines ursprünglichen Pessimismus Erfolge erringen. Darum muß aber unser Christentum noch viel freudiger und absoluter Lebensbejahung predigen. Es rächt sich die Predigt des Christentums als einer Jenseitsreligion und die Predigt der Weltsündigkeit und Menschenschlechtigkeit. Einheitliche christliche Weltanschauung, die Menschen- und Gottesleben als eins faßt und als der

Menschen Bestimmung für Zeit und Ewigkeit in Reinheit frohes, freies Leben zeigt, das wird uns stark machen gegen den Buddhismus, denn das ist reines, echtes Christentum.

Dazu schreibt die Kiautschou-Post: „Ein Buddhistenkloster ist in Europa gegründet worden. Der „Corriere della Sera" veröffentlicht die Schilderung eines Besuches, den Arnaldo Fraccaroli dem weltabgewandten Buddhistenmönch abgestattet hat, der, abgeschieden von dem Lärm der Welt, in stiller Vergeinsamkeit das Kloster gegründet hat, das eine Ruhestätte für alle Friedenssucher, für alle Buddhisten Europas werden soll. In zweistündiger Bahnfahrt und ebenso langer Wagenfahrt erreicht man von Lugano nach dem kurzen Steigen über weiße Schneefelder das kleine Haus, in dem Bhikkhu Nyanatiloka sein Leben in meditierender Anschauung der Ewigkeit verbringen will. Von seiner Hütte aus sieht man fern unten den Wasserspiegel des Luganer Sees glänzen; rings dehnt sich der Wald von Paz oberhalb von Navaggio im Kanton Tessin. Der hagere, schlanke Mann, der inmitten der weißen Stille in dem losen, schlichten, gelben Hemd der buddhistischen Mönche dem Besucher entgegentritt, erweckt Phantasien von fernen Märchenländern. Aus seinen Augen spricht die klare Stille des Weisen, der in der Erkenntnis Frieden gefunden hat und jenseits aller irdischen Wünsche und Leiden steht. Man sieht es dieser eigenartigen Mönchsgestalt nicht an, daß hier unter dem Buddhistenhemde ein Europäer Zuflucht vor der Welt gesucht hat. Denn Nyanatiloka, der heute noch jung ist — er zählt 32 Lebensjahre — ist geborener Deutscher, und seine Wiege stand in Wiesbaden. Er war in seiner Jugend ein außerordentlich begabter Violinvirtuose und hat in manchen Konzertsälen Europas Beifall geerntet, ehe er als junger, kaum zwanzigjähriger Mensch einer ruhmverheißenden Laufbahn den Rücken kehrte, um in einem kathol. Kloster in der Nähe von Wiesbaden Frieden zu suchen. Doch das Klosterleben schenkte ihm nicht die Weltabgeschiedenheit, die er ersehnte; auch das Kloster zerriß nicht die Fäden der die Seele verwirrenden Geschehnisse des Alltags: Nyanatiloka wandte Europa den Rücken, zog nach Italien und wurde Mitglied einer buddhistischen Ordensgemeinschaft. In neun Jahren tiefsinniger Meditation und grüblerischen Studiums ist er bis zur höchsten Würde der buddhistischen Mönche, zum Bhikkhu, emporgestiegen und empfing seinen Namen Nyanatiloka, der sich etwa übersetzen ließe „Mensch, der die Weisheit der drei Welten besitzt". Die drei Welten: das ist die materielle Welt, die Welt der Formen und die Welt des Geistes. Der Bhikkhu ist nach Europa zurückgekehrt, um den Plan auszuführen, der ihn schon bei all seinen Studien auf Ceylon beschäftigte: Die Gründung des Buddhistenklosters in Europa. Ein deutscher Glaubensgenosse ist bereits bei ihm eingetroffen und andere europäische Buddhisten werden folgen. In ihren kleinen Steinhütten, in der Einsamkeit des abgelegenen Waldes, werden sie dem Nahen des Nirwana in frommem Sinnen entgegenschauen und mit der Abtötung aller Begierden auch alles Leid vergessen. Selbst auf seine Violine hat Nyanatiloka verzichtet, sein Rang als

Bhikkhu erlaubt ihm nicht diese weltliche Zerstreuung. Als der Besucher ihn fragt, ob die Trennung von seinem geliebten Instrument ihm nicht schwer geworden sei, antwortet der Mönch mit einem stillen Lächeln: „Am Anfang ja, aber dann bin ich entschädigt worden. Oder wollen Sie den Trost, den die Musik spenden kann, etwa vergleichen mit dem Trost und der Erhebung, die täglich ausgehen von einer Stunde stiller Meditation über den Tod?"

Deutscher Kolonialkongreß 1910.

Die in den Jahren 1902 und 1905 abgehaltenen Deutschen Kolonialkongresse haben beide große Erfolge gehabt. Es wurden auf ihnen die auf die Förderung unserer Kolonien und die Entwicklung unserer sonstigen überseeischen Beziehungen gerichteten Bestrebungen zusammengefaßt und je ein stattliches Buch „Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1902 bezw. 1905" bietet das Ergebnis der Kongresse mit ihren gediegenen Vorträgen und interessanten Erörterungen zu dauernder Verwertung dar. Auf Grund des bereits im Jahre 1902 einstimmig gefaßten Beschlusses, den Deutschen Kolonialkongreß zu einer ständigen Einrichtung zu machen, soll daher vom 5. bis 8. Oktober 1910 der dritte Deutsche Kolonialkongreß in Berlin wiederum im Reichstagsgebäude abgehalten werden. Präsident des Kongresses ist, wie früher, Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft; als Vizepräsident wird ihm Seine Exzellenz Kaiserlicher Botschafter a. D. Wirklicher Geheimer Rat Dr. von Holleben zur Seite stehen.

Den 70 Vereinen und Instituten, die im Jahre 1902 an der Veranstaltung beteiligt waren, hatten sich im Jahre 1905 weitere 17 Vereine angeschlossen und in diesem Jahre ist ihre Zahl auf 117 gestiegen. Zahlreich beteiligen sich die evangelischen und katholischen Missionsgesellschaften, die in den Deutschen Kolonien tätig sind.

Auf welche Gebiete sich die Verhandlungen des Kongresses erstrecken werden, ergibt sich aus der Bildung der einzelnen Sektionen diese sind:

1. Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete (Obmann: Paul Staudinger, Berlin W. 30, Nollendorfstr. 33).
2. Tropenmedizin und Tropenhygiene (Obmann: Geh. Obermedizinalrat Dr. Gaffky, Berlin NW. 23, Klopstockstr. 51).
3. Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete (Obmann: Christian von Bornhaupt, Berlin W 50, Spichernstr. 21).
4. Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete (Obmann: Kontre-Admiral z. D. Strauch, Friedenau, Niedstr. 39).
5. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete (Obmann: Fabrikbesitzer Supf, Berlin, NW. 7, Unter den Linden 43).

6. Die Besiedlung der deutschen Kolonien und Auswanderung in fremde Länder (Obmann: Regierungsrat a. D. Prof. Dr. Leidig, Berlin W. 50, Pfalzburger-Straße 72 a).
7. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands und seiner Kolonien (Obmann: Dr. Soetbeer, Berlin C. 2, Neue Friedrichstr. 53/54).

Anmeldungen für Vorträge sind an den Vorsitzenden des Vortragsausschusses (Paul Staudinger, Berlin W. 30, Nollendorfstraße 33) zu richten.

Mitglieder des Kongresses können Herren und Damen gegen einen Beitrag von 12 Mk. werden. Die Stellung eines Ehrenförderers wird durch einen Beitrag von mindestens 500 Mk. erworben.

Literatnr.

Paul Rohrbach, Deutsche Kulturaufgaben in China, Beiträge zur Erkenntnis nationaler Verantwortlichkeit. 125 S. Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg 1910. *M.* 1.—

Lic. Dr. Rohrbach möchte Interesse für das, was in China gegenwärtig vor sich geht, und für die entscheidende Bedeutung dieser Dinge vom deutschen Standpunkt aus wecken. Zugleich möchte er auf den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein aufmerksam machen und für ihn werben, damit ihm für Erweiterung seiner Tätigkeit in China reichere Mittel zugeführt werden. Deshalb hat er drei auf Veranlassung unseres Missionsvereins gehaltene Vorträge und einen ihm zur Abrundung des Gesamteindrucks zur Verfügung gestellten, auf Grund eines während längerer chinesischen Studienreisen gesammelten Materials gearbeiteten Aufsatz zusammengestellt und herausgegeben. Das Buch enthält in seinen vier Abschnitten 1. Wandlungen im chinesischen Geistesleben von Dr. O. Franke, Professor am Hamburgischen Kolonialinstitut, 2. Was steht für Deutschland in China auf dem Spiel? von Lic. Dr. P. Rohrbach, Dozent an der Handelshochschule Berlin, 3. Gesundheitliche Volkshilfe als Mittel deutscher Kulturarbeit in China von Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. A. Bier und Marinestabsarzt Dr. zur Verth, 4. Berg- und Hüttenwesen in China von Dr. O. Junghaus. Sachkundige und weitblickende Männer sind es, die hier zu uns reden und die uns einführen in chinesisches Wesen in Vergangenheit und Gegenwart, sowie in die bedeutsame Entwicklung, die neuerdings sich in dem Riesenreiche vollzieht, die aber auch mit allem Nachdruck betonen, welche Aufgabe dem deutschen Volke dort gestellt ist und wie sich rächen muß, wenn wir sie vernachlässigen. Das Buch verdient in Missionskreisen gelesen zu werden, will aber in viel weitere Kreise dringen. Mögen unsere Freunde die Verbreitung der interessanten und wahrhaft zeitgemäßen Schrift sich angelegen sein lassen. Durch unser Bureau Berlin W. 8, Mohrenstraße 13/14 kann sie bezogen werden. Der Ertrag ist zum Besten unseres Missionsvereins bestimmt.

Aug. Kind.

Sven Hedin, Transhimalaja. Entdeckungen und Abenteuer in Tibet. 2 Bände, mit 397 Abbildungen und 10 Karten. Leipzig. F. A. Brockhaus. 20 *M.*

Das Buch spottet fast jeder Besprechung in einer kurzen Uebersicht. Man könnte über das Buch wieder ein Buch schreiben. Sven

Hedins Taten, die er dort in Tibet vollbracht hat, sind durch die Presse hinreichend bekannt geworden. Daß er von 1906 bis 1908 in 28 Monate langer mühseligster, lebensgefährlicher Forscherarbeit durch Entdeckung der riesigen, über 4000 Kilometer langen und stellenweise über 7000 Meter hohen Bergkette, von ihm Transhimalaja genannt, sich ein unvergeßliches Verdienst erworben und ein bewundernswertes Werk geleistet hat, das steht fest, auch wenn jetzt hie und da Stimmen laut werden, die Einzelheiten an den Forschungsergebnissen bekriteln.

Für die Religionsgeschichte sind besonders die erfreulich ausführlichen Abschnitte interessant, in denen Hedin eingehend die Zustände des religiösen Lebens des Lamaismus und die Verhältnisse am Hofe des geistlichen Oberhauptes Tibets, des Taschi-Lama in Taschi-Lunpo schildert. Man muß dankbar sein, daß die Kenntnis des theoretischen Systems des Lamaismus so bereichert wird durch diese sehr lehrreiche Darstellung des faktisch durch den Lamaimus geschaffenen sittlich-religiösen Bestandes. Denn jede Religion muß doch nach dem Doppelten beurteilt werden, nach dem, was sie leisten will und nach dem, was sie faktisch dem Menschen geleistet hat und leistet.

Soviel nun Hedin immer wieder seine Sympathie mit dem Taschi-Lama und seine Liebe zu Tibet betont, so kann der Leser seines Buches nach Hedins Schilderungen doch nur das Gefühl des Mitleids haben mit diesem armen, von Tausenden von Priestern schlecht regierten Lande, das in einem denkbar traurigen Zustande der Verkommenheit des Schmutzes und sittlichen Tiefstandes lebt. Herrscht doch dort noch heute allgemein die Vielmännerei, welche die Frauen in zügelloser Wildheit von einem Mann zum andern gehen läßt, sodaß das Elternbewußtsein ganz fehlt. Allerdings empfindet Sven Hedin dies Elend auch sehr stark. Aber man kann kaum mit ihm teilen die Hochachtung vor den Priestern, die doch nichts tun, trotz vieler gelehrter Bücher, feierlicher Gottesdienste und Fasten, um dem Volke zu helfen.

Die Mission hat dem Forscher auch viel zu danken, für seine Entdeckerarbeit und für sein Buch. Nachdem er in Tibet die Bahn gebrochen hat, wird sicher bald ein Weg sich finden, auf dem die Mission weit nach Tibet vordringen kann. Und die Kenntnis des Lamaismus, die durch das Buch bereichert wird, läßt die Mission neue, wertvolle Einblicke tun in das Wesen und die Not des Buddhismus.

Nicht minder bedeutsam aber ist das Werk als Reisebeschreibung und als literarische Leistung. Die Hindernisse, Nöte, Gefahren, Abenteuer, Listen, Verfolgungen und fast übermenschlichen Strapazen werden in so ungemein packender, den Leser nicht loslassender Lebendigkeit geschildert, daß es ein hoher Genuß ist, das Buch zu lesen. Und ohne Ermüdung begleitet man den Forscher auf der ganzen Reise, wie er sie uns auf mehr als 800 Seiten schildert. Das Buch so unterhaltend zu machen, dazu tut auch viel der glänzende Bilderschmuck, der die verschiedenartigsten Eindrücke durch Anschauung vermittelt.

Das hochinteressante Buch sei daher jedem Freund derartiger Literatur bestens empfohlen. Es eignet sich auch sehr gut zum Vorlesen im Familienkreise. Vergleiche übrigens unser Missionsblatt Nr. 8.

Witte.

Mitteilung.

Superintendent Schiller-Kioto hat uns die freudige Mitteilung gesandt, daß seine Frau am 27. Mai von einem gesunden Töchterchen entbunden worden ist. Gott segne das Kind und lasse es den Eltern zur Freude gedeihen.

D. Dr. Heinrich Julius Holtzmann †

Am 4. August ist unser Ehrenmitglied D. Dr. Heinrich Julius Holtzmann, Professor der Theologie an der Universität Straßburg, im Alter von 78 Jahren gestorben. Seit einer Reihe von Jahren lebte er zurückgezogen in Baden-Baden, unermüdlich wissenschaftlich tätig.

Er war ein Gelehrter von umfassendem Wissen und und rastlosem Fleiß, ein Forscher, dem es allein um die Wahrheit zu tun war, und der keine Nebenrücksichten kannte, der scharfsinnig, eindringend und gewissenhaft abwägend bei allen Untersuchungen verfuhr, und stets bereit war, die Fragen noch einmal durchzudenken und von andern zu lernen, eine der besten Zierden der neueren Theologie. In ihm ist aber auch ein Mensch voll Charakter, von innerer Bescheidenheit, von sittlichem Ernst und von herzlichem Wohlwollen, ein Protestant, dem die Geistesfreiheit ein heiliges Gut war und der Sieg des Evangeliums am Herzen lag, ein Christ von tiefer und lebendiger Frömmigkeit, der in Christus Gott gesucht und gefunden hatte uud oft ein gutes Bekenntnis seines Glaubens ablegte, dahingegangen.

Unser Missionsverein verliert mit ihm einen seiner Begründer und seiner treuesten Freunde. Er hat den Gedanken, unsern Verein in's Leben zu rufen, seiner Zeit mit lebhafter Freude begrüßt, hat viele Jahre hindurch im Geschäftsausschuß und bis zuletzt im Zentralvorstand unsere Sorgen getragen und unsere Sache besonnen und eifrig zu fördern gesucht, ist öffentlich in Wort und Schrift für unsere Bestrebungen eingetreten, und hat jederzeit ein warmes Herz für unsere heilige Aufgabe gehabt. Unsere Zeitschrift durfte wertvolle Beiträge von ihm veröffentlichen, in unserer Vereinsliteratur erschien seine bedeutsame „Christliche Geschichtsbetrachtung im Lichte der Mission." Der Entschlafene hat mit seinen reichen Gaben und seiner hervorragenden Persönlichkeit unserm Verein unvergeßliche Dienste geleistet. Unser Ehrenmitglied war er, in Ehren wird sein Andenken unter uns bleiben.

Der Zentralvorstand des
Allgemeinen evangel.-protestant. Missionsvereins:
D. Aug. Kind.

Einladung

zur XXVI. Jahresversammlung
des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins
in Ludwigshafen a. Rh., vom 5. bis 8. September 1910.

1. Tag, Montag, den 5. September:

Abends 8 Uhr: Erste Zentralvorstandssitzung im Nebenzimmer des Pfälzer Hofs.

2. Tag, Dienstag, den 6. September:

Vormittags 9 Uhr: Zweite Zentralvorstandssitzung in demselben Zimmer.

Nachmittags 5 Uhr: Generalversammlung des Pfälzer Hauptvereins im großen Saal des Pfälzer Hofs.

Abends ½8 Uhr: Gottesdienst.

a) in der Südstadtkirche, Predigt: Herr Pfr. Hesselbacher-Karlsruhe,

b) in der Nordstadtkirche, Predigt: Herr Pfr. Lic. Lueken Frankfurt a. M.

Nach den Gottesdiensten Geselliges Beisammensein im Saalbau Haßler (Nordstadt).

3. Tag Mittwoch, den 7. September:

Vormittags 9 Uhr: Delegiertenversammlung des Zentralvereins im großen Saal des Pfälzer Hofs.

Vormittags 11 Uhr: Oeffentliche Generalversammlung des Zentralvereins im großen Saal des Pfälzer Hofs.

1. Eröffnungsansprache des Präsidenten Herrn Pfr. D. Dr. Kind-Berlin,
2. Begrüßungen,
3. Jahresbericht,
4. Vortrag des Herrn Professor D. Niebergall-Heidelberg über ein noch mitzuteilendes Thema.

Nachmittags 2 Uhr: Festessen.

Nachmittags ½5 Uhr: Rundfahrt auf Rhein, Neckar und durch die Häfen von Ludwigshafen-Mannheim, Besichtigung der Hafenanlagen.

Abends 8 Uhr: Volksversammlung im Pfälzer Hof mit besonderem Programm.

4. Tag, Donnerstag, den 8. September:

Ausflug nach Heidelberg.

Zu der Delegiertenversammlung haben alle Mitglieder von Zweigvereinen Zutritt, zu den Zentral-Vorstandssitzungen nur die schriftlich beglaubigten Vertreter der Zweigvereine. Alle anderen Veranstaltungen sind öffentlich.

Auswärtigen Mitgliedern empfehlen wir die Hotels „Pfälzer Hof“ und „Deutsches Haus“ woselbst Zimmer

mit Frühstück zum Preise von 3,50, 2,50 und 2,25 Mk. erhältlich sind. Es wird gebeten, Bestellungen auf Zimmer in den genannten Hotels oder auf Freiquartiere recht frühzeitig an Hrn. Pfarrer Stepp in Ludwigshafen a. Rh. gelangen zu lassen.

Wir hoffen auf eine recht rege Teilnahme.

Pfarrer Wilhelms Gespräche des Konfutius.

Von Aug. Kind.

Der Verlag von Eugen Diederichs in Jena kündigt an: Die Religion und Philosophie Chinas, aus den Originalurkunden übersetzt und herausgegeben von Richard Wilhelm, Tsingtau. Es sollen 10 Bände erscheinen und diese sollen umfassen 1) die klassische Philosophie, 2) den späteren Konfuzianismus, 3) Taoismus und Sekten. Das Unternehmen ist mit großer Freude zu begrüßen. Da Osten und Westen in immer engere Beziehung zu einander kommen, gilt es, in den Geist Ostasiens einzudringen, dazu ist aber erforderlich, daß man sich mit den geistigen Grundlagen dieser Völkerwelt bekannt macht. Dazu will das groß angelegte Werk des Verlags von Diederichs verhelfen, und der Name des Herausgebers, Pfarrer Wilhelms, verbürgt, daß gediegene Arbeit geleistet wird.

Der zweite Band ist bereits erschienen. Der genaue Titel lautet: Kungfutse, Gespräche (Lun Yü), aus dem Chinesischen verdeutsch und erläutert von Richard Wilhelm.*) Auf der linken Titelseite findet sich ein Bildnis von Konfutius, das nach einem Abklatsch einer Stammtafel zu Küfu (Schantung), den Wilhelm an Ort und Stelle anfertigen ließ, gezeichnet ist. Beigegeben ist eine Photographie aus dem berühmtesten aller Konfutiustempel in Küfu, der Heimat des Weisen, die Herzog Kung, der 73. Nachkomme des Meisters, für diese neue Ausgabe der Lun Yü eigens anfertigen und zur Verfügung stellen ließ. Der genannte Herzog Kung ließ dem Uebersetzer durch das Auswärtige Amt mitteilen: „Der Geist des heiligen Kung werde sich im Himmel darüber freuen, daß seine Lehre nun auch in Deutschland bekannt werde."

Der originell und modern ausgestattete, mit Titelzeichnung von F. H. Ernst Schneider versehene Band bietet ein Vorwort (I—III), die Einleitung (IV—XXIX), eine Erörterung über den Text der Lun Yü (XXIX—XXXII), sodann die Verdeutschung der 20 Bücher Lun Yü (1—219), die reiche vom Verfasser benutzte chinesische, englische, französische und deutsche Literatur (220 f.), ein sorgfältiges, leicht orientierendes Namenregister (222—230) und das genaue Inhaltsverzeichnis der einzelnen Bücher (231—246). Am Schluß des Vorwortes dankt Wilhelm für die Mitwirkung bei der Arbeit in ihren verschiedenen Stadien seiner Frau sowie Herrn Oberlehrer Boie in Thorn, der auch die Korrektur besorgt hat.

---

*) Preis 5 *M*, gebd. 6,20 *M*.

Die Gespräche des Konfutius zu verstehen und würdigen zu lernen, dient die von Wilhelm vorausgeschickte ausgezeichnete und überaus gehaltvolle Einleitung.*) Man merkt hier die ausgebreiteten Kenntnisse Wilhelm's von der chinesischen Geschichte und Literatur und seine eingehende und liebevolle Beschäftigung mit dem großen Lehrer des Ostens. Die Einleitung beginnt mit den Sätzen: „Niemand, der sich mit China beschäftigen will, kann an der Persönlichkeit des Kung (der von den Jesuiten Konfutius genannt wurde, nach dem chinesischen Kung Fu Dsi = Meister Kung, und diesen Namen in Europa bis heute behalten hat) vorübergehen. Kung ist das historisch gewordene Ideal der überwältigenden Mehrheit des chinesischen Volkes, und niemand kann ein Volk richtig beurteilen, ohne seine Ideale zu verstehen." Im rationalistischen Zeitalter stand Konfutius bei uns als weiser und tugendhafter Sittenlehrer in hohem Ansehen. In unserer Zeit mit ihrem Suchen nach Genial-Persönlichem wird er vielfach gering geschätzt und der Konfutianer Menzius, der einige Jahrhunderte nach Kungs Tod eine literarisch überaus geschickte Propaganda für dessen Lehren betrieb, über den Meister gestellt. Dem einen wie dem andern Urteil gegenüber betont Wilhelm: „Die Größe einer Persönlichkeit hängt einerseits davon ab, wie hoch sich die Eigenart des Erlebens über das Niveau der Zeit erhebt, und andererseits davon, wie groß ihre Kraft ist, auch andere Menschen in diese neue Art des Lebens hineinzuziehen und so ihr Leben gestaltend zu bestimmen. Von diesem Gesichtpunkt aus muß man Kung entschieden als einen der ganz Großen der Menschheit bezeichnen; denn seine Wirkung auf die ganze ostasiatische Welt, zusammen wohl ein Drittel der Menschheit, hat sich bis heute erhalten, und ebenso ist das sittliche Ideal, das er vertritt, ein solches, das wohl einen Vergleich aushält mit den übrigen Weltreligionen. Und mancher schon, der mit großen Vorurteilen an die intimere Beschäftigung mit ihm herangging, hat sich schließlich das Bekenntnis abringen müssen: „Er war doch ein großer Mann." Um zu einer richtigen Einschätzung des Konfutius zu gelangen, untersucht Wilhelm in der Einleitung, was Kung vorfand, was er erstrebte, was er erreichte.

Was Kung vorfand? Für eine genaue Präzisierung der Stellung Kungs zur chinesischen Vergangenheit fehlt zur Zeit noch das nötige kritisch gesichtete Material. Dennoch läßt sich ein Bild entwerfen. Infolge der Eigenart der nordchinesischen Ebene mit ihren Ueberschwemmungsgefahren galt es vor allem, die Felder zu bebauen und der feindlichen Naturgewalten Herr zu werden. Diese großen volkswirtschaftlichen Probleme erforderten aber eine feste Organisation der Volksgemeinde. Während daher in der Ethik des Westens die kriegerische Tugend des Mutes und die damit zusammenhängenden Tugenden des Forschungstriebes und Wahrheitssinnes die Keimzelle für die ethische Entwickelung bildeten, stand in China die gewissenhafte Einord-

*) Einen Auszug daraus bietet der Artikel von Pfr. Wilhelm: Die Bedeutung des Konfutius, in Z. M. R. 1909, S. 35 ff. 66 ff.

nung in den Familienorganismus und durch ihn in den Gesellschaftsorganismus obenan, eben weil das die Tugend war, die innerhalb der gegebenen sozialen Verhältnisse am nötigsten und wertvollsten sich erwies. Daher erklärt sich auch die große Rolle, welche die Pietät in China spielt, und ebenso muß einleuchten, daß man bei der Beurteilung der chinesischen Kultur nicht als Maßstab die auf ganz anderm Boden erwachsenen Prämissen unserer Kultur anlegen darf. Die besonderen Verhältnisse Chinas haben natürlich auch die Entwickelung auf religiösem Gebiete beeinflußt, und die Begrenzung der staatlich organisierten menschlichen Gesellschaft gibt auch der Wissenschaft der vorkonfutianischen Periode ihren bestimmten Charakter. Im Laufe der Zeiten und im Wechsel der Dynastieen war es die Dschou-Dynastie, die ein großes soziales System, gegründet auf die natürlichsten sozialen Triebe des Menschen, die Familiengefühle, ein wundervoll in sich abgeschlossenes Gebilde, schuf. Alles war freilich darauf gestellt, daß der Fürst eine hochragende Persönlichkeit war, die von selbst Autorität erzeugte. Daran fehlte es auf die Dauer, und so trat Verfall ein; die tieferdenkenden, ja genialen Geister wandten sich skeptisch vom Elend des Tages ab. So fand Kung das Ideal einer Staats- und Gesellschaftsordnung auf moralischer Grundlage vor, aber die tragende Kraft dieses Ideals, der Heilige auf dem Thron, hatte sich als unzureichend erwiesen.

Was hat Kung erstrebt? Das Lebensideal der alten chinesischen Zeit zog ihn von Jugend auf an und wurde in ihm Person. Mit unermüdlichem Fleiß suchte er in das Erbe der Vergangenheit einzudringen und sich zu eigen zu machen. Besonders als er als Begleiter eines Zöglings nach der alten Reichshauptstadt Lo im heutigen Honan kam, nahm er mit größtem Eifer und unermüdlicher Wißbegierde in sich auf, was von der Gegenwart jener Helden und Weisen zeugte, mit denen er selbst in seinen Träumen verkehrte. Allmählich hat er Jünger um sich gesammelt, die er mit seinem Geiste, mit seinen Idealen erfüllte. Die Hauptsache war ihm aber, seine Gedanken, die Prinzipien der Vergangenheit in die Tat umzusetzen, der Verwirklichung in der Welt entgegenzuführen. Das Schicksal hatte ihn auf keinen Thron gesetzt. Er konnte nur hoffen, als Ratgeber eines Fürsten seine Ideale durchzusetzen. Lange schien ihm trotz des großen Rufes, den er genoß, auch diese Möglichkeit versagt. Aber endlich mit 50 Jahren wurde er in seinem Heimatstaat Lu von dem eben zur Regierung gekommenen Fürsten angestellt. Er schuf in kurzer Zeit Wandel in den verrotteten Verhältnissen, so daß der Fürst ihm einen Ministerposten übertrug, zuerst in der Verwaltung der öffentlichen Arbeiten, sodann in der Justiz. Er leistete auf beiden Gebieten Glänzendes. Auch in der äußeren wie inneren Politik zeigte er sich als Meister. Aber diese Zeit seiner Meisterjahre sollte nicht lange dauern. Der Fürst von Lu ließ sich gegen ihn als einen unbequemen Warner einnehmen. Kung ging und begann wieder zu wandern. Fürsten erwiesen dem berühmten Manne wohl mancherlei Freundlichkeiten, aber vergebens suchte er nach einem Fürsten, der bereit war, das Erbe der Vergangenheit wieder zu Ehren zu brin-

gen. Auf seinen Reisen hatte er gelegentlich mit bitterer Not zu kämpfen, ja geriet auch in direkte Lebensgefahr; was ihn dabei aufrecht erhielt, war sein fester Glaube an seine Bestimmung. Als er einsah, daß er im Leben seine Gedanken nicht durchführen konnte, beschränkte er sich darauf, sie als Erbe der Zukunft zu überliefern. Nach 13 Jahren in der Fremde wurde er ehrenvoll in die Heimat zurückgerufen. Hier arbeitete er an der Ausbildung und Festigung der Jünger, die er um sich gesammelt. In seinen letzten Jahren schuf er die chinesische Literatur, indem er den vorhandenen Stoff sichtete und das, was nach Beseitigung des Unsichern und Zweifelhaften übrig blieb, nach klaren Gesichtspunkten ordnete. Im 72. Jahre starb er, trotz aller Enttäuschungen unverbittert und unentmutigt. Was er erstrebt hatte, war, die Kulturideale der Vergangenheit, deren Schein am Erlöschen war, zu neuem Leben zu erwecken.

Wilhelm sieht den Einheitspunkt der Lehre des Konfutius in dessen Persönlichkeit, darin, daß er der vollgültige Repräsentant seiner Ideen war. Die Grundfrage war für ihn: was ist zu tun, damit das Zusammenleben der Menschen so gestaltet wird, daß es den großen Gesetzen der Weltordnung entspricht und dadurch zum Glück der Gesamtheit führt? Um zwei Brennpunkte bewegt sich dabei alles. Um die Welt in Ordnung zu bringen, dazu bedarf es durchgebildeter Persönlichkeiten an der maßgebenden Stelle. Nur der vornehme Charakter („der Edle")kann wirklich Menschen beherrschen. Das Grundgesetz dieses Charakters ist die Gewissenhaftigkeit, die Wilhem dem kantischen Begriffe der autonomen Sittlichkeit gleichsetzen möchte. Das Verhältnis zu den andern Menschen ist „die freie Anerkennung ihrer Persönlichkeit als eines dem eigenen Ich gleichgeordneten Selbstzwecks."

Wilhelm führt aus, daß die Ethik des Konfutius von allen eudämonistischen Begründungen frei war, und wird darin Recht haben. Wilhelm bestreitet, daß der chinesische Weise in Sachen der Religion Skeptiker und Agnostiker gewesen ist, und schreibt ihm ein positives religiöses Verhältnis zur Gottheit zu. Vielleicht überschätzt Wilhelm aber doch die Tragweite der angeführten religiösen Aussprüche, jedenfalls spielen meines Erachtens die religiösen Gedanken bei seiner Lehre nicht die entscheidende Rolle und ist nicht sein Hauptanliegen, Religion als die beste Wurzel der Sittlichkeit in die Herzen zu pflanzen. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß er persönlich religiöse Stimmungen und Gefühle hatte. Wie Wilhelm weiter hervorhebt, ist die Auffassung Kungs vom Wesen des Menschen durchaus optimistisch: der Begriff der Sünde ist ihm fremd, er weiß nichts von einem Bedürfnis der Erlösung. Hier liegt meiner Ansicht nach die wesentliche Schwäche seines gewiß achtung gebietenden Gedankensystems. Er hat mit dem Faktor der Sünde, dieser Realität nicht genügend gerechnet. Er steht darin im Gegensatz zu dem Philosophen von Sanssouci, der einem Geistlichen, der die Güte der menschlichen Natur gepriesen hatte, auf die Schulter klopfte und erklärte: er kennt nicht die Kanaille.

Und was hat Konfutius erreicht? Wie Wilhelm bemerkt und ausführt, hat gerade die optimistische Grundauffassung verschiedene Mißerfolge zu verzeichnen, aber er schließt seine Betrachtung über Konfutius mit folgendem Urteil: „Es ist die Souveränität der sittlichen Persönlichkeit, die uns an ihm imponiert. Diese Unabhängigkeit von allen äußern Gesichtspunkten, wie Lohn und Strafe, die ruhige Klarheit, die sich von allem Abergläubischen und Verzerrten besonnen zurückhält, diese Energie des Forschens, die unermüdlich einzudringen sucht in die Wahrheiten des Lebens, diese abgerundete Einheit, die konsequent der innern Gesinnung in allen Aeußerungen den rechten Ausdruck zu geben sucht — das alles sind Momente, die ihn über seine Zeit, wie überhaupt jedes zeitlich beschränkte Niveau emporheben und seinem Beispiel Kraft verleihen. Kung ist eine Natur, die unserem Kant in vielen Stücken wesensverwandt ist, so weit man einen praktischen Politiker mit einem wissenschaftlichen Forscher überhaupt vergleichen kann. Dieses Vorbild hat denn auch immer wieder in der chinesischen Geschichte seine Nachahmer gefunden, die charaktervoll und unentwegt im Strudel der Ereignisse dastanden und auch unter ungünstigen Verhältnissen den Mut zur energischen Vertretung der Wahrheit und Gerechtigkeit fanden. Aber auch unter den Grundsätzen, die er für das Zusammenleben der Menschen aufgestellt hat, sind manche, die bis auf den heutigen Tag noch nicht Allgemeingut geworden sind, so der Grundsatz, daß sich Menschen dauernd nur beherrschen lassen durch die Macht einer sittlich ausgebildeten Persönlichkeit, nicht durch äußeren Zwang der Gesetze. Dem zur Seite der andere Grundsatz, daß die gesamte staatliche Ordnung auf natürlichen Grundtatsachen des menschlichen Wesens beruhen muß. Die sittliche Grundlage der gesamten Politik wird trotz aller Schwierigkeiten und der temporären Unmöglichkeit ihrer Durchführung so lange als ein forderndes Ideal vor der menschlichen Gesellschaft stehen, bis sie auf irgendwelche Weise ihren wahrheitsgemäßen Ausdruck gefunden hat."

Durch das von Wilhelm gezeichnete Charakter- und Lebensbild des Konfutius bekommt man ein Verlangen, mit diesem Geiste in näheren Verkehr zu treten, und begrüßt mit Freuden die von Wilhelm verfaßte Verdeutschung der Lun-Yü, zu deutsch: „Gespräche". Es sind Aufzeichnungen über Aeußerungen Kungs. Wilhelm stellt sie in seinem Vorwort in Parallele mit Göthe's Gesprächen mit Eckermann, oder was er für noch richtiger hält, mit den λογια Jesu, soweit wir uns von dieser Sammlung aus den vorliegenden Quellen einen Begriff zu machen im stande sind. Ueber den oder die Verfasser läßt sich nichts sicheres mehr ausmachen, da das Buch von der Bücherverbrennung Tsin Schï Huangs mitbetroffen wurde und aus diesem Anlaß die Tradition über die Autorschaft verloren ging. Wilhelm äußert sich auch zu dem Texte und seinen verschiedenen Rezensionen und kommt nach sorgfältigen Erwägungen zu der Entscheidung, daß sich die Zeit der Redaktion des Ganzen nicht unzweideutig genau angeben läßt, daß wir aber in Lun Yü reichlich altes und zuverlässiges Material besitzen, das allerdings verschiedenen Traditionsschichten entstammt.

Bisher gab es nur eine deutsche Uebersetzung der Lun Yü, nämlich von dem Tübinger W. Schott, und zwar im Jahre 1826 erschienen. Nach bald 100 Jahren folgt nun die Wilhelm'sche. Als Ergebnis einer neunjährigen Beschäftigung mit den Lun Yü darf sie als eine reife Frucht bezeichnet werden. Wilhelm hat den Versuch gemacht, wohl zum ersten Male in einer europäischen Sprache, unabhängig von der gegenwärtig in China als orthodox geltenden Auslegung des Dschu Hi, eines Kommentators, der zur Zeit der Sung-Dynastie, 1130—1200 also weit über ein Jahrtausend nach Kung gelebt hat, den ursprünglichen Sinn des Textes unter Heranziehung einer umfangreichen Literatur älterer Kommentatoren herzustellen. Der Schwierigkeit, eine Uebersetzung zu finden, die gleichzeitig möglichst getreu und concis und dabei doch für moderne Menschen verständlich ist, ist er dadurch begegnet, daß er in den meisten Fällen eine doppelte Uebersetzung gibt, auf der einen Seite den möglichst exakten Wortlaut, wobei nur die eingeklammerten Worte zur Herstellung des Zusammenhangs beigefügt sind, und auf der andern Seite eine sachliche Uebersetzung in moderner Sprache. Für die sachliche Uebersetzung hat Wilhelm die alten Kommentare mitbenutzt und außerdem die Beziehungen, die den oft änigmatischen kurzen chinesischen Sätzen zu Grunde liegen und deren Kenntnis für das wirkliche Verständnis unbedingt erforderlich ist, herauszubringen sich bemüht. Ein überaus glücklicher Gedanke! Ich gestehe ganz offen, daß mir oft die wortgetreu übersetzten Sätze zunächst ein Rätsel waren, bis ich die Wilhelm'sche sachliche Verdeutschung zu Hilfe nahm. Ich habe mir dabei gesagt, daß es den Chinesen ähnlich mit unserer Literatur, und besonders mit der biblischen, gehen mag. In den Anmerkungen ist weiter ein reiches, textkritisches und vor allem ein dem besseren Verständnis dienendes historisches Material beigebracht. Eingeflochten sind sehr instruktive Hinweise auf Gedankenparallelen bei unsern führenden Geistern und den Gottesmännern der heiligen Schrift und interessante Bemerkungen über Analogien chinesischer Mythologieen mit uns bekannten; auch läßt Wilhelm Schlaglichter auf die Verhältnisse unserer Zeit, und zwar nicht bloß in China, fallen.

Die Lun-Yü umfassen 20 Bücher. Den meisten sind von Wilhelm kurze Charakteristiken vorausgeschickt. Ueber Buch 3 wird gesagt: „Dieses Buch handelt hauptsächlich von den Riten und Zeremonien, die bei der Regierung in Ausübung kommen." „Der in diesem Buche wiederholt ausgesprochene Gedanke ist, daß alle äußere Form nur dann Sinn hat, wenn ihr ein adäquater Inhalt zur Seite steht." Zu Buch 5 wird bemerkt: „Dieses Buch enthält hauptsächlich gelegentliche Bemerkungen Kungs über Leute seiner Bekanntschaft aus der Geschichte. Es ist sehr interessant, weil es den Meister im Kreise der Seinen ungezwungen über dies oder jenes redend zeigt, während er doch bei allem, was er sagt und tut, die höchsten Prinzipien im Hintergrund hat, von denen ein Licht auch auf scheinbar Nebensächliches und Gleichgültiges ausstrahlt." Von Buch 6 heißt es: „Es zeigt ebenfalls den Meister hauptsächlich im

Verkehr mit seinen Jüngern. Es ist daher ebenso wie das letzte wertvoll, um das Milieu kennen zu lernen, in dem sich der chinesische Weise bewegt hat, sowie die Schwierigkeiten, mit denen er im Kreis seiner Schüle zu kämpfen hatte, und die Erfolge, die er erzielt hat." Das 7. Buch „gibt hauptsächlich Aeußerungen über den Meister, teils von ihm selbst, teils von andern." Als Inhalt von Buch 8 wird angegeben: von den 21 Abschnitten „beschäftigen sich der erste und die vier letzten mit großen Männern der Vorzeit. Abschnitt 3—7 enthalten Aeußerungen und Anekdoten aus dem Leben des Jüngers Dsêng Schen. Die übrigen 11 Abschnitte enthalten Aussprüche Kungs über Themen der Charakterbildung, Staatsregierung und des Studiums." Von Buch 9 lesen wir: „Die ersten 15 Abschnitte des Buches enthalten Aeußerungen über die Persönlichkeit Kungs teils von ihm selbst, teils von andern. teils endlich Gespräche und Wechselreden. Mit dem 16. und 17. Abschnitt „geht der Text zu allgemeineren Themen über, die hauptsächlich das Gebiet des Studiums berühren." Das Buch 10 „unterscheidet sich von allen früheren dadurch, daß es den Meister nur von der Seite seines Privatlebens (und seiner offiziellen äußeren Tätigkeit) zeigt. Es bringt viel interessantes, wenn auch mehr zeitgeschichtliches, als biographisches Material bei." „Wichtig ist das Buch als Beleg dafür, wie sorgfältig Kung auf Uebereinstimmung zwischen Theorie und Praxis seines Lebens gehalten hat, auch hierin charakterverwandt mit Immanuel Kant." Buch 11 „enthält eine Reihe von Gesprächen des Meisters mit seinen Jüngern. Es zeigt ihn im Verkehr mit den den Seinen." Buch 12 „handelt meist von Gegenständen prinzipieller Art." „Für die Kenntnis der konfutianischen Ethik und Weltanschauung ist es besonders ergiebig." Buch 13 „beschäftigt sich hauptsächlich mit Fragen der Regierung und der persönlichen Charakterbildung." In Buch 14, dem längsten der ganzen Sammlung, „sind neben verschiedenen prinzipiellen Aeußerungen auch eine Reihe von Urteilen des Meisters über Männer der Geschichte und Zeitgenossen überliefert." Buch 15 „enthält eine Reihe von Aussprüchen, die für die Feststellung der Lehre Kungs von grundlegender Wichtigkeit sind." Buch 16 bietet im wesentlichen eine Anzahl allgemeiner Aussprüche. Buch 17 bringt „einige Geschichten über die Möglichkeiten die Kung geboten waren, in Dienste von Usurpatoren zu treten, außerdem verschiedene Gespräche mit Schülern und aphoristische Aussprüche." Buch 18 besteht nur aus 11 Abschnitten. „Die Abschnitte 3—7 sind Anekdoten über die Mißerfolge und den Widerspruch, dem Kung während seines Lebens begegnet ist. Sie sind eingerahmt von Anekdoten über Mißerfolge, bezw. Resignationen anderer bedeutender Männer der Vergangenheit, teils mit, teils ohne Bemerkungen Kungs über sie." Buch 19, in dem sich kein einziger direkter Ausspruch Kungs findet, „führt ein in die Verhältnisse der Schulen, die sich von Kung nach seinem Tode abzweigten." Buch 20 „enthält nur drei Abschnitte von sehr unterschiedlicher Länge. Der Zweck dieses Buches ist kein anderer, als der, Kung einzureihen unter die großen Heiligen der Vorzeit."

Ein Japaner urteilte mir gegenüber einmal über Konfutius: „Er ist nicht gewesen ein Religionsstifter, er ist nicht gewesen ein Philosoph, er ist gewesen ein Politiker.“ Daran ist etwas Wahres, aber ein Denker ist doch Kung gewesen und zwar einer ersten Ranges. Allerdings hat sein Denken staatsmännischen Einschlag. Und welchen Eindruck gewinnen wir von seiner Persönlichkeit und seinem Streben? Selbstbewußtsein ist bei ihm mit edler Bescheidenheit gepaart. „Der Meister war in seinem Wesen mild und doch würdevoll. Er war ehrfurchtgebietend und doch nicht heftig. Er war ehrerbietig und doch selbstbewußt.“ (S. 75). In seinem Wesen und Denken ist er Aristokrat im besten Sinne des Wortes. Wie immer wieder hervortritt, hat er Sinn für die Wirklichkeit und hat es sich sauer werden lassen, aus ihr und für sie die rechten Grundsätze zu gewinnen. Sittlicher Ernst und tiefe Innerlichkeit zeichnen ihn aus. Hohe Ideale erfüllen seine Brust und bei aller Strenge seines sittlichen Standpunktes ist er zugleich ein Mann von Gemüt. Durch seinen Optimismus und seine unermüdliche Arbeit in der Welt bildet er das gerade Gegenstück zu Buddha. Diese beiden, welche merkwürdigen, einander entgegengesetzte Typen in der Geistesgeschichte der Menschheit! Man hat versucht, Konfutius mit Jesus in Parallele zu bringen. Wilhelm erklärt das für verkehrt. (S. 68). Mit Recht. Aber um die Gestalt und Lehre Kung's wirklich zu würdigen, muß man sich immer gegenwärtig halten, daß er vor Christus gelebt hat, von der christlichen Gedankenwelt noch unberührt gewesen ist, seine geistige und sittliche Hoheit eigenartig und selbständig erwachsen ist.

Man wird von unserm christlichen Standpunkte aus mit den Gedanken und Ausführungen des Konfutius nicht immer einverstanden sein, auch vieles darin vermissen, man wird auch fragen können, ob Wilhelm immer der Gefahr entgangen ist, Gedanken, die uns naheliegen, in Aussprüche des chinesischen Weisen hineinzulesen, aber Respekt bekommt man durch die Lun-Yü vor der Lebenserfahrung, der Denkarbeit und der gereiften sittlichen Auffassung Kung's. Er hat viel unvergängliches Gut zu Tage gefördert, und auch Politiker können noch heutzutage allerlei von ihm lernen. Besonders interessant war mir und scheint mir beachtenswert für die Religionsgeschichte, daß er sich nur von einem Idealherrscher eine Bekehrung und Besserung der Menschen verspricht. „Wenn aber ein gottgesandter Genius als Herrscher käme, der würde es schon nach einem Menschenalter dahin gebracht haben, die Herzen der Menschen zum Guten zu bekehren.“ (S. 139 nach Wilhelm's Verdeutschung.) Und wie denkt sich Kung diesen Idealherrscher? Als ein Jünger ihn frug: „Wenn ein Mensch als Herrscher es vermöchte, sein Volk durch reiche Segenspenden zu beglücken und alle Menschen vom Leid zu erlösen: kann ein solcher Mensch sittlich genannt werden?“, sprach Kung:

„Um dieses Ziel zu erreichen, genügen die Kräfte eines gewöhnlichen Menschen nicht, dazu ist ein Mensch nötig, der von Gott

inspiriert und mit göttlicher Autorität und Kraft des Geistes die Weltverhältnisse umzugestalten vermag. Dieser Zustand ist im Laufe der gesamten Geschichte noch nie erreicht worden. Auch die hervorragendsten Genies des goldenen Zeitalters, die Herrscher Yao und Schun sind sich in diesen Stücken noch ihrer Schwäche mit Schmerzen bewußt gewesen." (S. 60 nach Wilhelm's Verdeutschung.)

Wollen wir das chinesische Volk verstehen, so müssen wir seine Geistesart kennen. Wollen wir auf die Chinesen einwirken, sie christlich beeinflussen, so müssen wir anknüpfen an die bei ihnen vorhandenen Wahrheitselemente, aber, um dieses zu können, müssen wir über diese Bescheid wissen. Vertrautheit mit Gestalt und Lehre des Konfutius ist in erster Linie Erfordernis. Pfarrer Wilhelm hat sich daher mit seiner gediegenen Verdeutschung und Erklärung der Lun Yü ein großes Verdienst erworben.

Das Orakel im Tempel.

Von Lic. W. Schüler, Tsingtau.

In etwas größern Tempeln wie in dem von Tsingtau oder Taitungtschen wird man außer den üblichen Tempelgeräten an der Wand häufig eine Reihe von gelben Zetteln angereiht finden und auf dem Altartisch eine Holzbüchse bemerken, in der eine Menge länglicher Stäbchen steckt. Die Stäbchen und die Zettel stehen im Zusammenhang; es handelt sich um Orakelsprüche. Wenn Leute wegen irgend einer Sache in Verlegenheit sind und gern vom Schicksal eine Antwort hätten, ob ihnen Glück oder Unglück beschert sein wird, dann entschließen sie sich wohl dazu, in den Tempel zu gehen und das Orakel zu befragen. Ueberwiegend sind es Leute aus der untern und armen Volksschicht, und da wieder hauptsächlich Frauen, die sich ein solches Orakel holen. Wenn man am ersten oder fünfzehnten Tag eines chinesischen Monats zum Tempel geht, hat man leicht Gelegenheit zu beobachten, wie dieses Orakelfragen vor sich geht. Ein altes Frauchen kommt, gelbes Opferpapier (Gold darstellend) oder Weihrauchstäbchen in der Hand, die sie sich draußen vor der Türe von den herumsitzenden Händlern für ein Kupferstück erstanden hat, zündet die Stäbchen an und gibt sie dem Priester, der sie in die Asche des Weihrauchbeckens hineinsteckt, kniet dann auf der niedern Holzbank vor dem Altar und der Statue des betreffenden Gottes nieder und verbeugt sich demütig tief zur Erde, während der Priester das eherne Becken anschlägt. Dann ruft sie dem Priester zu, daß sie das Orakel befragen möchte, und dieser reicht ihr die Büchse mit Holzstäbchen, von denen jedes eine Nummer trägt. Immer weiter knieend, den Kopf tief geneigt, mit ausgereckten Armen neigt und schüttelt die Frau die Büchse, bis endlich ein Stäbchen zu Boden fällt. Der Tempeldiener hebt es schnell auf und mit dem ersten Blick erkennt er, es ist eine Glücksnummer und ruft der Frau ihr Glück zu. Dann gibt er ihr das entsprechende gelbe Blättchen, das die gleiche Nummer trägt, und erleichtert entfernt sich die Frau, um sich zu Hause von einem der Schriftzeichen kundigen Bekannten den Inhalt des Orakels im einzelnen entziffern zu lassen.

Was entziffert er ihr? Was steht überhaupt auf den Blättchen? Es ist nicht uninteressant, diese Orakelweisheit einmal näher zu prüfen.

Es gibt 3 Arten von Losen, solche die Unglück, solche die Glück und solche die ein begrenztes mittelmäßiges Glück verkünden; und zwar ist dieser Hauptinhalt, wie als Ueberschrift ausdrücklich in großen Buchstaben rechts am Rande vermerkt, so, daß, wer auch nur die Zeichen für Glück und Unglück versteht, ohne weiteres weiß, wie er in der Hauptsache daran ist. Der Text selbst zerfällt wieder in 2 Teile; zunächst eine Art Vers, der den allgemeinen Hauptinhalt enthält, danach eine nähere Anwendung für eine Gruppe der beim Volk häufigsten Anliegen wie Geld, Heirat, Prozeß, Krankheit, verlorene Gegenstände u. a. für Einzelfälle. — Wir wollen von jeder der 3 Arten ein Beispiel kennen lernen; zunächst eins mit der Ueberschrift: Hohes Glück! „Es wandelt sich dein früheres Los, ein Glücksding kommt in deine Hand; nicht brauchst du mehr dem alten Unglücksweg zu folgen, frohe Botschaft trifft dein Ohr: vorbei ist's mit dem engen Pfad dem schlimmen, auf ebenem, breitem, großen Weg winkt dir Gelingen!" Darauf die praktische Anwendung: „Einen Brief wirst du bekommen mit lauter guten Nachrichten; einen literarischen Grad wirst du erhalten, im Prozeß bekommst du Recht; der unterwegs in der Ferne ist, kommt wieder zurück, mit der Heirat wird es glücklich werden; wenn du nur ein wenig warten, wird alles gut gehen. Der verlorene Gegenstand findet sich wieder; die guter Hoffnung ist, wird einen Sohn gebären die Krankheit ist zu heilen; was hoffnungslos war, wendet sich zum Guten, was du auch treibst, es wird wohl werden; nicht brauchst du andere dazu, du selbst findest das Glück; das Unglück muß sich wenden, bestimmt wirst du Gutes ernten, von der Erde zu den Wolken aufsteigen, ruhmvoll empfangen huldvolle Beglaubigung deines Glückes."

In allem fast das Gegenteil bekommt der zu lesen, der ein Unglückslos geworfen hat, wie folgendes Beispiel zeigt: „Der Grille Zirpen unheilkündend dringt zu der Einsamen Bett, unruhig bekümmert harrt sie einer Kunde von dem tausend Meilen Entfernten, harrend, daß der Mann zurückkehre in blühendem Glück — doch nur der Herbstwind braust mit Groll, und der Regen plätschert unheilvoll." Das heißt für Einzelfälle deutlicher ausgelegt: „Nichts wird gut gehen, täglich wirst du trauern und dich ängstigen; und was auch blüht wie ein Frühlingstraum, es wandelt sich zu schaler Oede; frage nicht nach Geld und nicht nach deinem Prozeß; der in der Ferne weilt, kehrt nicht wieder zurück; die Krankheit wird sich noch verschlimmern; mit der Heirat wird es nichts; böse Träume plagen dich; wenn du die Götter anflehst, hilft es dir doch nichts; das Verlorene findet sich nicht wieder. Denke nicht an Glück, vergeblich quälst du dich mit deinen Gedanken; hörst du auch mal eine gute Kunde, schließlich ist es doch nur Kummer; was du erstrebst und hofft, es kommt nicht zum Ziel; was dieser Zettel verkündet, ist die Bitterkeit von Sterben und Mißglücken, Kummer der Tränen; was

auch immer es betrifft, Prozeß, Krankheit, Vergnügen, Titel, Hochzeit, das Fernsein deines Lieben, alles wird zum Unglück; trifft dich dieses Los im Herbst oder Winter, so ist es doppelt schlimm." —

Nun noch im Wortlaut ein Orakel, das ein unsicheres, bedingtes Glück verkündet. „Wer in aller Welt kann eine Leiter schaffen, mit der man den Himmelsrand erreicht! (d. h. deine Wünsche gehen zu hoch; du erstrebst Unmögliches). Wenn aber die Zeit der Ratte und des Ochsen*) gekommen ist, dann wirst du fröhlich flöten, dein Name herrlich leuchten." Näher ausgeführt: „Du magst es zu Land oder zu Wasser versuchen, es wird dir Mühe kosten; dein Streben nach einem literarischen Grad kommt einstweilen noch nicht zum Ziel, doch später wird sich Reichtum und Ansehen glänzend bei dir finden. Der Verlauf eines Prozesses ist unsicher, am Ende wird dir's gelingen; bekümmert wegen Krankheit gehe zum Arzt, der wird dir helfen, der erhoffte Brief wird eintreffen; die Heirat schließlich zu Ende kommen; bei allem, was du vorhast, ist das das Wichtigste, daß du dich nicht aufregst; fragst du nach deinem abwesenden Freund — er ist auf dem Weg, nur noch weit; du strebst nach Namen und Gewinn, das wird zunächst Schwierigkeiten haben, nachher wird's dir aber leicht zufallen. Der Höhepunkt deines Glückes wird in der Zeit der Ratte und des Ochsen sein, dann kommt alles zum Ziel; bei allem aber, was du unrechtmäßig begehrst, ist es unsicher, ob du es erlangen wirst; am Tage (Jahre?) der Ratte und des Ochsen wirst du Erfüllung haben; der Prozeß wird sich wenden, die Heiratssache noch dreimal sich ändern; aber am Tage oder im Monat oder im Jahre der Ratte und des Ochsen, dann wird alles kommen, Ruhm und Geld.

Die Priester, welche diese Orakel fabrizieren und verteilen, stellen an die Gläubigkeit des Volkes große Ansprüche, wenn sie diese kümmerlichen, in schlechtem Chinesisch geschriebenen Sätze als die heilige Willensäußerung eines Unsterblichen, eines Genius, bezeichnen, wie oben auf den Zetteln zu lesen steht. Und doch gehört dies natürlich zum System, und zwar sei der heilige Wille durch den „Geistergriffel" kund getan worden. Das ist die bekannte spiritistische Veranstaltung, wobei man ein Stäbchen (das an ein Sieb gebunden ist, welches von zwei Priestern gehalten wird), auf ausgestreuter Hirse Zeichen schreiben läßt, die aber dann noch der Auslegung bedürfen.

Die oben gegebenen Beispiele von Orakeln sind in ihrer Art von den etwa 60 Nummern aus dem betreffenden Tempel nicht viel verschieden und geben sich alle als Offenbarungen desselben Geistes. — In andern Tempeln haben sie wieder eine andere Form, wenn sie freilich auch in ihrem Grundcharakter alle gleich sind, und nur mittels des Geistergriffels einem andern Geist oder Gott entlockt sind. Die Orakel des einen Tempels und Gottes werden mehr geschätzt als die eines andern. So hat in Schantung der Tempel des

*) Jeder Tag und jedes Jahr hat in einem Zwölferzyklus einen besonderen Tiernamen. Das verheißene Glück kann also nach wenigen Tagen, aber vielleicht auch erst nach mehreren Jahren sich einstellen.

Lü Tsu (Lü tung pin), eines der 8 Genien, besondere Berühmtheit wegen seiner Orakel, er wird aber darin noch übertroffen durch einen Guandi-Tempel in Peking. (Aus der Welt des Ostens).

Das Tsingming-Fest in Kaumi.

Von R. Blumhardt, Kaumi.

An unsrem 6. April feiert man in China Tsingming, das Fest der reinen Klarheit und den Tag vorher Hanschi, d. h. „kaltes Essen." Der letztere ist eine Erinnerungsfeier an das folgende geschichtliche Ereignis. Im Jahre 636 vor Chr. hatte der Fürst Wen mit Hilfe eines Getreuen, des Gich Tschi Tuei, den Thron von Tsin eingenommen. Dieser wollte sich jedoch den ferneren Diensten seines Fürsten entziehen und verbarg sich in den Wäldern. Um seiner doch habhaft zu werden, griff der Fürst zu einem sehr drastischen Mittel. Er ließ nämlich die Wälder in Brand stecken. Gich Dschi Tuei aber entschied sich für den Feuertod. An dieses Ereignis soll sich die Sitte geknüpft haben, im dritten Monat kein Feuer zu machen und kalt zu essen. Es wäre also eine Art Fastenmonat und es ist nicht ausgeschlossen, daß dies der ursprüngliche Sinn ist und daß das historische Ereignis erst später, als die rein religiöse Bedeutung des Festes aus dem Bewußtsein geschwunden war, zur Erklärung herangezogen worden ist. Der Versuch, den für die Fürsten des Landes peinlichen Brauch zu unterdrücken, ist nicht ganz geglückt. Doch wurde die Sitte später auf Tsingming bzw. den Tag vorher beschränkt. In Schantung, wenigstens in unsrer Ecke, ist das „kalte Essen" heutzutage kaum noch mehr als eine Redensart. Im allgemeinen ißt man gerade so warm und so gut wie an gewöhnlichen Tagen, eher noch besser. Tsingming selbst wird immer am 106. Tage nach der Wintersonnenwende gefeiert.

Die beiden Feiertage sind praktisch nicht streng geschieden, den Höhepunkt und Abschluß aber bildet Tsingming. Im übrigen scheint am ersten Tage der Ernst, am zweiten die Fröhlichkeit zu überwiegen. Die ernste Seite kommt in der Ahnenverehrung zum Ausdruck, die an den Gräbern in der schon oft geschilderten Weise vollzogen wird. Auch die Vornehmen, die man sonst nur selten draußen sieht, machen in diesen Tagen ihren Gang zum Ahnengrab. Für den Zuschauer ist es ein ungewöhnliches Bild: das frische Saatengrün übersät mit den bunten Farben der Trachten und alles bestrahlt von der leuchtenden Frühlingssonne. Ueber die Totenverehrung selbst mag man nun die chinesische oder eine andere Meinung haben, menschlich sympathische Züge wird man doch darin finden können, wenn man etwa sieht, wie eine Familie an einem frischen Grabe im Gefühl der Gegenwart des Toten andächtig still versammelt ist. Denn das rätselvolle Leid menschlicher Sterblichkeit wird auch von der chinesischen Welt empfunden.

Indes will der Mensch auch seine Freude haben. Und man kann es ihm gönnen. In Kaumi und wohl auch anderwärts ist es Sitte, daß die Kinder an Tsingming Weiden- und Zypressenzweige ins Haar stecken. Chinesen gaben mir nur eine volksetymologische

Erklärung dieses Gebrauchs, die darauf beruht, daß die lokale Aussprache des volkstümlichen Namens für Zypresse gleich lautet wie das Wort für „erwachen." Beides wird nämlich in der hiesigen Gegend „sing" ausgesprochen. Aber es liegt ja nahe, daß die zuerst sich begrünende Weide das neuerwachte Leben der Natur, und der Gräberbaum, die Zypresse, das Reich der Toten sympolisiert. Die Zweige werden auch dem unentbehrlichsten der chinesischen Haustiere, dem Hund, um den Hals geflochten. Frauen und Mädchen geben ihrer besonderen Farbenfreude noch durch künstlichen Blumenschmuck Ausdruck: „Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt." Da diesmal der Tag der reinen Klarheit durchaus nicht hinter seinem Namen zurückgeblieben war, hat auch mancher würdige Mann bloß zum Vergnügen seinen Tsingming-Spaziergang gemacht oder „das Grüne betreten" wie der technische Ausdruck heißt. Am meisten kam natürlich die Jugend auf ihre Kosten. Schon lange lassen die Buben ihre Papierdrachen steigen. Die Lüfte wimmelten in diesen Tagen von allerhand Groß- und Kleingetier wie Vögeln, Krabben, Schmetterlingen, die alle mit großem Geschick und einer intuitiven Vertrautheit mit den Flugbedingungen nachgemacht sind. Auch ein endloser Schlangendrachen war darunter, der seine Dutzende von Gliedern mit schlängelnder Bewegung phantastisch im blauen Aether tummelte. Weniger sichtbar für die Außenwelt, aber doch hörbar, ist das Schaukelspiel der Mädchen. Denn die Schaukel wird in der Regel im sicheren Frieden des Hofes errichtet. Nur hie und da schwingt sich eine kühne Schauklerin zur Sehhöhe eines Straßengängers auf. Doch haben wir in Kaumi auf dem freien Platz vor der Südvorstadt in diesem Jahre eine öffentliche Drehschaukel gehabt. Man kann es auch ein Schwebekarussel nennen. Die Konstruktion ist einfach: ein Gerüst von der Größe eines Familientisches, zwei bis drei Mann hoch, in der Mitte aufragend eine starke Stange und um diese horizontal drehbar ein Stern von vier übereinander gekreuzten Stangen, an deren acht Enden die Schaukeln herabhängen. Die Sitze werden von kleinen Mädchen — doch sind auch einige große darunter — gestürmt, und wenn alle Plätze besetzt sind, wird das ganze System vom Gerüst aus in Drehung gesetzt. Die Schaukeln schwingen dabei mit einer Geschwindigkeit, die man dem wackeligen Apparat gar nicht zutrauen sollte, im Kreise. Natürlich ist das Vergnügen groß, auch für die massenhaft herbeigeströmten Zuschauer, aber für die Schauklerinnen nicht ganz ungefährlich. Denn für die Betriebssicherheit des Gestells besteht keine Garantie. Das Schaukelschwingen wird deshalb zusammen mit dem Pferdereiten und Seefahren zu den drei großen Lebensgefahren gerechnet.

Das Hauptfest bildete der Umzug des Stadtgottes, der an Tsingming einen seiner großen Tage hat. Schon des Morgens werden ihm von den Notabeln und der Bevölkerung Weihrauch, Wein- und Speiseopfer in den Stadttempel gebracht. Gegen Mittag beginnt dann der Auszug des Gottes, der in einer Sänfte getragen wird, und die Prozession durch die Stadt begleitet vom Lärm der

Instrumente. Ehrenschirme. Standarten, Ehrentafeln, Schauwaffen und andre Abzeichen werden von dem zahlreichen Dienervolk des Yamens und von Vertreter der Handwerkerzünfte in buntem Wechsel vorangetragen. In der Stadt und in den Vorstädten sind Stationen errichtet, wo unter Mattenzelten Spenden für den Gott bereit liegen. Auf diese Weise dauert der Umzug, der sich ohnedies nur langsam durch die engen Straßen bewegt, auch in einer kleinen Stadt fast einen ganzen Tag. So hat er diesmal erst spät am Abend sein Ziel, den Absteigetempel vor der Stadt, erreicht. Im bleichen Schein bemalter Seidenlaternen erschienen zuletzt die Beamten zur ehrfurchtsvollen Verbeugung und zu der stellvertretenden Opferspende, die den vielen gilt, die ohne Nachkommen oder vergessen in den Gräbern ruhen und sonst der dankbaren Verehrung durch die Lebenden entbehren mußten. Nun erst trat der Gott den Rückweg an, auch diesmal unterwegs von frommen Leuten aufgehalten und verehrt. Spät um Mitternacht hörte man noch einmal Schüsse durch die Stadt dröhnen zum Zeichen, daß nun der Stadtgott in seinem Tempel wieder zur Ruhe gekommen war.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Die Edinburger Welt-Missionskonferenz und der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein.*)

„Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die Mission nicht mehr eine Winkelsache ist, die Edinburger Welt-Missionskonferenz, die vom 14.—23. Juni getagt hat, hätte ihn gegeben. Mehr als 1100 Delegierte waren dort erschienen, Angehörige aller Nationen und aller nennenswerten protestantischen Kirchengemeinschaften. Deutschland war durch etwa 100 Abgeordnete vertreten.

Ein Zeichen des wachsenden Missionsverständnisses waren schon die Begrüßungen, die der Konferenz von hohen und höchsten Stellen zu teil wurden. Das deutsche Kolonialamt erkannte in seinem Gruße „dankbar und erfreut an, daß die Bemühungen um die Ausbreitung des Evangeliums die Segnungen der Zivilisation und Kultur in allen Ländern zum Gefolge haben." Die Botschaft des Königs Georg von England hob hervor: „Der König würdigt die hohe Bedeutung dieses Werkes in seiner Einwirkung auf die Befestigung der internationalen Freundschaft, auf die Sache des Friedens und das Wohlergehen des Menschengeschlechts". — In der Tat, ein Werk, das von 338 aussendenden evangelischen Missionsgesellschaften betrieben wird, in dem 5522 ordinierte Missionare, 4988 Missionarinnen, 641 Missionsärzte, 341 Aerztinnen und außerdem 5045 eingeborene ordinierte Geistliche tätig sind, ein Werk, für das jährlich 103 Millionen Mark aufgebracht werden, muß als ein wichtiger Faktor in der Weltgeschichte der Gegenwart erkannt werden.

---

*) Aus dem Wiesbadener Gemeindeblatt.

Was die Verhandlungen für uns Freunde des Allg. ev.-prot. Missionsvereins besonders bedeutsam macht, ist dies, daß vielfach gerade die Fragen im Mittelpunkt der Beratungen standen, in denen unser Verein von Anfang an eine ausgeprägte, von andrer Seite oft heftig bekämpfte Stellung eingenommen hat; — in Edinburg wurde fast in allen diesen Punkten der von unserm Verein vertretene Standpunkt von den meisten führenden Missionsfachleuten geteilt. So war das Problem des 3. Tages die Bildung nationaler Kirchen auf dem Missionsfelde. Eine große Anzahl besonders der japanischen und chinesischen Delegierten forderte möglichst große Selbständigkeit für die eingeborenen Christen. Sie fanden für ihre Wünsche weitgehendes Verständnis und Entgegenkommen. Der 4. Konferenztag war der Frage des höheren Missionsschulwesens gewidmet. Hier wurden die Missionsziele betont, die unser Verein (unter vielem Widerspruch) von Anfang an theoretisch vertreten und mit gutem Erfolg praktisch auszuführen versucht hat: Gewinnung einzelner Heiden aus den höheren, gebildeten Schichten, die dann Führer für andere werden können; und vor allem Schaffung einer christlichen Atmosphäre in der umgebenden Heidenwelt. Am 5. Tage verhandelte man über das Thema: „Die christliche Mission und die andern Weltreligionen". Und wieder waren die Verhandlungen eine Bestätigung dessen, was unser Verein von jeher erstrebt und wofür er sich so manches harte Wort hat sagen lassen müssen. Von allen Seiten wurde die zwingend sich aufdrängende Ueberzeugung vertreten: Die Missionare müssen, wenn sie an die fremde Volksseele heranwollen, die europäischen Lehrformen abstreifen. Natürlich nicht auf Kosten des Inhalts des Evangeliums. Aber der Hindu, der Chinese, der Batak, der Zulu will und soll nicht den Umweg über eine lutherische oder anglikanische oder baptistische Dogmatik machen. — Als Höhepunkt der Tagung wird der 21. Juni bezeichnet, der Tag, an dem man über das Zusammenwirken auf dem Missionsfelde sprach. Hier trat die Einmütigkeit im Geist in überwältigender Weise zu Tage. Die zwischen den Sonderbekenntnissen vorhandenen Unterschiede wurden nicht hinweggeleugnet. Es wurde jedem das unbedingte Recht zugestanden, die Sonderlehren seiner besonderen Kirche festzuhalten und zu vertreten. Man wollte nicht Einerleiheit, sondern Einheit. Es ist dasselbe Ziel, das unser Verein auf seine Fahne geschrieben hat, und das er schon in seinem Namen zum Ausdruck zu bringen sucht, wenn er sich *Allgemeiner* ev.-prot. Missionsverein nennt. Und wenn auch an diesem Tage wieder ein chinesischer Deputierter bemerkte, die christlichen Chinesen hätten überhaupt kein Verständnis für die Lehrunterschiede, die in den abendländischen Kirchen eine so große Rolle spielten; in China würde es keine anglikanische, presbyterianische usw. Kirche geben, sondern nur eine christliche Kirche, — ist es nicht wieder genau dasselbe, was die ganze Praxis *unserer* Mission in China bezweckt, wenn sie nicht ein Sondergemeindlein gründet, sondern die durch ihre Schulen angeregten und gewonnenen Chinesen zur Taufe an die sich bildende chinesische Volkskirche

weist? — Ich könnte auch darauf hinweisen, daß in den Verhandlungen des nächsten Tages (22. Juni) von den meisten Rednern eine gründlichere wissenschaftliche Ausbildung der Missionare verlangt wurde, — eine Forderung, die man unserm Verein von Seiten der alten Missionsgesellschaften oft sehr bitter verdacht hat.

Ob und wieviel in Edinburg vom Allg. ev.-prot. Missionsverein ausdrücklich die Rede gewesen ist, ist mir nicht bekannt. In der Sache bedeutet die große Weltkonferenz jedenfalls eine glänzende Rechtfertigung dieses Vereins. Das muß uns mit freudigem Eifer erfüllen, sein verheißungsvolles Programm mehr und stärker als bisher in die Wirklichkeit überzuführen. Hoffentlich machen nun aber die alten Missionsgesellschaften hier in Deutschland auch uns gegenüber wirklich Ernst mit der in Edinburg vor aller Welt laut verkündeten Gemeinschaft im Geist. Nach alledem, was dort geredet ist, dürfen wir erwarten, daß man nun auch hier den Allg. ev.-prot. Missionsverein als einen Mitarbeiter an denselben hohen heiligen Aufgaben anerkennt und ihn fortan z. B. nicht mehr, wie bisher, von allen Missionskonferenzen ausschließt. Oder muß die heilige Begeisterung von Edinburg daheim sofort wieder den kirchenpolitischen Rücksichten weichen? Soll uns die Mission nicht auch den Dienst erweisen, uns von dem Jammer dieses innerlich unwahren und unchristlichen Parteigetriebs zu befreien?"

Dazu sei die folgende Notiz über einen besonders interessanten Punkt der Verhandlungen berücksichtigt:

Der Nachmittag war der Besprechung von drei wichtigen Fragen gewidmet. Die erste lautete: Soll die Kirche versuchen, auf einmal die bisher noch verschlossenen und unbearbeiteten Gebiete zu besetzen, oder soll sie mit verdoppelter Kraft die bereits besetzten Felder bearbeiten? Der greise „Missionsgeneral" D. Warneck, der an der Konferenz nicht teilnehmen konnte, hatte aus der Ferne in einem Briefe seine gewichtige Stimme gerade zu dieser Frage erhoben und dringend vor ungestümer Besetzung noch verschlossener Gebiete gewarnt; statt dessen möge man doch alle Kraft auf den Kampf mit dem Islam in Afrika und auf Ostasien konzentrieren. Sein Standpunkt wurde von verschiedenen Rednern nachdrücklich vertreten, während der bekannte Mohammedaner-Missionar Dr. Zwemer aus Arabien mit feuriger Beredsamkeit für möglichst gleichzeitige Besetzung der ganzen Welt plädierte. Die beiden andern Fragen: Einzelbekehrung oder Völkerchristianisierung — und: Soll die Mission selbst evangelisieren oder eingeborene Evangelisten erziehen?, wurden zumeist dahin beantwortet, daß statt des „entweder — oder" vielmehr „sowohl als auch" zu setzen sei. Bei der letzten Frage wurde allerdings besonders von dem bekannten Dr. Roß aus der Mandschurei die überragende Wichtigkeit der eingeborenen Evangelisten nachdrücklich bezeugt und durch Tatsachen aus der Mandschurei schlagend nachgewiesen: Von den 30 000 dort in den letzten Jahren für das Christentum gewonnenen sind nur 100 das direkte Resultat der Arbeit der Missionen, alle übrigen sind durch ihre christlichen Landsleute gewonnen!

Der Kongreß wendet sich mit folgendem Aufruf an die ganze evangelische Christenheit:

Kundgebung der Edinburger Welt-Missionskonferenz an alle evangelischen Christen in der ganzen Welt.

Teure Brüder! Wir Delegierten der Welt-Missionskonferenz in Edinburg wünschen euch eine Botschaft zu senden, die unserm Herzen sehr nahe liegt. Wir haben uns in den vergangenen 10 Tagen eingehend mit dem Studium der Lage des Christentums in den nichtchristlichen Ländern beschäftigt. Wir haben die Missionsfelder und die zur Verfügung stehenden Kräfte überschaut. Zwei Jahre lang haben wir sachkundige Zeugnisse über jeden Zweig der Missionstätigkeit gesammelt, und diese Zeugnisse haben die gesamte Konferenz zu gewissen Schlüssen gedrängt, welche wir euch vorzulegen wünschen.

Unser Ueberblick hat uns einen Eindruck von dem bedeutungsvollen Charakter der gegenwärtigen Stunde gegeben. Aus manchen Gegenden haben wir von dem Erwachen großer Nationen gehört, von der Oeffnung lange verschlossener Türen, von Bewegungen, welche mit einem Schlage eine neue Welt vor die Kirche stellen, die für Christus gewonnen werden muß. Die nächsten 10 Jahre werden aller Voraussicht nach einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bilden, sie werden für die Richtung der geistigen Entwicklung der Menschheit von entscheidenderer Bedeutung sein als Jahrhunderte im gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Werden die Jahre nicht ausgenutzt, so wird ein Schade angerichtet, den Jahrhunderte nicht wieder gut machen können. Werden sie dagegen wohl angewendet, so werden sie zu den ruhmvollsten der christlichen Geschichte gehören.

Wir haben uns darum einer sorgfältigen Prüfung der Mittel und Wege unterzogen, durch welche wir die vorhandenen missionarischen Kräfte am besten ausnutzen, indem wir die vorhandenen Unternehmungen zusammenschließen und stärken, ihre Verwaltung und die Ausbildung der Missionare verbessern. Wir haben im Interesse ihrer praktischen Verwendung und Nutzbarmachung getan, was in unsern Kräften steht, und in diesem Bestreben haben wir eine größere Einigkeit erreicht, als es je in der christlichen Kirche seit Jahrhunderten der Fall war.

Aber es ist uns je länger je deutlicher geworden, daß wir etwas viel Größeres nötig haben, als durch irgend welche ökonomischen Mittel oder Neuorganisation vorhandener Kräfte erreicht werden kann. Wir bedürfen vor allem ein tieferes Bewußtsein unsrer Verantwortlichkeit vor dem allmächtigen Gott, der uns die große Aufgabe der Evangelisation der Welt anvertraut hat. Diese Aufgabe ist keineswegs in besonderer Weise unsern Missionaren, den Missionsgesellschaften oder uns als Gliedern dieser Konferenz anvertraut. Sie ist jedem einzelnen Gliede der Familie Gottes gestellt und sie liegt jedem Gliede der christlichen Kirche ebenso gut ob, wie die elementaren Tugenden des christlichen Lebens: Glaube, Liebe, Hoffnung. Bist du ein Christ, so hast du auch Teil an dieser Auf-

gabe. Diesen Grundsatz erkennen wir alle an, aber wir müssen dazu erweckt werden, ihn in einem ganz neuen Maße auszuführen. Ebenso wie eine große nationale Gefahr von jedem Bürger ein erhöhtes Maß von Patriotismus und Aufopferung erheischt, so fordert die gegenwärtige Lage der Welt von jedem Christen und von jeder Gemeinde eine Wandlung des bisherigen missionarischen Eifers und Dienstes, unser geistliches Ideal muß sich auf eine höhere Stufe erheben. Das frühere Ideal bemaß sich nach einem Zustande der Welt, der jetzt nicht mehr existiert; es ist der neuen Welt, die sich aus den Trümmern der alten erhebt, nicht mehr angemessen.

Dieser neue Geist wird nicht nur von den Einzelnen noch auch von den Gemeinden gefordert. Es ist eine eindringliche Forderung, daß unser nationales Leben als ein Ganzes christianisiert werden muß. Damit es in seinem ganzen Umfange, nach der kommerziellen wie nach der politischen Seite in seinen Einwirkungen auf den Osten auf die schwächeren Rassen, die Botschaft des Missionsdienstes nicht abschwäche, sondern bekräftige.

Die göttliche Vorsehung hat uns alle in eine neue Welt der Möglichkeiten, der Gefahr und der Pflicht geführt. Gott fordert von uns allen ein neues Leben mit mehr Eifer und Selbstverleugnung als bisher. Aber wenn der uns kundgetane Weg, wie wir glauben, der Weg der Pflicht ist, dann ist zweifellos in diesem eindringlichen Rufe zur Pflicht die verborgene Zusicherung eingeschlossen, daß Gott größer, liebevoller, näher, mehr zu unserer Hilfe und unserm Troste bereit ist, als irgend wer träumte. Ganz gewiß, wir sollen neue Erfahrungen machen von der Gnade und Macht Gottes für uns selbst, für die Kirche und für die Welt, und in der Kraft dieses festeren und kühneren Glaubens sollen wir der neuen Zeit und der neuen Aufgabe mit neuer Hingebung entgegensehen.

Missionsaufgaben in Transvaal.

P. Graßmann, früher Pfarrer in Johannisburg, schildert in D. Richters „Ev. Missionen" die Wandlungen, die sich in Transvaal vollzogen haben und die die Mission vor ganz neue Probleme stellen. Die Zeit der patriarchalischen Beziehungen zwischen Missionaren und schwarzen Christen ist vorbei. Die Christen werden sich nicht mehr auf Stationsgrund ansiedeln, um Schutz zu haben vor der heidnischen Häuptlingsmacht. Deren Macht ist gebrochen, die englische Regierung führt ein gutes Regiment. Aber die Eingeborenen sind auch viel schwerer zu erreichen, da ein ganz neues Leben in das Land gekommen ist. Die Goldgruben und die Diamantfelder u. a. solche Unternehmungen brauchen viele tausende schwarze Arbeiter. In dem einen Golddistrikt um Johannisburg wohnen etwa 300 000 schwarze Arbeiter. Sie bleiben nicht dauernd in dieser Arbeit, sondern wenden sich nach wenigen Jahren wieder dem Ackerbau zu. Ein sehr großer Teil sind nicht Einheimische, sondern stammt aus portugiesischem Gebiet. In den Industriebezirken wohnen die Arbeiter in geschlossenen Arbeiteransiedlungen, in denen sie streng bewacht werden. Aber der hohe Verdienst und

die Häufung der vielen Menschen bringt doch viele Laster zur Auswirkung. Daß das stille Wohnen unter den Häuptlingen vorüber ist, ist nicht bloß zu beklagen. Denn es waren keine sehr guten Zustände. Aber schwierig ist jetzt die Arbeit der Missionare, die in alle diese neuen Verhältnisse hinein sich Wege bahnen und dem Heiden nachgehen muß.

Aber auch aus den jungen Gemeinden selbst erwachsen der Mission Schwierigkeiten. Der Drang nach Selbständigkeit, gestärkt durch den oft leider erklärlichen Haß gegen die Weißen, schafft Trennungen und Bildungen selbständiger schwarzer Gemeinden, die dazu in sittlicher Beziehung nicht vorbildlich sind.

Die Anforderungen, die durch dies alles an die geistige Kraft Weisheit und Beweglichkeit des Missionars gestellt werden, sind wahrlich groß. Es bahnt sich eine neue Zeit dort unten an, die von der Mission mehr noch erwartet als die Vergangenheit.

Der neue Kurs im Kongo.

Eine fatale Wirkung der Kongostaat-Politik macht sich bei der Erschließung des Katanga-Gebietes geltend: Der Mangel an Menschen. Schon jetzt, da eine großzügige Ausbeutung der Kupferlager erst beginnen soll, fehlt es am nötigsten, nämlich den schwarzen Arbeitern. Katanga selber ist nicht entfernt imstande, den Bedarf zu decken. Bereits im vorigen Jahr waren laut einem englischen Weißbuch 2000 britische Untertanen (hauptsächlich Neger aus Rhodesien) in den Katangaminen beschäftigt. Heute ist diese Zahl viel größer. Die farbigen Arbeiter einer der größten Gesellschaften im Katanga stammen zu 90 Prozent aus Rhodesien! Da aber die belgische Regierung mit Recht fürchtet, die Anwerbung aus benachbarten Kolonialgebieten könne eines Tages von den betreffenden Landesbehörden unterbunden werden, so richtet das belgische Kolonialamt jetzt ein Arbeiterbureau im Kongo ein, das alle Europäerunternehmungen mit dem ihnen notwendigen Arbeitermaterial versehen soll. Und zwar soll das in der Weise geschehen, daß alle am Katanga interessierten Gesellschaften im voraus jährlich eine festzusetzende Geldsumme an das Arbeiterbureau zahlen, wofür das Bureau die Garantie übernimmt, die erforderliche Anzahl von Arbeitern zu liefern. Die Höhe des zu zahlenden Betrages richtet sich nach dem schätzungsweise festzustellenden Bedarf jeder Gesellschaft.

Ein für die europäischen Unternehmungen bequemes System der Arbeiterversorgung! Daß dem Staat daran liegen muß, das Aufblühen Katangas durch Arbeitermangel nicht stocken zu lassen, ist klar; denn es sind im Katanga auf Einladung des Kongostaates und der belgischen Regierung riesige Kapitalien investiert, die natürlich nicht untätig liegen sollen, und außerdem ist die Belgische Regierung selber als Teilhaberin dieser Gesellschaften an den Unternehmungen auf das lebhafteste interessiert.

Wenn nun aber die eingeborenen Arbeiter nicht freiwillig kommen wollen? Daß sie das nicht tun werden, ist mehr als wahrscheinlich, denn sie haben als Frondiener der Europäer zu böse Er-

fahrungen gemacht, die sobald nicht vergessen werden. Und daß sie tatsächlich nicht kommen, sieht man ja daraus, daß die Gesellschaften genötigt sind, ihren Arbeiterbedarf aus den Nachbarkolonien zu decken; und in den nächsten Jahren wird dieser Bedarf ganz bedeutend steigen. Was wird da übrig bleiben, als die Neger zwangsweise „anzuwerben" und in die Kupferminen zu schicken?

Auch aus anderen Gegenden des belgischen Kongo kommen wenig erfreuliche Nachrichten. So berichtet ein Engländer in einem kürzlich erschienenen Buch „Uganda to Khartoum" über die Enklave Lado: „In Gondokoro traf ich eine Anzahl von Barileuten, die von der belgischen Nilseite her geflüchtet waren, wie sie sagten, vor den Mißhandlungen der belgischen Offiziere. Hier wie in anderen Gebieten hat die belgische Verwaltung keinen guten Namen. Die britischen Beamten brauchen unbotmäßigen Schwarzen nur zu drohen, man werde sie nach dem belgischen Ufer bringen, um sie sofort zum Gehorsam willig zu machen. Viele Meilen in der Runde um die meisten dieser belgischen Posten findet sich kein Eingeborner mehr. Es sind Soldatendörfer, deren Einwohner Hunderte von Meilen aus anderen Stämmen herkommen, aber die einheimischen Bari und Madi fehlen und sind nach dem britischen Gebiet verzogen."

400 Prozent Gewinn

haben im Jahre 1908 die Aktionäre der Kasai-Gesellschaft aus ihrer Kautschukproduktion erzielt. Den Gesamtgewinn der Gesellschaft für 1909 schätzt die Belgische Finanzpresse auf 16 Millionen Mark. Das wären 2000 Prozent. An diesem Unternehmen ist der belgische Staat mit über 50 Prozent beteiligt. Er ist andrerseits aber auch auf die Einnahmen aus solchen Unternehmungen angewiesen, weil Belgien selber zu den Verwaltungskosten der Kongo-Kolonie keinen Pfennig beisteuert. Ist es für den Staat unter solchen Umständen nicht sehr naheliegend, die Tätigkeiten solcher großen Unternehmungen, die mit seine eigenen sind, auf Kosten von nicht konzessionierten Unternehmern zu begünstigen? Er kann ja kaum anders.

In der Einleitung zu einem im März herausgekommenen Reformerlaß behält sich die Regierung ausdrücklich das Recht vor, jederzeit neue Entklaven vom freien Verkehr auszuschließen und sie an Konzessionsgesellschaften zu veräußern. Natürlich wird es sich hierbei stets nur um die besten, produktenreichen Teile des Kongo handeln. Wie verträgt sich damit das Versprechen vollkommener Handelsfreiheit und des Pflückrechtes der Eingeborenen?

Zur Rede des Königs der Belgier über Deutschlands Stellung zum Belgischen Kongo.

In seiner Rede im Schloß zu Potsdam hob König Albert hervor, man werde in Belgien nicht vergessen, daß die Kaiserliche Regierung als eine der ersten mit freundschaftlichen Wünschen die Annektion der Kongo-Kolonie durch Belgien begrüßt habe. Daß eine solche wohlwollende Anerkennung der Angliederung des Kongo-

staates für Belgien nur angenehm sein konnte, ist begreiflich, zumal England und Amerika bis heute mit ihrer Zustimmung zurückhalten. Eine andere Frage ist, ob es im Interesse Deutschlands und einer Durchführung der Kongoakte lag, so ohne allen Vorbehalt zu der belgischen Annektion Ja zu sagen, denn die deutsche Regierung hat wiederholt selber zugegeben, daß Reformen im Kongo notwendig seien, und bei der Uebernahme des Staates waren Reformen nur versprochen, aber nicht durchgeführt. Hätte man nicht besser getan, die Anerkennung von der Einführung und Durchführung der nötigen Reformen abhängig zu machen? Schon 1896 und wiederholt später sind Verbesserungen in der Kongopolitik feierlich in Aussicht gestellt, aber nie Tat geworden. Und was ist seit der Uebernahme Belgiens, die nun bald 2 Jahre zurückliegt, geändert worden? Bisher so gut wie nichts! Es handelt sich immer nur noch um Projekte. Es scheint fraglos, daß die deutsche Regierung sich durch ihre vorzeitige Anerkennung die Möglichkeit zum energischen Bestehen ihrer Reformforderungen erheblich erschwert hat. — Ohne an der Aufrichtigkeit der Absichten König Alberts zweifeln zu wollen, hat Deutschland doch die unabweisbare Pflicht, im Interess unserer verbürgten Interessen und der Menschlichkeit, über die Durchführung der Reformen im Kongo zu wachen und nicht eher zu ruhen, als bis ein Zustand hergestellt ist, der den Forderungen der Kongoakte entspricht. Dies ist umso notwendiger, als gerade die besten Kenner der Kongoverhältnisse bezweifeln, daß die Verquickung der belgischen Regierung mit den Konzessionsunternehmungen eine wirkliche Gesundung der Zustände ermöglicht. Die Durchführung dieser Reformen, und nichts anderes, strebt die Deutsche Kongo-Liga an. Sie bedeutet keine Unfreundlichkeit gegen Belgien, sondern sie will im Gegenteil Belgien helfen, die Entwicklung seiner Kolonie in solche Bahnen zu leiten, die allein einer Kulturnation vorteilhaft und würdig sind. (Deutsche Kongo-Liga.)

Die Ehescheidungen

in einigen Kulturvölkern werfen ein interessantes Licht auf die sozialen und sittlichen Zuständen. Die angegebenen Zahlen gelten für den Zeitraum von 10 Jahren. Es hatten Ehescheidungen in diesem Zeitraum zu verzeichnen: Japan (50 Millionen Einwohner): 111 845; Amerika (90 Mill.): 55 699; Frankreich (37 Mill.): 9800; Deutschland (62 Mill.): 9090; Oesterreich (40 Mill.): 4129; England (40 Mill.): 890. Erstaunlich sind in verschiedener Richtung die Zahlen Japans und Englands.

Erfahrungen eines jungen Chinesen in Deutschland.

Ein Freund unseres Blattes, der eine Korrespondenz mit einem in Berlin studierenden Chinesen unterhält, und ihn schon früher zu einer Aeußerung darüber veranlaßte, was ihm in Deutschland gefiele und nicht gefiele, hat sich neuerdings wieder einmal schreiben lassen. Dieses Mal stellte

er ihm die Frage, welche Behandlung er als Ausländer in Deutschland erfahren habe. Wer je im Innern Chinas gewesen ist, wo das Milieu für einen bevorzugten Herrenmenschen nicht so gegeben ist, wie etwa in Shanghai wo man vielmehr Anlaß hat, sich selbst als Gast, ja als geduldet anzusehen, wer je Tag aus, Tag ein der Mittelpunkt neugieriger Blicke gewesen ist und viele höfliche aber törichte Fragen zu beantworten gehabt hat, wer je das Wohlverhalten europäischen Publikums mit dem des chinesischen zu vergleichen versucht hat, der wird auch gern einmal sehen wollen, wie unser chinesischer Freund es in Deutschland gefunden hat. Sein Brief enthält auch einige Winke für die, die ein Interesse daran haben, daß junge Chinesen in Deutschland studieren. Den Stil des Briefes lassen wir unverändert. Das Schreiben lautet:

„Betreffs der Behandlung im Privatverkehr, die ich in Deutschland empfangen habe, kann ich wenig sagen, denn als Ausländer finde ich nicht leicht überall offene Tür. Das ist sehr traurig. Viele jungen Leute aus fremden Gegenden müssen daher ihre Zerstreuung in öffentlichen Lokalen suchen, deren es genug in Berlin gibt. Die Deutschen sind im Allgemeinen den Fremden gegenüber sehr anständig und freundlich. Von den Christen habe ich natürlich bessere Behandlung empfangen. Bei ihnen kommt außer Anständigkeit und Freundlichkeit noch die Liebe hinzu, aber deren (Christen) gibt nicht viel. Gar manche führen wohl den Wahlspruch, daß wir eins sind in Christo, aber wie sieht es in der Praxis aus. Es ist gerade so wie bei der Sozialdemokratie. Das Ideal ist sehr hoch. Da heißt es „Gleichheit, Freiheit!" Man kann so etwas leicht sagen. Selbst ein Sozialdemokrat würde unangenehm empfinden, daß er als „gleich" betrachtet wird, wenn er sich in einer Stellung befindet, die eine andere Behandlung für ihn notwendig macht. In der Theorie ist es richtig, daß Alle gleich sind. Man darf aber die Gleichheit nicht auf die soziale Stellung übertragen und das Eins nicht auf den Umgang unter Menschen in der Sitte und im Anstande.

„Als Fremder werde ich natürlich sehr bald erkannt. Manchmal kommt vor in meiner Beobachtung auch, daß ich so scharf beobachtet werde. „Das ist ein Fremdenteufel", diesen Ausbruch hat man in Deutschland nicht, aber man denkt doch manchmal so etwas von einem Fremden besonders dem, der ganz anders aussieht, wie ein Europäer. In der Oeffentlichkeit kommt man überhaupt sehr wenig mit mir ins Gespräch. Es ist höchst selten, daß ich auf der Eisenbahn oder Straßenbahn mit Jemand ins Gespräch komme. Beobachtet werde ich nur. Aber aus Gewohnheit macht es mir garnicht aus. In Berlin, wo es viele Fremden gibt, sind die Leute nicht so neugierig, wie in anderen Gegenden. Jedoch auf Berliner Straßen begegne ich oft Kindern, manchmal selbst große Jungen, auch Mädchen, die einem hinterherrufen „Japaner!" oder „Chinesen!" Manchmal sprechen sie ein paar unverständliche Worte, die chinesisch oder japanisch sein sollen. Die, mit denen ich in nähere

Rührung komme, haben gewöhnlich viel Fragen zu machen, und ich muß überall dieselben Sachen erzählen.

„Ich erfahre in Ihrem Briefe, daß Sie einen jungen Mann nach Deutschland mitbringen werden. Es ist sehr schwer für einen jungen Mann in einer großen Welt wie Berlin fest zu bleiben, besonders wenn er keinen festen Charakter hat und die moralische Kraft durch den Glauben an Jesum Christum besitzt.

„Mit der chinesischen Gesandtschaft stehe ich nicht in Verbindung, außer amtlichem Geschäft. Es ist hier auch ein chinesischer Klub, in dem ich aber auch nicht verkehre; denn ich habe nicht vielen Nutzen davon. Familienverkehr kann man, wie gesagt, schwer bekommen. Ich habe auf meinen Ferienreisen in Deutschland einige Familien kennen gelernt. In Berlin verkehre ich mit einigen Familien, aber ich kann das nicht Familienverkehr nennen. Es ist mein Streben gewesen und ist es noch, hier passende Freunde sowohl chinesische als auch deutsche zu finden. Ich sage Ihnen offen, daß die meisten chinesischen Studenten in England in diesen Beziehungen besser gefunden. Wenn der junge Mann, den Sie mitbringen, die englische Sprache oder gar keine fremde Sprache kann, würde ich entschieden empfehlen, daß er nach England geht. Einerseits sind die Engländer weniger abgeschlossen, wie mir scheint, andererseits ist der christliche Einfluß dort größer und es gibt mehr chinesische Christen, die da studieren. Dort ist die Disziplin für Studenten strenger. In Deutschland ist sie für einen gewöhnlichen Chinesen zu frei."

So weit dieser Brief. Es ist ja bekannt, wie unselbständig junge Chinesen sein können, wenn sie in eine ihnen ungewohnte Sphäre kommen; und wer nur ein wenig mit dem Unterricht von Chinesen zu tun gehabt hat, weiß wohl auch, wie schwer es für sie ist, in freier Weise selbständig zu studieren, andere Wege als den des Einpaukens zu gehen usw. Wir können nur der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß es gelingen möge, wenigstens den in Berlin studierenden jungen Chinesen einen allerseits akkreditierten „Studienvater" zu geben, der mit chinesischen Verhältnissen vertraut und mit einem warmen Herzen für aufstrebende junge Chinesen, ihnen ein Heim, die nötige Hilfe und freundwilligen Rat bieten, ihnen Verkehr in deutschen Häusern vermitteln, ihre freie Zeit überwachen und so allmählich eine Ueberlieferung schaffen könnte, die dauernd einen segensreichen Einfluß auf die jungen Chinesen ausüben und mit dazu beitragen würde, daß beiden Ländern wirklich der volle Nutzen daraus erwächst, daß die Chinesen in Deutschland ihre geistige Ausbildung vollenden oder ergänzen.*)

(Ost. Lloyd.)

Berichtigung.

In der gelegentlich der 6. ordentlichen, preußischen Generalsynode vom Evang. Oberkirchenrat herausgegebenen Denkschrift über die Heidenmission befindet sich ein Irrtum inbetreff unserer Missionsarbeit.

---

*) Dieser Plan ist der Erwägung wert. Unser Verein würde gern die Hand dazu bieten.

In der Denkschrift ist zwar die Zahl der von uns im Schutzgebiet Kiautschou unterhaltenen Schulen angegeben, in der die Schülerzahl angebenden Tabelle aber fehlte jede Zahl, sodaß der Gedanke entstehen konnte, als hätten unsere Schulen überhaupt keine Schüler. Es hat hier ein Versehen obgewaltet, da in der allgemeinen Uebersicht die Zahl unserer Schüler (das sind die im Kiautschou-Gebiet, da wir in Japan keine Schulen haben) richtig mit 250 angegeben ist. Auf eine Anfrage hin hat der Ev. Oberkirchenrat uns ermächtigt, dieses Versehen zu erwähnen. Das Versehen ist nur durch einen Korrektur-Irrtum entstanden. Prof. D. Warneck, der Verfasser jener Denkschrift, hat in der A. M. Z. gleichfalls eine Berichtigung gegeben.

Literatur.

Eduard Grimm, Theorie der Religion. Heinsius 1908. 237 S. Preis 4 M.

Theorie der Religion — was ist damit gemeint? Eine wissenschaftliche Darlegung über das Wesen der Religion, nicht eine geschichtswissenschaftliche Darstellung, auch nicht die Darstellung einer geschichtlichen Religion, sondern eine Theorie, wie Religion entstehen muß und auch heute immer wieder entsteht. So bekommt die religionsphilosophische Betrachtung auch einen apologetischen Zug; ja darauf kommt es Grimm vor allem an und darum ist seine wissenschaftliche Studie allgemein verständlich gehalten. Hier ist der Ort, die formale Seite des Buches zu rühmen: Es ist ein Genuß, dies Buch zu lesen, verständlich für jeden Gebildeten, lehrreich für jeden Theologen; abstrakte Gedanken werden durch Bilder lebendig; indem Grimm das Leben belauscht, bemüht er sich erfolgreich, die Theorie nicht abstrakt werden zu lassen; besonderen Dank aber weiß der Leser dem Verfasser für seine Zusammenfassungen am Kapitelschluß, die Grimm meisterhaft zu formulieren versteht. Inhaltlich würde ich an den Ausführungen gern Kritik üben, wenn ich es könnte; ich kann aber Grimm nur für die Vertiefung meiner Auffassung von Religion danken, sie deckt sich im großen und ganzen mit den Ausführungen dieses Buches. Natürlich muß man den Zweck des Buches im Auge behalten; wer darin eine Darstellung seiner Religion sucht, die Theorie der Religion mit seiner Dogmatik verwechselt, wird viel vermissen; z. B. wird, wenn ich mich recht entsinne, Christus überhaupt nicht erwähnt. Ich beschränke mich, die bestimmenden Grundgedanken des Buches zu kennzeichnen.

Die religiöse Betrachtungsweise geht von zwei entgegengesetzten Standpunkten, vom Menschen und von Gott aus. Von gewissen Erfahrungen aus kommt der nachdenkende Menschengeist zur Gottesvorstellung; hat man aber Gott gefunden, so sucht man alles von Gott aus anzusehen. Gott ist das eine Mal Schlußergebnis, das andere Mal Ausgangspunkt des Denkens. Beide Mal handelt es sich um dieselben Dinge, aber sie sehen verschieden aus. Was bei der „natürlichen" Betrachtungsweise als Beweggründe zum Gottesglauben erscheint, sind in der „religiösen" von Gott gegebene Offenbarungen. Von der Erfahrung ausgehend beobachtet Grimm drei Triebkräfte, die zur Religion anregen: eine allgemeine Lebenserfahrung: unsere Abhängigkeit, einen Grundtrieb unseres Geistes: das Streben nach Einheit und schließlich das Bedürfnis unseres Gemütes nach etwas Großem, das man verehren kann. Diese Triebkräfte nennt Grimm formal, weil noch nicht feststeht, wovon man abhängig ist, wo man die Einheit findet, was man verehrt. Den Inhalt muß das Leben durch seine Erfahrungen hinzufügen Da-

nach ergibt sich der Weg zu Gott 1. von der Natur aus — die Anregungen, die die heutige Naturauffassung für die Religion gibt, sind vor allem der Eindruck der Unermeßlichkeit, der Einheitlichkeit, der Intensigenz und der Lebensfülle — und 2. vom Menschen aus — hier erscheint Gott als Abbild des Menschengeistes. Aber dies Verhältnis wendet sich bei der Durchführung des religiösen Standpunktes. Indem wir Natur und Menschenleben als göttliche Offenbarungen fassen, wird ein durch Erfahrung bekanntes Gebiet von Gott her angesehen; der durch Erfahrung gegebene Stoff wird dabei weder verändert noch vermehrt, nur in eine besondere Beleuchtung gerückt. Ein neues Bild für die beiden Betrachtungsweisen begegnet uns: es sind parallele Linien in umgekehrter Richtung gezogen, dicht nebeneinander, aber sich doch nicht deckend. In einem zweiten Teil wird besonders behandelt „Das sittliche in der Religion." Wieder wendet Grimm das doppelte Schema an: formale und inhaltliche Untersuchung und natürliche und religiöse Betrachtungsweise. Das erste hellt den Widerspruch auf zwischen der unbedingten Verpflichtung und den Widersprüchen in den Gewissensforderungen; die formale Seite des sittlichen Lebens wird als zwecksetzende Tätigkeit und als Fähigkeit der Selbstentscheidung umschrieben; nach dem Inhalt werden drei Stufen des sittlichen Lebens unterschieden: auf der ersten herrscht die Willkür, der Spieltrieb, auf der zweiten die Rücksicht auf Schaden und Nutzen, auf der dritten geht der Inhalt der sittlichen Forderung über die Erfahrung hinaus, der Inhalt verschwimmt und es bleibt nur das formale Ziel der Vollkommenheit. Besonders fruchtbar erweist sich die Unterscheidung der natürlichen und religiösen Betrachtung bei den Untersuchungen über die Willensfreiheit, aus denen dann unmittelbar die prächtige Darstellung von Schuld und Vergebung herauswächst.

Der 3. Teil ist überschrieben: „Folgerungen, Einseitigkeiten, Widersprüche." Hier finden wir eine feine, d. h. mit verständnisvoller Würdigung verknüpfte Kritik an manchen Erscheinungen des religiösen Lebens. Die Betrachtung über Theismus, Pantheismus und Atheismus führt zu dem Resultat: „das gesündeste ist ein Pantheismus des Gemüts, neben dem als theoretische Ausgestaltung ein Theismus der Vernunft steht." Das Urteil über die monistische Bewegung ist verhältnismäßig scharf, obwohl — oder weil Grimm selbst monistisch gestimmt ist, aber „der echte Monismus ist für uns allein der Monotheismus." Und nun wird das Schema von der Anbahnung des religiösen Standpunktes von der natürlichen Betrachtungsweise aus und der Durchführung in der Betrachtungsweise vom göttlichen Standpunkte aus benutzt zur Unterscheidung zweier Strömungen im religiösen Leben, die sich durch Suchen und Gewißheit charakterisieren lassen. Da beide Strömungen Wert und Gefahr in sich tragen, müssen sie verknüpft und im Menschen im Gleichgewicht gehalten werden. Schließlich fällt von hier aus ein Licht auf das Verhältnis von Glauben und Wissen; die Entscheidung hängt davon ab, ob man unter Glauben die von der Erfahrung ausgehende, suchende religiöse Gesinnung versteht oder die voll entfaltete, das Leben deutende Glaubensmacht.

Das Schlußkapitel über den Anspruch der Religionen auf absolute Geltung wird zu einer kurzen Rechtfertigung der christlichen Gottesauffassung: Gott ist Geist und Liebe. Daß Geist und Liebe der höchste Inhalt der Gottesvorstellung sind, dafür gibt es keine theoretische, sondern nur praktische Beweise. Geist und Liebe sind aber Begriffe, die als Wegweiser, als allgemeine Richtlinien eine Fortentwicklung nicht ausschließen.

Wilh. Schubring.

Otto Ziemssen, Gottesgedanken und Menschengedanken in der Geschichte. 128 S. Gotha, Thienemann 1910.

Der Verfasser, ein siebzigjähriger Pfarrer im Gothaischen, gibt als Untertitel an, „Studien und Beiträge zu einer christlichen Geschichtsphilosophie," will kein gelehrtes, systematisches Werk, sondern mehr „allgemeine Ueberblicke, Früchte der Lektüre und eigenen Nachdenkens" bieten. Was Ziemssen erstrebenswert erscheint, ist „eine Geschichtserkenntnis, welche sich im Mittelpunkte eines gläubigen (wenn auch nicht dogmatisch-exklusiven) Christentums weiß und zugleich mit den großen Realitäten der Geschichte rechnet und mit der Forschung mit fortgeschritten ist." Der erste Teil des Buches sucht, von geographisch-physischen und ethnologischen Gesichtspunkten ausgehend, einen weiteren Kreis der uns bekannten Geschichte zu umfassen, providentielle Momente darin hervorzuheben und zu besprechen, der zweite Teil will „literargeschichtlich die Anfänge und den Fortschritt der christlichen Geschichtsauffassung" vorführen.

Das Buch ist gut und flüssig geschrieben, nur stören ab und zu eine eigenartige Interpunktion und gelegentliche Druckfehler. Der Verfasser ist von einer großen Belesenheit, gibt objektive Ueberblicke über die Ereignisse und ihre Zusammenhänge, flicht zeitgemäße Gedanken in seine Ausführungen ein und urteilt mit unbefangenem aber christlichem Geiste. In gebotener Bescheidenheit verzichtet er darauf, immer die Wege Gottes deuten zu wollen, findet aber doch oft Spuren weiser und heiliger Vorsehung in der Weltgeschichte. Die Geschichte wird ihm zu einer Gottesoffenbarung und Theodice für alle, die dafür empfänglich sind. Ganz einverstanden. Angesichts der vielen kritischen und skeptischen Gedanken, auf die man heute fort und fort stößt, ist das Lesen dieser Schrift, die wirklich Licht von oben kennt und zeigt, eine wahre Wohltat. Gebildete finden hier Anregung und in bestem Sinne Erbauung. Aug. Kind.

W. Taurat, Die Zauberei der Basotho. Berlin 1910, Buchhandlung der Berliner Missionsgesellschaft.

Auf 20 Seitenwird das Zauberwesen bei den Basotho oder Basuto behandelt, dessen Erforschung großen Schwierigkeiten begegnet sein muß, weil dazu schon ein sehr tiefes Eindringen in die Sprache und die Gewohnheiten des Volkes gehört, und naturgemäß die wirklich Eingeweihten niemand, erst recht aber keinem Fremden, Rede stehen.

Vier Abschnitte führen uns den Stand der Zauberer, ihre Zaubermittel und Tätigkeit, die Gründe, wegen derer der Glaube an das Zauberwesen so tief eingewurzelt ist, und endlich die Stellung der Basothochristen zum Zauberglauben vor.

Ohne Zweifel hat das Heft, wie überhaupt alle derartigen Untersuchungen über das Geistesleben der Heiden, großen Wert und zwar ebenso archäologisch und ethnologisch, wie für den Missionar und den Missionsfreund daheim. Letzterer wird aus allen diesen Zaubergebräuchen, die das Volk in seiner steten Furcht vor bösen Menschen und Geistesmächten an sich ausüben läßt, das Sehnen der seufzenden Kreatur nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes vernehmen. P. K.

Heinrich Böhmer, Professor in Bonn: Luther im Lichte der neueren Forschung. 2. Aufl. Verlag L. G. Teubner in Leipzig 1910. 176 S. 1,25 *M*. 113. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt."

Ein gelehrtes, sorgsames, vielfach höchst fesselnd geschriebenes Buch, das die überraschendsten Aufschlüsse bringt und in der Hand jedes evangelischen Geistlichen sein müßte. Professor Böhmer gibt zunächst eine sehr kritische, aber einleuchtende Abhandlung über das Aussehen Luthers und weist insbesondere das Unzutreffende in dem sog. idealen Luthertypus nach.

Hervorragend interessant ist die Darstellung der inneren Entwicklung Luthers von 1506 bis 1517, die sich vornehmlich auf Luthers eigene Zeugnisse gründet und wunderbare Blicke in Luthers Seelenleben tun läßt. Die Verlegenheit der römischen Kurie bei dem Ketzerprozeß gegen Luther wird anschaulich geschildert.

Das Lutherbild der katholischen Theologie wird auf Seite 95 bis 135 eingehend und überzeugend widerlegt; die gegen Luther ausgestoßenen Beschimpfungen „Zotenreißer, Misthammel, schamloser Fleischbengel" u. a. wirken fast erheiternd.

Auf Seite 170 bietet Böhmer eine treffliche Zusammenfassung seiner Untersuchung über unseren Reformator, der übrigens neben Augustinus der fruchtbarste Schriftsteller (Seite 116) aller Zeiten ist.

Georg Wehr, Das deutsche Volkslied (für Volksabend.) 47 S., 1 *M.* Verlag Perthes in Gotha.

Wehr gibt in dem vorliegenden Werkchen Aufschluß über alle Fragen, die für Veranstalter von Volksliederabenden von Wichtigkeit sind. Schon der Vortrag bietet nach seiner Gliederung für einen Gemeindeabend manchen wichtigen Anhaltspunkt und trägt dazu bei, „das Volk zu erziehen zum Verständnis und zur Freude an dem Volksliederschatze seiner Vergangenheit." Besonders aber hat sich der Verfasser dadurch verdient gemacht, daß er aus der so umfangreichen Literatur des Volksliedes das Wichtigste für diesen Zweck herausgeschält und damit dankenswerte Fingerzeige gegeben hat. So ist also auch dieser Volksabend auf das Wärmste zu empfehlen. Noak.

— **Ein neues Buch Sven Hedins.** „Zu Land nach Indien" heißt ein neues Buch, mit dem Hedin seine Freunde in diesem Herbst überraschen wird, die Erzählung seines Karawanenzuges durch Persiens Sumpfwüsten, durch das steinige, schwer zugängliche Seistan und das heiße Belutschistan bis an die Grenze des Indischen Reiches, wo sein wundervolles Buch „Transhimalaja" beginnt. Erst mußten seine staunenerregenden Entdeckungen in Tibet durch Veröffentlichung sichergestellt werden, ehe er seine Hinreise erzählen konnte. Auch diese war reich an Gefahren, so im fanatischen Persien, dem klassischen Land der Räuber und des Rassenhasses, und im pestverseuchten Seistan. Aber auch reich an Erfolgen in den nur wissenschaftlich fruchtbaren Salzwüsten und Sandwüsten. Hunderte von Skizzen und Photographien und zwei Karten werden die beiden vornehmen Bände schmücken, die wieder bei Brockhaus erscheinen.

W. Lutschewitz, Alte und neue Zeit in Tsimo, der Kreisstadt vom Hinterlande in Tsingtau. Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft, N. O. 43. Georgenkirchstraße 70. Preis 1 *M.*

Der Verfasser ist Missionar im Dienste der genannten Gesellschaft. In anschaulicher Weise schildert er die Geschichte und die Bevölkerung Tsimos, ein Stück Geschichte aus dem Werden Kiautschous wird enthüllt, die Boxerzeit und die Entwicklung der Missionsarbeit der Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I); dies alles wird frisch und interessant, gründlich und doch populär, nüchtern und doch fromm, ohne Ueber-

schätzung der Erfolge und doch mit warmer Liebe für Chinas Volk erzählt. Hübsche Bilder veranschaulichen die Schilderungen. Einige kleine Bedenken dürfen kein Grund sein, dies Buch als eine Fundgrube reichen Materials für die Kenntnis der neuen Zeit in China und der Missionsarbeit dort sehr zu empfehlen. Witte.

Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

Das Hermannsburger Missionsblatt Nr. 1—12, Jahrg. 1909. — Die Anforderungen, die die Lektüre d. Bl. an den Kreis der Leser stellt, sind nicht geringe. Der einförmige Druck, der oft durch ein ganzes Heft ohne Absatz fortgeführt ist, ermüdet mehr als nötig. Vom Missionsfelde in Südafrika kommen arge Klagen, an Orten, an denen man früher alljährlich 40—50 Getaufte zählte, findet sich jetzt kein einziger, ja den Missionaren werden Spottnamen wie „weißer Vagabund" nachgerufen. Die Missionare schieben den Mißerfolg auf das stärker erwachte Rassenbewußtsein der Schwarzen. Und das wird richtig sein. Die aethiopische Bewegung ist noch immer nicht erloschen. Daneben machen sich allerlei andere Absplitterungen in den Gemeinden geltend. Trotzdem sind in der Sulumission 752, in der Betschuanenmission 2415 Heiden getauft worden im vergangenen Jahre. In Indien zeigt sich dagegen dieselbe Erscheinung wie bei der Leipziger Mission: keine Zunahme, sondern eine Abnahme des Gemeindebestandes. Und dieselben Wurzeln liegen auch hier vor: die nationale Selbständigkeitsbewegung und das dadurch genährte Mißtrauen gegen die Missionare, die man als englische Agenten hinstellt und deshalb meidet. Ein Mittel, dies Mißtrauen zu beseitigen, ist die Schule. Auf Schultätigkeit wird deshalb auch von der Hermannsb. Mission immer mehr Wert gelegt. Zum ersten Male haben sich die evang.-luth. Missionare Südindiens im letzten Jahre zu einer Konferenz vereinigt, die von acht Missionen mit 64 Teilnehmern beschickt war. Die Berichte über die Arbeit in Persien, die durch Predigt und vor allem Schultätigkeit getrieben wird, lauten günstig. Mögen auch die Gemeinden, die hinter der Hermannsburger Mission stehen, mit ihrer Unterstützung, lebendig und opferwillig sein, in Bezug auf Erfolge hat man doch den Eindruck, daß für rein konfessionelle Missionstätigkeit die Zeiten ungünstiger sind als je. S.

Die Berliner Missionsberichte Nr. 1—12, Jahrg. 1909. — Die trefflich redigierten Berliner Missionsberichte bieten, wie immer, vieles, was über den engeren Freundeskreis dieser Mission hinaus interessiert. Die Kämpfe der ostafrikanischen Mission mit dem Islam werden uns von Miss.-Insp. Axenfeld lebendig vorgeführt. Einseitiger Ueberschätzung wie Unterschätzung der Macht des Islam gegenüber betont er, daß die bisherige Missionstätigkeit an der ostafrikanischen Küste keinen Grund gibt zu unchristlicher Verzagtheit. Aber es kann nicht energisch genug zum Kampf gegen die Prophetenreligion aufgerufen werden, da sie nicht nur eine religiöse, sondern auch eine nationale Gefahr bedeutet. — Die heimatliche Missionsgemeinde der Berliner Missions-Gesellschaft hat für heimkehrende abgearbeitete Missionare zwei Missionarsheime eingerichtet, in Hermsdorf bei Berlin, und in Peterwitz in Schlesien. Sehr nachahmenswert! Ein Missionarskinderheim ist im Entstehen begriffen. Die Arbeiten an der neu in Angriff genommenen Sangumission nehmen ihren Fortgang, die Missionare berichten schon von Erfolgen, obwohl sie sich den Eingeborenen kaum verständlich machen können. Arbeitermangel herrscht hier wie in jeder andern Mission, dazu kommen die ernsten finanziellen Sorgen. S.

Der 85. Jahresbericht der Berliner Evangelischen Missionsgesellschaft. Eine Uebersicht über die Arbeit der Berliner Mission ergibt folgendes Bild: Die Arbeit wird getrieben auf 11 verschiedenen Gebieten (Synoden) mit 87 Haupt-, 421 Nebenstationen und 717 Predigtplätzen. In Tätigkeit sind 125 Missionare und daneben noch 23 ordinierte eingeborene Geistliche. Rechnet man alle eingeborenen Gehilfen mit, so ergibt sich die Zahl von 982 missionarisch tätigen Personen. Die Zahl der in Gemeinden gesammelten Heidenchristen ist 58 554, im letzten Jahre sind getauft 1720 Erwachsene und 2616 Kinder (auf China entfallen 545 Erwachsenentaufen, auf Kiautschou allein 101). Die Missionsschulen werden besucht von 11 144 Schülern (Südchina 643, Nordchina 160, dazu kommen in China 113 + 45 die Schulen besuchende Mädchen). Die Zeitschrift „Hosiannah" ist eingegangen, ebenso „Das Evangelium in China", letztere war durch die wenig verarbeiteten Berichte und durch höchst unregelmäßiges Erscheinen ohnehin von geringem Wert, während „Hosiannah", obwohl für Kinder bestimmt, manchen wertvollen Stoff für Missionsstunden brachte. Die Berliner Mission versucht in der Heimat eine immer straffere Organisation ihrer Freunde anzubahnen, ein Vorgehen, das Nacheiferung bei andern Missionen verdient. S.

„Sonnen-Aufgang." Mitteilungen des Deutschen Hilfsbundes für Christliches Liebeswerk im Orient, E. V. (Verlag Orient, Frankfurt a. M. 11. Jahrg. 1908/09.)

Von entsetzlichem Elend reden diese Hefte. Nicht Krankheit und Armut ist das schlimmste, sondern die furchtbare Ungerechtigkeit und Roheit der Menschen, die in ihrer Mordlust und zügellosen Rachgier diesen Namen nicht mehr zu verdienen scheinen. Es sind hauptsächlich Berichte aus Armenien, aus den Stationen Marasch, Mesereh und Wan. Einen zusammenhängenden Ueberblick über die Arbeit gibt der Reisebericht Missionsdirektor Schuchards in Heft 9. In demselben Heft sind verschiedene Berichte von Augenzeugen über die Metzeleien zu lesen, die Ende April 1909 in Marasch, Adana und den umliegenden Ortschaften verübt wurden. Aehnliche Berichte bringen dann auch spätere Hefte, besonders 11 und 12. Man ist einfach starr über solche Greuel und begreift nicht, wie Menschen solche Dinge begehen können. Hoffentlich gelingt es der neuen Regierung, hier dauernd Besserung zu schaffen. Die Arbeit des Hilfsbundes ist im letzten Jahr durch diese Verhältnisse ins ungeheure gestiegen. Immer wieder ertönt der Ruf nach Hilfe; über die Form der Bitte sieht man hinweg, wenn man weiß, wie furchtbar die Not ist. — Auch die Kinder werden zur Hilfeleistung herangezogen; an sie wendet sich die „Kinderecke" mit besondern Bildern, Liedern und Grüßen. —Str—

—Die monatlich erscheinenden **„Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission"** (Bethel bei Bielefeld, Missionsbüro, jährlich 1.50 ℳ) sind das Organ der „Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika." Sie bilden eine fortlaufende Geschichte dieser Missionsgesellschaft. Die einzelnen Beiträge zeichnen sich durch lebendige, packende Schilderung aus, der es durchweg gelingt, das Interesse des Lesers zu erwecken und wach zu erhalten. Da es sich um die Missionsarbeit in Deutschen Schutzgebieten handelt, liest man die Berichte über die Freuden und Sorgen derer, die sie treiben, vielleicht mit noch größerer Teilnahme, als es sonst geschähe. Der letzte Jahrgang (1909, 23. Jahrg.) hat von schönen Erfolgen berichten dürfen und er schließt ab mit der Hoffnung, daß man den Umfang des Arbeitsfeldes bald noch erweitern könne. Einen guten Einblick in das Werk der Gesellschaft gibt die Bei-

lage zum Oktoberheft 1909 „Segen und Sorgen im Jahre 1908" und die in demselben Heft enthaltene „Umschau". Groß und schön ist die Arbeit in diesen Gebieten, hoffentlich kommen die nötigen Helfer, das ist die Gewißheit und die Hoffnung der „Nachrichten". — Auch die Kinder werden nicht vergessen; sie erhalten in der als Beilage zu den Nachrichten herausgegebenen „Kindergabe" ihre besonderen Berichte. —Str—.

E. Banse, Die Atlasländer (Orient I); Der arabische Orient (Orient II); Der arische Orient (Orient III) aus Natur und Geisteswelt, Leipzig, Teubner. Preis à 1.25 *M.*

Eine Länderkunde des Orients in drei Bändchen. Es ist der erste Versuch, der überhaupt gemacht ist, den „Orient" geographisch selbständig darzustellen. Methodisch bemüht sich der Verfasser, „die einzelnen erdkundlichen Faktoren in den ihnen innewohnenden Wechselwirkungen hervortreten zu lassen." Die Bändchen, die mit einer Reihe von Abbildungen versehen sind, enthalten eine große Fülle wertvollen Materials. Eingehend wird auch der Islam gewürdigt und seine kulturelle Bedeutung dargestellt. Klar erkennt der Verfasser, daß die Religion des Propheten wirtschaftlich hemmend wirkt, da sie durch künstliche Isolierung die Bevölkerung des Orients von der Kulturentwicklung absperrt. Auch von den Jungtürken ist kein Heil zu erwarten, sie wollen nur ein freieres Regierungssystem schaffen, sonst aber alles beim Alten lassen. Solange der Orient zum Halbmond aufblickt, wird er Europa niemals gefährlich werden. Der Verfasser begründet diese seine Behauptung, aber ob die Begründung ausreichend ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Nun, die 3 Bändchen enthalten des Wissenswerten und auch des Neuen reichlich und man kann sie getrost empfehlen zur Lektüre. Das Interesse am Orient ist ja heute lebendiger als je und man wird zur Information gerne nach solchen billigen und doch wissenschaftlich gediegenen Darstellungen greifen. S.

— **Deutscher Schulverein zu Yokohama**, 6. Jahresbericht. Die Schule hat auch im Jahre 1909/10 einen erfreulichen Fortgang genommen. Sie hat im „Deutschen Haus" jetzt ein eigenes bleibendes Heim gefunden, hat auch neben Herrn Michel und Frl. Jahn in Frl. Hartmann die nötige dritte Lehrkraft gewonnen. Die Zahl der Kinder ist von 36 auf 21 gesunken. Die ausgeschiedenen sind zum Teil auf Urlaub, zum Teil dauernd in die Heimat gereist. Die letzteren sind sämtlich in den heimischen Schulen in die entsprechenden Klassen aufgenommen worden, ein gutes Zeugnis für die Tüchtigkeit der Schule. Leider ist die Finanzlage der Schule nicht so günstig wie früher. Mögen der segensreichen deutschen Anstalt bald wieder neue freigebige Gönner werden. Immerhin sind auch dies Jahr einige namhafte Summen der Schulkasse zugeflossen. Witte.

Eingegangene Schriften.

1) Der Deutsche Auswanderer. Veröffentlichungen des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer. Witzenhausen a. d. Werra. 8. Jahrg. 1910, Nr. 1 u. 2.

2) Adreßbuch für Deutsch-Neuguinea, Samoa, Kiautschou. Zehnte Ausgabe. H. Paetel-Berlin.

3) Hamburgisches Kolonialinstitut. Bericht über das erste Studienjahr 1908/09. Hamburg 1909.

4) Kurt Kessler, Der Unsterblichkeitsglaube in religionsgeschichtlicher und religionsphilosophischer Beleuchtung. Buntzlau, G. Grauschmer. 90 Pfg.

Jesus im Koran.

Von V. Rüesch, Pfarrer in Zweisimmen (Schweiz).

Dem Versprechen gemäß, das ich im 4. Heft des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift gegeben habe, möchte ich mir erlauben, durch eine Prüfung der einschlägigen Koranstellen, den Nachweis zu erbringen, daß der Koran uns keinerlei sichere Anhaltspunkte gibt, um die Herkunft der christlichen Kenntnisse des Propheten zu bestimmen.

Bevor ich jedoch auf die Besprechung der einzelnen Stellen eingehe, ein Wort zur einschlägigen Literatur.[1]) Es muß dem Leser auffallen, daß in der besprochenen Literatur fast lauter Gelehrte genannt werden, die vor 20 und mehr Jahren geschrieben haben, und es muß sich ihm unwillkürlich die Frage aufdrängen: sollte denn durch die vertieften und ausgedehnteren religionsgeschichtlichen Studien der letzten Jahre nicht mehr Material beigebracht worden sein? Der Literaturbefund zeigt uns, daß dies nur sehr wenig der Fall ist. Nicht zugänglich war mir leider Tisdall, The Sources of Islam (Edinburgh 1901), ein Buch, von dem C. H. Becker im Arch. f. Religionsw. Bd. XI, S. 346 rühmt, daß es die Entlehnungen aus der christlichen apokryphen Literatur so übersichtlich zusammenstellt, wie dies sonst nirgends noch geschehen sei.

Zu den Uebersetzungen sei bemerkt, daß ich, so weit möglich, denjenigen von J. Flemming im Handbuch zu den neutestamentlichen Apokryphen, hrsg. von Edg. Hennecke, gefolgt bin, daß ich aber, wo es mir nötig schien, geändert habe.

A. Muhammeds Kenntnisse von der Geschichte Jesu.

1. Maria.

Sure 3, 31: Als das Weib Imrans sprach: Mein Herr, ich habe Dir gelobt, was in meinem Mutterleibe ist, als Dir geweiht, so nimm (es) von mir an; denn Du bist ja der Hörende, der Wissende. Als sie es nun gebar, sprach sie: Mein Herr ich habe es geboren, ein Weibliches — Gott aber wußte wohl, was sie geboren hatte, und nicht gleicht Männliches dem Weiblichen — und ich habe es Maria genannt und ich mache, daß sie und ihre Nachkommenschaft vor Satan, dem Gesteinigten, bei Dir Zuflucht sucht.

32: Da nahm ihr Herr sie an mit schöner Annahme und ließ sie wachsen in schönem Wachstum; und Zacharias nahm sie zu sich. So oft nun Zacharias zu ihr eintrat in das Gemach, fand er bei ihr Speise. Da sprach er: O Maria, woher hast Du dieses? Sie sprach: Das ist von Gott; Gott versorgt, wen er will, ohne Anrechnung.

Die vorliegende Stelle erzählt uns von der Geburt der Maria, deren Mutter das Weib Imrans genannt wird. Imran heißt

[1]) Siehe das Verzeichnis am Ende des Aufsatzes.

also der Vater Marias. Nach ihm trägt die ganze dritte Sure den Titel: die Familie Imran. Der Name findet sich sonst nur noch 3 Mal im Koran.[1]) Die Eltern der Maria haben in der christlichen Literatur die Namen Joachim und Anna. Es erhebt sich somit die Frage, wen meint Muhammed mit seiner Bezeichnung? Imran ist gleich dem biblischen Amram,[2]) dem Namen von Moses Vater. In Sure 19[29] nennt der Koran Maria eine Schwester Aarons. Es hat daher allen Anschein, als ob Muhammed Jesu Mutter mit der Tochter Amrams, der Schwester Moses und Aarons, Mirjam verwechselt habe. Da man diesen Anachronismus dem Propheten kaum zutraute, versuchte man mancherlei, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Wenn auch zugegeben wird, daß der Koran die Familie Moses aus den nämlichen Personen bestehend kennt wie das alte Testament, so werden doch gegen eine bewußte Identifizierung der beiden Marien mancherlei Gründe vorgebracht. So wird der Vater des Moses nirgends genannt. Eine Schwester Moses wird im Koran nur zweimal und zwar ohne Namen angeführt.[3]) Sie ist dort auch in keiner Weise außerordentlich begabt, wie es doch die Mutter Jesu ist. Die Lebensverhältnisse der beiden Marien sind auch im Koran grundverschieden. Gerock[4]) glaubt daher, Muhammed von so großer Unkenntnis freisprechen zu müssen und greift zu der Erklärung arabischer Kommentatoren, die zwei verschiedene Aaron annehmen und damit auch die Gleichsetzung von Imran mit dem Vater Moses verwerfen. Wir werden aber mit den meisten europäischen Koranauslegern nicht umhin können, den Anachronismus einfach zuzugeben.[5])

Wie kam aber Muhammed zu dieser Gleichsetzung. Rösch[6]) sieht in ihr einen Niederschlag der Uebertragung des mosaischen Messiasvorbildes auf Jesus. Diese Annahme hätte aber nur dann Berechtigung, wenn wir einer ähnlichen Gleichsetzung der beiden Marien auf christlichem Boden begegnen würden. Wir müßten dazu auch eine sehr intime Kenntnis christlicher Theologumena voraussetzen, die aber der Koran, wie wir später sehen werden, nicht besitzt.

Muir[7]) meint, es wäre ein unbewußtes Nachsprechen der Ausdrucksweise seiner jüdischen Lehrer, welche, weil sie keine andere Maria als die Tochter Amrams und Schwester Moses gekannt hätten, den Namen Maria stets mit diesen Verwandtschaftsprädikaten zusammengedacht und gesprochen hätten. Wenn diese Erklärung richtig wäre, so müßten sich auch im Talmud Spuren davon finden.

Mir scheint die Sache vielmehr so zu liegen, daß Muhammed selbst die beiden Marien, von denen er hatte sprechen hören, nicht

---

[1]) Sure 3[35], [36]; 66[12].
[2]) Ex 6[20]; Nu 26[58] f. usw.
[3]) Sure 20[41]; 28[10].
[4]) Gerock, Christologie der Qorans pag. 27.
[5]) Marracci, prodr. ad refut. Alcor. pag. 85 f.; Wahl, d. Koran pag. 45.
[6]) Stud. und Krit. 1878 pag. 424 ff.
[7]) Muir, Life of. Muh. II pag. 281 f. Anm.

klar auseinander halten konnte. Er übertrug auf die Mutter Jesu die genealogischen Verhältnisse der Schwester Moses, ohne sich des Fehlers bewußt zu werden. Man darf aus solch kleinen Fehlern nicht zu viel entnehmen wollen. Der Koran ist auch in seinen späteren Teilen kein wissenschaftliches Werk, sondern der Niederschlag der Aeußerungen eines äußerst impulsiven Geistes.

Der Inhalt der beiden Koranverse gibt eine kurze Zusammenfassung der Erzählungen der Kindheitsevangelien.[1]) Im Protevangelium Jakobi IV. findet sich das Gelöbnis der Mutter Mariae beinahe wörtlich:

Εἶπε δὲ Ἄννα· Ζῇ κύριος ὁ θεός μου, ἐὰν γεννήσω εἴτε ἄρρεν εἴτε θῆλυ, προσάξω αὐτὸ δῶρον κυρίῳ τῷ θεῷ μου, καὶ ἔσται λειτουργοῦν αὐτῷ πάσας τὰς ἡμέρας τῆς ζωῆς αὐτοῦ.

Es sagte aber Anna: So wahr der Herr, mein Gott lebt, wenn ich gebäre, sei es männlich oder weiblich, so will ich es dem Herrn meinem Gott als Geschenk darbringen, und es soll ihm heiligen Dienst tun alle Tage seines Lebens.

Zu der wunderbaren Speisung findet sich die Parallele im 8. Kap. des Protev. Jakobi:

Ἦν δὲ Μαριὰμ ὡσεὶ περιστερὰ νενομένη ἐν τῷ ναῷ κυρίου καὶ ἐλάμβανε τροφὴν ἐκ χειρὸς ἀγγέλου.

Es war aber Maria wie eine pickende Taube im Tempel des Herrn und empfing Nahrung aus der Hand eines Engels.[2])

Die christliche Legende beschäftigt sich weit ausführlicher mit der Jugendgeschichte der Maria. Hier wird Maria im Tempel erzogen und wird dann, als sie zur Jungfrau herangewachsen, durch den Hohepriester, der im Protev. Jakobi[3]) Zacharias heißt, an einen Mann verlost, der sie bewahren soll. Aus dieser Erzählung mag der Koran den Namen des Erziehers der Maria haben. Es war ja übrigens sehr natürlich, daß der Priester, der in der evangelischen Geschichte vorkommt, mit dem Vater Johannes des Täufers identifiziert wurde.

Gerock[4]) glaubt unserer Erzählung entnehmen zu können, Maria wäre frühe Waise geworden und so der Unterstützung von Verwandten anheimgefallen. Dieser Schluß könnte nur richtig sein, wenn unser Text von einer Fürsorge des Zacharias für Maria nach ihrer im Tempel verbrachten Jugend sprechen würde, oder aber, wenn nachgewiesen werden könnte, daß der Tempel sich mit Waisenfürsorge befaßte. Gerock begeht hier denselben Fehler, den die meisten Uebersetzer des Korans begehen, die zu Sure 3[30] die Anmerkung geben, Muhammed halte Maria und Elisabeth für Schwestern. Der Koran enthält darüber gar nichts. Die Notiz stammt aus arabischen Kommentaren, die diese Kenntnis aus der christlichen Ueberlieferung haben. Ueber die verwandtschaftlichen Ver-

[1]) Protev. Jakobi 4. 5. 8. Ev. de Nativitate S. Mariae 6. Historia de Nativitate Mariae et de Infantia Salvatoris 4.

[2]) Vergl. Historia de Nativitate Mariae et Inf. Salv. c. 6.

[3]) Kap. 8.

[4]) a. a. O. pag. 30 f.

hältnisse des Zacharias zur Familie Imran erfahren wir gar nichts. Wenn die Zachariasgeschichte mit der des Hauses Imran verknüpft ist, so hat dies seinen Grund in der evangelischen Ueberlieferung. Wir sind überhaupt zum Verständnis des Abschnittes auf die evangelische Geschichte angewiesen. Das arabische Michrab, das wir mit Gemach wiedergegeben haben, heißt Gebetsnische und könnte vielleicht noch mit Synagoge wiedergegeben werden. Es aber mit Heiligtum[1]) zu übersetzen, ist meines Wissens nicht möglich. Die vorliegende Stelle läßt uns über die örtlichen Verhältnisse im Dunkeln und läßt so der Phantasie der Erklärer freien Spielraum.

2. Johannes der Täufer.

Sure 19, 1: Anekdote von der Erbarmung deines Herrn gegen seinen Knecht Zacharias,

2. da er seinen Herrn anrief mit heimlichem Rufe.

3. Er sprach: Mein Herr, sieh, mein Gebein ist schwach geworden und mein Haupt glänzt im Silberhaar;

4. doch im Gebet zu dir, Herr, war ich nie unglücklich.

5. Allein ich fürchte die Sippe nach mir und mein Weib ist unfruchtbar; so gib mir denn von dir aus einen Nachfolger,

6. der sei mein Erbe und Erbe im Stamme Jakobs, und mach ihn, Herr, (dir) wohlgefällig.

7. O Zacharias, wir verkünden dir einen Knaben, des Name Johannes sein soll.

8. Nicht schufen wir zuvor ihm einen Namensvetter.

9. Er sprach, Herr, wie soll mir ein Knabe werden, da mein Weib unfruchtbar und ich zu hohen Jahren schon gekommen bin und altersschwach?

10. Er sprach: Also spricht dein Herr: das ist für mich ein Leichtes, ich habe dich zuvor geschaffen, da du nichts warst.

11. Sprach er: Mein Herr, gib mir ein Zeichen! Er sprach: Dein Zeichen sei, daß du nicht redest mit den Menschen drei volle Nächte durch.

12. Da ging er zu seinem Volke aus der Gebetsnische und bedeutete ihnen: Preiset Gott morgens und abends.

13. O Johannes, nimm das Buch mit Kraft! und wir haben ihm als Knaben Weisheit gegeben

14. und Güte von uns aus und Reinheit, und er war gottesfürchtig und liebevoll gegen seine Eltern und war kein widerspenstiger Gewaltmensch.

15. Friede über ihm am Tage, da er geboren ward, am Tage, da er stirbt, und am Tage, da er auferweckt werden wird zum Leben.

Sure 3, 33: Daselbst rief Zacharias seinen Herrn an und sprach: Herr, gib mir von dir aus eine gute Nachkommenschaft, du bist der Erhörer des Gebets. Da riefen die Engel ihm zu, während er stand, betend in der Gebetsnische:

34. Siehe, Gott verkündet Dir den Johannes, als den

[1]) Vergl. Hennecke, Handb. pag. 166.

Zeugen eines Wortes von Gott, einen Herrn, einen Asketen und einen Propheten aus der Zahl der Guten.

35. Er sprach: Herr, wie soll mir ein Knabe werden, denn schon hat das Alter mich erreicht, und mein Weib ist unfruchtbar! Er sprach: Also tut Gott, was er will.

36. Er sprach: Herr gib mir ein Zeichen! Er sprach: Dein Zeichen sei, daß Du nicht redest mit den Menschen 3 Tage lang als nur durch Zeichen, und gedenke viel deines Herrn und preise ihn abends und morgens.

Sure 21, 89: Und Zacharias, als er rief zu seinem Herrn: Herr, laß mich nicht einzig bleiben, du bist der Beste der Erben.

90. Und wir erhörten ihn und gaben ihm Johannes und wir machten sein Weib ihm recht; sie waren schnell zum Guten und beteten zu uns in Liebe und Furcht und waren uns unterwürfig.

Sure 6, 85: Und Zacharias und Johannes, Jesus und Elias, alle gehören zu den Guten.

Die vorliegenden Stellen enthalten inhaltlich keine Abweichungen. Die älteste (Sure 19) ist am ausführlichsten. Der Jugendgeschichte des Täufers wird merkwürdigerweise in den Apokryphen kaum gedacht. Nur das Protevangelium Jakobi[1]) berichtet bei Anlaß des Bethlehemitischen Kindermordes von einer wunderbaren Errettung der Elisabeth und des Johannes. Wir können daher nur den Bericht des Lukas zum Vergleich heranziehen.

Von der feinen, stimmungsvollen Erzählung im Evangelium finden wir nur die äußere Form wieder. Dort geschieht ein großes Gnadenwunder an dem gottesfürchtigen Ehepaar. Die beiden alten Leute, die ihr Leben in den Dienst des Höchsten gestellt haben, werden von Gott auserwählt, die Eltern des Vorläufers des Messias zu werden. Und weil der fromme Mann im Augenblick, da ihm die höchste Gnade zu teil wird, sich kleingläubig zeigt, wird er mit Sprachlosigkeit gestraft. Der Koran macht daraus eine prosaische Wundergeschichte. Hier bittet Zacharias um einen Sohn, zwar ist es nicht ganz sicher, ob an einen leiblichen Sohn gedacht ist. Sure 19, 5 steht, er bat um einen Nachfolger. Der an dieser Stelle gebrauchte arabische Ausdruck kann sowohl einen leiblichen Sohn wie einen Stellvertreter bedeuten. Sure 3, 33, wo wir „Kinder Nachkommen" haben, würde uns eher für leibliche Nachkommenschaft bestimmen. Gerock[2]) hat gegen die letztere Annahme angeführt, Zacharias glaube nicht an die Erfüllung seiner eigenen Bitte. Mir scheint es hier weniger auf den Gegenstand der Bitte anzukommen, als auf ihre wunderbare Erhörung. Der Gedanke der koranischen Erzählung ist der, Zacharias bat und Gott erhörte ihn und gab ihm wunderbare Erfüllung.

Aus der christlichen Ueberlieferung hat Muhammed auch seine Kenntnis von dem Amt des Täufers als eines Wegbereiters

[1]) Protev. Jakobi 22 ff.
[2]) a. a. O. pag. 19 f.

für den Messias. Er nennt ihn „einen Zeugen eines Wortes von Gott." Das „Wort von Gott" ist gleichbedeutend mit Jesus, wie aus zwei später zu besprechenden Stellen unzweideutig hervorgeht.[1]) Ueber die Art der Wirksamkeit des Täufers aber und seine Stellung zu Jesus berichtet der Koran nichts. Er weiß nur, daß Johannes ein asketischer Prophet war. Unter den Propheten wird er kaum genannt und ohne tiefere Kenntnis seiner Bedeutung. Es mag dies seinen Grund darin haben, daß Muhammed von ihm nur im Zusammenhang mit der Geburtsgeschichte Jesu gehört hat.

Eine einläßliche Textvergleichung mit Luc. 1 dürfte sich erübrigen, da sich die Unmöglichkeit einer literarischen Abhängigkeit auf den ersten Blick ergibt.

3. Jesu Ankündigung und Empfängnis.

Sure 19, 16: Gedenke auch im Buche[2]) Marias, als sie wegging von ihrer Familie nach einem Ort im Osten;

17. und sie nahm einen Schleier, (sich) vor ihnen (zu verbergen.[3]) Da sandten wir zu ihr unsern Geist, und er erschien ihr als ein wohlgestalteter Mann.

18. Sie sprach: Ich nehme meine Zuflucht vor Dir zum Erbarmer, wenn du gottesfürchtig bist.

19. Er sprach: Ich bin nur ein Bote deines Herrn, um dir einen reinen Knaben zu schenken.

20. Sie sprach: Wie soll mir ein Sohn werden, da mich kein Mann berührt hat und ich nie Sünderin war?

21. Er sprach: Also spricht dein Herr: Das ist für mich ein Leichtes, und wir wollen ihn zum Zeichen machen für die Menschen und zur Barmherzigkeit von uns aus, das ist beschlossene Sache.

Sure 3, 37: Und als die Engel sagten: O, Maria, Gott hat dich erwählt und dich rein gemacht und hat dich erwählt über die Frauen der Welt.

38. O Maria, sei gehorsam deinem Herrn und bete an und neige dich mit den sich Neigenden.

39. Das ist eine von den Kunden des Verborgenen, was wir dir (Muhammed) eröffnen, denn du warst nicht bei ihnen, als sie ihre (Los)-pfeile warfen, wer von ihnen Maria annehmen sollte und du warst nicht bei ihnen, als sie darum stritten.

40. Als die Engel sagten: Gott schickt dir die frohe Botschaft eines Wortes von sich, sein Name (soll sein) der Messias, Jesus, Sohn Marias, geehrt in dieser Welt und in der andern und von den (Gott) Naheſtehenden.

---

[1]) Vergl. weiter unten die Bemerkungen zu Kalimath.

[2]) im Buche d. i. im Koran.

[3]) Gerock a. a. O. pag. 32 und Wahl, d. Koran pag. 258 übersetzen: Von ihnen entfernt, nahm sie den Schleier ab. Es leuchtet aber nicht recht ein, zu welchem Zweck sie den Schleier abnahm, während in der Verschleierung sehr wohl der Gedanke enthalten sein kann, daß Maria sehr züchtig lebte.

41. Er wird reden zu den Menschen in der Wiege und im reifen Alter und gehört zu den Guten.

42. Sie sprach: Herr, wie soll ein Sohn mir werden, hat mich doch nie ein Mann berührt? Er sprach: So schafft Gott, was er will: wenn er ein Ding beschlossen hat, sagt er nur zu ihm: Sei! so ist es.

43. Und er wird ihn die Schrift und die Wahrheit lehren, Gesetz und Evangelium, als Abgesandten an die Kinder Israels.

Sure 21, 91: Und sie (Maria), die ihren Schoß keusch hielt und in die wir bliesen von unserm Geiste und die wir nebst ihrem Sohn zu einem Zeichen machten für alle Welt.

Sure 66, 12: Und Maria, Imrans Tochter, die ihre Scham hütete; drum hauchten wir unsern Geist in sie und sie glaubte an die Worte ihres Herrn und seine Schriften und war eine der Demütigen.

Die Berichte der 19. und 21. Sure sind in Mekka entstanden, während die beiden andern aus der medinischen Zeit des Propheten stammen.

In Sure 19 finden sich mancherlei Unklarheiten. Es wird da erzählt, Maria habe sich von den Ihrigen entfernt, um sich an einen Ort im Osten zu begeben. Was haben wir unter diesem östlich gelegenen Ort zu verstehen? Diese Frage bereitete den Auslegern viel Sorge. Die mohammedanischen Kommentatoren, ebenso Wahl[1]) und Gerock[2]) denken an einen Ort östlich im Tempel oder im Hause der Familie der Maria. Man dachte auch an einen Ort im Freien. Zu einer andern Auffassung gelangten Dettinger[3]) uud Rösch[4]), die den Ausdruck bildlich faßten und darin den aus Hesekiel 44, 2 gezogenen Typus der Vergleichung des für den Herrn, den Gott Israels, allein sich öffnenden Osttors des Tempels mit den allein von Christus geöffneten „clausae portae vulvae virginalis" Marias bei Hieronymus[5]) und Ambrosius[6]) sahen. Diese Erklärung ist außerordentlich geistreich, wenn nicht geschmacklos, dürfte aber kaum der Wirklichkeit nahe kommen. Für eine solche An-

[1]) Wahl. d Kor. pag. 258, Anm 1.

[2]) Gerock, a. a. O. pag. 32, Anm. 1.

[3]) Dettinger, Beiträge zu einer Theol. d. Korans. Tüb. Ztschrft. f. Theol. 1831, 3. Heft pag. 33 ff

[4]) Rösch, Theol. Stud. und Krit. 1876 pag. 433 f.

[5]) Hieron. adv. Pelag L. II: Solus enim Christus clausas portas vulvae virginalis aperuit, quae tamen clausae iugiter permanserunt; haec est porta orientalis clausa, per quam solus pontifex ingreditur et egreditur et nihilominus semper clausa est.

[6]) Ambrosius. Ep. 42 ad Siric. P.: Haec est virgo, quae in utero concepit: virgo quae peperit filium. Sic enim scriptum est: Ecce virgo in utero accipiet et pariet filium (Jes. 7[14]); non enim concepturam tantummodo virginem, sed et parituram virginem dixit. Quae autem est illa porta sanctuarii quae manet clausa; et nemo, inquit, pertransibit per eam, nisi solus Deus Israel? Nonne haec porta Maria est, per quam in hunc mundum redemtor intravit? — De qua scriptum est, quia pertransibit per eam, et erit clausa post partum; quia virgo concepit et genuit.

nahme gibt der Ausdruck doch zu wenig Anhaltspunkte. Ich möchte eher vermuten, daß der Ort im Osten ein Ausdruck ist für einen entlegenen Ort, wie sich Maria im 22. Vers derselben Sure noch weiter von den Leuten entfernt. Darauf deutet auch unsere Uebersetzung des Folgenden. Maria zieht sich vor den Leuten in die Einsamkeit zurück, um dort als sittsame Magd zu leben. So wird sie ja auch in den Apokryphen charakterisiert.

In der Einsamkeit erscheint ihr der Geist in der Gestalt eines Mannes. Der heilige Geist, wie er meist genannt wird, ist hier der Bote Gottes und von den Auslegern mit Gabriel gleichgesetzt. Direkte Belege für die Gleichsetzung des heiligen Geistes mit Gabriel finden sich im Koran nicht, doch legen Stellen wie die vorliegende diese Annahme nahe.[1]) In menschlicher Gestalt erscheint der Geist, weil er nur so Maria seine Verheißung kundtun kann. Das Göttliche braucht der physischen Form, um mit dem Irdischen in Verbindung zu treten.

Sein Auftrag ist, ihr einen Sohn zu schenken. Dieser kurze Satz könnte den Eindruck erwecken, als ob Muhammed an eine physische Zeugung Jesu durch Gabriel dächte, was denn auch Gerock[2]) vertreten hat, allein dem widerspricht Sure 21, 91, die aus derselben Zeit stammt. Dort wird von Gottes Geist in Maria hineingeblasen. Auch die erstaunte Frage der Maria, wie soll mir ein Sohn werden, weist auf die übernatürliche Geburt hin.

Von diesem früheren Bericht weicht derjenige der dritten Sure erheblich ab. Dort fehlt das örtliche Kolorit völlig. Auf die Zachariasgeschichte folgt unvermittelt die Verkündigung, ohne daß auf Zeit und Ort eingegangen wird, wie man denn überhaupt keinen Einblick in die zeitliche Verknüpfung der Geschichten untereinander bekommt. Statt des heiligen Geistes treten hier die Engel auf. In die Ankündigung, die einen viel breiteren Raum einnimmt, wird eine Anspielung auf die Verlosung der Maria eingeschoben.

Der 40. Vers enthält den merkwürdigen Ausdruck: Gott schickt dir frohe Botschaft eines Wortes von sich, sein Name soll sein der Messias. Ohne Zweifel liegt in diesen Worten eine Anspielung auf den Logosbegriff der christlichen Gemeinden.

Der Ausdruck findet sich im Koran nur dreimal.[3]) Kalimath, welches diesen Stellen zu grunde liegt, ist die genaue Wiedergabe des griechischen Logos. Im Koran wird es hauptsächlich als Wort, Ausspruch Allahs gebraucht.[4]) Daß Kalimath genau Logos entspricht, zeigt Joh. 1, 1 in der arabischen Bibelübersetzung.

---

[1]) Vergl. darüber Gerock, a. a. O. pag. 37 und 78 ff; Dettinger, Tüb. Ztschrft. f. Theol. 1831, 3. Heft § 13, Anm 1 u. 2, pag. 29 f. u. auch Sprenger, das Leben des Muhammed II, pag. 239 ff., der eine Entwicklung des Begriffes Geist bei Muhammed konstatiert.

[2]) a. a. O. pag. 36 ff.

[3]) Sure 3^{34}, ^{40}; 4^{169}. — Sure 19^{35}: Das Wort der Wahrheit [Qaul-ul-haqqi] gehört nicht hierher, da Qaul dem hebräischen Qōl entsprechend den Ruf, Ausruf bedeutet.

[4]) Sure 6^{34}, ^{115}; 10^{20}, ^{34}, ^{65}; 18^{109}; 31^{26} usw.

Im arabischen Kindheitsevangelium nennt sich Jesus selbst das Wort.[1])

Als Bezeichnung für den Messias findet sich Kalimath nur in medinischen Suren. Leider geben uns die vorliegenden Stellen keinen Einblick in die Vorstellungen des Propheten von der Logosspekulation. Es macht den Eindruck, als ob er hier ein von den Christen aufgelesenes Schlagwort verwendete, ohne seine Bedeutung überhaupt zu kennen.

Sure 66, 12 bringt uns nichts Neues. Sie zeigt nur, daß Muhammed seine Ansicht von der Geburt Jesu bis zum Ende festhielt.

Die Parallelen zur Verkündigungsgeschichte finden sich in drei außerkanonischen neben dem Lukasevangelium. Das Protevangelium Jakobi[2]) kennt zwei Erscheinungen des Engels, am Brunnen und im Gemach. Sie folgen unmittelbar aufeinander. In der Historia de Nativitate Mariae et de Infantia Salvatoris[3]) wird die Erscheinung des Engels am Brunnen auch erzählt. aber erst drei Tage drauf erfolgt die zweite. Und zwar erscheint zum zweitenmal nicht ein Engel, sondern ein herrlicher Jüngling. Das Evangelium de Nativitate Mariae[4]) hat, dem kanonischen entsprechend, nur die Erscheinung im Gemach, wo Maria Purpur spinnt.

Der Bericht der 19. Sure, der einen ähnlichen Aufbau zeigt wie der des Protevangelium Jakobi, läßt einen Vergleich im Einzelnen doch nicht zu. Es ist eine durchaus freie Wiedergabe der Erzählung. Noch weniger eignet sich dazu der Bericht der 3. Sure, der insofern weiter entwickelt ist, als er die Anspielung auf den Logosbegriff enthält.

Die Verlosung der Maria, die auch erst in der medinischen Sure erwähnt wird, nimmt in den Apokryphen[5]) einen breiteren Raum ein. Als Maria zur Jungfrau herangewachsen war, rief der Hohepriester Zacharias die Witwer unter den Juden zusammen, um das Mägdlein einem von ihnen zur Beschützung anzuvertrauen. Im Tempel durfte sie nicht länger bleiben, da sie ihn hätte verunreinigen können. Er befahl daher den Witwern mit Stäben heranzukommen. An wessen Stab ein Zeichen erscheine, der sollte sie bekommen. Das Los traf Joseph, aus dessen Stab eine Taube flog.

4. Die Geburt Jesu.

Sure 19, 22: Und sie empfing ihn und entwich mit ihm an einen fernen Ort.

23. Da überkamen sie die Wehen am Stamme der Palme:

---

[1]) Ev. inf. arab. I.

[2]) Protev. Jakobi 11.

[3]) Hist. de Nat. Mar. et Inf. Salv. 9.

[4]) Ev. de Nat. Mar. 9.

[5]) Protev. Jak. 8 und 9; Ev. de Nat. Mar. 7 u. 8; Hist. de Nat. Mar. et Inf. Salv. 8.

Sie rief: O wäre ich doch zuvor gestorben und wär' vergessen und verschollen.

24. Da rief es zu ihr von unten her: Sei nicht traurig, der Herr hat zu deinen Füßen ein Bächlein geschaffen,

25. und schüttle nach dir zu den Stamm der Palme, so wird er frische Datteln auf dich fallen lassen.

26. Iß, trink und fasse frischen Mut und wenn du einen von den Menschen siehst,

27. so sprich: Ich habe dem Erbarmer ein Fasten gelobt, darum rede ich heute mit niemand.

28. Sie brachte ihn nun zu ihrem Volke, ihn tragend, da sagten sie: O, Maria, du kommst mit einer wunderbaren Sache!

29. O, Schwester Aarons, dein Vater war ja doch kein Bösewicht und deine Mutter keine Dirne.

30. Sie deutete auf ihn, da sagten sie: Wie sollen wir mit einem reden, der ein Knabe in der Wiege ist?

31. Da sprach er: Ich bin Gottes Knecht, er hat mir das Buch gegeben und zum Propheten mich gemacht.

32. Er hat mich zu einem Gesegneten gemacht, wo ich auch sei und hat mir aufgetragen Gebet und Almosen, so lange ich lebe

33. und Ehrfurcht gegen meine Mutter und hat mich nicht gemacht zu einem elenden Unterdrücker.

34. Friede über mir am Tag, da ich geboren wurde, am Tage, da ich sterbe, und am Tage, da ich werde auferweckt werden zum Leben.

35. Dieser ist Jesus, Marias Sohn, nach dem Wort der Wahrheit, an dem sie zweifeln.

36. Nicht kommt es Gott bei, sich einen Sohn zu nehmen, Preis ihm! Wenn er ein Ding beschlossen hat, sagt er nur zu ihm: Sei! so ist es.

Die Erzählung von der Geburt Jesu findet sich nur in dieser einen Stelle, die im ganzen keine Schwierigkeiten enthält. Nur der 24. Vers ist nicht ganz klar. Wer ruft zu ihr von unten her? Man hat darüber gestritten, ob Jesus oder Gabriel. Die Fragestellung scheint mir nicht richtig. Nach dem Rufer soll gar nicht gefragt werden. Maria hört eine wunderbare Stimme, sie hat eine Audition, vergl. Jes. 40, 3.

Jesus spricht in der Wiege. Wie die Erzählung zeigt, ist der Ausdruck nicht wörtlich zu fassen. Es ist eine bloße Altersangabe, wie wir sie auch im arabischen Kindheitsevangelium[1]) finden. Das frühe Sprechvermögen findet im Koran außerdem noch zweimal Erwähnung, Sure 3, 41 und 5, 109.

Die vorliegende Darstellung weicht von den aus den Apokryphen bekannten völlig ab. Nur die Geburt im Freien ließe sich vielleicht mit dem Geburtsort der Apokryphen[2]), nach denen Jesus

[1]) Ev. inf. ar. c. 1.

[2]) Ev. inf. ar. c. 4; Protev. Jak. c. 18; Historia Josephi fabri c. 7; Hist. de Nat. Mar. et Inf. Salv. c. 13.

in einer Höhle geboren wurde, vergleichen. Die Palme und das Bächlein weisen uns aber auf eine andere Spur. In der Historia de Nativitate Mariae et de Infantia Salvatoris lesen wir nämlich[1]):

Es geschah aber am Tage ihres Aufbruchs, daß Maria in der Wüste von der allzugroßen Sonnenhitze ermüdet wurde. Da erblickte sie einen Baum und sagte zu Joseph: Laß uns ein wenig in seinem Schatten ruhen. Joseph aber führte sie eilig zur Palme und ließ sie vom Tiere steigen. Als nun Maria sich gesetzt hatte, warf sie einen Blick hinauf zur Krone der Palme und da sie voller Früchte war, sagte sie zu Joseph: Ich hätte den Wunsch, wenn es möglich wäre, von den Früchten dieser Palme zu bekommen. Da sagte Joseph zu ihr: „Ich wundere mich, daß du dies sagst, da du doch siehst, welche Höhe die Zweige dieser Palme haben. Ich denke vielmehr ernstlich dem Wasser nach, welches uns schon in den Schläuchen fehlt, und wir haben nichts, woher wir sie füllen oder uns erfrischen sollen. Da sagte das Kindchen Jesus freudigen Blickes auf dem Schoß seiner Mutter, Maria der Jungfrau, zur Palme: Beuge, Baum, deine Zweige und stärke mit deinen Früchten meine Mutter. Auf dies Wort neigte die Palme sofort ihren Wipfel bis zu den Fußsohlen Marias und alle wurden erfrischt, indem sie die Früchte von ihr sammelten. Als aber alle Früchte gesammelt waren, blieb sie gebeugt in der Erwartung, daß sie auf desselben Befehl sich erhebe, auf welches Befehl sie sich gebeugt hatte. Da sagte Jesus zu ihr: Erhebe dich, Palme, und erstarke und sei Gefährte meiner Bäume, die da sind im Paradies meines Vaters. Laß aber sichtbar werden aus deinen Wurzeln die Ader, welche in der Erde verborgen ist, und es sollen aus ihr Wasser zu unserer Sättigung fließen. Und sogleich richtete sich die Palme auf und es begannen aus ihren Wurzeln Quellen des klarsten, frischen und überaus süßen Wassers zu fließen. Als sie aber die Wasserquellen sahen, freuten sie sich mit großer Freude und wurden gesättigt mit allen Tieren und Menschen und sagten Gott Dank.[2]) (Schluß folgt.)

Die evangelische Mission und der Islam.

Von Lic. Dr. Paul Rohrbach, Friedenau-Berlin.

Das Wort „Muhammedanermission" hat bisher einen sozusagen unmöglichen Klang gehabt, d. h. wenn jemand es aussprach, und mochte er dabei ein noch so entschiedener Freund der Mission im allgemeinen sein, so konnte er doch nicht gut anders als bedauernd hinzufügen, daß die Mission in den Ländern des Islam bisher keine praktische, sondern nur eine theoretische Möglichkeit sei. Wenn man will, so kann man den Beginn der christlichen Missionsversuche in den muhammedanischen Ländern bis auf die Kreuzzüge zurück

---

[1]) Hist. de Nat. Mar. et Inf. Salv. 20.

[2]) Mit dieser Stelle hat die folgende Stelle, da auf andern Voraussetzungen beruhend, nichts zu tun. Ev. Inf. ar. c. 24: Von da gingen sie zu jener Sycomore, welche heute die Matareische genannt wird, und es brachte der Herr Jesus eine Quelle in Matarea hervor, in welcher die Herrin Maria seinen Mantel wusch. Von dem Schweiß aber, der dort von dem Herrn wegfloß, stammt ein Balsam in jener Gegend.

datieren — allerdings nur um zu sehen, daß schon jener im größten Stile und mit allen Mitteln unternommene Versuch schließlich ergebnislos verlaufen ist. Das einzige Land, das selbst schon muhammedanisch geworden war (nicht nur von Muhammedanern beherrscht) und danach doch für das Christentum zurückgewonnen wurde, ist Spanien. Alle Versuche aber, die von Spaniern und Portugiesen unternommen wurden, um auf die Nordküste Afrikas hinüberzugreifen und die „Ungläubigen" dort zu unterwerfen, blieben vergeblich. Kein Zweifel, daß der Islam nicht nur eine große äußere Stoßkraft und Eroberungsgewalt besaß und bis zu einem gewissen Grade auch noch heute besitzt, sondern daß er auch eine große innere, man möchte sagen, chemische Affinität zu den Völkern aufweist, deren er sich bemächtigt hat. Fast überall wo der Islam hingelangt, wächst er zu einer kaum zerstörbaren organischen Einheit mit dem von ihm erfaßten Volkstum zusammen. Das rührt zum größten Teil daher, daß er nicht nur Religion ist, sondern zugleich auch eine bestimmte Kultur repräsentiert. Diese Kultur hat doch bei allen Verschiedenheiten zwischen dem Ganges und dem Niger, zwischen dem Altai und der Arabischen Wüste soviel innerlich gemeinsame Charakterzüge, daß der Islam, der mit seinen religiösen Ideen ganz und gar auf dieser Kultur aufgebaut ist, überall, wo er hinkam, seine Stätte bereitet fand. Es würde uns hier zu weit führen, den Gedanken genauer zu erörtern, wie sich die Ausbreitung des Islam zu der abendländischen, der indischen, der chinesischen Kultur verhält. Trotz des teilweisen Eindringens des Muhammedanismus in die indische Welt und der Millionen von Bekennern, die er innerhalb der Grenzen Chinas zählt, würden wir voraussichtlich zu dem Schluß gelangen, daß er im wesentlichen nur für die Eroberung des sogenannten vorderasiatischen Kulturkreises prädestiniert gewesen ist. Abgesehen von einigen Punkten, wo durch besondere Umstände die Möglichkeit eines Einbruchs in die Gebiete jenseits der Grenzen dieser Welt gegeben war, ist er überall dort zum Stehen gekommen, wo die vorderasiatische Kultur ihr Ende erreichte und an alte und gefestigte, fremde Kulturen stieß. Nur sobald eine solche Grenze fehlte und Gebiete niederer, nicht in sich selbst gefestigter Kulturen der Ausbreitung des Islam sich öffneten, ist er über seinen kulturellen Mutterboden hinaus vorgedrungen: So vor allen Dingen ins Innere von Afrika hinein.

Von den Völkern, die der Islam während des ersten entscheidenden Jahrhunderts nach seiner Entstehung unterwarf und gewann, stand die große Mehrzahl bis dahin in religiöser Beziehung unter der Herrschaft einer offiziellen Staatskirche; das war im römisch-byzantinischen wie im persischen Reiche der Fall. Auch der neupersische Mazdaismus im Staatswesen der Sassaniden war eine Kirche mit staatlich dekretierter Glaubenspflicht, mit Hierarchie, Klerus, heiligen Schriften und was sonst zum Kirchentum gehört. Im Reiche Justinians wie im Reiche Chosrus war den Untertanen vorgeschrieben, was sie zu glauben hatten, und Abweichungen von der „reinen Lehre" wurden mit Gefängnis und Schwert ver-

folgt. Dabei müssen wir noch weiter bedenken, daß das orientalische Christentum in den Ländern, die dem Islam anheimfielen, vor allen Dingen in Aegypten, Syrien, Kleinasien, auf das stärkste veräußerlicht war. Es war in ähnlicher Weise zu einer sittlich sterilen Kultur- und Ritualreligion geworden, wie schon vorher der Mazdaismus. Es war, mindestens für die Masse seiner Bekenner, ganz und gar auf jene Stufe niederer Religiosität zurückgesunken, auf der „Heiligkeit" und „Erlösung" an irgend welchen sittlichen Dingen haften: Orten, Steinen, Quellen, Holzsplittern, Knochen, Zeugfetzen, Kultusformeln und dergleichen. Obgleich auch der Islam von Anfang an, wie schon die Verehrung des schwarzen Steines in Mekka beweist, nicht durchaus mit diesen Sachen aufgeräumt hat, so war er in seiner ersten, guten Zeit dem orientalischen Christentum an Reinheit der religiösen Auffassung doch zweifellos überlegen. Uns ist vielfach bezeugt, wie die Araber als erstes bei der Einnahme christlicher Stätten und Kirchen im Orient die Bilder, die Reliquien und den ganzen Totenknochenkultus zerstörten, in der Ueberzeugung, auf diese Weise zur Ehre Gottes zu handeln. Auch die Perser brannten ja die Tempel von Athen nach der Einnahme der Stadt durch das Heer des Xerxes nieder, nicht um an den Göttern Griechenlands zu freveln, sondern um den Dienst der erhabenen Gottheiten aus den unwürdigen Steingrüften zu befreien. Es war auch durchaus ehrlich gemeint, wenn der Kalif Abd el-Melik, der Erbauer der berühmten Moschee, an der Stätte des Brandopferaltars auf dem früheren Tempelplatz zu Jerusalem, mit Goldbuchstaben in die Kuppel des neuen Baues schrieb: „Lob sei Gott, der keinen Sohn, noch einen Genossen in seinem Regiment gehabt hat und keinen Helfer braucht, der ihn von der Schmach errette; preise ihn" und: „Jesus spricht: Heil sei über mir am Tage meiner Geburt und meines Todes und meiner Auferstehung zum Leben! Das ist Jesus, der Sohn der Maria, das Wort der Wahrheit, worüber sie in Zweifel sind; Gott ist nicht so beschaffen, daß er einen Sohn haben könnte, ferne sei es von ihm; wenn er eine Sache beschlossen hat, so sagt er nur „Sei", so ist es da; und Gott ist mein Herr und euer Herr; betet ihn also an, das ist der richtige Weg."

Unter den alten orientalischen Kirchen hat nur diejenige, die auch ihrerseits eine feste Verbindung mit einem bestimmten Volkstum eingegangen war, nämlich die armenische, aus eigener Kraft dem Islam erfolgreich zu widerstehen vermocht. Armenien, zu Beginn des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in der Hauptsache ein Vasallenstaat des neupersischen Reichs, hat unter allen Völkern zuerst das Christentum nicht nur öffentlich anerkannt, sondern zur Staatsreligion gemacht, und das christliche Bekenntnis hat das armenische Volkstum bis auf den heutigen Tag in der ringsumgebenden muhammedanischen Welt aufrecht erhalten. Dabei wäre es aber eine verkehrte Vorstellung, wenn wir annehmen wollten, daß die islamischen Herrscher und Eroberer ihre Religion den besiegten Völkern durchweg aufgenötigt hätten. Bei der Ausbreitung des Islam vom 7. bis zum 16. Jahrhundert haben vielmehr von An-

fang zwei verschiedene Tendenzen gegen einander gewirkt. Die eine war die religiös-missionarische, die andere der Wunsch, tributpflichtige Untertanen zu haben. Schon bei der Eroberung des sassanidischen Perserreichs 642 n. Chr. trat dieser innere Widerspruch zu Tage. Die Millionen von steuerzahlenden Bauern, die das damals noch blühende babylonische Tiefland bewohnten, und ebenso der Adel des Reiches waren zum größten Teil von vornherein bereit, den Islam anzunehmen; nur auf dem iranischen Hochlande, im eigentlichen Persien, wurzelte der Mazdaismus fester im nationalen Bewußtsein. Die arabischen Machthaber waren aber keineswegs sehr begeistert von der Bereitschaft zur Bekehrung, denn die Gläubigen sollten nach der ursprünglichen Auffassung von Steuern und Tributen frei und Herren der Ungläubigen sein. Wenn aber alle Herren und Gläubige würden — wo blieben da die Tribute? Dasselbe Motiv ist noch bis ins 16. Jahrhundert bei der Eroberung der Balkanhalbinsel wirksam gewesen. Wenn z. B. in Bosnien ein großer Teil der Bevölkerung als frohnpflichtige Bauern christlich geblieben ist, der ursprüngliche Adel des Landes, die heutigen sog. Begs, mohammedanisch geworden, so muß man das wenigstens zum großen Teil so verstehen, daß der Adel den Islam annehmen durfte, die Bauern aber nicht. Ganz oder fast ganz muhammedanisch geworden sind von den eroberten Ländern Nordafrika, Syrien, das iranische Hochland, Turkestan und die kleinasiatische Halbinsel. Mit Ausnahme aber der Armenier und der Griechen würde es in ganz Vorderasien heute wahrscheinlich nicht den geringsten Rest altorientalischen Christentums mehr geben, wenn die Araber und die Türken nichts anderes gewollt hätten, als die Unterworfenen auch zu Muhammedanern machen.

Es würde uns nun viel zu weit führen, wenn wir auch nur andeutungsweise eine Geschichte der christlichen Missionsversuche in den Ländern des Islam geben wollten. Der erste umfassende Plan, der von evangelischer Seite nach dieser Richtung hin ins Werk gesetzt werden sollte, ging von Nordamerika aus. Amerikanische Missionare wollten schon während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts in der asiatischen Türkei Fuß fassen, um die Muhammedaner zu bekehren. Sie mußten aber sehr bald erkennen, daß daran gar kein Gedanke war. Das Religionsgesetz des Islam, das in muhammedanischen Ländern bekanntlich offiziell mit dem Staatsgesetz identisch ist, bestraft den Abfall mit dem Tode, und selbst wo die Staatsgewalt ein Auge zudrücken wollte, sorgt schon der Fanatismus der von der Geistlichkeit beeinflußten Masse dafür, daß den Renegaten der Tod ereilt. Die amerikanische Mission in Kleinasien wandte sich daher alsbald der Arbeit unter den Armeniern zu und gründete im Laufe der Zeit eine große Anzahl protestantisch-armenischer Gemeinden. Auf diese aber als solche einzugehen, müssen wir uns hier mit Rücksicht auf die beschränkte zur Verfügung stehende Zeit versagen.

Die amerikanische Missionsarbeit unter den Armeniern hat aber trotzdem durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen

den Ausgangspunkt zu dem ersten wirklichen Versuch einer muhammedanischen Mission, der über bloße Pläne und Ideen hinausgekommen ist, gegeben, und zwar ist er von deutscher Seite ausgegangen. Derjenige Mann, der ihn ins Leben gerufen hat, ist Johannes Lepsius, ursprünglich Pfarrer in einem kleinen Harzorte. Lepsius, der schon aus seinem Elternhause stark orientalische Eindrücke empfing — sein Vater ist der berühmte Aegyptologe — faßte den Plan zu einer „Orientmission" unmittelbar bevor die furchtbaren Metzeleien unter den Armeniern in Konstantinopel und Kleinasien auf Befehl des Sultans um die Mitte der neunziger Jahre stattfanden. Die armenischen Massakres hatten dann zur Folge, daß Lepsius sich zunächst mit seiner ganzen Energie auf das armenische Hilfswerk warf, das nach Lage der Dinge ganz und gar an die amerikanischen Stationen in Armenien und Kleinasien und an die von den Amerikanern geschaffenen Voraussetzungen anknüpfen mußte. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß die 10—12 Millionen Mark, die nach den Massakres aus Amerika, England, Deutschland und der Schweiz in das armenische Hilfswerk hineingeflossen sind, die Armenier gerettet haben. Mindestens wäre ihre Einbuße in Bezug auf Volkszahl, Volkskraft und nationale Aktionsfähigkeit eine unvergleichlich viel größere gewesen, wenn nicht die vielen tausende von Waisen, die nach den Massakres übrig geblieben waren, in den Waisenhäusern erzogen worden wären, die das armenische Hilfswerk ins Leben rief, und wenn nicht hunderttausend von verhungernden, verwundeten, ins Elend gestoßenen Armeniern durch das Hilfswerk genährt, gekleidet und gepflegt worden wären.

Während es aber nun die Amerikaner und die Engländer und ein Teil der deutschen Armenierfreunde namentlich die durch den bekannten Pastor Lohmann in dieser Beziehung geführten Gemeinschaftskreise, bei der Unterstützung der Armenier, bei Waisenerziehung und dergleichen bewenden ließen, suchte Lepsius von Anfang an seine alte Idee der Orientmission im Sinne einer religiösen Beeinflussung des Islam mit seinem armenischen Hilfswerk zu verbinden. Natürlich waren die Schwierigkeiten in dieser Richtung zunächst ganz dieselben wie bei allen [illegible]en Bestrebungen dieser Art. Eine direkte religiöse Propaganda mit den Zielen des Uebertritts, der christlichen Taufe von Muhammedanern, erwies sich als schlechthin unmöglich. Hier und da kam einmal ein Muhammedaner heimlich „bei Nacht" wie Nikodemus; hier und da äußerte einer im vertrauten Gespräch auch Hinneigung zu christlichen Gedanken, aber er mußte es auf das sorgfältigste verbergen, wenn er nicht sein Leben verlieren wollte. Eine ähnliche geheime Existenz führt auch eine halb christliche, halb muhammedanische Sekte, die sich, wahrscheinlich auch unter dem Einfluß amerikanischer Missionare, im westlichen Persien gebildet hat, also auf einem Boden, der von jeher große Fruchtbarkeit für religiöse Mischungen und geheime Verbindungen nach Art religiöser Orden gezeigt hat. Der Vorsteher jener Sekte, die gleichfalls als eine Art Geheimorden organisiert zu sein

scheint, ist ein kurdischer Schech, dessen wahrer Name nicht bekannt geworden ist, er wird als Gül-Baba, „Rosenvater" bezeichnet und schreibt sich anscheinend selbst nicht nur eine religiöse Würde, sondern auch den direkten Besitz göttlichen Geistes zu und läßt sich von seinen Anhängern dementsprechend verehren. Ob aus Bildungen dieser Art jemals eine in die Breite und Tiefe gehende christliche Beeinflussung des Islam entstehen wird, muß als sehr zweifelhaft bezeichnet werden. Ueberreste altchristlicher, wahrscheinlich gnostischer Ideen finden sich wohl auch bei den Jesiden, den sogenannten Teufelsanbetern, in Kurdistan und Mesopotamien und bei den religiös mit ihnen verwandten „Tachtadschi" im südlichen Kleinasien. Nachdem was über diese bekannt geworden ist, haben sie eine Art Kommunion mit heiligen Broden.

Lepsius und die Amerikaner verfolgen den vollkommen richtigen Gedanken, daß es, solange keine anderen Möglichkeiten vorliegen, darauf ankommt, zunächst junge Muhammedaner in christliche Schulen zu bringen, sei es auch nur unter der Bedingung, daß sie keinerlei direktem religiösem Einfluß und keinerlei christlichem Religionsunterricht unterworfen werden. Das bekannteste Beispiel dieses Systems ist die große amerikanische Missionshochschule in Beirut in Syrien. Dort existieren neben dem theologischen Unterricht auch eine medizinische und eine allgemeine wissenschaftliche Abteilung, und in diesen beiden befinden sich neben einer starken Mehrheit von eingeborenen christlichen Schülern auch einige Muhammedaner. Es ist das immerhin gegen früher, wo an dergleichen nicht zu denken war, ein gewisser Erfolg. Seit dem allgemeinen Umschwung der Verhältnisse in der Türkei nach der Revolution vom Sommer 1908 wird man vielleicht erwarten dürfen, daß die Zahl der Muhammedaner auf der Beiruter Hochschule sich noch weiter vermehrt.

Die von Lepsius gegründete deutsche Orientmission, die auch das armenische Hilfswerk einschließlich der Waisenhäuser in sich aufgenommen hat, ist gleichfalls von Anfang bemüht gewesen, ihre Schulen auch für muhammedanische Kinder annehmbar zu machen, und bei den persischen Stationen in Choi und in Urmia ist es gelegentlich auch zur Annahme solcher gekommen, aber auch nur selten. Die große Waisenhausschule in Urfa dagegen, im nördlichen Mesopotamien, wird ausschließlich von christlichen Kindern, und zwar fast nur von armenischen, besucht. Großen Einfluß hat sich übrigens dasgleichfalls zur Station Urfa gehörige, von der Orientmission begründete und unterhaltene Hospital erworben, das in der Regel von einem deutsch-schweizerischen Arzt geleitet wird. Ursprünglich wurde diese deutsch-schweizerische Station von den Muhammedanern mit Mißtrauen aufgenommen, aber dieses Mißtrauen ist sehr bald, man kann wohl sagen, einer unbedingten Anerkennung gewichen. Nicht nur Armenier und Nestorianer, sondern auch Türken, Kurden und Beduinen wenden sich jetzt vertrauensvoll an das Hospital. Wenn es noch eines besonderen Beweises bedurfte, so hat dieses Beispiel gezeigt, daß die Gründung von ärztlichen Stationen in der muhammedanischen Welt bisher immer noch das beste Mittel ist,

um moralische Eroberungen nicht nur für das Christentum, sondern auch für diejenige Nation zu machen, von der eine solche Gründung ausgeht. Natürlich darf man auch heute noch nicht erwarten, daß direkt und in Kürze Bekehrungen im Anschluß an eine solche ärztliche Mission erfolgen. Was zunächst erreicht wird, ist nur dieses, daß für das Christentum bei den Muhammedanern, unter denen ein solches Unternehmen besteht, eine gewisse Atmosphäre der Achtung geschaffen wird. Das ist aber schon sehr viel, ja es ist die unumgängliche Vorbedingung dafür, daß in der Folge überhaupt mehr erreicht wird. Wir dürfen nicht vergessen, daß namentlich in der asiatischen Türkei die Muhammedaner, wenn sie sich das Christentum vorstellen sollen, hierbei zunächst notwendig auf ihre Erfahrungen mit den orientalischen Christen angewiesen sind, die unter ihnen leben. Bei diesen sehen sie aber im Durchschnitt, namentlich im Innern, kaum einen höheren Kulturstand, als sie ihn selbst besitzen. Sie sehen aber, wiederum durchschnittlich gesprochen, auch keine höhere Sittlichkeit, ja im Gegenteil oft genug einen betrügerischen Geschäftssinn, wie ihn namentlich der noble Türke (nicht der arabisch redende Syrer!) verachtet. Ueber den Tiefstand der Moral bei den orientalischen Christen, zumal an den großen Handelsplätzen und in den Häfen, darf man sich nicht wundern. Er ist eine Folge einerseits der Jahrtausende alten Veräußerlichung der christlichen Religion im Orient, andererseits der fortgesetzten Bedrückung der Christen durch die Muhammedaner, die es jenen nicht erlaubten, anders als auf Schleichwegen, unter Beiseitelassung persönlicher Würde und Ehrlichkeit, Besitz zu erwerben und erworbenen Besitz zu erhalten. Ebenso natürlich aber ist es, wenn die Muhammedaner über das Christentum im allgemeinen zunächst nach der Art von Christentum urteilen, das sie vor Augen sehen. Wenn wir nun dazu noch erwägen, daß die offiziellen politischen und die geschäftlichen Vertreter der christlich europäischen Mächte, die Diplomaten, die Kaufleute und vor allen Dingen die zahllosen Industrieritter und mancherlei dunkle Existenzen aus Europa, die ihre Geschäfte im Orient betreiben, auch nicht gerade geeignet sind, die Achtung vor dem Christentum als solchem zu erhöhen, so werden wir erst recht einsehen, wie notwendig es ist, den muhammedanischen Orientalen zunächst einmal durch solche praktischen Beispiele wie die Missionshospitäler sind, zu zeigen, daß es im Abendland auch noch ein Christentum und noch Bekenner der christlichen Religion gibt, die sie nicht kennen und die anders, höher und besser geartet sind, als das was sie an Christentum seit altersher vor Augen haben.

Nun liegt ja die Frage sehr nahe, warum die Mission sich innerhalb der islamischen Welt nicht diejenigen Gebiete aussucht, die nicht unter muhammedanischer, sondern unter christlicher Herrschaft stehen. Rußland und England beherrschen viele Millionen von Muhammedanern in Indien, in Turkestan, im Kaukasus, in Sibirien und an der Wolga; Holland hat weit über 30 Millionen muhammedanischer Untertanen im ostindischen Archipel; Frankreichs afrikanisches Kolonialreich ist gleichfalls größtenteils von

Muhammedanern bewohnt. Die praktische politische Erfahrung hat aber alle diese Mächte gelehrt, daß sie den Bestand ihrer Herrschaft über ihre muhammedanischen Untertanen einer direkten Gefahr aussetzen, wenn sie die christlichen Missionare ohne weiteres unter jenen gewähren lassen. Aus diesem Grunde hat zum Beispiel die russische Regierung trotz der Rücksichtslosigkeit, mit der sie sonst die Verbreitung der russischen Staatskirche innerhalb des Reiches fördert, die Mission unter den russischen Muhammedanern direkt verboten, und praktisch steht es auch anderswo ähnlich. Die einzigen Länder, wo etwas andere Verhältnisse herrschen, sind die vor kurzem erst von der türkischen Herrschaft befreiten Vasallenstaaten der Türkei, vor allen Dingen Bulgarien. In Bulgarien leben noch einige 100 000 Muhammedaner, zum Teil Türken, zum Teil früher muhammedanisch gewordene Bulgaren. Bulgarien wurde daher auch alsbald von der deutschen Orientmission als Arbeitsfeld ausersehen. Auch hier aber erwies es sich nicht als möglich, auf den Wegen der direkten Volkspredigt vorzugehen, weil der Widerstand hiergegen unter der fanatisierten Bevölkerung sogleich gewaltsame Formen angenommen hätte. Man mußte es also mit der literarischen Mission versuchen und scheint, soweit die bisherigen Erfahrungen ein Urteil gestatten, hiermit das zunächst Richtige getan zu haben. Der erste erfolgreiche muhammedanische Missionar der deutschen Orientmission, der heute noch in Tätigkeit steht, war ein früherer türkischer Mollah, der als Christ Johannes Awetaranian heißt. Er verdankt seinen Unterricht im Christentum einer in Chinesisch-Turkestan unter den dortigen Muhammedanern arbeitenden schwedischen Mission und hat für diese das Neue Testament ins Kaschgarische, einen osttürkischen Dialekt, übersetzt. Danach kam er zu Lepsius und der deutschen Orientmission. Er begründete in Philippopel in Bulgarien eine Druckerei und ein christliches Blatt in türkischer Sprache, den Günesch (die Sonne).

Die Wirksamkeit dieses Organs erhielt in jüngster Zeit einen weiteren nachdrücklichen Impuls durch den Eintritt zweier für das Christentum gewonnener muhammedanischer Gelehrter in die Arbeit der deutschen Orientmission. Es sind dies Schech Achmed Keschaf und Muhammed Nessimi Effendi, zwei Brüder. In diesen beiden hat man es zweifellos mit Persönlichkeiten zu tun, die hohe Aufmerksamkeit und Achtung verdienen. Beide haben den höchsten theologischen Grad innerhalb der islamischen Gelehrsamkeit erreicht. Sie sind anerkannte Lehrer von Ruf gewesen, besitzen eine Belesenheit und Bildung innerhalb der islamischen Theologie, die vielleicht einzig dasteht und sind, was das Bedeutsamste und Verheißungsvollste ist, nicht oder doch nicht in der Hauptsache durch den Verkehr mit christlichen Missionaren, sondern durch das selbständige Studium der christlichen Religion und durch den Vergleich der christlichen Lehren und Schriften mit den islamischen zu der Ueberzeugung von der höheren Wahrheit des Christentums gelangt. Der ältere der Brüder Achmed Keschaf war sogar Vorsteher einer Derwisch-Kongregation. Sie haben Mekka und die übrigen großen

Heiligtümer des Islam gesehen und haben schon, bevor sie öffentlich zum Christentum übertraten, durch Predigten und Diskussionen in verschiedenen türkischen und bulgarischen Städten unter den Muhammedanern großes Aufsehen und durch ihre kritische Haltung zu den Dogmen und Ueberlieferungen des Islam auch großes Aergernis erregt. In Philippopel schlossen sie sich an Awetaranian und die deutsche Orientmission an. Die Folge war, daß ihnen die fanatisierten Muhammedaner, obwohl auf bulgarischem Boden, nach dem Leben trachteten. Es ist bezeichnend für die Schwierigkeiten, mit denen die Muhammedanermission selbst in einem Staate wie Bulgarien zu kämpfen hatte, wenn der bulgarische Präfekt von Philippopel den drei einstigen türkischen Mollahs auf ihre Frage, ob sie auf den Schutz der Behörden rechnen könnten, antworten mußte: Meine Herren, Sie können sicher sein, daß Ihre Mörder die Strafe des Gesetzes ereilen wird, aber eine Garantie für Ihr Leben kann ich nach Lage der Dinge nicht übernehmen. Vor allen Dingen bezogen sich jene Drohungen auf Achmed Keschaf und Muhammed Nessimi. Um ihre Zukunftsaufgabe, die sie sich gesetzt hatten, nicht zu gefährden, verließen sie also, von Awetaranian begleitet, Philippopel und kamen nach Deutschland. Hier wurden sie am 10. Oktober 1909 in der Nikolai-Kirche in Potsdam vor einer nach Tausenden zählenden Gemeinde im öffentlichen Gottesdienst von Awetaranian, der schon seit lange zum evangelischen Prediger ordiniert ist, getauft. Gegenwärtig leben sie in Potsdam, wo Lepsius die Anfänge eines „muhammedanischen Seminars" ins Leben gerufen hat und sind von dort aus in der Weise tätig, daß sie Aufsätze für den Güneşch und Flugschriften zur Verbreitung unter den Muhammedanern der Türkei in türkischer Sprache schreiben.

Die zweifellose Tatsache, daß wir es hier mit einem in dieser Art noch nie dagewesenen Erfolg tatsächlicher Muhammedanermission zu tun haben, wird es rechtfertigen, wenn wir etwas ausführlicher bei ihr verblieben sind. Ebenso unterliegt es keinem Zweifel, daß die von den einstigen Mollahs gehandhabte Methode der literarischen Propaganda für das Christentum eine wirksame ist. Man kann das schon an der Verbreitung und an der leidenschaftlichen Bekämpfung sehen, die das Blatt „Güneşch" zunächst in der europäischen Türkei gefunden hat. Es wird viel gelesen und es wird viel unter den Muhammedanern über das Gelesene disputiert. Die ganze islamische Wissenschaft, innerhalb derer der Koran selbst ja nur einen verhältnismäßig geringen Raum einnimmt, folgt ungeachtet aller „Offenbarung" doch in so ausgesprochener Weise der dialektischen Methode — sie erinnert hierbei stark an die katholische Scholastik — daß Angriffe auf deren vermeintliche Grundwahrheiten, die sich derselben Methode bedienen, sie schwer erschüttern können, und das geschieht hier in diesem Falle. Die Mollahs, die sich selbst in der religiösen Ausdrucksweise des Islam als „Fidais" bezeichnen, d. h. als für den Glauben Verfolgte, behandeln in ihren Traktaten zum Beispiel Gegenstände wie die Antithese „Gebet und Gesinnung". Sie gehen dabei von der Formelhaftigkeit der vor-

geschriebenen fünf mal am Tage zu erledigenden Gebetsübungen aus und beweisen, daß diese Art von Gebet garnichts mit der Gesinnung zu tun habe, daß aber nur die gute Gesinnung den Menschen vor Gott rechtfertigen könne. Dies ist auch der Punkt, an dem sie selbst zuerst an der islamischen Glaubenslehre irre geworden sind. Oder sie behandeln unter ähnlichen Gesichtspunkten den angeblichen religiösen Wert des Fastens im Monat Ramasan. Ihre Argumente muten teilweise stark rationalistisch an, aber es steckt dann doch wieder soviel wirkliche religiöse Kraft in den Traktaten, und sie sind so durchaus im „wissenschaftlichen" Schulstil der islamischen Theologie geschrieben, daß sie auf Muhammedaner, gebildete und ungebildete, einen starken Eindruck machen. Daß es so ist, kann man schon aus der Tatsache schließen, daß das oberste geistliche Gericht in Konstantinopel, das Konsistorium des Schech ul-Islam, auf Grund des Scheriat, des geltenden öffentlichen Rechts der muhammedanischen Welt, die beiden Mollahs zum Tode verurteilt hat. Dieses Urteil ist von Seiten des Schech ul-Islam den Zivil- und Militärbehörden in Konstantinopel angezeigt und den Mollahs offiziell mitgeteilt worden; sie können also, wenn sie nicht ihr Leben in die äußerste Gefahr bringen wollen, nicht in die Türkei zurückkehren.

Mit dieser Wendung des besonderen Falles, der uns bisher beschäftigt hat, sind wir nunmehr bei der wichtigen grundlegenden Frage angelangt, welchen Einfluß der jüngste Umschwung der Dinge in der Türkei, die jungtürkische Revolution, auf die Verhältnisse der Muhammedanermission ausübt oder voraussichtlich ausüben wird. Dazu ist es notwendig, daß wir uns in Kürze etwas mit der eigentümlichen Geistesart des Jungtürkentums beschäftigen. Hierbei machen wir sehr merkwürdige und überraschende Beobachtungen. In jedem Gespräch mit Leuten von der jungtürkischen Intelligenz, es mag den Ausgang nehmen, wo es will, kommt man an irgend einem Punkt mit Sicherheit auf das Wort „Aufklärung". Was verstehen die Leute darunter? Um sich davon ein Bild zu machen, müssen wir von der bereits einmal angedeuteten Tatsache ausgehen, daß die jungtürkische Bewegung nach ihrer Entstehung und zum großen Teil auch nach ihrer Oranisation eng mit dem Freimaurertum verbunden ist. Weitaus die Mehrzahl der jungtürkischen Führer sind solche ottomanische Freimaurer, und die Logen haben ihre Mitglieder unter den jungtürkischen Offizieren so gut wie unter den freiheitlich gesinnten bürgerlichen Elementen. Auch die jetzigen jungtürkischen Minister gehören samt und sonders zu dieser Gruppe, was übrigens in Konstantinopel in politisch halbwegs orientierten Kreisen durchaus kein Geheimnis ist. Die betreffenden Persönlichkeiten bekennen sich auch im Gespräch mit Nichtfreimaurern ohne Umstände als Maurer. Es ist nun eigentümlich zu sehen, wie die Ideale des bekanntlich durch die Freimaurerei stark beeinflußten Aufklärungszeitalters aus dem Europa des 18. Jahrhunderts wörtlich genau in den Programmen, Reden und Deklamationen der Jungtürken wiederaufleben. Wie vor 150 Jahren bei uns die

gebildete Welt, so glauben die Jungtürken heute anscheinend mit vollkommener Aufrichtigkeit an die innere siegreiche Kraft des Aufklärungsprinzips, und daß dieser Glaube bei ihnen nicht eine bloße Redensart ist, geht aus der verhältnismäßigen Energie hervor, mit der z. B. die Unterrichtsreform in Angriff genommen wird. Für das sogenannte höhere Schulwesen ist bereits unter dem alten Regime einiges getan worden — vielleicht etwas mehr, als man in Europa anzunehmen geneigt war. Es gibt eine ganze Anzahl türkischer Schulen, namentlich in den größeren Städten, deren Lehrplan unter Berücksichtigung der allerdings von Grund auf verschiedenen Verhältnisse am ehesten mit dem unserer Gymnasien oder Realgymnasien verglichen werden könnte. Absolut genommen ist auf den meisten dieser Schulen nicht viel und auf manchen außerordentlich wenig zustande gebracht worden, aber im Vergleich zu dem vorher vorhandenen vollkommenen Manko an Anstalten, die europäischen Wissensstoff, namentlich unsere sogenannten Realien, in irgendeiner Form der heranwachsenden türkischen Jugend vermittelten, war es immerhin von einer gewissen Bedeutung, daß es schon unter Abdul Hamid überhaupt Institute gab, in denen irgend etwas von diesen Dingen gelernt werden konnte. Jene Schulen haben mit dazu beigetragen, daß die jungtürkischen Ideen außerhalb des Militärs solche Elemente fanden, die zu ihrer Aufnahme einigermaßen vorbereitet waren. Die beste Allgemeinbildung, die es bis jetzt in der Türkei gegeben hat, erhielten allerdings diejenigen jungen Leute, die sich in den militärischen Unterrichtsanstalten, vor allen Dingen auf der Offiziersschule in Konstantinopel, für den Offizierberuf vorbereiteten. Das muß man wissen, um zu verstehen, weshalb die jungtürkische Bewegung auch jetzt noch eine Hauptwurzel ihrer Kraft unter den jüngeren Offizieren besitzt. Das Volksschulwesen dagegen hat sich bisher auf sehr niederer Stufe befunden, und es ist vor allen Dingen ganz überwiegend auf religiös-islamische Grundlage gestellt gewesen. Die meisten Volksschulen gehörten zu Moscheen oder geistlichen Stiftungen, und auf den Dörfern gab es überhaupt kaum eine andere Möglichkeit, Lesen und Schreiben zu lernen, als bei irgendeinem meist selbst recht unwissenden Hodscha oder Moschee-Angestellten. Das soll nun anders werden. Es werden, trotzdem das Militärbudget ein unbedingtes Vorrecht auf die Staatseinkünfte beansprucht, doch ziemliche Summen für den Volksunterricht ausgeworfen. Die Schwierigkeit ist nur die, daß es an Lehrern fehlt, die den Volksunterricht im jungtürkischen, d. h. „aufklärerischen" Sinne ins Werk setzen können. Von den alten Hodschas, die nicht viel mehr verstehen als ihren Koran und auch den nur sehr mechanisch, ist es kaum zu erwarten, daß sie noch auf jungtürkisch Schule halten lernen. Wenn es im Laufe der Zeit wirklich gelingen sollte, einen jungtürkisch denkenden Lehrerstand zu schaffen und die Mittel für eine breitere Grundlage des Volksschulwesens bereitzustellen, dann allerdings könnte man sich denken, daß ein tiefergehender Einfluß der jungtürkischen Denkweise auf das Volk zustande kommt. Dieser Unterricht sollte aber, konsequen-

terweise wenigstens, religionslos sein, nach dem Schema, daß jeder „Ottomane" nach seiner Fasson selig werden kann, und das wiederum würde doch zu den allergrößten Schwierigkeiten gegenüber dem durch lange Jahrhunderte mit der ganzen Weltanschauung und Denkweise des Islams auf das engste amalgamierten Volksbewußtsein führen.

Wer über die große Brücke von Galata nach Stambul geht, der sieht in dem unablässig herüber und hinüber flutenden Menschenstrom den einen Teil in irgend eine morgenländische Tracht gekleidet, den andern nach „fränkischer" Art. Orientalische Kleidung tragen die anatolischen Bauern, die kurdischen und armenischen Lastträger, die Bootführer, der größte Teil der Provinzialen, die vorübergehend in die Hauptstadt kommen, die eigentlichen Alttürken, die Geistlichen und die Schüler der religiösen Unterrichtsanstalten. Unter den fränkisch gekleideten Leuten tragen die Europäer und alle diejenigen Levantiner, die auf irgendeine Weise Angehörige oder Schutzgenossen einer europäischen Macht sind, einschließlich der Griechen, den Hut, alle ottomanischen Untertanen dagegen den seit bald einem Jahrhundert herkömmlichen roten Fes. Unter dem alten Regime galt es geradezu als ein Staatsverbrechen, wenn türkische Untertanen, die vielleicht viele Jahre im Auslande gelebt und dort gleichfalls den abendländischen Hut getragen hatten, bei ihrer Rückkehr den Versuch machten, sich von dem Fes zu emanzipieren. Die Alttürken, mit denen aber in diesem Sinne der gesamte Kleinbürger- und Bauernstand eins ist, sehen es auch heute noch als direkten Verrat der religiösen wie der staatsbürgerlichen Pflicht eines Türken an, wenn er sich von dem Fes emanzipieren wollte, und wer in dieser Beziehung unter den kleinen Leuten einen gut konservativen Eindruck machen will, der wickelt sich noch ein buntes Tuch (der Religionsdiener ein weißes) um den roten Fes, wodurch ein mehr turbanähnliches Gebilde herauskommt. Auch hierbei ist es für die jungtürkische Denkweise bezeichnend, daß dem gegenwärtigen Präsidenten des türkischen Parlaments Achmed Risa, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt, das Wort nachgesagt wird, der Sieg der freiheitlichen Ideen werde erst dann vollständig sein, und er selbst wolle es noch erleben, daß er mit dem Zylinder auf dem Kopf über die Brücke von Galata ginge.

Was diese Aeußerung des Jungtürken Achmed Risa bedeutet, wird man ermessen, wenn man daran denkt, daß der Muhammedaner unbedeckten Hauptes sein Gebet nicht verrichten darf, und daß die Kopfbedeckung so geartet sein muß, daß sie erlaubt, wo immer der Gläubige sich auch befinden möge, bei den vorgeschriebenen Verbeugungen im Gebet mit der Stirn den Boden zu berühren. Das ist natürlich für denjenigen, der einen europäischen Hut trägt, nicht möglich, während der Turban und der Fes es gestatten. Eben dahin gehört die bekanntgewordene Aeußerung eines hohen türkischen Beamten über den früheren Wali (General-Gouverneur) von Adana, unter dem die furchtbaren Armeniermassakres im April 1909 stattfanden. Jene Aeußerung lautete etwa so: „Der Mann

hat durch seine Schwäche die Schuld an den Ereignissen auf sich geladen, aber was konnte man auch Besseres von ihm erwarten — gehörte er doch zu den Leuten, die noch in die Moschee gehen!" Mit diesem Wort ist natürlich nicht bloß eine Erhabenheit über die religiösen Vorschriften des Islam ausgedrückt, sondern überhaupt über alle positive Religion und über jeden Kultus als solchen. Wäre jener Wali nicht Muhammdaner gewesen, sondern Christ oder Jude, so hätte es geheißen: „Was kann man auch Besseres von einem Manne erwarten, der noch in die Kirche oder in die Synagoge geht!" Dieses Jungtürkentum ist also aufklärerisch im religionsfeindlichen Sinne schlechthin. Es betrachtet die Religion als eine überwundene Sache, die nur dazu gedient hat, die Menschen untauglich für das Verständnis wahrer Aufklärung und energischen Pflichtgefühls zu machen.

Im Zusammenhange mit den Ereignissen von Adana ist es auch zu einer sehr wichtigen offiziellen Kundgebung des Schech ul-Islam, als oberste Religionsbehörde, gekommen. Auch der Schech ul-Islam gehört natürlich unter dem neuen Regime der jungtürkischen Richtung an. Er ist Mitglied des türkischen Ministeriums, und das Edikt, von dem wir jetzt zu sprechen haben, ist daher auf gemeinsamen Beschluß und auf gemeinsame Verantwortlichkeit des Ministerrats ergangen. Ursprünglich war es den geistlichen und weltlichen Behörden nur vertraulich mitgeteilt; ein halbes Jahr später ist es aber auf Beschluß des türkischen Parlaments veröffentlicht worden. Sein Inhalt besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß fortan vollkommene Toleranz herrschen solle, daß die Christen und Juden als „Schriftbesitzer" Anspruch auf bürgerliche Gleichberechtigung hätten, und daß sie wegen ihrer besonderen religiösen Ueberzeugungen nicht bedrückt werden dürften. Alle dem widersprechenden Handlungen werden mit strengen Strafen bedroht. Eigentümlicherweise wird dieses Toleranz-Edikt aus dem Koran begründet in einer Weise, die, auf einzelnen herausgerissenen Stellen fußend, dem übrigen Geist des Koran allerdings so gründlich wie möglich widerspricht. Daß es den Jungtürken mit dieser Art von Toleranz durchaus ernst ist, beweisen aber unter anderem die Predigten, die der berühmteste türkische Theologe und Kanzelredner, der Mollah Obeidullah, im Herbst 1909 in der Sophien-Moschee in Konstantinopel über das Edikt des Schech ul-Islam gehalten hat. Obeidullah ist Abgeordneter des türkischen Parlaments für den Wahlbezirk von Aidin in Kleinasien und der geistige Urheber jenes Erlasses. Er hat eine Reihe von Freitagspredigten unter großem Zulauf des Publikums über die Pflicht der Duldung gegen die Schriftbesitzer, d. h. die Christen und Juden gehalten.

Wie erklärt sich nun gegenüber solchen Tatsachen wie der oben zitierten Aeußerung über den Wali von Adana, dem Toleranz-Edikt und den Predigten Obeidullahs, die Verurteilung der zum Christentum übergetretenen Mollahs zum Tode und die Bestätigung des Urteils durch die weltliche Behörde? Ganz einfach dadurch, daß die Toleranzerklärung keine religiöse, sondern eine durchaus politische

Maßnahme ist und lediglich politische Zwecke verfolgt. Die Andersgläubigen sollen vollberechtigte Staatsbürger werden — daher ja auch ihre Heranziehung zur Militärpflicht, die ganz und gar den islamischen Auffassungen jedes Krieges als eines Glaubenskrieges widerspricht — und sie sollen durch die Garantie ihrer bürgerlichen Rechte zu guten und zufriedenen Staatsbürgern, zu patriotischen „Ottomanen" gemacht werden. Auch die Jungtürken sind sich aber vollkommen darüber klar, daß die eigentliche Kraft des Staates auf den Muhammedanern beruht, und daß eine Auflösung des die Muhammedaner verpflichtenden, zugleich geistlichen und weltlichen Gesetzes, das Scheriat, von den größten Gefahren für den Bestand der Türkei begleitet sein werde. Die Freigabe des Uebertritts zum Christentum würde aber ohne weiteres das Ende des Scheriat und die Empörung aller wirklich Gläubigen des Islam bedeuten, denen die jetzt dekretierte Toleranz gegen die Andersgläubigen ohnehin schon eine harte Nuß ist.

Das ist der gegenwärtige Stand der Dinge. Trotz alledem kann es nur als eine Frage der Zeit betrachtet werden, daß die moderne europäische Bildung und Wissenschaft, die in den jungtürkischen Schulen eingeführt werden soll, die innerlich bereits erschütterten Fundamente des Islam, wenigstens in der Türkei noch weiter unterhöhlen, und daß der Ausbruch einer Krisis von innen heraus innerhalb des Islam die Folge sein wird. Dann wird auch die Stunde einer eigentlichen Muhammedanermission gekommen sein. Bis dahin aber verdienen vorbereitende Erscheinungen und Bemühungen, wie sie in der Arbeit der deutschen Orientmission hervortreten, die größte Aufmerksamkeit.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Das 26. Jahresfest des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Ludwigshafen am Rhein.

Die jüngste Stadt des Königreichs Bayern hatte für 1910 zum Jahresfest eingeladen. Noch nicht 80 Jahre alt zählt Ludwigshafen bereits über 80 000 Einwohner. Schon als wir von Mannheim hereinfuhren, wies uns das ausgedehnte Schienennetz darauf hin, daß wir uns einer hochbedeutenden Handelsstätte näherten. Wir kamen in eine Stadt hochgesteigerten Gewerbefleißes, deren gewaltige Fabrikanlagen mit ihren qualmenden, himmelanstrebenden Schloten und surrenden Rädern uns fast beklommen machten und die Frage auslösten, ob wir wohl bei der Einwohnerschaft Sinn für unsre Ideale und Verständnis für unsre Mission finden würden. Aber alle solche Befürchtungen verstummten gar bald. Die frohe Begrüßung durch das Festkomitee auf dem Bahnhof, die Ehrenpforte an der Feststraße, die mit Fahnen in deutschen und bayrischen Farben uns ein Willkommen zuwinkte, zerstreuten jedes Bedenken. Auch die Bürgerschaft und die Kirchenvorstände haben mitgeholfen, Feststimmung zu verbreiten. Die Stätten der verschiede-

nen Versammlungen, die Festkirchen wie die umgebenden Gebäude trugen reichen Flaggenschmuck und dokumentierten so äußerlich, daß in Ludwigshafen ein Sinn lebe, der sich mitten im Gedränge des Weltmarktes unter anstrengendster Arbeit doch Idealismus geerntet und bewahrt habe.

Wie tief die Missionsidee in der pfälzischen Bevölkerung Wurzel geschlagen, zeigten besonders die beiden Gottesdienste, die am Dienstag um ½8 Uhr in der Südstadt- und Nordstadtkirche abgehalten wurden. Trotz des Werktages waren beide Kirchen bis auf den letzten Platz gefüllt. Mit stiller Andacht lauschte die Gemeinde den beredten und herzendringenden Worten der beiden Pfarrer Hesselbacher aus Karlsruhe und Lic. Lueken aus Frankfurt. Schöner Blumenschmuck zierte die Gotteshäuser und stimmungsvoller Gesang weihte die Stunde der Andacht. Im Anschluß an die Gottesdienste fand in der Nordstadt im Saalbau Haßler ein Volksabend statt, der überaus zahlreich besucht war. Die Redner der Versammlung, die Pfr. John aus Daisbach und Weißheimer aus Mannheim hatten aufmerksame Hörer. Zur Hebung der festlichen Stimmung trugen die Darbietungen des protestantischen Arbeitergesangvereins wie des protestantischen Kirchengesangvereins wesentlich bei, wie auch die musikalischen Leistungen der Kapelle des Kgl. Bayrischen Pionierbataillons aus Speyer. Eine zweite Volksversammlung fand am Schluß des Festes in dem großen Saale des „Pfälzer Hofs" statt, der für die Besucher kaum Raum genug bot. Die Leitung lag in den Händen des früheren Missionars des Vereins, des Pfarrer Munzinger aus Zweibrücken, der in einem ausführlichen Eröffnungswort unserer Arbeit in Japan gedachte. Der jugendlich frische schweizerische Pfarrer Hans Baur aus Basel sprach über „Die Rückwirkung der Mission auf die Heimat." Ein zweiter Vortrag: „Was wir in Japan wirken und wollen" mußte leider ausfallen, da der Redner, Missionsinspektor Witte an das Totenbett seiner Mutter nach Kolberg gerufen war. Zum Schluß des Abends und des Festes zugleich ergriff der Präsident des Vereins, Pfarrer D. Kind aus Berlin das Wort und machte verheißungsvolle Mitteilungen aus unserer Tätigkeit in China und dankte allen Beteiligten für das wohlgelungene Fest.

Am Mittwoch den 7. September, vormittags 11 Uhr, fand die Generalversammlung statt, die trotz der so ungünstigen Stunde gut besucht war. Professor D. Bornemann eröffnete sie mit einem Gebet, worauf sie der Präsident D. Kind mit einer längeren feindurchdachten Ansprache einleitete. Er begrüßte die kirchlichen und städtischen Behörden und betonte die bedeutsame Verbindung, in der Handel und Mission zueinander stehen.

Daran schloß sich die Verlesung der telegraphischen Glückwünsche. Der Protektor des Vereins, Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen-Weimar, hatte auf ein Huldigungstelegramm herzlichen Dank und die besten Wünsche gesandt. Grüße aus Nah und Fern waren eingegangen, unter anderen auch ein Telegramm des

in unserer Missionsarbeit so rührigen Pastor Noack aus Lonkorsz in der polnischen Diaspora.

Nun kamen die mündlichen Glückwünsche an die Reihe. Konsistorialrat Trost aus Speyer, ein Mitbegründer des pfälzischen Hauptvereins, brachte die Grüße der pfälzisch-protestantischen Kirchenbehörde und wünschte im Namen seines Konsistoriums Heil und Segen für die Beratungen und das Werk des Missionsvereins. Rechtsrat Müller begrüßte den Verein im Namen der Stadtverwaltung Ludwigshafen, sodann Dekan Beyer im Auftrage des Pfälzischen Hauptvereins. Zugleich überreichte dieser dem Schatzmeister eine Festgabe, in der stattlichen Höhe von 4000 Mk., wozu der Festort allein 1100 Mk. beigetragen hatte.

Nunmehr verlas Pfarrer Habicht aus Berlin ein Dankschreiben unserer 9 japanischen Mitarbeiter, das sie dem Zentralvorstand übersandt hatten als Zeichen ihres Dankes für die treue, aufopfernde und segensreiche Wirksamkeit unseres Vereins in ihrer Heimat. Da eine Uebersetzung in dieser Nummer abgedruckt ist, ist hier ein näheres Eingehen auf dasselbe unnötig.

Den Höhepunkt der Generalversammlung bildete der Vortrag des Heidelberger Theologieprofessors D. Niebergall über „Die Eigenart unserer Mission." In fesselnder und anschaulicher Weise zeichnete der Redner die Eigenart unseres Missionsvereins gegenüber den alten Gesellschaften, der er strengste Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er schilderte jene, wie sie sich im engen Anschluß an die moderne Theologie, des Geistes Kind unser Verein ist, ergeben hat. Der Vortrag wird im Oktoberheft der ZMR. zum Abdruck gelangen.

Am Nachmittag fand ein Festessen statt, an dem über 100 Personen teilnahmen. Fröhliche Reden würzten das Mahl und legten Zeugnis ab von der Herzlichkeit seiner Teilnehmer untereinander, von ihrem Dank gegen die Vergangenheit und von ihrer Hoffnung auf die Zukunft. Eine Rundfahrt auf dem Rhein und Neckar durch Ludwigshafen und Mannheim gab schließlich den Besuchern der Jahresversammlung einen Einblick in das große kaufmännische und weltstädtische Getriebe dieser Städte, von denen gerade sehr viele Erzeugnisse für die Länder unserer Missionsarbeit, für Japan und China, bestimmt sind.

Doch die beste und meiste Zeit war nicht den Feiern und Festversammlungen gewidmet, sondern der ernsten Arbeit. Lange und gründliche Beratungen fanden statt über unsere Missionsarbeit in der Heimat, über die Entwicklung unserer Missionsfelder in der Ferne, über das Wachsen unserer Schulen und Krankenhäuser.

Ein froher Ton ging bei diesem Jahresfest durch alle Beratungen. Unser Missionssuperintendent Schiller hatte aus Japan berichtet, daß noch niemals die Aussichten für unsere Bestrebungen so aussichtsvoll waren wie jetzt. Dazu hat sich dank der fleißigen Arbeit unseres Missionsinspektors Witte eine Besserung der Finanzen bemerkbar gemacht, so daß wir im Gegensatz zu früher nicht nur Abstriche zu machen brauchten, sondern auch das Notwendigste be-

willigen konnten. Gleich am Abend des 5. September fand die erste Zentralvorstandssitzung statt, der sich am Vormittag des nächsten Tages die zweite und am Mittwoch die Delegiertenversammlung anschloß. Die wichtigsten Beschlüsse, die in diesen eingehenden Beratungen gefaßt wurden, sind folgende:

A. Japan.

1. Zur Errichtung eines Versammlungssaales in Kioto werden zunächst zu den bisher gesammelten Mk. 700 vorläufig 300 Mk. bewilligt.

2. Im Hinblick auf die aussichtsvolle Arbeit in Japan wird beschlossen auf einen Antrag des Missionssuperintendenten Schiller die Einrichtung einer Schule, in der hauptsächlich deutsche Sprache und Theologie gelehrt werden sollen, ins Auge zu fassen. Missionsinspektor Lic. Witte soll während seiner Anwesenheit in Japan die Angelegenheit mit Schiller näher beraten.

3. Zur Förderung der literarischen Mission werden die Mittel bewilligt für die Uebersetzung der „Briefe an Konfirmierte" von Ehlers ins Japanische. Ferner soll die Uebersetzung der Dogmatik „System der christlichen Wahrheit" von Professor D. Wendt vorbereitet werden.

B. China.

1. Für den Bau einer Mädchenschule in Tsingtau wurden außer den in Tsingtau bereits zur Verfügung stehenden Geldern aus der Zentralkasse 6000 M., zahlbar im nächsten Jahre, bewilligt.

2. Der Etat des Faberhospitals wurde um 2000 Mk. erhöht.

3. Auf Anregung des leitenden Arztes des Faberhospitals Dr. Wunsch wurde beschlossen, eine staatlich geprüfte Krankenpflegerin hinauszusenden. Die Kosten dafür wurden von der Schweiz garantiert.

C. Heimat.

Die nächste Frühjahrskonferenz soll im Hannoverschen, die nächste Jahresversammlung in der Schweiz, voraussichtlich in Bern, stattfinden.

Die Hauptfrage, die der Delegiertenversammlung vorlag, betraf die Ausreise unseres Missionsinspektors Lic. Witte nach unsern Missionsfeldern. Da über ⅔ der Unkosten durch Sammlungen bereits gedeckt waren, und da man allseitig die Notwendigkeit dieser Reise anerkannte, wurde die Aussendung einstimmig beschlossen. Missionsinspektor Witte wird im Winter dieses Jahres seine Reise antreten, von der er voraussichtlich im Sommer 1911 zurückkehren wird. Wir erhoffen ein Doppeltes dadurch zu erreichen, eine engere Verbindung der Heimat mit unsern Missionsgebieten und ihren Arbeitern, sowie eine Belebung des Missionseifers in der Heimat. — Doch zunächst bitten wir alle Freunde unserer Sache während der Abwesenheit unseres Missionsinspektors kräftig zu arbeiten, damit keine Stockung eintritt. Sobald unser Reisender zurückgekehrt ist, tritt er seine Wanderung an durch die Hauptvereine, um allen miterleben zu lassen, was ihm beschieden war, um allen zu danken,

die seine Reise unterstützt haben, sei es durch Gaben, sei es durch Vertretung in seiner Arbeit.

Möchten die vielen Anregungen, die das Jahresfest in Ludwigshafen gebracht hat, einen guten Fortgang nehmen, mögen sie Segen bringen unserer Mission und unsern Gemeinden.

Lic. Torge.

Dankschreiben unserer japanischen Mitarbeiter.

An den

Zentralvorstand des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins

in

Deutschland.

Ehrfurchtsvoll überreichen wir Ihnen dieses Schreiben. Wegen der weiten Entfernung haben wir uns bisher noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen, aber Ihr Wohlergehen gereicht uns zur Freude. Wir können Ihnen mitteilen, daß unter Gottes Segen unsere Gemeinden dank Ihrer Sympathie und der Mitarbeit der Missionare gute Fortschritte machen. Wir vergassen Ihre Wohltaten nicht und sind bei Tag und Nacht dankbar dessen eingedenk, was Ihre Missionsgesellschaft während vieler Jahre zur Förderung der geistigen Kultur unseres Landes beigetragen hat. Wir bitten um Verzeihung, daß wir bisher auch nicht ein einziges Mal unsern Dank dafür ausgesprochen haben. Aber das laufende Jahr ist für unsere Fukyu Fukuin Kyokwai (allgemeine evangelische Kirche) in Japan ein besonderes Gedächtnisjahr, weil gerade 25 Jahre verflossen sind, seit Ihr erster Missionar Spinner hier ankam. Aus diesem Anlaß erscheint uns das jetzige Gedächtnisjahr besonders dazu geeignet, daß wir Prediger der Fukyn Fukuin Kyokwai Ihrer ganzen Generalversammlung durch diesen Brief unsern ehrfurchtsvollsten Dank aussprechen.

Wenn wir zurückschauen auf die Zeit, wo Dr. Spinner nach Japan kam, es waren damals die beiden großen Kriege noch nicht gekämpft und Japan in der Welt noch nicht wie heute angesehen; man kannte das Inselreich des fernen Ostens nur aus dem Atlas und hatte in Europa wenig Interesse für dasselbe. Besonders Ihr Vaterland hatte weder durch seine Geschichte noch durch seine Volksrasse Beziehungen zu Japan. Trotzdem haben Sie unserem Land Lehrer gesandt, die mit hoher Gelehrsamkeit ausgerüstet waren, haben viel Geld aufgewandt, sich um die geistige Emporentwicklung unseres Volkes ernstlich bemüht und, unbeirrt durch die Hindernisse, welche die Veränderung der politischen Verhältnisse und der Wechsel des Zeitgeistes brachten, Ihre Arbeit ohne Unterbrechung bis zum heutigen Tage fortgesetzt. Diese Energie in der Verfolgung Ihrer Aufgabe und diese andauernde Freundlichkeit gegen Japan hat seinen Grund darin, daß die Glieder Ihrer Missionsgesellschaft Gott fürchten, sein Wort halten, ihre Mitmenschen in der weiten Welt lieben und wahrhaft für Brüder halten. Weil so in Ihrem

Verhalten die Kraft des Christentums sich offenbart, so verbinden wir mit dem Danke für Ihre Güte gleichzeitig Preis und Dank gegen Gott.

Es ist nicht nötig, auszuführen, daß unsere heutige Kultur in Japan auf den Einflüssen der europäisch-amerikanischen Kultur beruht; es ist ferner klar, daß der lebendige Kern dieser westlichen Kultur das Christentum ist. So steht denn das heutige Japan unter dem segensreichen Einflusse der christlichen Kultur, und wenn auch nicht alle Japaner sich zum Christentum bekennen, so hegen sie doch tiefe Dankesgesinnung gegen die mancherlei Missionsgesellschaften des Auslandes, welche Wohltäter Japans sind. Groß ist deren Zahl, aber in deren Mitte hat Ihre Gesellschaft Ihren besonderen Beruf und Wert. Während die übrigen meist von veralteten Denkformen und Dogmen beherrscht und gelähmt werden, hat Ihr Verein die Fahne der Freiheit hoch aufgerichtet, das Prinzip der Entwicklung aufgestellt, Irrtümer mutig Irrtümer genannt, ohne zu zagen veraltete Gedanken im Strome der Zeit dahintreiben lassen und das Knochenmark des ewigen und unvergänglichen Evangeliums allein zu verkünden sich vorgenommen.

Natürlich wäre es verfehlt, wollte man die Resultate einer solchen Geistesarbeit an der Oberfläche des japanischen Volkes mit der Elle messen. Man muß vielmehr tiefer graben und wird dann erkennen, daß die Arbeit unserer Fukyn Fukuin Kyokwai zu einer guten Ernte geführt hat. Unsere Gelehrten haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die Religion Jesu, nämlich das reine Evangelium Christi, nicht im Widerspruch steht zu den Grundprinzipien der Wissenschaft, und auf dem Gebiete der Theologie haben wir auf die Grundsätze und Lehrmeinungen anderer Gemeinden einen weitreichenden Einfluß ausgeübt. Wenn z. B. in einer der größten Kirchengemeinschaften Japans zum mindesten die Majorität der Prediger unsere Anschauungen teilt, so ist das ein lebendiger Beweis dafür, daß die Arbeit unseres Missionsvereins in Japan nicht vergeblich gewesen ist.

Wenn wir, obwohl unwürdige Menschen, Glieder Ihres Vereins geworden sind, der diese in der Geschichte unauslöschlichen Ideen vertritt, und wenn wir sogar Mitarbeiter an diesem herrlichen Werke geworden sind, so betrachten wir das als einen hohen Glücksfall. Leider sind wir arm an Tugend, gering an Weisheit und unvermögend, als Diener des Evangeliums Ihre Zufriedenheit zu erwerben. Wenn wir dennoch dabei bleiben, an dem Werke weiterzuarbeiten, so geschieht es, weil wir die Liebe Gottes in unsern Herzen empfinden und diese uns dringt, seine Lehre auszubreiten, und weil wir durch Ihr edles Vorbild angefeuert werden, Ihre Absichten zu verwirklichen. Wir dürfen ja mit der Predigt des reinen Evangeliums nicht warten, bis vielleicht in Zukunft sich Leute finden, welche Ihren Zwecken besser entsprechen. Wir wollen lieber als Vorläufer solcher Leute, die größer sind als wir, wie der Täufer Johannes an unserm Teile unsere Schuldigkeit tun, für den Bau

des Reiches Gottes auf Erden unsere Kräfte einsetzen und nicht ablassen, bis wir einmal ermattet dahinsinken.

Mit solchem Entschlusse und in dieser Gesinnung im Dienste Ihres Vereins mit seiner schönen Vergangenheit und seiner gewisseren Zukunft weiter zu arbeiten, betrachten wir als unsere Ehrenpflicht und sagen zugleich für diese Möglichkeit Gott und Ihnen unsern tiefgefühltesten Dank. Wir bitten Sie, auch weiterhin wandellos am Fortschritte der japanischen Geisteskultur mitzuarbeiten. Und wir ersuchen Sie, dieses Schreiben in geeigneter Weise allen denen in Deutschland zur Kenntnis zu geben, welche früher für die Missionsarbeit in Japan tatkräftiges Interesse gezeigt haben und noch heute an dieser Arbeit sich beteiligen.

Wir hoffen, mit diesen Worten Ihnen unsern Dank für Ihre jahrelange Arbeit in Japan deutlich offenbart und unsern einmütigen Entschluß Ihnen ehrfurchtsvoll zur Kenntnis gebracht zu haben. Möge Gottes Segen reichlich auf Ihnen allen ruhen!

Am 5. August des 43. Jahres Meiji.

Takano Sadanobu, Pastor in Tokio,
Akashi Shigetaro, Pastor in Tokio,
Masuyama Kibuko, Evangelist in Tokio,
Aoki Ritsuhiko, Pastor in Chiba.
Hashinami Ko, Pastor in Togahashi,
Ezuka Sakutaro, Evangelist in Tsuruga,
Kato Torahiko, Evangelist in Otsu,
Suzuki Taiichiro, Evangelist in Kioto,
Uemura Umeko, Evangelistin in Kioto,
Kitahara Yasue, Pastor in Osaka.

Verfaßt von P. Aoki. Uebersetzt von Sup. Schiller.

Literatur.

H. Hackmann, Am Strande der Zeit. 2. Sammlung ausgewählter Predigten. 304 S. Berlin, K. Curtius, 1911.

Der den Lesern unserer Zeitschrift wohlbekannte Lic. Hackmann veröffentlichte 1909 unter dem Titel: Am Strande der Zeit, eine Sammlung ausgewählter Predigten (s. die Anzeige Z. M. R. 1909, S. 191). Unter demselben Titel ist eine zweite Folge erschienen. Es sind 30 Predigten, die hier vereinigt sind, 10 darunter führen zusammenhängend ins Vaterunser, die übrigen behandeln verschiedenartige Themata, eine beschäftigt sich mit Darwin. Auch diese neuen Predigten sind, wie im ersten Band, mehr religiöse Reden und Vorträge, als Predigten im gewöhnlichen Sinne, setzen bei den Hörern und Lesern viel voraus und muten ihnen oft philosophische Gedankengänge zu. Der Verfasser orientiert sich an der Bibel, hält sich an Christus als unsern geistigen Führer und spricht einen Glauben aus, der sittlichen Ernst zur Pflicht macht, aber zugleich einen wohltuenden und erhebenden Idealismus und Optimismus vertritt und zuversichtlich in der Ewigkeit unsere Vollendung erhofft. Hackmann, poetisch veranlagt und zugleich warm religiös, hat einen beneidenswerten Sinn für die Natur und versteht in ihr zu lesen, er ist mit der Naturwissenschaft vertraut und entnimmt aus ihren Ergebnissen tiefe Gedanken, er verfolgt Leben und Geschichte und gewinnt daraus religiöse Gewißheit. Er ist sich der Grenzen

menschlichen Erkennens und Wissens bewußt, beugt sich demütig vor dem großen Geheimnis, das über uns und in uns lagert, vertraut aber kindlich auf Gott, der verborgen bleibt und doch so deutlich um uns und in uns zu spüren ist. Aus Hackmanns ganz eigenartigen Betrachtungen habe ich wieder viel gelernt. Andere werden ähnliche Erfahrungen machen. Aug. Kind.

H. Römer, Die Propaganda für asiatische Religionen im Abendland. Basler Missionsstudien. Verlag der Basler Missionsbuchhandlung, 1910, 55 S.

Diese einfach und doch lebendig gehaltene Schrift verdient Beachtung bei den heimischen Missionsfreunden. Die Auseinandersetzung mit den Vertretern der in die christlichen Länder eindringenden fremden Religionen wird immer dringender. Leider haben große kirchliche Kreise für diese Fragen noch kaum Interesse. Dies nötige Interesse zu wecken, ist diese Schrift sehr geeignet. Das in ihr gedrängt dargebrachte Tatsachen-Material über die Propaganda des Buddhismus, des Neuhinduismus, des Islam und Behaismus redet eine laute Sprache. Auch sind die Ausführungen gut brauchbar, um der Christenheit die Missionspflicht überzeugender darzulegen und ins Gewissen zu rufen.

Zwei Ausstellungen nur sind zu machen. Erstens: Lic. Hackmann war niemals Missionar des Prot. Missionsvereins (S. 12), sondern Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Schanghai. Sodann dies: Es heißt S. 9, „das missionsmethodische Programm einer ausschließlichen Einwirkung auf die Allgemeinheit unter Bevorzugung der oberen, gebildeten Bevölkerungsschichten . . . hat sich im buddhistischen Missionsverein ebensowenig bewährt wie im Allg. prot." (=Missionsverein). Wie Herr H. Römer diese Ausführungen beweisen will, ist nicht klar. Sie sind schief und unrichtig. Eine Einwirkung auf die Allgemeinheit wird jetzt von fast allen Missionaren als sehr wichtig anerkannt. Der Ausdruck „Bevorzugung" trifft nicht das Rechte. Alle Missionen freuen sich, wenn einflußreiche Leute Christen werden. Soweit der Allg. Missionsverein bemüht war und ist, gebildete Kreise Japans zu gewinnen, ist ihm dies in weitgehendem Maße gelungen. Namen stehen zur Verfügung. Also ist seine Methode durchaus bewährt. Aber der Ausdruck „Bevorzugung" kann leicht im Sinne einer Geringschätzung einfacher Volkskreise verstanden werden. Diese liegt dem Verein ganz fern. Seine Gemeinden zählen auch viele schlichte Leute. Von einer „ausschließlichen" Einwirkung auf die Allgemeinheit aber ist im Allg. Missionsverein nie die Rede gewesen. Von dem ersten Missionar, D. Spinner, bis heute ist die Gewinnung Einzelner immer neben das Wirken auf die Allgemeinheit gestellt worden. Ehe man anklagt, sollte man sich doch gut unterrichten. Warum muß überhaupt der Allg. Missionsverein da hineingezogen werden, und noch dazu unrichtig? Was müssen kritiklose Leser daraus für ein Urteil gewinnen! Das 8. Gebot ist doch zu ernst. Witte.

Adolf Friedrich, Herzog von Mecklenburg. Durchs innerste Afrika. Verlag von Klinghardt u. Biermann. Preis geb. 15 *M.*

Die Reise des Mecklenburger Herzogs ist nicht eine gewöhnliche Grandseigneur-Exkursion in exotische Jagd- und Sportgebiete gewesen, sondern ein wirkliches und verdienstvolles wissenschaftliches Unternehmen, mit einem Stab von tüchtigen Gelehrten, Vertretern der Geologie, Botanik, Zoologie, Klimatologie usw. Diese wissenschaftlichen Teilnehmer werden jedenfalls ihre Spezialergebnisse noch in besonderen Werken veröffentlichen. In dem vorliegenden Buche gibt der fürstliche Leiter der Expedition nur den Generalbericht über die Reise,

die in Mombassa begann, mit der Uganda-Bahn durch Britisch-Ostafrika, dann über den Viktoriasee führte, um von dort aus das Hochland von Ruanda, die äußerste Nordwestecke unserer ostafrikanischen Kolonie, zum Zielpunkt der Forschungen zu nehmen. Besonders wichtig und interessant gestaltete sich hier die Untersuchung des Gebiets der Kirunga-Vulkane, deren Kette in dem jüngsten Abkommen zwischen Deutschland, England und dem Kongostaat als Grenze von Deutsch-Ostafrika festgestellt worden ist, durch den Geologen Kirschstein. Sowohl von Kirschstein als auch von den übrigen Reiseteilnehmern sind längere Partien wörtlich dem Buche einverleibt. Sehr angenehm berührt die Offenheit, mit der Herzog Adolf Friedrich von sich selbst sagt, daß er weder ein Gelehrter, noch sonst ein Mann der Feder sei und daß ein Schweriner Professor an der Formgebung des Buches mitgeholfen habe. Trotzdem wird man wohl sagen können, daß die bei aller Schlichtheit doch lebendige und gut schildernde Erzählung der Art des Verfassers selbst zuzuschreiben sein wird. Eigentliche Missionsfragen werden in dem Buche kaum berührt, wohl aber ein anderes, wichtiges und auch dem Missionsinteresse naheliegendes Thema. Der Verfasser besuchte von Ruanda aus die vor kurzem in Ausbeute genommenen Goldwäschereien im Nordosten des Kongostaats und nahm dann seinen Weg durch das Kongogebiet zur Küste. Bei dieser Gelegenheit kommt er auch geflissentlich auf die bekannten Vorwürfe zu sprechen, die gegen die belgische Regierung am Kongo wegen ihrer übermäßigen und grausamen Ausbeutung der Eingeborenen erhoben worden sind. Er betont demgegenüber die von den Belgiern geschaffenen Kulturleistungen und meint, daß jene Vorwürfe, die bekanntlich von den Missionen, evangelischen aber auch katholischen, erhoben werden, teils ungerechtfertigt, teils übertrieben seien. Unbeschadet seines guten Glaubens wird man dem Herzog doch an diesem Punkt widersprechen müssen. Die Kongogreuel liegen nicht an der großen Straße, die der fürstliche Reisezug und andere offizielle Besucher des Kongostaats genommen haben, sondern sie liegen abseits im Urwald und namentlich im Südkongo, im Gebiet der Kassai-Compagnie. Wer ein Urteil über die sehr schwierige und verantwortungsvolle Frage abgeben will, muß jedenfalls diejenigen Gegenden, aus denen die Klagen ertönen, selbst besuchen, und nicht nur mit den hohen Beamten des Kongostaats, sondern auch mit den Missionaren unbeeinflußt und unter Verhältnissen, die die Offenheit der Aussage gewährleisten, gesprochen haben. Das aktenmäßige Material, das schon seit einer längeren Reihe von Jahren von dort aus vorgelegt wird, ist ein so schwerwiegendes und die Anklagen werden von so vielen und gutunterrichteten Stellen, die nicht in Verbindung mit der Mission stehen, bestätigt, daß man sie leider im Großen und Ganzen für begründet halten muß.

Mit diesem einzelnen Vorbehalt soll aber, wie gesagt, dem vortrefflichen Buch im Uebrigen nicht zu nahe getreten werden. Erwähnung verdient auch die gute Ausstattung und Illustration.

Dr. Paul Rohrbach.

Bitte.

Herr Dr. Rohrbach hat auf seinen Reisen für den Verein irgendwo bei einem Zweigverein 30 Lichtbilder vergessen. Wir bitten, falls die Lichtbilder sich irgendwo gefunden haben, sie **bald** uns zurückzusenden.

Die Eigenart unserer Mission.

Vortrag auf der 16. Jahresversammlung des Allg. ev.-prot. Missionsvereins am 7. September 1910 zu Ludwigshafen am Rhein gehalten von Prof. D. Niebergall-Heidelberg.

Unsern Missionsverein drücken Schwierigkeiten, äußere und innere, geldliche und geistige. Er ringt um mehr Mittel, und er ringt um immer größere Klarheit über seine Art, sein Recht und seine Aufgabe. Beide Schwierigkeiten hängen zusammen: wo die Bestätigung durch einen großen Erfolg fehlt, wird man leicht an seiner Aufgabe und seinem Rechte irre; und wo es in den Augen der Welt an einem durchschlagenden Gedanken über die innere Stellung fehlt, da fehlt auch leicht der Erfolg. Die Quelle dieser Schwierigkeiten wollen wir suchen und dann das tun, was allen gläubigen Christen geziemt, nämlich Schwierigkeiten in Kräfte, und Nöte in Tugenden und Aufgaben zu verwandeln. So kommen wir hinter unsre Eigenart. — Vorweg noch eins: eine Eigenart steht immer im Unterschied oder im Gegensatz gegen eine andre. Aber die Dinge liegen nicht so einfach, daß man immer sagen könnte: „Wir sind so und ihr seid anders." Also bitte ich, in vieles, was ich sage, auch wenn ich es nicht ausdrücklich sage, ein „vorwiegend", aber kein „nur" oder gar ein „also die andern nicht" hineinzuhören.

Unter dieser Bedingung stelle ich den Satz an die Spitze: die Quelle unsrer Eigenart, unsrer äußern und innern Schwierigkeiten, aber auch unsrer besondren Aufgaben und Kräfte ist die religiös freiheitliche Art, wie wir das Christentum auffassen; und zwar gehört dazu noch der modern wissenschaftliche, theologisch oder kritisch und zugleich realistisch gerichtete Geist unsrer heutigen Theologie. Aus diesem Geist ist unser Verein geboren und von da bezieht er die meisten seiner Mitglieder. Fern davon, das nur als einen Vorzug auszugeben, können wir nicht anders sein, als wir sind. Wir freuen uns zwar dieser Gabe; aber wir empfinden sie oft als eine Last. Wir möchten oft jede andre Mission beneiden um den Mangel an theologischen Fragen und um ihren Ueberfluß an Mitteln, weil wir wissen, wie eng beides häufig zusammenhängt. Aber wir können nicht anders. — Diesen unsern Grundzug möchte ich nun durchführen an allen Gliedern des Begriffes der Mission: an ihren *Trägern*, an dem *Gegenstand* ihrer Verkündigung, an ihrem *Arbeitsgebiet* und an ihrer *Arbeitsweise*.

1.

Wie hat uns Theologen unsre Theologie geschult? In welchem Geist denken unsre Nichttheologen über Christentum und Religion? Es ist derselbe Geist der modernen Wissenschaft, der durch die Welt geht; er ist *kritisch*, er ist *geschichtlich* und er ist *realistisch*. Es ging einmal nicht anders, als es immer in der Weltgeschichte geht: wir hatten zu vielem, wozu die Alten Ja sagten, einmal Nein gesagt, oft ein scharfes, fast schadenfrohes Nein. Sagten sie: das Christentum ist die einzige Wahrheit, die alleinige Ret-

tung für alle Völker der Welt, so hat mit scharfem Zahn unsre Kritik jedes Glied dieses Satzes annagen müssen: Was heißt Christentum? Ist das eine so feste Größe — ist es nicht immer anders gewesen? Können die Dogmen sein Wesen sein? Zerfällt dieses Christentum nicht unter dem Beil der Dogmengeschichte in einen Haufen einzelner Bestandteile, die aus allen möglichen Religionen und Kulturen kommen, und einer davon ist auch der biblische Christus? Und hat dann nicht das Messer der Bibelkritik wieder eine Reihe von Bestandteilen an diesem biblischen Christus aufgewiesen, und davon ist der geschichtliche Jesus nur einer? Und ist dieser wirklich einheitlich und sicher? — Und das soll die Wahrheit für alle Völker sein? Gibt es überhaupt eine einzige Wahrheit? Gibt es überhaupt eine Wahrheit? Wenn es eine gibt, sind dann nicht vielleicht alle Religionen gleich wahr? Oder ist gar vieles draußen außerhalb des Christentums wahrer und besser als dieses selber? — So leicht verfällt man in den Fehler, daß man nicht Ideal und Ideal, also christliches und außerchristliches Ideal, miteinander mißt und ebenso die Wirklichkeit hier drinnen und dort draußen miteinander vergleicht; sondern man mißt christliches Ideal und außerchristliche Wirklichkeit aneinander. Haben nicht unsre Alten, begeistert und überzeugt, mitunter ihre Kraft gerade aus diesem Vergleich zwischen dem christlichen Ideal und der außerchristlichen Wirklichkeit gezogen, dessen Ergebnis dann der Satz war, daß hier das Licht und dort der Schatten ist? Wir aber fallen, von dem Geist wissenschaftlichen Realismus erfaßt, oft dem entgegengesetzten Fehler anheim; wir vergleichen fernes Gute mit nahem Bösen und lassen dann die Hände mutlos sinken; ja manche Laien spielen wohl schon mit dem Gedanken, daß uns das ferne Gute vom nahen Bösen helfen soll, also mit dem Gedanken einer passiven Missionsbilanz; so mut- und kraftlos macht die elende Reflexion.

Aber gerade in dieser schweren innern Lage müssen wir Theologen und gebildete Christen uns zur Mission aufraffen. Und zwar aus folgenden Gründen: Gründe sage ich, Gedankengründe; dabei verkenne ich nicht, wie wenig Gründe in solchen großen Dingen leisten. Vorausgesetzt ist natürlich, daß die Gründe die Freude an Jesus Christus und die Freude, ihn weiter in die Welt zu tragen, schon vorfinden oder erzeugen.

Wir müssen zuerst einmal aus der elenden Grübelei heraus. Probieren ist besser als Studieren. Unsre jungen Theologen haben seit einigen Jahren einen wahren Heißhunger nach der Praxis, einen Heißhunger nach Menschen. Sie arbeiten an den Arbeitern, an der Jugend, in den Gemeinden. Wie ein auswärtiger Krieg eine innere Revolution, so verhütet die Arbeit am Lebendigen den Tod der Seele in der Grübelei. Ist ferner nicht Geschichte machen besser als Geschichte studieren? Geschichte machen aber heißt in dem Zeitalter der Kolonisation auch Mission. Und zu ihr kommt man hin, wenn man die Kritik nicht immer nur selbstmörderisch gegen sich selbst, sondern immer wieder fest und klar gegen andre Religionen und Völker wendet. Und wenn man

das tut, dann wird man genug finden, was wir besser haben und was die andern gebrauchen können; und das ist ein Antrieb zur Mission. Und dieses Mehr wird Motiv genug sein, um uns zur Mission anzutreiben. Gewiß, wir haben in unserm Verein eine der schwierigen Mittelstellungen; wo der Unterschied zwischen christlich und heidnisch als Gegensatz erscheint, da bildet dieser einen starken Gewichtsstein an der Uhr, so daß sie rascher geht. Aber haben wir nicht Grund zur Vermutung, daß dieser Gegensatz weniger auf Beobachtung, als auf dem Wunsche, natürlich dem unbewußten Wunsche ruht, gerade ein starkes Missionsmotiv zu haben? Erscheint nicht bei Paulus die Betonung jenes Gegensatzes fast mehr als eine Folge denn als eine Ursache seines heißen Missionstriebes? Aber selbst unser Realismus läßt noch genügend Vorzug stehen, um uns vor der relativistischen Rückenmarkslähmung oder gar der passiven Missionsbilanz zu bewahren; denn dieser Sinn für die Wirklichkeit schützt uns vor dem Fehler, daß wir „nur wir" in Bezug auf Wahrheits- und Geistesbesitz sagen, weil doch Gott auch in der Wirklichkeit des Völkerlebens waltet und spricht. Und so soll das denn der Ausweg und der Schluß unsrer Ueberlegungen sein: wir wollen die Weltbedeutung unsrer christlichen Religion und ihre Herkunft von Gott durch Probieren beweisen. Also hinein mit dem Evangelium in die Welt! Aber mit welchem Evangelium und wohin?

Doch zuvor noch ein Wort an die Nichttheologen, die sich für Mission gewinnen lassen. Auch hier ist derselbe Zug der Reflexion. Dafür haben die alten Missionsgesellschaften den unermeßlichen Vorzug einer großen, ganz naiven Begeisterung und Opferwilligkeit in einem weiten Hinterland gläubiger Laienschaft. Aus Armenpfennigen ist der Missionsturm zum guten Teil erbaut. Mit welchen Gedanken aber müßten wir unsern Laienkreisen zu kommen suchen? Wir könnten ihnen die Bedeutung der Mission für Nation, Kolonien, Handel und Wirtschaft herausstreichen. Hieße das aber nicht unsern Glauben, der als Seelensache immer nur Hauptsache sein kann, zum Mittel für geringere Güter, Kultur und Wohlstand, machen? Niemals werden wir dazu herabsteigen, uns mit solchen nationalen und kulturellen Beweggründen dauernd zu begnügen. Wir halten am Alleinwert der Seele um Jesu und Gottes willen fest. Und wenn wir noch mehr Silber und Gold aus den Händen von Bildung und Besitz bekämen, als wir erhalten, so nähmen wir es doch nur, um wieder aus der Not eine Tugend zu machen, also um solche Freunde langsam an das zu gewöhnen, was wir als Höchstes treiben, und das ist das Evangelium. Denn wir haben nur die zu gewinnen ein sittliches Recht, denen am Gegenstand unsrer Verkündigung etwas gelegen ist.

2.

Evangelium — modern realistisch, wie wir sind, hassen wir Wortemacherei und klingendes Gerede, wenn nicht immer genau gesagt wird, was uns ein Wort bedeutet. Was ist denn Evangelium? Auch diese Botschaft des Christentums hat es sich gefallen lassen müssen, daß sie in der uns eigentümlichen Weise behandelt worden

ist. Sie kam in die Mühle der Wissenschaft, wo die beiden Mahlsteine, der historische, und der kritische, arbeiten. Aber das Ergebnis ist ganz anders, als die einen fürchten und die andern hoffen: weder ist eine gelehrte Philosophie noch eine gelehrte Theologie daraus geworden. Sondern — das ist das Beste, was ich zu sagen habe — gerade die Wissenschaft hat das Evangelium einfach gemacht. Sie hat nämlich alte Wissenschaft und Theologie, in die das Evangelium im Lauf der Jahrhunderte verkrustet worden ist, als solche erkannt und beseitigt; denn sie erkannte darin Geist von ihrem Geiste, und zwar tat sie dieses in dem klaren Bewußtsein, daß solche Theologie etwas Minderwertiges im Verleich zu dem religiösen Inhalte ist. Damit sind dann manche Dogmen ausgeschaltet worden, die noch vielen als unveräußerliches Stück dessen gelten, was man glauben muß, um Christ zu sein. „Aber was ist euch denn geblieben?" Der Rest ist noch mehr als das Ganze; denn nun tritt dieser Rest als das Ganze in seiner Klarheit und Kraft hervor. Geblieben ist ja die Hauptsache: die Botschaft vom Vater, vom Himmel und von Christus, dem Heiland.

Wir beginnen mit der Botschaft vom Himmel; denn das entscheidet immer über eine Religion, was ihr das höchste Gut und Ziel ist. Und wenn wir auch ein Ziel im Leben nach dem andern erreichen, unser Herz streckt sich doch immer weiter, nach einem vollkommenen und endgültigen Glücke aus, das nicht vergeht. Und zugleich meldet sich schon in der Scham des kindlichen Geistes ein Heiliges, Höchstes und Letztes, ohne daß man noch weiß, woher es kommt. Das Evangelium sagt uns, daß das der Himmel, die ewige, geistige, ideale Welt ist, die, soweit wir wissen, nur in Personen leben kann, eine Welt, deren Art heiliger Geist ist. Sie ist überweltlich; denn es gelten in ihr ganz andre Maßstäbe als im Leben, Maßstäbe, die von Jesus und von Paulus übereinstimmend bezeugt worden sind; was hier auf Erden groß ist, wie Ehre, Reichtum und Macht, ist dort ganz klein; ebenso ist es umgekehrt. Denn es kommt dort nicht auf Haben, Scheinen, Wissen und Machen, sondern nur auf das Sein an: ob jemand im Guten sein will. Und dazu gerade hilft jene Welt dem, der sie erfaßt hat. Sie ist das höchste Gut und Glück. Dem Leben gibt sie Sinn, dem Leid Trost und Kraft, dem Streben nach dem Vollkommenen höchsten Ansporn und Mut. Dabei sagt sie zwar Nein zu der vergänglichen Welt, aber Ja zu dem Leben im ganzen; es ist um jener geistigen Welt willen wert, gelebt zu werden. Denn sie schenkt uns die Krone geistigen Lebens überhaupt, nämlich eine starke, im Guten und im wahren Wert des Lebens befestigte Persönlichkeit; und diese ist imstand, aus sich heraus, oder vielmehr aus Gott heraus, frei und stark zu leben. Ueber der Welt stehend, so daß sie von ihr nicht mehr verletzt werden kann, greift sie doch mit Treue und Wahrheit in sie ein. — Und jene Welt ist die Welt Gottes. Das gibt ihr die Bedeutung, das Ziel der Schöpfung und des Lebens zu sein. Gott sucht sie mit allen Mitteln durchzusetzen; vor allem bei uns selbst in guten und bösen Geschicken; denn es ist seine Welt. Er öffnet sie je-

dem, der hinein will, und er deckt dabei auch, angesichts der Sehnsucht nach Reinheit und echtem Leben, alles Unreine und Falsche des frühern Lebens gnädig zu. — Und in Jesus haben wir das beste Bild und zugleich die beste Pforte für diese Welt. Ihn umweht Duft und Hauch. Und an ihm kann man darum Sinn und Freude für diese Welt gewinnen. Der Mittelpunkt der alten Lehre, die Heilstatsachen, sind uns als Sachen dazu noch zu dinglich; wir lieben es mehr, die ganze Persönlichkeit Jesu als Eingang in diese persönliche Welt zu bezeugen. Darum ist der Anschluß an diesen Jesus das beste Mittel, in sie zu kommen, ein Anschluß, wie er unter dem starken Eindruck seiner Größe und Güte von dem willigen Zug des Herzens vollzogen wird, ohne daß zuvor das Opfer des Intellektes an der Türe erforderlich wäre.

Ist so etwas mit der theologischen Arbeit von Jahrzehnten zu teuer bezahlt? Ist so etwas nicht wert, hinausgetragen zu werden? Wir unterstreichen noch einmal zwei Dinge für später: eben jenen Lebensmut, der sich trotz aller Sünde und Elendigkeit der Welt auf ein festes ewiges Gut steift, und jenes Ideal des geistig persönlichen Lebens, eines Lebens, das frei und leicht Wasser von den Bergen Gottes wie einen Quell der Güte hervorspringen läßt. Beides ist Fracht für unser Missionsschiff. Und zwar nehmen wir auf die Fahrt vor allem solches mit, was wir haben — nicht was wir sind; denn dann müßten wir uns manchmal schämen. —

3.

Wohin geht denn nun die Fahrt?

Nach dem in jeder Beziehung gegenwärtig interessantesten Teil der Erde, nach Ostasien. Allerlei treibt uns dorthin. Werden die Schweizer unter uns es übelnehmen, wenn wir nun doch zunächst, wenn auch nicht an erster Stelle, jene oben abgewiesenen Beweggründe nennen, nämlich den politischen und sozialen, Beweggründe, die, wenn sie auch überwunden werden sollen, uns doch eine Woche nach dem Sedantag und in der Nähe des großen Ludwigshafen-Mannheimer Welthafens zu nahe liegen, als daß wir sie übergehen könnten? Dürfen wir nicht damit beginnen, dem nationalen und wirtschaftlichen Sinn der Pfälzer und andrer Kreise verständlich zu machen, wie England zu seiner Größe kam, indem es nämlich in dieser Reihenfolge seine Leute hintereinander ausschickte, zuerst den Missionar, dann den Kaufmann und endlich den Staatsmann mit dem Soldaten an seiner Seite? Das sollen aber bloß, um es noch einmal zu betonen, Gedanken sein, die einmal zum ersten Geschmack an der Mission helfen sollen, damit er sich nachher auf die Sache selber übertrage. Schließlich ist ein für immer vorhaltendes Missionsmotiv nur diese Sache, das Evangelium. Warum aber mit diesem Evangelium, wie wir es verstehen, gerade nach China und Japan? Es geschieht auch wieder um unsrer Eigenart, jener modern wissenschaftlichen Stimmung willen, auf die wir uns gar nichts einbilden, die wir vielmehr als unsre Gabe von Gott her

zu betrachten haben, aus der der Glaube, wie man aus dem Holz den Pfeil schnitzt, seine Aufgabe zu machen hat. Damit verhält es sich aber so. Japan und China sind in höherm Maße Kulturländer als andre. In höherm Maße; man verlernt nämlich, wenn man einmal ein gut geleitetes völkerkundliches Museum gesehen hat, den unbedingten Unterschied zwischen Natur- und Kulturvölker anzunehmen. Aber dort ist doch etwas besonderes; es ist eine literarisch-wissenschaftliche Kultur, also Geist von unserm Geiste. Wir müssen darum ein solches Evangelium dorthin bringen, das am meisten Aussicht hat, dort Eingang zu finden; also keines, das wie das der Orthodoxie, von seinem großen weltgeschichtlichen Gang vom Osten nach dem Westen her, die Spuren der griechischen, römischen und mittelalterlichen Kultur an seinen Füßen trägt. Wir müssen möglichst die Gesinnung, wie sie Jesu und Pauli Seele entsprang, in ihrer Reinheit mitzunehmen trachten. Und zwar geschieht das in der Hoffnung, daß diese Seele des Evangeliums gleichsam nicht nackt bleibe, sondern sich im Lauf der Zeit einen japanischen oder chinesischen Leib anbilde. Geschichtlich gebildet und dadurch frei geworden, wissen wir, wie die Vergangenheit denselben Vorgang zeigt, daß sich solcher Art das Evangelium immer einen andern Leib aus nationalen und kulturellen Gedanken angebildet hat. Dürfen wir dann nicht der Hoffnung sein, daß es dies auch in der Gegenwart und in der Zukunft tun wird?

Damit hängt ein andres zusammen. Jene Völker haben, trotz des Glaubens an ihre überlegene Kultur, viel, manche sagen zu viel von unsrer Kultur übernommen. Sie haben aber mit dem Licht den Schatten, mit dem guten Samen auch den Unkrautsamen übernommen, nämlich die großen Denkschwierigkeiten und geistigen Nöte, unter denen wir hier zu leiden haben; ganz greifbar zu sprechen, Häckel und Nietzsche. Diese haben uns selber so viel zu schaffen gemacht, daß wir uns als eine Art von Spezialisten dafür ansehen dürfen. So sind wir es den Abnehmern unsrer Kultur drüben in Ostasien schuldig, daß wir ihnen gleich die Gegenmittel an die Hand geben gegen jene Schäden. Zugleich schützen wir, die Völker Europas, unsre heiligsten Güter am besten, indem wir sie mit jenen Völkern zu teilen suchen. Und das ist Mission. Noch einmal sei ausdrücklich hervorgehoben, daß es allen christlichen Begriffen von Vornehmheit widerspräche, wollten wir um solcher wissenschaftlichen Aufgaben willen einen höhern Rang unter den Missionen beanspruchen, als der treue und tapfere Missionar der ältern Art, der etwa auf der Goldküste oder bei den Bataks in seiner Weise arbeitet.

Und endlich noch eines. Die Lage drüben ist so, daß sich die alten Religionen erneuern und aufzurichten beginnen. So tut es in China vor allem der Konfutsianismus, in Japan der Buddhismus. Jenes ist ja eine streng gesetzliche Religion, wie die des Mose, dieses ist eine in die Tiefe gehende Erlösungsreligion, in deren Kern, trotz aller Hüllen von Aberglaube und oft tollen Zeremonien, schwermütige weltflüchtige Gedanken stecken. Ist das nicht eine Lage, die etwa der entspricht, die da herrschte, ehe

Christus kam? Hier der gesetzesstrenge und dort die weltflüchtig asketische Stimmung der müde gewordenen abendländlichen Kultur Wäre das nicht die höchste Aufgabe einer nach religionsgeschichtlichen Grundgedanken geleiteten Mission, diese Aehnlichkeiten der Zeiten zu benutzen? Das hieße dann also, daß das Christentum, wie einst den Mosaismus, so jetzt den Konfutsianismus, und wie einst den Neuplatonismus, so nun den Buddhismus, in ihrer wiedererstarkten Stellung zu überwinden hätte. Dann müßte es jenem Gegner heute wie damals das Ideal entgegenhalten, das Jesus und Paulus und auch später Luther, dem Gesetzestum gegenüber aufgestellt haben, also das Ideal der freien Persönlichkeit; vor diesem Gegner aber müßte es das Ideal der positiven weltfreudigen Art betonen, wie sie wieder vor allem Jesus und Luther allem Asketentum gegenüber aufgerichtet haben. Jenen beiden höchsten, wenn auch noch so verschiedenen Stufen der außerchristlichen Religionen stellen wir als das Höchste, was wir kennen, unser evangelisch-protestantisches Christentum entgegen; daß das die Wahrheit ist, davon sind wir unerschütterlich überzeugt.

Aber wenn wir vorläufig, wie es den Anschein hat, nur als Reiz auf jene Religionen wirken, so daß sie das Beste, was in ihnen ist, um so schneller und gründlicher entfalten, dann wollen wir auch schon einmal zufrieden sein. Vielleicht daß dann um so schneller die gesetzliche Religion einsieht, daß man die Uhr nicht nur stellen, sondern auch aufziehen und regulieren muß; vielleicht daß dann emporstrebende Völker sich davon überzeugen, daß zwar die buddhistische Todesverachtung auf mandschurischen Schlachtfeldern Großes leistet, daß aber ein Staat ohne starke sittliche Kräfte, wie sie vor allem das protestantische Christentum erzeugt, nicht bestehen kann.

Und wir dürfen optimistisch sein, nach dem, was uns unsre Missionare sagen, die die Dinge kennen, optimistisch inbezug auf Japan, noch optimistischer inbezug auf China.

4.

„Wie viel Seelen habt ihr denn gewonnen?" Damit kommen wir auf den letzten Punkt, die Arbeitsweise unsrer Mission. Machen wir wieder aus der Not eine Tugend, wenn wir sagen: auf die Zahl kommt es gar nicht an? Oder haben etwa die recht, die noch immer den Erfolg der Mission einseitig nach der Menge der Getauften abschätzen? Dann darf man aber auch gegen den Spott derer nichts sagen, die ausrechnen, wie viel eine getaufte Seele gekostet hat. Freilich wir wollen nicht fragen, was eine Seele selbst wert ist, die den Wert einer Seele nach Mark und Pfennig auszurechnen imstande ist. — Es ist wieder die Eigenart unsrer Mission, daß sie es nicht in erster Linie auf die Menge der Getauften absieht. Steht in dieser Beziehung die katholische Sakramentskirche auf dem einen Flügel, so unsre ganz ins Geistige gehende Richtung auf dem andern. Unser Ziel ist es nämlich, geistige Einwirkungen durch die Länder der gelben Rasse hindurchzusäen. Zwar unterziehen sich unsre Missionen aller Kleinarbeit, der Einzelseelsorge, dem Unterricht, der Predigt vor oft unmöglich kleinen Gemeindchen; aber ihr Hauptabsehen ist doch

darauf gerichtet, die Masse jener Völker durch den Geist Christi ins Gären zu bringen — das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig. Und hier kommt dann noch einmal der eigentliche Grundzug unsrer Mission zur Geltung: und das ist die wissenschaftliche Art in ihrer literarischen Ausprägung. Faber hat es angefangen, Haas und andre haben es fortgesetzt: den stolzen Literaturvölkern da drüben sucht man eine ebenbürtige Literatur mit christlichem Gedankengut in der Gestalt von Uebersetzungen deutscher Bücher und von Originalwerken zuzuführen. Und das schafft und wirkt. Man merkt es an den Zeitungen — wo gibt es sonst in einem Missionsgebiet denn Zeitungen? Nur messen und zählen kann man solches nicht; sondern hier kann man nur fühlen und hier muß man glauben.

Aber auch hier müssen wir die schmerzlichen Folgen unsrer Eigenart tragen, wie jeder, der sich eine Eigenart leistet: Wir sind nicht populär. Das kommt von diesem akademisch literarischen Zug unsres Wesens her. Uns fehlen darum allerlei Dinge, die man sehen und greifen kann, nämlich die Zahlen und ein gewisses dramatisches Element in der Arbeit unsrer Mission. Aber einen Trost haben wir: Wir geben überall Anstöße zu Neuem, wir gehen überall voran und bringen die Dinge in Bewegung. Für Japan und China bilden wir einen Reiz zu Reformen, und dann haben wir die Freude, daß die andern Missionsvereine langsam allerlei Grundsätze annehmen, die wir schon vor zwanzig Jahren aufgestellt haben. Aber wir wollen nicht mit diesem elegischen Trost schließen, der wieder aus einer Not eine Tugend macht, sondern mit dem Anruf an alles, was ein weites und freies Christentum und was wirkliche Bildung heißt:

Der Magnet wird stärker, wenn er Kraft ausströmt und etwas zu arbeiten hat. Wer nur nimmt, geistig oder seelisch, national oder kulturell, der verarmt und wird krank; die Gesundung liegt im Sinn für andre. Und dieser Sinn heißt für Christen: Mission.

Jesus im Koran.

Von B. Rüesch, Pfarrer in Zweisimmen (Schweiz).

(Fortsetzung.)

Dieses Wunder trug sich auf der Reise nach Aegypten zu. Die Parallelen sind auffällig. Maria ist der Stärkung bedürftig, sie setzt sich unter eine Palme und empfängt wunderbar Nahrung. Auch das erquickende Wasser findet sich an beiden Orten. Joseph fehlt im Koran, wie ihn Muhammed ja überhaupt nicht zu kennen scheint.

Es scheint daher die Erzählung von der wunderbaren Stärkung im Koran auf die Geburtszeit verlegt zu sein. Da wir sonst keine Zeugen haben, möchten wir geneigt sein, diese Ausbildung der Geburtssage Muhammed selbst zuzuschreiben. Rösch[1]) hat zwar auch hiefür christliche Vorbilder zu zeigen versucht. Er weist auf Beda[2]) hin, der erzählt, in der Höhle, wo Christus geboren

[1]) a. a. O. p. 438.
[2]) De locis sacris. 8.

wurde, sei eine Quelle entsprungen. Für die Dattelpalme führt er den persischen Ueberarbeiter Tabari's an, der als Geburtsort Jesu den Tempel angibt, wo Maria, an einen Palmbaumpfeiler sich klammernd, geboren haben soll. Nach ihrer Entbindung sei im Tempel eine Quelle aufgesprudelt und der Pfeiler habe auf ihre Aufforderung plötzlich grüne Blätter und reife Datteln getragen. Das Aufsprudeln der Quelle im Tempel führt ihn dann wieder auf Hesekiel, und wie er im 44. Kapitel in dem Osttor den Typus der Jungfrauengeburt fand, so nun im 47. Kapitel in der Quelle den Typus Christi. Gegen diese künstliche Annahme ist zu bemerken, daß der persische Ueberarbeiter Tabari's von der koranischen Darstellung abhängig ist und diese einfach weiter entwickelt, indem er auch christliche Ueberlieferung beimischt. Wir werden daher Rösch so wenig wie früher folgen können.

Für die Geburt im Freien wies er[1]) auf Origenes contra Celsum 1, 28 hin: „Darauf sagt er (Celsus), wie sie von ihrem Mann verstoßen, ehrlos umherirrend, heimlich den Jesus gebar." Es steht aber hier gar nichts von einer Geburt im Freien. Die jüdische Verleumdung beschäftigt sich weniger mit dem Ort als mit der Art und Weise der Geburt Jesu. Im übrigen wäre es auffällig, wenn hier Muhammed einen Zug aus der jüdischen Ueberlieferung sollte aufgenommen haben. Daß er sie kennt, geht aus dem vorliegenden Abschnitt hervor; er lehnt jedoch den Vorwurf der unehelichen Geburt glatt ab. Diese Haltung hat er auch in Medina bewahrt.[2])

Wenn wir nun auch Rösch nicht folgen können, so möchten wir doch gerade an diesem Punkte, wo wir eine eigentümliche Gestaltung der christlichen Legende vor uns haben, ihre Quellen kennen. Wir haben eine entfernte Parallele zur historia de nativitate Mariae et de infantia Salvatoris zeigen können. Diese ist aber nun eine abendländische Schrift, auf lateinischem Sprachgebiet gewachsen. Wenn wir den vorgefundenen gleichen Motiven mehr als bloß zufällige Bedeutung beimessen wollen, dann müssen wir nach dem Wege forschen, den die Geschichte gemacht hat. Da wir die Geschichte im syrischen Sprachgebiet (Ev. Jakobi) nicht finden, so müssen wir ein anderes Durchgangsland suchen, Abessynien. Es scheint mir dann ferner wahrscheinlich, daß Kenntnisse der historia de nativitate Mariae et de infantia Salvatoris aus der Weltstadt Alexandria dorthin verschlagen wurden. Durch Vermittlung jener zurückkehrenden Flüchtlinge sind sie dem Propheten zu Ohren gekommen, der sie darauf selbständig verwertete. Diese Vermutung könnte nur durch eine genaue Kenntnis der Volksfrömmigkeit Abessyniens zu jener Zeit und vor allem auch der literarischen Beziehungen zu Alexandria gestützt werden, meines Wissens geht sie uns aber gänzlich ab. Ich glaube, hier liegt überhaupt der springende Punkt der ganzen Frage nach der christlichen Beeinflussung des Propheten. Möglich, daß uns die südarabischen Funde Aufklärung bringen, möglich auch, daß wir nie zu bestimmten Resultaten kommen.

[1]) a. a. O. p. 439.

[2]) Sure 4^{155}.

5. Die Wundertaten Jesu.

Sure 3, 43: Jesus spricht: Ich bringe euch ein Zeichen von eurem Herrn, daß ich aus Thon (etwas) schaffe wie die Gestalt eines Vogels, dann blase ich es an, so wird es ein Vogel nach Gottes Willen. Und ich werde heilen die Blinden und die Aussätzigen und ich werde zum Leben auferwecken die Toten nach Gottes Willen, und ich werde euch sagen, was ihr essen sollt, und was ihr aufbewahren sollt in euren Häusern. Fürwahr hierin wird ein Zeichen für Euch sein, wenn ihr Gläubige seid.

Sure 5, 110: Und wie ich (Allah) Dich (Jesus) lehrte die Schrift, die Weisheit, das Gesetz und das Evangelium und wie du schufst aus Thon (ein Ding) wie die Gestalt eines Vogels nach meinem Willen und es anbliesest, sodaß es ein Vogel ward nach meinem Willen und wie du heiltest die Blinden und Aussätzigen nach meinem Willen und hervorgehen ließest nach meinem Willen und wie ich die Söhne Israels von dir abwehrte, als du zu ihnen kamst mit deutlichen Zeugnissen, und die Leugner unter ihnen sagten: Das ist offenbares Blendwerk.

In der mekkanischen Zeit erzählt der Koran nichts von Jesu Wundern. In Medina aber kennt er sie. Es sind auch vorzugsweise Heilungswunder wie in den evangelischen Berichten. Nur das Vogelwunder ist den Kindheitsgeschichten[1]) entnommen. Da aber keine Angabe über die Lebenszeit Jesu, in welcher er die Wunder getan hat, im Koran sich findet, so wäre es möglich, daß der Prophet bei den Totenauferweckungen weniger die kanonischen im Auge hat als jene kraßgemalten der apokryphen Literatur.

Die wundergläubige Zeit nahm keinen Anstoß daran, daß ein Prophet Wunder tut; waren sie doch gerade das Siegel seiner göttlichen Sendung. Darum zweifelte Muhammed wohl keinen Augenblick an der Wahrheit der christlichen Erzählungen. Daß er aber Leugnungen von jüdischer Seite kannte, zeigt seine Ablehnung des Vorwurfes, Jesu Wunder wären nur Blendwerk gewesen.

Es mußte dem Propheten nicht ganz leicht fallen, Jesu Wunder anzuerkennen, da er selbst keine vollbrachte. Er scheint es aber nicht gewagt zu haben, sich der jüdischen Auffassung anzuschließen, vielleicht aus Politik den Christen gegenüber.

6. Jesu Jünger.

Sure 3, 45: Als aber Jesus ihren Unglauben wahrnahm, sprach er: Wer sind meine Helfer zu Gott? Die Apostel sprachen: Wir sind Gottes Helfer, wir glauben an Gott, bezeuge uns, daß wir Gottergebene sind.

46. Unser Herr, wir glauben an das, was du hinabgesandt hast und folgen dem Gesandten. Drum schreib uns unter die Bezeugenden.

---

[1]) Ev. Thomae c. 2. Ev. inf. ar. c. 36. u. u. 46.

Sure 61, 14: Ihr, die ihr glaubt, seid Helfer Gottes, so wie Jesus der Sohn der Maria zu den Aposteln sagte: Wer sind meine Helfer zu Gott? (und) die Apostel sprachen: Wir sind die Helfer Gottes. Da glaubte ein Teil der Kinder Israel und der andere Teil blieb ungläubig.

Sure 5, 111: Und wie ich den Jüngern eröffnete: Glaubet an mich und an meinen Abgesandten. Sie sprachen: Wir glauben, sei Zeuge, daß wir Gottergebene sind.

112. Wie da die Jünger sprachen: O Jesus, Sohn Marias, vermag dein Herr einen Tisch für uns herabzulassen vom Himmel? Er sagte: Fürchtet Gott, wenn ihr Gläubige seid.

113. Sie sprachen: Wir wünschen davon zu essen, auf daß unsere Herzen Ruhe haben, und wir wissen, daß du uns die Wahrheit gesagt hast, und daß wir Zeugen sind.

114. Da sprach Jesus, der Sohn Marias: O, Gott, unser Herr, laß uns herab einen Tisch vom Himmel, daß er uns ein Fest sei für den ersten von uns und ein Zeichen von dir, und versorge uns, du bist ja der beste Versorger.

115. Sprach Gott: Ich will ihn niedersenden zu euch; wer aber dann von euch noch leugnet, den werde ich strafen mit einer Strafe, mit der ich sonst keinen strafe aus den Welten.

Aus den vorliegenden Stellen erfahren wir, daß dem Propheten Jünger Jesu bekannt waren. Nach seiner Auffassung sind diejenigen Jünger, welche an seine Botschaft glaubten. Ueber ihre Zahl und Namen erfahren wir nichts. Es wird überhaupt nicht deutlich, ob er den Jüngerbegriff in der engeren Fassung als Bezeichnung für die Zwölfe kennt. Wenigstens gibt der eigentümliche Name, den er ihnen beilegt, darüber keine Auskunft. Er nennt die Anhänger Jesu al-Hawárijjuna. Der Ausdruck bedeutet die Weißen, oder transitiv gefaßt die Bleicher. In übertragener Bedeutung kann es auch die Freunde bedeuten. Im Koran, wo es nur für Jesu Jünger gebraucht wird, gibt man es mit Jünger wieder. Man hat daran gedacht, der Ausdruck möchte von den weißen Kleidern der Katechumenen und Märtyrer stammen. Vielleicht ist aber auch von der Bedeutung Freund auszugehen, so daß es dem griechischen ἀδελφοί nahe käme.

Ueber die Berufung der Zwölfe und ihr Verhältnis zum Meister berichtet der Koran nichts; doch ist uns in der 5. Sure ein Bericht gegeben, der sich auf eine Episode im engern Jüngerkreis zu beziehen scheint. Die Jünger verlangen offenbar von Jesus ein Wunder, durch das er sein inniges Verhältnis zu Gott kund tun soll. Es ist aber nicht ganz klar, an welche christliche Geschichte Muhammed denkt. Man hat an das Speisungswunder gedacht, an den Stater im Fischmunde, am häufigsten aber an das Abendmahl. Für das letztere spricht manches. Die Jünger bitten um einen Tisch, um ein Fest zu feiern. Im Evangelium fragen sie: Wo willst du, daß wir hingehen und bereiten, daß du das Osterlamm essest? (Mc. 14, 12). Das Mahl soll eine Besieglung der Wahrheit des

Evangeliums sein, so konnte ein Nichteingeweihter das christliche Gemeinschaftsmahl leicht beurteilen. Das Wunder ist ja auch nicht ein bloßes Schauwunder, sondern die Teilnehmenden wollen persönlich etwas dabei erfahren (Sure 5, 113). Es ist daher wohl ziemlich sicher anzunehmen, Muhammed habe hier den Bericht über die Abendmahlseinsetzung frei umgestaltet. Die charakteristischen Elemente, Brot und Wein, zu vermissen, darf uns nicht wundern. Der Prophet wußte zu wenig von der Feier, die ihm unverständlich war. Er kannte sie nur als ein Hauptsymbol christlichen Glaubens. Es liegt in der Natur der Erzählung, daß wir dazu keine parallelen Berichte anführen können.

Ueber Jesu Jünger soll uns noch einiges aufbewahrt sein in Sure 36, 12: „Halte ihnen im Gleichnis vor die Leute jener Stadt, als die Gesandten zu ihnen kamen,

13. als wir zwei zu ihnen sandten und sie die beiden für Lügner erklärten. und wir verstärkten sie durch einen dritten und sie sprachen: Fürwahr, wir sind zu euch gesandt.

14. Sie sprachen: Ihr seid nur Sterbliche wie wir, auch hat der Allerbarmer gar nichts herabgesandt, ihr seid nichts als Lügner.

15. Sie sprachen: Unser Herr weiß, wir sind Gesandte an euch;

16. uns liegt nur ob das Ausrichten der klaren Botschaft.

17. Jene sprachen: Wir erblicken ein schlimmes Vorzeichen in euch, wenn ihr nicht aufhört, werden wir euch steinigen, und fürwahr, von uns aus soll euch schmerzhafte Strafe treffen.

18. Sie sprachen: Euer Zeichen ist an euch, ja wenn ihr euch mahnen ließest! ihr aber seid ausschweifende Leute.

19. Da kam vom äußersten Ende der Stadt ein Mann her im Lauf der sprach: Ihr Leute folgt den Gottgesandten!

20. Folget ihnen, die nicht Lohn fordern, sie sind wohlgeleitet.

21. Was ist mir? Sollte ich dem nicht dienen, der mich erschaffen hat, und zu dem ihr zurückkehren müßt?

22. Sollte ich neben ihm Götter annehmen? Wenn der Allerbarmer mir schaden wollte, so würde ihre Fürsprache mir gar nichts nützen, noch würden sie mich retten können.

23. Fürwahr, dann wäre ich in offenbarem Irrtum.

24. Ich glaube, an euren Herrn, o hört mich!

25. Da ward zu ihm gesagt: Geh' ein ins Paradies! Er sprach: O, daß mein Volk doch wüßte,

26. wie mir mein Herr verziehen und mich den Hochgeehrten zugesellt hat.

27. Wir sandten danach seinem Volk kein Heer vom Himmel und wünschten auch keines herabzusenden.

28. Es war nur ein Schrei und sie waren erloschen.

Diese dunklen Koranverse erklären die arabischen Kommen-

tatoren mit der Sage von der Bekehrung Antiochiens, die sie folgendermaßen erzählen[1]):

Als die Bewohner von Antiochia noch Heiden waren, schickte Jesus zwei seiner Jünger dorthin, um ihnen zu predigen. Als sie in die Nähe der Stadt kamen, trafen sie Habib den Zimmermann, Schafe hütend und machten ihn mit ihrem Auftrag bekannt. Er fragte sie nach den Zeugnissen für ihre Glaubwürdigkeit, worauf sie auf die Gabe der Heilung hinwiesen. Und um ihre Aussagen zu beweisen, heilten sie durch Handauflegung eines seiner Kinder. Habib wurde durch dies Wunder zum Glauben gebracht. Nun zogen sie in die Stadt, wo sie den Glauben an den einen wahren Gott predigten und eine Menge von Krankheiten heilten. Als aber der Fürst davon hörte, befahl er sie einzusperren, weil sie das Volk zu verführen trachteten. Zu ihrer Unterstützung sandte Jesus, als er davon hörte, noch einen Jünger, den man meist für Petrus hält. Dieser spielte sich in Antiochia als eifriger Götzendiener auf und gewann so die Gunst der Einwohner und ihres Fürsten. Endlich bekam er auch Gelegenheit, den Fürsten zu bitten, er möchte befehlen, die beiden Männer, die, wie er erfahren habe, wegen Verbreitung neuer Ideen eingesperrt wären, vor ihn zu bringen, um sie zu verhören. Demgemäß wurden sie vorgeführt. Und Petrus, der sie zuvor gewarnt hatte, ihn nicht zu verraten, fragte sie, wer sie ausgesendet hätte. Sie antworteten, der Gott, der alles geschaffen hat und der keine Gefährten hat. Dann verlangte er von ihnen einen überzeugenden Beweis für ihre Sendung, worauf sie einen Blinden heilten und andere Wunder vollbrachten. Petrus schien aber damit nicht zufrieden, denn er war auch im Stande, solche Wunder zu tun. Er erklärte, ihnen nur Glauben schenken zu wollen, wenn Gott sie in den Stand setze, einen Toten aufzuerwecken. Die Apostel erklärten sich dazu bereit. Da brachte man einen Burschen, der schon sieben Tage tot war; aber durch ihre Gebete wurde er ins Leben zurückgerufen. Nun erklärte sich Petrus für überzeugt und lief selbst voran, die Götzenbilder zu zerstören. Eine ganze Menge folgte ihm und nahm den wahren Glauben an. Die aber nicht glaubten, wurden vernichtet durch einen Schrei des Engels Gabriel.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Koranstelle mit der angeführten Sage Aehnlichkeiten hat. Besonders in den ersten Versen scheint sie eine Anspielung darauf zu enthalten. Im weitern weicht der Koran sehr ab. Man sieht im 18. Vers, in dem Mann, der vom Ende der Stadt geeilt kommt, Habib an-Nadschdschar, dessen Martyrium hier erzählt sein soll.[2]) Es würde somit der Koran hier einen zweiten Teil der Sage enthalten. Doch wird mir nicht recht klar, wann denn dies Martyrium sollte stattgefunden haben, da ja doch Antiochia bekehrt wird. Habib's Grab soll übrigens noch heute in Antiochia gezeigt und von den Muhammedanern verehrt werden.[3])

---

[1]) Sale p. 362 Anm.

[2]) Sales, The. Koran p. 362.

[3]) Henning. Der Koran p. 431. Ich möchte aber einige Zweifel in die Richtigkeit dieser Angabe setzen, da die Anmerkung von den meisten neueren Ueber-

Dies läßt mich vermuten, daß hier womöglich ein Anachronismus von seiten der Kommentatoren zugrunde liegt, und dieser Habib kein christlicher, sondern ein muhammedanischer Märtyrer ist. Dadurch wird natürlich sehr zweifelhaft, ob wir im Koran die Apostelsage wiederfinden können. Es hält schwer, eine Entscheidung zu fällen.

Hubert Grimme[1]) hat die Sage in einer Homilie des Jakob von Sarug[2]) wiedergefunden. Dort sind die beiden zur Bekehrung Antiochiens ausgesandten Jünger Petrus und Johannes. Ihre Worte finden keinen Erfolg, sie selbst werden vom Volke gegeißelt und zum Spotte kahl geschoren. So trifft sie Paulus, der ihnen den Rat gibt, auf dem Wege der List die Bekehrung zu versuchen. Er gibt sich vor den Leuten als Heiden aus mit demselben Erfolg, wie ihn die Korankommentatoren berichten.

Zur Kenntnis der Jünger Jesu trägt die Stelle nichts bei. Die Parallele zu Jakob von Sarug bestätigt den Satz Brockelmanns in seiner Geschichte der syrischen und christlich-arabischen Literatur[3]): Durch Vermittlung der Araber sind einige seiner Dichtungen sogar zu den Abessyniern gelangt. Dadurch gewinnt unsere am Schlusse des 4. Abschnittes ausgesprochene Vermutung an Wahrscheinlichkeit.

7. Jesu Ende.

Sure 3, 47: Und sie (die Juden) planten und Gott plante, aber Gott ist der beste Plänemacher.

48. Als Gott sprach: O Jesus, sieh, ich will dich hinwegnehmen und will dich zu mir erhöhen und will die, welche dir folgen, über die setzen, welche verleugnen, bis zum Tag der Auferstehung. Dann ist eure Rückkehr zu mir, da werde ich entscheiden zwischen euch in dem, worin ihr uneinig seid.

49. Die verleugneten, die will ich strafen mit harter Strafe in dieser und in jener Welt und keinen Helfer werden sie haben,

50. Die aber glaubten und das Gute taten, denen wird er ihren Lohn gewähren, denn Gott liebt nicht die Ungerechten.

Sure 4, 156: (Die Juden sprachen): Getötet haben wir den Messias, Jesum, den Sohn Marias, den Gesandten Gottes — und sie haben ihn doch nicht getötet und gekreuzigt, sondern ein Scheinbild schwebte ihnen vor. Und fürwahr, die welche über ihn streiten, sind im Zweifel über ihn. sie haben keine Kenntnis von ihm, sondern sie folgen der Meinung. Sie haben ihn aber in Wahrheit nicht getötet, sondern Gott hat ihn zu sich erhoben, denn Gott ist stark und weise.

---

setzern des Koran wörtlich aus Sales herübergenommen wird. Im Baedecker für Palästina und Syrien findet sich meines Erinnerns keine Bemerkung über ein solches Grab.

[1]) H. Grimme, Muhammed II. p. 92.

[2]) Cod. Syr. Vat. 117 (Homilien d. Jakob v. Sarug) p. 522—26.

[3]) Die Literaturen des Ostens VII, 2 p. 26.

157. Und keinen von den Schriftbesitzern gibts, der an ihn nicht glaubte vor seinem Tode, am Tage der Auferstehung aber wird er gegen sie ein Zeuge sein.

Ueber Jesu Tod spricht der Prophet erst in Medina.

In der dritten Sure wird angedeutet, daß die Juden Jesu nach dem Leben trachteten, aber Gott kam ihnen zuvor und erhöhte ihn, um ihn von den Ungläubigen zu befreien. Der Bericht der 4. Sure dagegen ist ausführlicher und enthält eine direkte Polemik gegen den aus dem Talmud bekannten Anspruch der Juden Jesum selbst, ohne römische Vermittlung und Mitwirkung, getötet zu haben. Diese jüdische Behauptung lehnt der Prophet mit einer glatten Verneinung ab. Die Juden haben ein Scheinbild an Jesu Statt ans Kreuz geschlagen.

Wie hatte sich aber der Prophet das Ende Jesu gedacht? Ist er vor seiner Versetzung ins Paradies gestorben, oder ging er lebendig zur göttlichen Herrlichkeit ein? Die vorliegenden Stellen sprechen sich darüber nicht aus. Sure 3, 48: ich will dich hinwegnehmen, darf nicht als Beweis für die Auffassung, die eine Erhöhung ohne Tod annimmt, verwertet werden, da wafaj V auch sterben lassen bedeuten kann. Eine schwache Stütze findet sie aber in Sure 4, 156: Sie haben ihn aber in Wahrheit nicht getötet, sondern Gott hat ihn zu sich erhoben. Für die andere Auffassung spricht Sure 19, 34, wo Jesus selbst ganz unbefangen von dem Tage, da er sterben wird, spricht. Zu einer klaren Vorstellung gelangen wir nicht. Für Muhammed war diese Frage Nebensache. Ihm kam es darauf an, daß Jesus, der Prophet nicht untergegangen ist. Gegenüber den Juden wollte er die hohe Stellung, die er Jesus einräumte, wahren. Die Erhöhung hat zur Zeit der Kreuzigung stattgefunden, und nicht erst später, wie auch angenommen worden ist.

Nicht Jesus ist gekreuzigt worden, sondern sein Scheinbild Diese Lehre finden wir bei den Gnostikern wieder. Dort wird gelehrt, der himmlische Äon Christus habe den geschichtlichen Menschen Jesus vor der Kreuzigung wieder verlassen und nur der letztere habe den Kreuzestod erlitten. Nach den Basilidianern[1]) hat Simon von Kyrene an Jesu Stelle den Tod erlitten. Sure 4, 156 kann sich aber nicht auf christologische Spekulationen beziehen, wie dies Rösch[2]) annimmt, sondern auf die jüdischen Behauptungen. Die Quelle der eigentümlichen Lehre auf christlichem Boden zu suchen, scheint mir nicht wohl anzugehen, da wir nach unseren früheren Ausführungen eine solche Vertrautheit mit christologischen Streitigkeiten nicht wohl annehmen können, wenigstens dürften wir sie nicht aus einer so vereinzelten Stelle schließen. die zudem meines Erachtens eine viel einfachere und natürlichere Deutung hat.

Der Prophet hatte Jesum offen als den Messias anerkannt. Da werden die Juden auch gegen ihn ihr Hauptargument, das sie gegen die Christen ins Feld führten, gebraucht haben: wie kann ein

[1]) Irenäus adv. Haer. I 24.

[2]) a. a. O. p. 453.

Verbrecher, der am Kreuz gestorben ist, der Messias sein? Die wirksamste Antwort auf diese Frage war die Behauptung, Jesus ist nicht gekreuzigt worden. Es war eine in der Hitze des Wortgefechts abgegebene Aeußerung, die der Prophet bei kühlerer Ueberlegung kaum getan hätte. Und hinterher mochten die folgenden Gedanken die Behauptung rechtfertigen. Ein übernatürlich geborener Mensch, der von Gott erhöht wurde, konnte doch nicht so schmählich gestorben sein. Dagegen ist nicht anzunehmen, daß der Prophet den Kreuzestod geleugnet habe, weil er sonst seine versöhnende Kraft hätte zugeben müssen, wie Dettinger[1]) darzutun sucht. Muhammed müßte dazu eine Kenntnis der orthodoxen Rechtfertigungslehre gehabt haben, die der Befund der übrigen christlichen Kenntnisse anzunehmen nicht erlaubt. Diese Erwägungen machen es wahrscheinlich, daß der Prophet in dieser Frage durchaus selbständig vorgegangen ist. (Schluß folgt.)

Das buddhistische Gebetsrad in Japan.

Von Professor K. Steiner in Kanazawa (Japan.)

Unter obigem Titel veröffentlichte ich eine Studie in Heft 2 dieses Jahrganges der Z. M. R. D. Haas ließ ihr in Heft 3 eine Kritik folgen, die mir in mehreren Punkten ungerechtfertigt erscheint. Ich gebe jener Kritik in zwei Ausstellungen recht. Die erste betrifft die Transkribierung kimiyo statt kimyo (ki = hingeben, myo = Leben; im Zusammenhange mit chorai zu übersetzen: Geist und Körper, d. h. sich ganz hingeben den 500 Arhat und ihnen huldigen). Die zweite bezieht sich auf die Inschrift auf der Säule des Gebetsrades in Okitsu. Letztere findet sich allerdings nicht im Hokekyo. Nur das in jener Aufschrift wichtige und schwierige Wort kejo steht in der betreffenden Kapitelüberschrift des Hokekyo, die kejo yubon (Gleichnis vom kejo = Paradies) heißt. Für alle weiter angefochtenen Punkte vergißt D. Haas die Gründe seiner Zweifel anzugeben und beschränkt sich lediglich darauf, meine kurze Arbeit mit möglichst vielen Fragezeichen zu versehen. Er zweifelt meinen Satz über das seltene Vorkommen der buddhistischen Gebetsräder in Japan an: „Aber ob es nun wirklich höchstens einige Dutzend Gebetsräder sind, die in ganz Japan auffindbar sein sollen?" Einen Grund für diesen Zweifel bringt Haas aber nicht bei. In Jahrgang XX (1905) der Z. M. R. hat er S. 366 mitgeteilt, er habe „doch des öfteren Räder gefunden" usw. Der Ausdruck „doch des öfteren" läßt im dortigen Zusammenhange vermuten, D. Haas kenne viele Gebetsräder in Japan mit und ohne Gebetsaufschrift. Und in seiner Kritik in Heft 3 spricht er auch im Plural von „Exemplaren", die er gefunden habe. Warum bringt er in der Kritik nicht sein scheinbar zahlreiches Material um meinen Satz über das seltene Vorkommen der japanischen Gebetsräder zu widerlegen? Nach meinen Beobachtungen sind die Gebetsräder in Japan nicht nur selten, sondern verringern sich noch immer weiter. Nicht

[1]) a. a. O. p. 43.

weniger als drei Gebetsräder habe ich in den letzten Jahren verfallen sehen, ohne daß sie durch neue ersetzt worden wären.

Die gleiche Art der Kritik, Anzweiflung meiner Behauptungen ohne Angabe von Gründen, verrät D. Haas in seinem Satze: „Radsäule als Uebersetzung von shato ist mir zweifelhaft." Warum ist es ihm zweifelhaft? Die vom Bonzen des betr. Tempels, wo jenes Gebetsrad stand, eigenhändig niedergeschriebenen und in meinem Besitz befindlichen Zeichen bedeuten Radturm, Radsäule.

Manches findet D. Haas auch auszusetzen an meiner Verdeutschung verschiedener japanischer Wörter, wobei es sich lediglich um Nüancen in der Wiedergabe handelt. Dagegen hat Haas recht mit seiner Vermutung, die sechs Speichen der Gebetsräder in Hakodate bedeuteten die sechs buddhistischen Existenzarten (gâti). Als Bestätigung dafür sehe ich eine Stelle in einer Schrift des buddhistischen Kanons an. In ihrer japanischen Bezeichnung führt jene Schrift den Titel Komponbinaya (Grundvorschriften; Sanskrit: Mûlasarvâstivâda Nikâya Vinaya. Dort sagt Buddha in Teil 34, Kapitel 31, man solle „das Rad für die fünf Zustände im Leben und Sterben" (goshu shoshi rin) an die Wand malen und zwar mit fünf Speichen; dazu solle man die verschiedenartigsten Tiere als Sinnbilder menschlicher Schwächen zeichnen. Der Anblick dieses symbolischenRades solle die Beschauer stets an die fünf buddhistischen Existenzarten und die Sünden, die dahin führen, erinnern und so vor Sünden und den fünf Existenzarten bewahren. Nun finden sich die Worte goshu shoshi rin auch als Aufschrift auf der Säule eines Gebetsrades, das in Heft 2 S. 38 beschrieben ist. Statt der fünf Arten der Metempsychose zählt man aber oft auch sechs. Daher bezeichnen die sechs Speichen der Gebetsräder gewiß jene sechs Existenzarten.

Die eben angeführte Stelle im buddhistischen Kanon verdient aber noch in anderer Hinsicht vielleicht große Aufmerksamkeit. Sollte sie vielleicht das Dunkel über den Ursprung der buddhistischen Gebetsräder aufzuhellen vermögen? Buddha ordnet darin an, man solle an die Wand des Tempels ein symbolisches Rad zeichnen, dessen fünf Speichen die fünf buddhistischen Existenzarten andeuten. Das Drehen des erwähnten Gebetsrades mit der Aufschrift goshu shoshi rin bewahrt nun vor Inkarnierung in einer der fünf Existenzarten. Man sieht also hier deutlich die Umwandlung des symbolischen Rades in ein materielles. Was nach Buddhas Vorschrift moralisch wirken sollte, wurde mit der Veräußerlichung des Buddhismus in mechanische Bewegung aufgelöst. Es dürfte somit jene Stelle des buddhistischen Kanons die Veranlassung zur Einführung des Gebetsrades in den Buddhismus gegeben haben, mag letzterer die Gebetsmaschine nun selbst erfunden oder von anderswoher übernommen haben.

Zum Schlusse seien noch zwei Gebetsräder besprochen, von denen ich erst kürzlich gehört habe. Das erste bietet nichts besonders Bemerkenswertes. Außer der Aufschrift auf dem Rande der Ge-

betsscheibe, die auch hier wieder namu Amida butsu lautet, stehen noch folgende Worte auf der Säule des Gebetsrades:

Alle Sünden sind wie Tau auf dem Grase;
die wohltätige Sonne trocknet ihn auf.

Das Drehen des Rades bewirkt also, wie in Heft 2 ausgeführt, das Vertilgen der Sünden und die Befreiung von dem Kreislauf der Geburten in den sechs buddhistischen Existenzarten.

Das zweite Gebetsrad steht auf einem Tempelgrunde der Sotoshu, einer der kontemplativen Sekten des Buddhismus (Zenshu). Bereits in Heft 2 war ein zum Tempel einer Zen-Sekte gehöriges Gebetsrad erwähnt. Im heutigen japanischen Buddhismus stehen also Gebetsräder bei drei Sekten, der Tendai-, Schingon- und Zen-Sekte, in Gebrauch. Auf dem Rande der drehbaren Gebetsscheibe sind Sanskritzeichen eingegraben. Leider konnte ich aber deren Wortlaut und Bedeutung nicht erfahren, sie sollen aber eine Gebetsformel bezeichnen. Es ist dies das erste mir bekannte japanische Gebetsrad, auf dem Sanskritzeichen eingeschrieben sind. Alle anderen Gebetsscheiben trugen entweder gar keine Aufschrift oder nur eine, die in chinesischen Zeichen namu Amida butsu darstellte. Die Sanskritschrift auf diesem Gebetsrad ist wohl ein Zeichen für die Neubelebung des japanischen Buddhismus und der gelehrten Studien unter den buddhistischen Priestern in neuerer Zeit. Denn es wurde erst vor zwei Jahren (1908) errichtet. Die Inschrift auf der Steinsäule dieses Gebetsrades lautet: „Rad zum Vertilgen der Sünden." Das Rad bewirkt also, wie alle anderen Gebetsräder, die Befreiung von Sünden und dem Kreislauf der Wiedergeburten.

Die beiden vorstehend beschriebenen Räder bestätigen in allem meine Ausführungen in Heft 2. Zusammenfassend läßt sich also über die japanischen Gebetsräder sagen: ihrer Gestalt nach sind es runde Holz- und Steinscheiben oder wirkliche Räder mit Speichen, sie unterscheiden sich also von der Zylinderform der tibetanischen Gebetsräder; sie tragen nicht immer, wie die letzteren, aber oft auf dem Rande der drehbaren Scheibe eine Gebetsaufschrift, gewöhnlich namu Amida butsu (ich vertraue auf Amida Buddha), doch finden sich auch Sanskritzeichen; ihr eigentlicher Name heißt goshoguruma, Rad des künftigen Lebens der Seligkeit (die von K. Munzinger, die Japaner, S. 246 erwähnte Bezeichnung rimbo für die japanischen Gebetsräder habe ich niemals angetroffen; sie bewirken die Befreiung von Sünden und dem Kreislauf der zahllosen Geburten in den sechs buddhistischen Existenzarten (Sanskrit: gâti); sie stehen bei drei Sekten, der Tendai-, Shingon- und Zen-Sekte, in Gebrauch; sie kommen verhältnismäßig selten vor.

Gelegentlich des seltenen Vorkommens der japanischen Gebetsräder macht D. Haas in seiner Kritik die Bemerkung, die Räder seien vielleicht erst in neuerer Zeit mehr verschwunden, „so wie die voreinst überall sichtbaren Objekte des Phalluskultus, denen man seit Jahrzehnten in Japan kaum irgendwo mehr

begegnet. Die von mir betonten Worte des D. Haas kann ich nicht unwidersprochen passieren lassen; sie stehen völlig im Widerspruch mit den Tatsachen. Nur an den von Globetrottern begangenen Straßen wird man „den Objekten des Phalluskultes in Japan kaum irgendwo mehr begegnen." Dort hat die japanische Polizei sie aus begreiflichen Gründen entfernt. Wer aber von den abgetretenen Straßen der ausländischen Weltbummler abbiegt, kann auch heute noch genug sichtbare Objekte des Phalluskultus in Japan finden. In einer der berühmtesten öffentlichen japanischen Parkanlagen stehen sie in Hülle und Fülle; zwei solcher Phallussteine hat man dort sogar durch ein schintoistisches torii (zwei senkrecht Holzpfosten mit einem oder zwei Querbalken darüber) besonders kenntlich gemacht. Beten sieht man davor nur Angehörige des weiblichen Geschlechtes.

Zu Apokal. Joh. Kap. 6., V. 2.

Von D. Hans Haas-Heidelberg.

Im Jahre 61 der christlichen Zeitrechnung hatte der damalige Beherrscher des Reichs der Mitte — es war Kaiser Ming-ti von der Han-Dynastie — einen Traum, infolgedessen er Gesandte nach Indien schickte, die von dort das Gesetz Buddhas nach China holen sollten.

Dies sein Gesicht nach Meldung der Legende: Goldstrahlend eines fremden Mannes Riesengestalt, einen Kranz auf dem Haupte, in der Hand einen Bogen und Pfeile; die schwebte durch die Luft hernieder vor das Haupttor des Palastes. Die er am Morgen, nachdem er erwacht war, befragte, was der Traum wohl möchte zu bedeuten haben, meinten das Gesicht auf den Buddha Shakya beziehen zu müssen, den großen Heiligen und Weisen, der, zur Zeit der Dynastie Tschau in Indien in die Welt geboren, dort allenthalben verehrt werde und dessen Gesetz nun — des Kaisers Gesicht lasse das erkennen — Eingang auch in das Reich des Sohns des Himmels heische.

Diese Auslegung wie schon der kaiserliche Traum selbst sind genugsam Zeugnis dafür, daß die Kunde von der neuen Religion schon vorher nach China gedrungen war und zum mindesten einzelner Geister und Gemüter beschäftigte. Daß es eine Buddha-Erscheinung gewesen, die der Kaiser gehabt, das hatte sich nach der Legende den von ihm Befragten sofort aufgedrängt, als sie von dem Bogen und den Pfeilen hörten, die die Traumgestalt getragen. Denn das chinesische Schriftzeichen für Budhda 佛 ist ein Kompositum, gebildet aus 亻 = Mensch, 弓 = Bogen, und 𠂒, zwei Pfeilen.

An diese bekannte chinesische Erzählung erinnert mich Professor A. Lloyd in Tokio auf einer Postkarte, die ich kürzlich von ihm er-

hielt, fügt ein: „vgl. Apok. 6, 2“ hinzu und die Frage, was ich mir aus der Vergleichung wohl für einen Vers mache. Er hat sich den seinigen jedenfalls bereits daraus gedichtet, denselben Vers wohl, der auch manchem anderen nahe liegen mag, der Lloyds Einladung folgt, mit der Erzählung von der Einführung des Buddhismus in China einmal den Vers der Offenbarung des Johannes zusammenzuhalten, besonders nahe dem, der weiß, daß die Exegeten bis heute darüber sich den Kopf zerbrechen, was gerade der erste der vier apokalyptischen Reiter bedeuten soll, von dem man a. a. O. liest: *καὶ εἶδον, καὶ ἰδοὺ ἵππος λευκὸς, καὶ ὁ καθήμενος ἐπ' αὐτὸν ἔχων τόξον, καὶ ἐδόθη αὐτῷ στέφανος, καὶ ἐξῆλθεν νικῶν καὶ ἵνα νικήσῃ.*

Mir kommt nun aber, daß Lloyds observatio sich noch weiter ausdehnen läßt.

Die Gesandten, welche mit der kaiserlichen Mission betraut worden waren, kehrten im Jahre 67 von Indien, wo sie sich länger aufgehalten, mit zwei gelehrten buddhistischen Schramanas (Mönchen) nach Loyang (Honanfu), der damaligen Residenzstadt, zurück. Von den Schätzen, die sie mit sich brachten, werden besonders erwähnt heilige buddhistische Schriften und eine, natürlich mit dem üblichen Strahlenkranze versehene, Statue Buddhas, welche man, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, auf ein weißes Roß gesetzt hatte. Der Kaiser wies dem Pferde wie seiner heiligen Last als Wohnung eine neuerbaute Hunglu-sze genannte Halle, darin Gesetzerlasse verkündet wurden, also ein staatliches Amtsgebäude, an, das man darum fortab Paima-sze (jap. Hakuba-ji) d. i. Weiß Roß-Halle nannte. Eben daher kommt es nach dem Sze-wuhki-yuen, daß seit dieser Zeit ein jeglicher Ort, wo Buddhisten wohnen, d. i. jeder buddhistische Tempel, sze (jap. tera, sinojap. ji) heißt. In dieser Halle machten sich die zwei indischen Schramanas alsbald an die Uebersetzung der mitgebrachten Sutras ins Chinesische. Und eben hier hat einige Jahre später Buddhas Religion sich mit der bis dahin im Reiche herrschenden gemessen, wobei sich zeigte, daß Buddha auch nach dem Mittelreiche ausgezogen siegreich und zum Siegen. Inmitten der Halle, also wird berichtet, stellte man die Gottheiten Chinas auf. Rechts von ihnen nahmen die nationalen Gelehrten Platz, zur Linken die des Buddhismus, und Kaiser Ming-ti selbst mit seinem Hofe war zugegen, Zeuge des geistlichen Straußes der beiden kämpfenden Parteien zu sein. Ein Taoist stellte ihm vor, daß das Umsichgreifen einer verkehrten Lehre die Grundlagen des Staatswesens bedreue. Durch Vollbringung von Wundern versuchte er seine Argumente zu bekräftigen: er warf die heiligen Schriften des Taoismus ins Feuer, zu zeigen, daß die Flammen ihnen nichts anhaben könnten. Aber wie dieser, so mißglückten alle seine anderen Mirakelproben. Die Buddhisten schlugen alle Angriffe ihrer Gegner triumphierend zurück, zogen ihre heiligen Texte unversehrt aus dem brennenden Scheiterhaufen, in den man sie geworfen hatte, und ließen solcher Wunder mehr sehen, die das Volk, welches alle dem zusah, von Buddhas Herrlichkeit überzeugten und viele veranlaßten, sich zum Glauben an ihn zu beken-

nen. Der Kaiser aber gab alsbald Befehl, zehn große Buddhaklöster zu errichten.

„Und ich schaute, und siehe: ein weißes Roß, und der darauf saß, hatte einen Bogen, und es wurde ihm ein Kranz gegeben, und er zog aus, siegreich und zum Siegen." (Uebers. von Johannes Weiß.)

Menschenopfer für den Gelben Fluß im alten China.

Von Lic. W. Schüler, Tsingtau.

Daß trotz des sogenannten altchinesischen Monotheismus, trotz der vernünftig durchdachten Ethik des Konfuzianismus, trotz der feinen philosophischen Gedanken taoistischer Mystik das eigentliche Volk auch im alten China stark im Banne niedern Aberglaubens lebte und seine religiöse Uebung, abgesehen von der legitimen Ahnenverehrung, in der Hauptsache darin bestand, die Vertreter der vielen, oft unheimlichen Mächte in der Natur sich freundlich zu stimmen und ihren verderblichen Unwillen durch Gaben zu versühnen, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, wenn auch die direkten literarischen Zeugnisse dafür nur spärlich sind. Im 5. Band seines großen Geschichtswerkes hat uns aber Sse-ma Tsien eine Geschichte aus dem 5. Jahrhundert vor Chr. überliefert, welche ein äußerst plastisches Bild gibt sowohl von dem unheimlichen Druck abergläubischer Wahnvorstellungen, durch die das arme Volk geängstigt wurde, als noch mehr — um deswillen allein erzählt Sse-ma Tsien die Geschichte — von der kühnen Tat eines einzigen klaren und energischen Geistes, der wie ein reinigender Wind die sinnlich dumpfe, krankhafte Atmosphäre hinwegfegte, die, genährt von dem religiösen Wahnsinn und der niedern Habgier einiger Weniger, das furchtsame und willensschwache Volk schwer bedrückte. Handelte es sich doch sogar — wofür sonst in China wenige Zeugnisse zu finden sind — um Menschenleben, die dem Gott dargebracht wurden. Wie heutzutage nicht sowohl die Priester und Mönche die eigentlichen Förderer des Volksaberglaubens sind, sondern die Wu puo, die „Hexen", die Zauberinnen, die alten Weiber, die im Rufe stehen, mit den Geistern Verbindung zu haben, und zu wissen, wie man sie beeinflussen könne, die ein habsüchtiges Gewerbe daraus machen, das Volk in Torheit und Furcht zu erhalten, so noch mehr in jenen alten Zeiten, wo es überhaupt noch keine Tempel und Priester weder buddhistische noch taoistische gab. Die von Sse-ma Tsien erzählte Geschichte lautet folgendermaßen:

Zur Zeit des Fürsten Wen vom Reiche We (Ende des 5. Jahrhunderts vor Chr.) wurde Si Men Pao zum Beamten von Ye (im heutigen Bezirk Tschangtefu in der Provinz Honan) ernannt. Als dieser in seinem Bezirk eintraf, fiel es ihm auf, daß das Volk einen so bekümmerten Eindruck machte. Er erkundigte sich bei den angesehenen Vätern des Ortes, woher das komme. Die erwiderten, die gedrückte Haltung des Volkes rühre daher, daß der Herr des Flusses (des Gelben Flusses) wieder eine Frau haben wolle. Als

Si Men Pao weiter forschte, was das für eine Bewandtnis habe, erzählten die Aeltesten folgendes:

„Drei alte Honoratioren unsres Ortes mit einigen Unterbeamten erheben in manchen Jahren eine Geldumlage unter dem Volk, deren Betrag sie für sich einkassieren; mehrere tausend Tigo nehmen sie dabei ein. Von diesen verwenden sie 200—300 Tiao für die Hochzeit des Flußgottes, den Rest teilen sie mit den Zauberinnen und stecken ihn in ihre Tasche. Dann gehen die Zauberinnen in den Häusern umher und suchen nach schönen Mädchen, bis sie eine gefunden haben, über die sie bestimmen: diese hier soll des Flußgottes Frau werden! Das Mädchen wird dann von Kopf bis zu Fuß gewaschen, es werden für sie neue seidene Kleider bereitet, sie muß sich der Arbeit enthalten und fasten. Dann wird am Fluß eine Halle erbaut und mit rotseidenen Vorhängen behangen, in der läßt man das Mädchen etwa 10 Tage lang wohnen und versorgt sie mit gutem Essen und Trinken, mit Fleisch und Wein. Schließlich schminkt und schmückt man sie wie eine richtige Frau, setzt sie auf ein mit Matten bedecktes Bett und stößt dieses mitten in den Strom hinein. Das Bett schwimmt ein paar Li weit fort und geht dann unter. — Die Familien hier, welche eine schöne Tochter besitzen, haben sie aus Furcht, die große Zauberin möchte sie zur Gattin des Stromgottes bestimmen, weit fortgebracht; das ist der Grund, weshalb die Stadt so menschenleer ist. Auch sind die Leute hier jetzt schon seit langem verarmt. Beim Volk aber geht die Rede, wenn man dem Flußgott keine Frau gäbe, dann überschwemme er das Land und ertränke die Menschen." So die Auskunft der Aeltesten der Stadt.

Si Men Pao erwiderte darauf: „Wenn die Zeit gekommen ist, daß der Herr des Flusses das Mädchen freit, und die drei Alten, die Zauberinnen und würdigen Väter die Braut zum Fluß bringen, dann möchte ich auch benachrichtigt werden; ich will dann auch kommen und der Braut das Geleit geben." Alle versprachen, es zu tun. — Als nun der Augenblick gekommen war, begab sich auch Si Men Pao zu der Versammlung. Da waren am Ufer des Flusses die drei Alten, die kleineren Beamten und Honoratioren, die Aeltesten aus den Dörfern versammelt und sonst etwa 2—3000 Menschen, die herbeigekommen waren, das Schauspiel mit anzusehen. Unter den Zauberinnen war eine Alte, die schon 70 Jahre zählte, mit 10 Schülerinnen ihrer Kunst, die hatten alle feine, seidene Kleider an. Si Men Pao stand hinter der alten Zauberin und sprach: „Ruft die Braut des Herrn des Flusses herbei und laßt uns sehen, ob sie hübsch ist!" Da brachten sie das Mädchen hinter dem Vorhang hervor, grade vor Si Men Pao. Der wandte sich zu den 3 Alten, den Zauberfrauen und den Honoratioren und sprach: „Das Mädchen ist nicht hübsch, ich ersuche die große Zauberfrau, dem Herrn des Flusses die Kunde zu bringen, daß man ein andres hübscheres Mädchen suchen und ihm an einem späteren Tag senden werde;" und sofort faßten auf seinen Wink die Yamendiener die Alte und warfen sie mitten ins Wasser. — Nach einer Weile sprach

er: „Was bleibt die Alte so lange aus! ihre Schülerin soll ihr Eile machen!“ Darauf packten sie eine der Schülerinnen und warfen sie ebenfalls ins Wasser. Wieder eine Weile und Si Men Pao sprach: „Was bleibt die Junge so lange aus! man muß noch jemand abschicken;“ und wieder wurde eine Schülerin in den Fluß geworfen, und danach noch eine. Si Men Pao sprach: „Die Alte und ihre Schülerinnen sind Weibsleute, sie verstehen die Sache nicht ordentlich zu besorgen; die drei Alten sollen hingehen und es deutlich ausrichten.“ Da wurden auch die drei Alten in den Fluß gestürzt. Si Men Pao steckte die lange Spange ins Haar und in verbeugender Haltung stand er den Fluß zugewandt und wartete. — Eine lange Weile! Die Honoratioren und Unterbeamten packte Entsetzen und Graus. Si Men Pao blickte sie an und sagte: „Die große Zauberin und die drei Alten kommen nicht zurück, was ist das nur? Ich wünsche, daß von den Unterbeamten und Honoratioren einer hingeht und sie zur Eile treibt.“ Da warfen sich alle vor ihm zu Boden, so daß sie sich die Stirne aufschlugen und das Blut ihnen von dem leichenfahlen Gesicht herabfloß. „Man warte noch ein wenig,“ gebot Si Men Pao. Nach einer Weile sprach er: „Ihr Herren, steht auf, der Herr des Flusses hält seine Gäste lange zurück; für diesmal packt Euch alle fort!“ Die Beamten und das Volk des Bezirks Yeh erfaßte Furcht und Schrecken, und von jener Zeit an wagte nie wieder jemand davon zu sprechen, daß der Flußgott eine Frau nehmen wolle.

Si Men Pao aber brauchte nicht nur diese Radikalkur, um das Volk seines Besitzes von dem furchtbaren Aberglauben zu befreien, sondern er ließ auch, wie Sse-ma Tsien weiter erzählt, positiv die helfende Tat darauf folgen, indem er mit zäher Beharrlichkeit das auch hier anfangs unverständige und unwillige Volk dazu anhielt, durch Damm- und Kanalbauten den unheilvollen Ueberschwemmungen des Flusses vorzubeugen und ihrem Land bessere Ernten zu sichern.

Aus der Mission der Gegenwart.

Von Missionsinspektor Lic. Witte.

Weltkongreß und Mission.

Unsere Zeitschrift hat bisher geschwiegen über alle mit dem Weltkongreß in Verbindung stehenden Dinge. Nicht aus Teilnahmlosigkeit, sondern um nicht in die heftigen Kontroversen mit hineingezogen zu werden, die der Weltkongreß hervorgerufen hat. Es war nicht Sache unserer Zeitschrift, an diesem Kampf der Meinungen teilzunehmen. Nun ist die Erregung besänftigt, die Ruhe kehrt wieder, da dürfen wir nicht mehr schweigen.

Denn wir verdanken diesem Kongreß viel. Von orthodoxer Seite ist gerade die Zuziehung fremder Religionen getadelt und als eine schwere Schädigung aller christlichen Missionen bezeichnet und unseren Freunden jetzt jede Berechtigung zur Heidenmission abgesprochen worden, nachdem sie die fremden Religionen als Gäste beherbergt haben.

In schlagender, trefflicher Weise hat sich das Protestantenblatt

in Nr. 36 mit diesen Vorwürfen auseinandergesetzt. Wir geben den Artikel im Auszug wieder:

„Daß wir im Weltkongreß mit Juden und Heiden zusammentagten, daß wir ihnen Freiheit gaben zu reden, ohne daß alsbald eine Widerlegung von seiten des Christentums kam, das ist der Orthodoxie schwer begreiflich geworden. Sie hat vielfach vom Kongreß eben nur dies gesehen, obgleich die Nichtchristlichen vielleicht 5 Prozent der Besucher und 2—3 Prozent der Redner ausmachten, sie hat alsbald gerufen: Wie soll man da Mission treiben, wenn man den fremden Religionen Gleichberechtigng zuspricht! Nun, wir hatten zunächst weniger Angst vor dem Abfall der Zuhörer zum Judentum oder Buddhismus oder Brahmanismus als unsere Gegner, wir halten vom Christentum immerhin so viel, daß es den Vergleich auch mit den fortgeschrittensten Formen dieser fremden Religionen ruhig aushalten kann. Hat die Orthodoxie diese ruhige Sicherheit nicht? — — Wir lassen sodann jenen Religionen Gerechtigkeit widerfahren, daß wir ihnen selbst freie Vertretung ihrer Auffassungen gestatten, es scheint uns diese Form der Apologetik in unserem kritischen Zeitalter sicherer, als die, daß immer vom Christentum beeinflußt, ein Christ uns eine Darstellung jener Religionsformen gibt, von der der Verdacht dann nicht fern ist, sie sei dennoch nicht objektiv. Wir gehen aber in unserer Gerechtigkeit weiter, und gewiß gehen viele Orthodoxe da mit uns: Die anderen Religionen sind auch von Gott gestiftet und geschaffen, je nach der Lage des Volkes und seiner Geschichte — nicht vom Teufel! Oder doch?, dabei können wir uns nicht denken, daß einer um dieser Gerechtigkeit willen, die er jenen Religionen gibt, nun etwa von der Religion der Gotteskindschaft im Christentum zum Buddhismus oder Judentum sich wenden sollte. Man geht doch nicht zurück, sondern vorwärts, und jener in der orthodoxen Partei beliebte Vorwurf: wir wollten zurück und sänken zurück — weil wir zum alten griechisch-antiken Dogma n i c h t zurück wollen, ist kindlich und wird bei häufiger Wiederholung kindisch.

Wenn der Weltkongreß die fremden Religionen zu persönlicher Vertretung einlädt und sie kommen, so sollten die deutschen Missionsgesellschaften ihre Zöglinge schicken, damit sie diese Männer und ihre Auffassungen aus eigenem Munde der Leute kennen lernen. Wenn der Weltkongreß und wir im Weltkongreß mit diesen Männern aufrichtig und freundlich verkehren, so sollte darüber kein rechter Christ murren. Wenn der Weltkongreß und wir im Weltkongreß uns neben jene Leute stellen, und ihnen keine Stufe tiefer anweisen, so stellen wir damit noch lange nicht jene Religionen auf eine Stufe mit dem Christentum, wie denn vermutlich auch jene ihre Religion höher stellen als unsere, und der Gedanke bleibt in uns unbeweglich fest, daß sie alle einmal kommen müssen zu dem großen Glauben, der da betet und handelt: Vater unser!"

Für verständige Beurteiler bedurfte es dieser Auseinandersetzung kaum. Denn die Sieghaftigkeit des Christentums kam auf dem Kongreß wahrlich stark genug zum Ausdruck. Oder sollen wir

engherziger sein als die Buddhisten, die ihre Priester von unsern Missionaren belehren lassen und uns ihre Tempel zur Verfügung stellen? Unsere orthodoxen Brüder sollten viel mutiger und selbstgewisser auftreten, und mehr Glauben haben an das Licht des Evangeliums, das Gott schützt und nicht wir. Und wollen sie eifern gegen die fremden Religionen, so sollten sie viel mehr sich um die Propaganda z. B. des Buddhismus in Deutschland kümmern, die mit dem Weltkongreß nichts gemein und an ihm auch keine Nahrung gefunden hat. Aber viele, die das orthodoxe Christentum nicht befriedigt, laufen dem Buddhismus in die Arme; da muß die Auseinandersetzung doch bald kommen. Und der Weltkongreß hat uns wesentliche, wertvolle Kenntnis der Fremden vermittelt. Das sollten ihm alle danken.

Auf dem letzten Kolonialkongreß haben es zahlreiche evangelische und katholische Männer betont, daß sie z. B. mit Muhammedanern herzliche Freundschaft pflegten. Es sind doch ernste Männer gewesen, die gewissenhaft Gott suchen in ihrer Art. Wollen wir ihnen helfen, Gott zu finden, so kann es nur in Freundlichkeit geschehen in Anknüpfung an ihr Bestes, nicht in Scheidung und im Kampfeston. Kann man anders je ein Menschenherz gewinnen?

Unser Missionsverein dankt dem Kongreß noch eine schöne Werbeversammlung und zwei für Berliner Verhältnisse stattliche Kollekten; das sei hier ausdrücklich erwähnt. So ging eine Stärkung des Missionssinnes aus ihm hervor, nicht eine Schwächung, aus seinen Prinzipien und aus seinem Verlauf.

Der 3. deutsche Kolonialkongreß vom 5.—8. Oktober 1910.

Von den Verhandlungen des im Reichstagsgebäude abgehaltenen Kongresses, dessen reiches, umfassendes Programm in weiten Kreisen bekannt gemacht worden war, interessierten den Missionsmann und Theologen hauptsächlich die Vorträge der Sektion IV, in welcher die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete, zur Sprache kamen. Aber auch ein Teil der in den andern Sektionen und in den Plenarsitzungen abgehaltenen Vorträge, z. B. der des Professors Zoepfl über „die Entwicklungen und die Aussichten des Handels der Kolonien“ und der von D. J. Richter über „das Problem der Negerseele und die sich daraus für die Entwicklung des Negers ergebenden Folgerungen“ boten allgemeines Interesse.

Die Verhandlungen des Kongresses werden in Buchform erscheinen und dann ausführlich besprochen werden. Hier sei nur Folgendes gesagt:

Der Kongreß war vorzüglich geleitet und organisiert, so daß die Tage trotz der hohen Zahl von fast 1700 Teilnehmern ohne alle Störung und in harmonischer Weise verliefen.

Und befriedigend waren im allgemeinen auch die Darbietungen, einzelne sogar von seltener Feinheit und Tiefe. Was die Ver-

handlungen noch besonders anziehend machte, war die Freiheit, mit der die verschiedenartigsten Standpunkte zur Geltung kamen, und daß in einer oft recht ausgedehnten Diskussion die einzelnen Vorträge kritisiert oder ergänzt wurden.

In der Sektion IV wurden besonders zwei Probleme erörtert, das über den in den Kolonien sich stark verbreitenden Islam und das der Erziehung der Schwarzen durch die Kolonialregierung und die Mission.

Ueber den Islam sprachen je ein Vertreter der evangelischen und katholischen Mission und der bekannte Islamforscher Professor Becker vom Hamburgischen Kolonialinstitut.

Zwei Standpunkte standen sich hier gegenüber. Die Missionsmänner, unterstützt von den bekannten Zentrumspolitikern Bachem und Erzberger, machten der Kolonialregierung den Vorwurf, daß ihr Verhalten auf die Schwarzen den Eindruck mache, als begünstige sie den Islam. Die religionslosen Regierungsschulen seien Pflegestätten des Islam. Der Islam sei keine Kulturmacht, er hebe nicht, sondern erniedrige die Schwarzen in sittlich-religiöser Hinsicht. Die Gläubigen des Islam würden nie treue Untertanen. Die schaffe allein das Christentum. Die Regierung solle sich so stellen, daß die Schwarzen den Eindruck bekämen, als sehe sie es am liebsten, daß alle Schwarzen Christen würden. So solle sie auch bei Anstellung von Beamten in jedem Falle dem christlichen Bewerber den Vorzug geben.

Professor Becker aber vertrat mit einigen andern Rednern den Standpunkt, der Islam bedeute doch im Vergleich mit dem ursprünglichen Zustand der Schwarzen einen kulturellen Fortschritt, die Mohammedaner seien zuverlässige Untertanen, während das Christentum in Afrika den Aethiopismus zur gewiß unbeabsichtigten Folge gehabt habe. Der Islam sei im übrigen doch einmal da; ihn zu bekämpfen, sei für die Regierung gefährlich; die Missionare besäßen kein objektives Urteil; der Staat müsse in religiösen Dingen neutral sein; „die Verschiedenheit der Religionen sei (so wurde einmal geurteilt) der natürliche Ausdruck der Verschiedenheit der Rassen." Und der bekannte Graf Hoensbroech hob hervor, daß der Staat, wollte er wirklich „d a s Christentum" begünstigen, sofort auch in den Kolonien dem Streit der Konfessionen gegenüberstehe, die ein friedliches Auskommen miteinander draußen ebenso vermissen ließen, wie in der Heimat. Also sei auch dort strenge Trennung von Staat und Religon zu fordern.

Dieser selbe Gegensatz trat auch bei dem Thema der Erziehung der Eingeborenen zu Tage, das auf das engste zusammenhängt mit dem im Plenum verhandelten Problem der Negerseele, das wieder nicht zu trennen ist von der Rassenfrage. Hier vertraten die einen den unsern Freunden bekannten Standpunkt Dr. Rohrbachs, die andern, vor allem D. Richter, sahen in den Negern Menschen, die der vollen Menschenentwicklung schon jetzt fähig und in jeder Hinsicht bei rechter Erziehung durch das Christentum auf gleiche Höhe mit uns

zu heben seien. Die Vermittlung bot hier der gelehrte Kenner der Sprachen Afrikas, Professor Meinhof vom Hamburgischen Kolonial-Institut, der zugleich durch seine Sprachforschungen das ganze Problem der Rassenfrage inbezug auf die schwarze Rasse wesentlich gefördert hat. Er hat nachgewiesen, daß man von einer schwarzen Rasse garnicht reden könne, sondern daß die schwarzen Völker Afrikas rassenmäßig sehr verschieden sind. Daher sei auch die Entwicklung derselben eine ganz verschiedene. Aber im allgemeinen gebe weder der Rassenbefund noch selbst der heutige Zustand aller schwarzen Völker Veranlassung, an ihrer vollen Entwicklungsfähigkeit zu zweifeln, nur werde die Entwicklung verschieden lange Zeit gebrauchen. Gerade das Christentum sei die Macht, auch jene Völker am schnellsten zu vollen Kulturmenschen zu entwickeln, gerade weil es das höchste Menschheitsideal biete.

Dem gegenüber wurden in der Diskussion andere Stimmen laut, die den nationalen Standpunkt so einseitig betonten, daß sie erklärten, die Kulturfragen ständen für uns erst in 2. Linie, da das wichtigste für uns sei, aus den Kolonien Vorteile zu ziehen. Und es klang der Zweifel hindurch, ob die Ausbildung der Schwarzen — selbst wenn sie möglich sei — zu vollen Kulturmenschen für uns überhaupt erstrebenswert sei, da in den Schwarzen mit dem Steigen der Kultur doch auch der Drang nach politischer Selbständigkeit wachsen werde.

Hier trat die oft schon betonte Tatsache wieder deutlich in Erscheinung, daß die Mission sich nicht mit den nationalen Bestrebungen identifizieren kann. Das Christentumsideal geht wohl eine ganze Strecke mit dem nationalen Hand in Hand, weist aber doch über dasselbe hinaus, und darf davon nicht lassen, ohne sich selbst aufzugeben. Die Mission leistet in unsern Kolonien faktisch gewaltige nationale Arbeit. Den 27 Regierungsschulen stehen z. B. mehr als 2000 Missionsschulen gegenüber. Die höchste Hebung der Schwarzen ist ja das Ziel der Mission, aber nicht unter der Bedingung ihrer bleibenden Bindung an die Herrschaft der Deutschen.

Leider ließen sich die Vertreter der von der Auffassung der Mission abweichenden Meinungen, auch Professor Becker, von den allzu redefreudigen Theologen zu bald zum Schweigen bringen. Die in betreff des Islam einstimmig angenommene Resolution stimmte nach des Referenten laienhafter Meinung doch kaum völlig mit dem in Professor Beckers Vortrag enthaltenen Gedanken; sollte Professor Becker sich so schnell haben überzeugen lassen durch Gründe, die ihm doch gewiß auch vorher nicht unbekannt waren? Erzberger wenigstens meinte, Professor Becker habe durch die Annahme der Resolution vieles „wieder gut gemacht."

So kam es auch weder zu einer inneren Annäherung, noch zu einer wirklichen Verständigung. Der von den Missionsmännern vertretene Standpunkt rechnet wohl zu wenig mit den auf den Regierungsbeamten lastenden Schwierigkeiten der täglichen Praxis, in welcher sie einfach mit den verschiedenen Faktoren auskommen müssen, auch mit dem Islam. Es sind doch nun einmal noch

nicht genug Christen, geschweige denn hervorragende Christen, da, so muß die Regierung die Korangläubigen nehmen, die relativ die besten Elemente sind. Und da sie sich tüchtig zeigen, so hat sie keinen Grund, sie abzuweisen. Die praktische Politik kann nicht immer den höchsten, weitschauenden, gewiß richtigen Idealen folgen, sondern muß von heute auf morgen Sorge treffen, wie es am besten geht. Und die Missionsmänner hätten auf diese Herren sicher überzeugender gewirkt, wenn sie mehr, die Sache praktisch fördernd, und den Gegner verstehend, gesprochen hätten, anstatt immer das höchste Ideal zu betonen und im Predigtton zu antworten auf die doch ganz gewiß auch ernst und gewissenhaft gewonnenen und erwogenen Erörterungen der Andersdenkenden, die sich wieder vielleicht zu wenig von der Not der Praxis zu der Höhe der idealen Grundprinzipien erhoben.

Eigenartig wirkte der aus den Verhandlungen sich notwendig ergebende Eindruck, als seien die katholischen mit den evangelischen Missionen völlig in diesen Fragen eins. Da sieht doch die Praxis auch ein klein wenig anders aus. Vom Schutzgebiet Kiautschou war in bezug auf Missionsfragen kaum die Rede. Professor Mirbt hätte in seinem Vortrag eigentlich wohl unser Seminar in Tsingtau nennen können. Aber im Vordergrund des Interesses unsrer kolonialen Kreise stehen natürlich die Kolonien in Afrika und der Südsee. Daher ist auch unsre Aussicht, das Interesse der Kolonialkreise für unsre Arbeit in starkem Maße zu gewinnen, eine sehr geringe. Ja, wenn wir in Afrika arbeiteten! Kiautschou ist ja garnicht im eigentlichen Sinn Kolonie, es ist doch nur ein Handels- und Interessenstützpunkt. Das kam auch mehrfach in den Beratungen zum Ausdruck.

Ueberschaut man aber das Ganze, so muß man sagen, der Kongreß war eine imposante Kundgebung der regen deutschen Kolonialarbeit, ein Beweis des Fortschreitens des kolonialen Interesses und der Tatsache, daß wir in den Kolonien tatsächlich materielle und ideelle Güter schaffen, die Wert haben für uns und für die Welt, an der wir dort arbeiten. Das ist kein bloßes Probieren mehr, sondern gründliche, zielbewußte Arbeit, die auch schon auf andere Erfolge stolz sein kann als die Diamanten in Deutsch-Süd-West.

Unser Verein dankt dem Kongreß aber noch mehr als Anregungen. Die uns befreundeten Gemeinden Berlins haben alle, wie die anderen Gemeinden für die andern Missionen, am Sonntag, den 9. Oktober, Missionsgottesdienste abhalten lassen, deren Kollekten uns zugute kommen. Außerdem fanden am 6. resp. 7. im Westen, Süden und Norden Berlins 3 große Missionsvolksabende statt, die sehr gut besucht waren, (im Süden weit über 1000 Menschen) in denen folgende Themata behandelt wurden: 1. Der freie Protestantismus und die Mission. 2. Die deutschen Kolonien und die Mission. 3. Unsere Missionserfolge in China und Japan (mit Lichtbildern). So brachte uns dieser bedeutsame Kongreß auch praktischen Nutzen.

Resolution über den Islam in den Kolonien.

Der Kolonialkongreß hat in seiner IV. Sektion folgende Resolution angenommen: „Da von der Ausbreitung des Islam der Entwicklung unserer Kolonien ernste Gefahren drohen, rät der Kolonial-Kongreß zur sorgsamen Beachtung und zum gründlichen Studium dieser Bewegung. Er hält es bei grundsätzlicher religiöser Unparteilichkeit für geboten, daß alle an der Erschließung der Kolonien Beteiligten gewissenhaft vermeiden, was zur Beförderung der Ausbreitung des Islam und zur Benachteiligung des Christentums dienen könnte und empfiehlt missionarische Kulturarbeiten, insbesondere auf dem Gebiete des Schulwesens und der Gesundheitsfürsorge, der tatkräftigen Unterstützung, auch der Kolonialregierung. Er erkennt in der islamitischen Gefahr eine dringliche Aufforderung an die deutsche Christenheit, die vom Islam noch nicht ergriffenen Gebiete unserer Kolonien ohne Verzug in missionarische Pflege zu nehmen."

Aus Admiral Perry's Papieren (s. u. Literatur).

„Die Offiziere des Geschwaders besuchten nun die Küste täglich, und es schien von Seite der Japaner keine Absicht mehr vorzuliegen, den Amerikanern Hindernisse in den Weg zu legen oder sie zu überwachen. Eine Gesellschaft von Offizieren bemerkte bei einem solchen Spaziergange außerhalb der Stadt, daß zwei Japaner ihnen folgten; sie achteten jedoch nicht darauf, weil sie glaubten, es seien Spione. Da sie aber schließlich bemerkten, daß die beiden Lust hätten, mit ihnen ein Gespräch anzufangen, blieben sie stehen und ließen sie herankommen. Es waren Männer von Rang; jeder trug die beiden Schwerter und war in weite, kurze Seidenbrokathosen gekleidet. Ihre Manieren waren die der besseren Klassen; sie waren jedoch schüchtern, wie Leute, die etwas tun, was sich nicht gehört. Vorsichtig sondierten ihre Augen die nächste Umgebung. Dann schob einer unter dem Vorwand, er wolle die Uhrkette des einen Offiziers besichtigen, diesem ein zusammengefaltetes Papier in die Brust. Es war ein Brief, in dem die beiden baten, man möge sie nach Amerika mitnehmen. Es sei zwar von den japanischen Gesetzen verboten, außer Landes zu gehen, sie verließen sich jedoch auf die bewährte Güte der Amerikaner und bäten, sie auf keinen Fall zu verraten. Sie würden in der Nacht mit einem Boote zum Geschwader kommen usw. Darauf legten beide die Finger an die Lippen und verschwanden

In der folgenden Nacht wurde der wachthabende Offizier von einem Boote aus angerufen und fand ein paar Japaner, die das Fallreep heraufgekommen waren und nun um Zulassung baten. Sie wollten augenscheinlich nicht mehr an die Küste zurückkehren. Der Kapitän des Mississippi schickte sie aufs Flaggschiff, das sie mit einiger Schwierigkeit in ihrem Boot erreichten. Kaum waren sie an Bord gekommen, als ihr Boot fortgeschwemmt wurde, sei es durch Zufall, sei es, weil sie es absichtlich treiben hießen. Der wachthabende Offizier meldete ihre Anwesenheit dem Kommodore, der

seinen Dolmetscher schickte, um zu erfahren, was sie zu so später Stunde hergeführt hätte. Sie gestanden, sie wären gekommen, um nach Amerika mitzufahren, ihre Lust zu reisen zu befriedigen und die Welt zu sehen. Es waren die beiden Leute, welche den Offizieren nachgegangen waren und ihnen einen Brief übergeben hatten. Sie schienen sehr ermüdet zu sein, und ihre Kleider waren etwas abgenützt. Beide hatten das Recht, zwei Schwerter zu tragen; aber nur einer hatte eines im Gürtel, die anderen drei hatte das Boot mitgenommen. Sie waren sehr gebildete Leute und schrieben Chinesisch fließend und, wie es schien, elegant; ihre Manieren waren höflich und fein. Der Kommodore ließ sie wissen, er bedaure, sie nicht empfangen zu können, obwohl es ihm sehr lieb wäre, wenn er einige Japaner mit nach Amerika nehmen könnte. Er könne sie jedoch ohne Erlaubnis ihrer Regierung nicht bei sich behalten; sie möchten sich darum bewerben; das Geschwader bliebe auch noch einige Zeit in Simoda. Sie waren über die Antwort des Kommodore äußerst bestürzt und erklärten, daß sie ihre Köpfe verlieren würden, wenn sie wieder an Land gingen; man möge sie doch an Bord lassen. Diese Bitte wurde ihnen ernst, aber sehr höflich abgeschlagen. Es folgte eine lange Diskussion, während welcher sie alle nur möglichen Gründe zu ihren eigenen Gunsten anführten und an die Humanität der Amerikaner appellierten. Dann wurde ein Boot ins Meer gelassen und nach einigem Widerstande ihrerseits stiegen sie ein, bitter über ihr unglückliches Schicksal jammernd.

Am Nachmittag des folgenden Tages kam ein Beamter, der eigens von Jeddo nach Simoda gekommen war, um den Kommodore zu bitten, die Fahrt nach Ohoshima aufzuschieben, was der Kommodore gewährte, an Bord des Powhattan und verlangte den Flaggleutnant zu sehen, dem er mitteilte, daß gestern Nacht ein Paar Japaner auf eines der amerikanischen Schiffe gekommen wären; er wünsche zu wissen, ob dies das Flaggschiff gewesen sei, und wenn ja, ob sich die Leute irgend etwas hätten zu schulden kommen lassen. Der Flaggleutnant antwortete, es wäre schwierig, darüber etwas genaues zu sagen, weil so viele Japaner beständig auf die Schiffe kämen, daß aber keiner sich etwas hätte zu schulden kommen lassen. Yenoske wurde dann gefragt, ob die beiden in Sicherheit an Land gekommen seien, was er bejahte. Der Kommodore sandte hierauf einen Offizier an Land, um die durch dies Ereignis entstandene Aufregung zu beruhigen und sich so viel als möglich für die armen Burschen zu verwenden, die sicherlich nach japanischem Gesetze mit äußerster Strenge verfolgt werden würden. Es wurde den Behörden auch die Versicherung gegeben, daß der Besuch der beiden nicht das geringste auf sich habe und daß in Zukunft kein Japaner ohne Erlaubnis seiner Vorgesetzten an Bord empfangen würde. Hätte der Kommodore seiner Eingebung folgen dürfen, so hätte er den armen Japanern sicherlich willfahrt, die ja nur von Wißbegier zu dem Schritt, den sie getan, getrieben worden waren. Aber es waren andere Rücksichten zu wahren. Die Flucht eines Japaners zu unterstützen, wäre ein Vergehen gegen die japanischen Gesetze gewesen,

und es war nur billig, wenn man diese nach all dem, was man erreicht hatte, skrupulös respektierte. Das japanische Gesetz verbietet es jedem Japaner bei Todesstrafe, sein Land zu verlassen. Es war übrigens auch möglich, daß die beiden ganz andere Motive hatten als die, welche sie angegeben hatten, obwohl an ihrer Wahrhaftigkeit kaum zu zweifeln war. Vielleicht wollte man den Amerikanern eine Falle stellen. Der Kommodore hoffte, die Strafe dadurch zu mildern, daß er zeigte, wie wenig Bedeutung er der ganzen Sache beimaß. Das Ereignis war entschieden sehr lehrreich, denn es bewies, wie groß der Wunsch zu lernen bei den gebildeten Japanern war, die selbst davor nicht zurückschreckten, sich gegen die Gesetze ihres Landes zu vergehen und dem Tode zu trotzen. Unzweifelhaft sind die Japaner ein sehr wißbegieriges Volk, das jede Gelegenheit, seine intellektuelle und moralische Sphäre auszudehnen, mit Freude wahrnehmen würde. Das Betragen der beiden Unglücklichen war wohl charakteristisch für ihre Landsleute. Welch weite Aussichten eröffnen sich nicht diesem interessanten Land!

Einige Tage später stießen einige in der Stadt spazierengehende Offiziere auf das Stadtgefängnis, wo sie die beiden unglückseligen Studenten in eine der gewöhnlichen Zellen eingesperrt fanden. Sie waren sofort, nachdem es aufgekommen war, daß sie die Schiffe besucht hatten, verfolgt und festgenommen worden. Ihr Unglück schienen sie mit großem Gleichmut zu ertragen und sehr erfreut über den Besuch der Amerikaner zu sein. Als einer der letzteren sich dem Käfig näherte, schrieben die beiden etwas auf ein Brett und übergaben es den Offizieren. Das Schriftstück verdient als ein schönes Muster philosophischer Resignation unter Umständen, die selbst einem Kato aus seinem Stoizismus gebracht hätten, hier übersetzt zu werden:

„Wenn ein Held in seinen Unternehmungen Mißerfolge hat, so scheinen seine Handlungen die eines Elenden und eines Räubers. Wir sind ergriffen und eingekerkert worden Die Behörden behandeln uns mit Verachtung; wir leiden unter ihrer Gewalt. Wir haben uns aber nichts vorzuwerfen, und so muß sich nun zeigen, ob ein Held wirklich ein Held ist. Die Erlaubnis, 60 Staaten zu besuchen, war nicht genug für unsere Wünsche; wir wollten die 5 großen Kontinente sehen. Das war lange unser Herzenswunsch. Plötzlich wurden unsere Pläne durchkreuzt, und wir befinden uns in einem elenden Raum, wo Essen, Ruhen, Sitzen und Schlafen schwer sind; wie können wir von hier fortkommen? Wenn wir weinen, scheinen wir Narren zu sein; wenn wir lachen, Elende. Ach! wir können nur schweigen!

Isagi Kooda.
Kwansuchi Manji.

Als der Kommodore von der Gefangennahme der beiden erfuhr, sandte er seinen Flaggleutnant, um nachzusehen, ob es wirklich die wären, welche die Schiffe besucht hatten. Er fand jedoch den Käfig leer; die Gefängniswärter sagten, die beiden wären am Morgen nach Jeddo transportiert worden. Sie waren gefangen genommen worden, weil sie die amerikanischen Schiffe aufgesucht

hatten. Da der Präfekt in der Sache nicht kompetent war, hatte er sie nach Jeddo gemeldet. Ueber das Schicksal der armen Burschen konnte nie etwas in Erfahrung gebracht werden; es ist zu hoffen, daß die Regierung nicht auf die darauf stehende Strafe, nämlich Enthauptung, erkannt hat. Es ist für uns tröstlich, sagen zu können, daß die Behörden dem Kommodore versicherten, er brauche keinen fatalen Ausgang der ganzen Sache zu befürchten.

Literatur.

Die Erschließung Japans. Erinnerungen des Admirals Perry. Bearbeitet von Dr. Wirth und Dr. Dirr. Bibliothek denkwürdiger Reisen, herausgegeben von Dr. Ernst Schultze, Band 2, Hamburg, Gutenberg-Verlag, 1910. Preis geb. 7 *M*.

Der Gutenberg-Verlag hat in der Herausgabe dieser Erinnerungen eine interessante und wichtige Geschichtsepisode der neuen Zeit in ihren Einzelheiten der Kenntnis weiter Kreise erschlossen. Das 375 Seiten starke Buch gibt gründliche Darstellungen des damaligen japanischen Lebens, die noch heute bedeutsam sind. Die gebildeten Kreise Japans waren trotz der starren Abschließung vor fremdem Verkehr über viele Vorgänge und Zustände Europas und Amerikas gut unterrichtet. Das damalige Japan hatte ruhige, friedliche Zustände, und Gewerbe aller Art waren in Blüte. Freilich war es ein eigenartig erstarrter Kulturzustand. Aber gleich bei der ersten Berührung mit den Amerikanern zeigten die Japaner trotz ihres Argwohns und ihrer Abneigung, die Fremden ins Land zu lassen, große Neugierde und eifrigen Lerntrieb, die sie über die Maßen in Erstaunen setzenden Schiffsmaschinen und andre technische Dinge kennen zu lernen, zu zeichnen und in Tätigkeit zu sehen — Man sieht auch aus dem Buch, mit welcher unbeugsamen Festigkeit Perry die Verhandlungen führte und wie er nur diesem würdevollen, festen Auftreten, dem allerdings seine Kanonen Nachdruck geben konnten, den anfangs recht hoheitsvoll überlegen auftretenden Japanern gegenüber seine Erfolge verdankt. — Schließlich ist bewundernswert, wie im Wesentlichen die Beobachtungen der Amerikaner über Land und Leute, trotzdem sie doch nur kurze Zeit im Lande waren und nur an der Küste, durchaus richtig sind und noch heute Geltung haben, trotzdem sich äußerlich seitdem in Japan viel geändert hat.

Die Verlagsbuchhandlung hat uns liebenswürdiger Weise den Abdruck eines Abschnittes gestattet. Derselbe ist in der „Mission der Gegenwart" zu finden. (Siehe Seite 317.)

Das Buch ist auch für Missionskreise lohnend zu lesen, da die Erschließung Japans eine ganze neue Zeit heraufführte, und da die Schilderungen des damaligen sittlich-religiösen Zustandes, der große Beachtung gefunden hat, sehr lehrreich ist. Witte.

Eingegangene Schriften.

W. L. Rau, Die Rechtgläubigkeit der Vernunft, Cannstatt. — Gott und Natur, Betrachtungen zur Ausbreitung eines zeitgemäßen Bibelglaubens, Cannstatt. — Die Transformation des christlichen Glaubens. Kirchheim-Teck.

H. Diethe, Der Kongo-Staat. Flugschriften der Hansaetisch-Oldenburgischen Missions-Konferenz. Bremen, 1910.

Jesus im Koran.

Von V. Rüesch, Pfarrer in Zweisimmen (Schweiz).

(Schluß.)

8. Das Lebensbild Jesu nach dem Koran.

Zurückblickend erhalten wir von Jesus das folgende Lebensbild aus dem Koran:

Die Tochter Imrans wird von ihrer Mutter in zarter Jugend dem Tempel geweiht. Dort wächst sie unter der Aufsicht des greisen Zacharias zur Jungfrau heran. Schon in früher Jugend erscheinen ihr Engel und von ihrer Hand empfängt sie göttliche Nahrung. Ihr Vormund ist selbst ein gottbegnadeter Mann, dem in seinen alten Tagen ein Sohn beschieden ist, der zum Vorläufer des Messias bestimmt ist. Als nun Maria das Alter erreichte, wo sie nicht mehr im Tempel bleiben konnte, wurde sie verlost. An wen, erfahren wir nicht. Sie führt auch unter den neuen Verhältnissen ihr eingezogenes Leben weiter und wird eines Tages vom heiligen Geiste in Jünglingsgestalt besucht, der ihr einen Sohn verheißt, mit dem sie ohne menschliche Einwirkung gesegnet wird. Als nun ihre Stunde gekommen war, kam sie am Stamme einer Palme nieder und gebar Jesus, den Messias. Die Datteln der Palme, ein noch heute beliebtes Stärkungsmittel für Wöchnerinnen im Orient, fallen ihr wunderbar zu und zu ihren Füßen entspringt ein labender Quell. Als sie wieder unter die Menschen kommt, da erheben sie wider sie den ungerechten Vorwurf der Juden; doch ihr Sohn, der kaum geborene, beginnt zu sprechen und zeugt für seine Mutter. Der Knabe wächst heran. Alles ist ihm untertan. Aus Lehm fertigt er Sperlinge, die auf seinen Wink davonfliegen. Er heilt Kranke, erweckt Tote zum Leben. Als Erwachsener lehrt er sein Volk und sammelt Jünger um sich, die an ihn und seine Lehren glauben und sie hinaustragen in alle Welt. Als Siegel seiner Wahrhaftigkeit läßt er einen Tisch vom Himmel kommen, der ihnen zur Festtafel wird. Sein Leben hat Jesus nicht am Kreuze geendet, trotzdem die Juden danach trachteten; sie wurden durch ein Scheinbild genarrt. Nein, Gott hat den getreuen Knecht zu seiner Herrlichkeit erhoben.

Nachdem wir so den äußern Lebensgang Jesu aus dem Koran kennen gelernt haben, soll uns nun der nächste Abschnitt dessen Vorstellungen von Jesu Amt und Lehre vor Augen führen.

Wir konstatieren hier kurz die Resultate unserer Untersuchung. Die Parallelen, die wir haben finden können, weisen uns alle auf die kanonische und apokryphe Evangelienliteratur, wie sie im Volke des 6. und 7. Jahrhunderts lebte. Wir haben nirgends eine bestimmte dogmatische Spezialität entdecken können, die unsere Untersuchungen in eine bestimmte Richtung gedrängt hätten. Wir haben in unserem schon öfters zitierten Aufsatz die Aufstellungen Harnacks zu recht bestehen lassen, haben aber dort besonders unterstrichen, daß die Beeinflussung höchstens durch judenchristliche Volksfrömmigkeit, also theologisch sehr wenig bestimmte stattgefunden

haben kann. Wir können hier nun ergänzend beifügen, daß diese Volksfrömmigkeit, die auf den Propheten gewirkt hat, wohl ebenso stark monophysitisch beeinflußt war, denn wir haben wenigstens Anzeichen gefunden, daß gewisse Kenntnisse des Propheten aus Abessynien stammen.

B. Muhammeds Christologie.

10. Jesu Beruf.

Um Muhammeds Vorstellungen von der Person Jesu und ihrer Ausrüstung zu dem Prophetenberufe kennen zu lernen, haben wir von den Namen auszugehen.

Jesus heißt im Koran Isaj, was als Arabisierung des hebräischen Jeschua oder Jeschu schwer verständlich ist. Man hat den Namen mit Esau in Beziehung gesetzt. Doch befriedigt dieser Erklärungsversuch wenig. Auch mit einer Herübernahme dieses Namens aus dem Griechischen, wo zu jener Zeit η wie langes i gesprochen wurde, kommen wir nicht weiter. Es wäre möglich, daß der Name durch Vermittlung des Syrischen, das den harten Auslaut behalten hat, in einen nordarabischen Dialekt übergegangen wäre, der dann den Auslaut mit dem Anlaut vertauschte.

Meist wird diesem Namen die Abstammung von Maria beigefügt, sodaß Jesus Sohn der Maria einen kaum trennbaren Begriff bildet. Es ist echt orientalische Namengebung, nur ist statt des hier unbekannten Vatersnamens der Name der Mutter eingetreten Als weiteren Beinamen finden wir an verschiedenen Stellen Messias. Bald tritt diese Bezeichnung in der volltönigen Verbindung „Der Messias Jesus, der Sohn der Maria[1]) auf, bald wird auch Jesus ausgelassen[2]), ohne weitere Attribute findet sich der Ausdruck nur an 3 Stellen[3]), doch auch da nur in Zusammenhängen, wo die andern Namen schon vorkamen. Das arabische Masijch entspricht genau dem hebräischen Maschiach. Da es meist mit dem Artikel erscheint, so ist anzunehmen, Muhammed brauche Messias als Titel und nicht als Eigenname, zu dem es im Griechischen geworden ist. Er zieht aber keine Folgerungen aus diesem Titel und verrät keine Kenntnis der Messiashoffnungen des Judentums. Er scheint ihn einfach aus christlichem Munde herübergenommen zu haben, wie vielleicht die Bezeichnung „Sohn der Maria“ von den Juden stammt, wo mit ihr ein Schimpf ausgedrückt sein sollte.

Mit Moses, Noah. Jonas, Aaron und anderen gehört Jesus zu den Gesandten und Propheten Gottes. Er ist gesandt an die Juden.[4]) Nach dem Koran ist unter den Propheten dem Werte nach kein Unterschied:

Sure 2, 130 = 3, 78: Sprecht: Wir glauben an Allah und was er zu uns niedersandte und was er niedersandte zu Abraham und Ismael und Isaak und Jakob und den Stäm-

1) Sure 3^{40}; 4^{156}, ^{169}.
2) Sure 5^{19}, ^{76}, ^{79}; 9^{31}.
3) Sure 4^{170}; 5^{76}; 9^{30}.
4) Sure 57^{26}f; 5^{50}; 2^{81}, ^{254}.

men und was gegeben ward Moses und Jesus und was gegeben ward den Propheten von ihrem Herrn. Keinen Unterschied machen wir zwischen einem von ihnen; und wahrlich wir sind Moslems. Marracci [1]) und Wahl [2]) übersetzen die vorliegenden Stellen, die nur ganz unwesentlich differieren, verschieden Sie geben zwar Sure 3, 78 wie wir, lassen aber in Sure 2, 130 Allah keinen Unterschied machen zwischen den Offenbarungen. Dadurch kommt aber ein ganz neuer und unrichtiger Gedanke hinein. Die Offenbarungen sind wohl verschieden, sonst hätte ja jeder dasselbe gesagt, aber sie stehen vor Allah alle gleich hoch an Wert. Die Propheten unterscheiden sich auch untereinander in der Ausrüstung und Begabung zu ihrem Beruf.

Sure 2, 254: Diesen Gesandten haben wir Vorzüge verliehen, dem einen mehr als dem andern — zu ihnen gehört der, mit dem Gott redete, und einige von ihnen hat er zu Würden erhoben — und wir haben Jesu, dem Sohne der Maria, die Beweise gegeben und ihn gestärkt mit dem Geiste der Heiligkeit.

Jesus gehört zu den Bevorzugtesten unter den Propheten. Ihm wurde übernatürliche Geburt zu teil. Er vollbrachte Wunder und sprach in der Wiege. Und endlich wurde er zur Herrlichkeit erhöht. Ihm allein wird auch die Ausstattung mit dem Geist der Heiligkeit zu teil. [3]) Andere Propheten sind auch geistbegabt [4]) doch scheint der Geist der Heiligkeit etwas besonderes, nur Jesu zukommendes zu sein. Geist der Heiligkeit ist semitische Ausdrucksweise für unser heiliger Geist. Die Geistbegabung Jesu wird Muhammed aus christlichem Munde entlehnt haben, denn sie war ein wesentliches Kampfmittel, Jesu göttliche Sendung zu erweisen.

Außer dem heiligen Geiste erhielt Jesus zur Ausrüstung für seinen Beruf das Evangelium. [5]) Unter dem Evangelium versteht der Koran unzweideutig ein Buch [6]) und zwar wohl das Neue Testament. Thora und Evangelium stehen mit Ausnahme einer Stelle [7]) stets in Parallele. [8]) Wie Moses das Buch für die Juden, die Thora d. h. das Alte Testament empfangen hat, so Jesus das Buch für die Christen, das Neue Testament. [9]) Diese unrichtige Auffassung ist uns ein sicherer Beweis dafür, daß Muhammed keine Kenntnis kanonischer Schriften hatte. Ueber den Inhalt und die Art der Entstehung des Evangeliums erfahren wir aus dem Koran nichts. Es ist aber wohl anzunehmen, daß er sie sich ähnlich dachte, wie die des Koran. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes

1) Marracci, Koran p. 59 u. 121.
2) Wahl, Koran p. 23 u. 53.
3) Sure 2^{81}, ^{254}; 5^{109}.
4) Sure 16^{2}; 40^{15}; 58^{22}.
5) Sure 3^{43}; 5^{50}; 57^{27}.
6) Sure 7^{156}; 9^{112}; 48^{29}.
7) Sure 57^{27}.
8) Sure 3^{2}, ^{43}, ^{58}; 5^{70}, ^{72}, ^{110}; 7^{156}; 9^{112}; 48^{29}.
9) vergl. dagegen Gerock a. a. O. p. 91.

Evangelium wird er auch kaum gekannt haben. Das arabische Wort ist eine Arabisierung des griechischen εὐαγγέλιον. Gerock[1]) meint, Muhammed habe den Ausdruck verstanden, weil der Prophet seine eigene Lehre mehrmals frohe Botschaft[2]) nennt. Doch ist dies Argument nicht stichhaltig, da ja „Evangelium" damals schon ein viel zu abgeschliffener Begriff war und das einzelne Evangelium bedeutete. Und Muhammeds Lehre mußte eine Heilsbotschaft sein, wollte er doch die Menschen beglücken.

So war der Messias Jesus ein Prophet, den andern an Rang gleich, aber ihnen allen überlegen durch die Gaben, die ihm Gott verlieh. Ein Mensch wie andere, und doch durch hervorstechende Eigenschaften gekennzeichnet. Seine wunderbare Jugend zeigt zwar keine Einflüsse auf seine Stellung; aber der Geist Gottes und die Offenbarung im Evangelium machen ihn tüchtig zu dem Berufe, ein Lehrer seines Volkes zu werden und es zum Glauben zu rufen. Was der Inhalt seiner Predigt war, lehrt der folgende Abschnitt.

10. Jesu Lehre.

Nach Muhammeds Auffassung sind alle Propheten Verkünder des einen wahren Gottes und rufen die Menschen, die von der wahren Religion abfielen, zum Glauben zurück. So hatten auch die Juden den Bund, den Gott mit Moses geschlossen, nicht gehalten.[3]) Die Offenbarungen, die an sie ergingen, hatten sie verdreht und gefälscht[4]). Deshalb war die Zeit wieder herangebrochen, da Gott einen Propheten senden mußte, der den Leuten die Thora ins Gedächtnis zurückrief und in ihnen neuen Glauben und Bekehrung weckte. Zu diesem Beruf wurde Jesus auserwählt.

Sure 3, 44: (Jesus spricht): Daß ich bestätige, was vom Gesetz mir vorliegt und um euch manches zu erlauben, das euch verboten war. Ich kam zu euch mit einem Zeichen von eurem Herrn; so fürchtet Gott und gehorcht mir. Siehe Gott ist mein Herr und euer Herr, ihm dienet, das ist der gerade Weg.[5])

Jesus kam also nicht nur das Gesetz zu bestätigen, sondern er hat auch mancherlei Neues gebracht. So hat er Verbote der Thora aufgehoben und sie entkräftet.[6]) Diese Aenderungen bezogen sich z. B. auf die Speisegebote:

Sure 3, 43: und ich (Jesus) werde euch sagen, was ihr essen sollt und was ihr aufbewahren sollt in euren Häusern.

Im Laufe der Zeit waren auch Streitigkeiten und Unklarheiten über die Auslegung und das Verständnis der Thora entstanden. Diese zu schlichten und wegzuräumen, kam Jesus:

---

1) Gerock a. a. O. p. 91.

2) Sure 2^{91}.

3) Sure 4^{154}; 5^{74}, ^{82}.

4) Sure 5^{16}; 6^{91}.

5) vergl. auch Sure 5^{50}; 61^{6}.

6) Sure 3^{44}: Sale bezieht diese Stelle mit arabischen Commentatoren bloß auf die Speisegebote. Der Ausspruch scheint mir aber trotz Sure 3^{43} weiter zu fassen sein. vergl. Sale, Koran p. 42 Anm. a.

Sure 43, 63: Als Jesus mit Beweisen kam, sprach er: Ich komme zu euch mit Weisheit, um euch manches zu erklären, worüber ihr uneinig seid; so fürchtet denn Gott und gehorchet mir.

Außer diesen ganz allgemeinen Zügen wird uns Jesu Lehre kaum charakterisiert. Da er ein Verkünder Allahs ist, muß seine Lehre in den Grundzügen mit der des Propheten übereingestimmt haben; doch wie jedes Zeitalter seine eigene Offenbarung hat[1]) und der eine mehr, der andere weniger brachte[2]), so konnten doch ziemliche Differenzen zwischen Jesu Lehre und der Muhammeds bestehen. Aber dieser Unterschied war immerhin nicht so groß, wie der zwischen den Lehren des damaligen Christentums und den islamischen. Den Christen wird wie den Juden eine Verfälschung der reinen Lehre zur Last gelegt. Das zeigt vor allem die Lehre von der Trinität, die Jesus nicht gelehrt hat. Ebenso hat er das Mönchtum nicht gestiftet[3]).

Ueber Jesu Lehre sollte uns das Evangelium Aufschluß geben, es finden sich aber nur sehr wenige Beziehungen darauf. Aus Thora und Evangelium wird Sure 48, 29 ein Gleichnis zitiert:

Sie (die Gläubigen) sind gleich einem Samenkorn, welches seinen Schößling treibt und stark werden läßt; dann wird er dick und richtet sich auf seinem Halm auf, dem Sämann zur Freude: Auf daß sich die Ungläubigen über sie ärgern.

Es ist recht schwer zu sagen, auf welches der Samengleichnisse sich dieser Vers beziehen könnte, vielleicht am ehesten auf den Samen, der ins gute Land fällt, Mc. 4, 8 oder auf das Gleichnis vom selbstwachsenden Samen Mc. 4, 26—29. Wenn Muhammed dieses Gleichnis wirklich aus christlichem Munde hatte, so zeigt er doch jedenfalls eine so oberflächliche Kenntnis, daß wir einen weitern Beweis dafür erhalten, daß kanonische Schriften ihm unbekannt waren.

Eine noch allgemeinere Anspielung auf den Inhalt des Evangeliums findet sich:

Sure 9, 112: Siehe, Allah hat von den Gläubigen ihr Leben und ihr Gut für das Paradies erkauft. Sie wollen kämpfen in Allahs Weg und töten und getötet werden. Eine Verheißung hierfür ist gewährleistet in der Thora, im Evangelium und im Koran; und wer hält seine Verheißung getreuer als Allah?

Zum Schlusse müssen wir noch einer eigentümlichen Behauptung des Propheten Erwähnung tun. Jesus soll nämlich Muhammeds Kommen vorausgesagt haben. Wir lesen darüber

Sure 61, 6: Und da Jesus der Sohn der Maria sprach: O, ihr Kinder Israel, siehe ich bin Allahs Gesandter an euch, bestätigend die Thora, die vor mir war, und einen Gesandten verkündigend, der nach mir kommen soll, des Name Achmed ist.

1) Sure 13^{38}.
2) Sure 2^{254}.
3) Sure 57^{27}.

Sure 7, 156: Die da folgen dem Gesandten, dem ungelehrten Propheten, von dem sie geschrieben finden bei sich in der Thora und dem Evangelium.

Der von Jesus vorausgesagte Prophet soll Achmed heißen. Achmed kommt von demselben Stamme (hamada) wie Muhammed. Das erstere bedeutet der Gepriesenste, während das andere der Gepriesene heißt. Diese beiden Namen sind nach der Meinung von Sprenger[1]) ursprünglich Epitheta, die sich der Prophet erst in Medina beilegte. Sein ursprünglicher Name könnte vielleicht vergessen sein, da uns ja sonst nur die Benennung nach seinem Sohn Kasim aufbehalten ist. Sprengers Ansicht wird aber nach dem Befund südarabischer Inschriften, die den Namen Muhammed schon vor dem Propheten zeigen, widerlegt. Achmed nun entspricht dem griechischen περίκλυτος, wie wir es im muhammedanischen Barnabasevangelium[2]), einer späten Tendenzschrift, ähnlich den Toledoth Jeschu, lesen. Περίκλυτος wäre dann eine Verwechslung mit παράκλητος und Muhammed würde sich hier auf die Parakletweissagungen im Johannesevangelium beziehen. Es kann uns nicht wundern, diese Vorstellungen bei Muhammed zu finden. Er hat die christliche Hoffnung in seinen Dienst gestellt und umgebildet.

Die zweite Stelle bezieht sich weniger deutlich auf die Weissagungen vom Parakleten.

Es ist äußerst wenig, was wir über Jesu Lehre erfahren. Noch weniger läßt sich über die Quelle dieser Kenntnisse sagen. Es bleibt bei all diesen Aussagen, die so allgemein gehalten sind, zweifelhaft, ob sie wirklich aus christlicher Quelle stammen, oder ob nicht Muhammed sich diese Dinge selbst konstruiert hat.

11. Muhammeds Vorstellungen von der Trinitätslehre.

Wir finden im Koran keine richtige Vorstellung von der christlichen Trinitätslehre. Was Muhammed bekämpft ist ein Tritheismus.[3]) Die schwierige Spekulation über Gott Vater, Sohn und heiligen Geist mußte einem in christliche Theologumena nicht Eingeweihten als krasser Polytheismus erscheinen. Und diese Vorstellung mußte in einem so starrmonotheistisch denkenden Kopfe wie Muhammed den stärksten Widerspruch hervorrufen.

Die Trinitätslehre hat bei Muhammed eine recht eigentümliche Form angenommen. An Stelle des heiligen Geistes tritt bei ihm Maria, die Mutter Jesu.

Nach den Christen, behauptet der Prophet, hat Gott der Vater Jesum gezeugt. Gegen diese Lehre polemisiert er heftig.[4]) Da Allah der Erhabene ist, der über allem thront, kann er keinen Sohn haben. Wir sollten erwarten, daß der Prophet von hier aus die übernatürliche Geburt bekämpfe. Sie ist aber nach Muhammeds

1) Sprenger, Leben Mohammeds I p. 155 ff.

2) s. b. Fabricius, Cod. apokr. Nov. Test. III 375 ff. cf. 366 ff.

3) Sure 4^{169}; 5^{79}.

4) Sure 19^{91-93}; 23^{93}.

Auffassung keineswegs ein physischer Vorgang, sondern ein schöpferischer Akt Gottes, ein Allmachtswunder, wie er auch die Dschinn schuf.[1]) Mit diesen Ausführungen waren aber doch die Christen einigermaßen einverstanden, wenn auch die christliche Lehre viel feiner war. Sie lehrten doch auch nicht kraß sinnlich. Woher stammen denn diese Vorstellungen? In der Missionspredigt spielten ganz natürlich die Ausdrücke Gott der Vater und Jesus der Sohn Gottes eine große Rolle. Aber wie schon die Griechen, dachten auch die nichtjüdischen Semiten bei diesen Begriffen an physische Abstammung. Wenn sich auch schon von da aus die Polemik des Propheten verstehen läßt, so dürfen wir vielleicht doch noch etwas weitergehen und die Vermutung aussprechen, daß auch unter den Christen, mit denen er in Berührung kam, ähnliche Vorstellungen herrschten, da die theologische Spekulation von diesen Halbchristen kaum verstanden werden konnte.

Die zweite Person der göttlichen Familie ist Maria.[2]) Sie ist die Göttin Mutter. Man suchte für diese merkwürdige Lehre Parallelen auf christlichem Boden und wies auf eine Sekte der Kollyridianerinnen hin, die Maria göttlich verehrten. Wir wissen über die Sekte nur, was uns Epiphanius[3]) berichtet. Sie scheint also keine größere Bedeutung gehabt zu haben und war möglicherweise zu jener Zeit schon ausgestorben.[4]) Muhammed kann daher nicht von ihr abhängig sein. Man brachte ferner zur Erklärung der absonderlichen Lehre des Propheten bei, daß der heilige Geist in den semitischen Sprachen weiblich ist. Im Hebräerevangelium wird er sogar Mutter Jesu genannt.[5]) Auch bei den Gnostikern ist der Geist meist weiblich gedacht (Valentin, Elkesaiten, Ophiten). Ob solche Vorstellungen eingewirkt haben, ist nicht zu sagen. Viel wahrscheinlicher scheint die große Wertschätzung der Maria durch die Christen der Grund des Irrtums zu sein. Galt doch auch auf christlichem Boden Maria als Gottesgebärerin für eine Ergänzung der Trinität.[6]) Die Vertauschung des heiligen Geistes mit Maria lag nahe, da man doch schließen muß, wenn Gott der Vater ist und Maria die Mutter, so gehört doch diese letztere zur Trinität und nicht der heilige Geist, der nur Werkzeug in der Hand Gottes ist. Ich möchte hier der Vermutung Ausdruck verleihen, es sei diese Auffassung der Trinität ein Einfluß ägyptischen Volksglaubens auf den Propheten. Dort finden wir die Vorstellung der Göttertriaden, z. B. Isis, Osiris, Hor. Dies würde unsere Annahme starker abessynischer Einflüsse stützen.

Gegen die Gottheit der dritten Person, Jesu, wird am häufigsten polemisiert.[7]) Wohl ist Jesus, wie wir gesehen haben, der vor-

1) Sure 6^{100}; 51^{56}.

2) Sure 5^{116}.

3) Epiphanius adv. Haer 78^{23} u. 79.

4) Hauck's R. E. art. Kollyridianerinnen X p. 649.

5) Hennecke, N. T. Apokryphen, p. 19 Zeile 13ff.

6) vergl. Sayous, Jesus Christ d'après Mahomet p. 61.

7) Sure 9^{30}; $5^{19, 76}$.

züglichste Prophet, den Gott vortrefflich ausrüstete. Aber mehr wie ein Mensch war er doch nicht. So hat er denn auch keine Allwissenheit.[1]) Auch übernatürliche Geburt und Erhöhung vermögen es nicht, ihn über den Stand eines gewöhnlichen Menschen hinauszuheben.

Jesus ist nicht der Urheber der Lehre von seiner Gottheit.[2]) Er erhob sich nicht über sich selbst, sondern forderte die Menschen auf, Allah zu dienen, und nicht sich selbst.[3])

12. Muhammeds Bild von Jesu Person.

Ein Bild von Jesu Person ist nach dem Koran nicht leicht zu zeichnen, da Jesu Art zu handeln und zu reden nur angedeutet wird. Die Erzählungen, die von ihm handeln, geben uns auch äußerst wenig Material. Es wird uns nicht der Eindruck der religiös überwältigenden Macht, den Jesus auf den Christen macht, mitgeteilt, sondern das kühle Urteil des fernstehenden Kritikers, der selbst ein religiös schöpferischer Geist ist. Muhammed wägt kühl ab, er kritisiert, was er weiß. Wo er kann, spielt er den Meister zu seinen Gunsten aus, aber um eine wirkliche Charakteristik seiner Persönlichkeit ist es ihm nicht zu tun.

Jesus ist ein Prophet und Gesandter Gottes. Dadurch steht er in seinem religiösen Leben über allen seinen Zeitgenossen; aber er wurzelt doch tief in ihrem Boden, denn er aß Speise wie sie.[4]) Durch sein sittliches Verhalten gehört er zu den Gott Nahestehenden und den Guten.[5]) Sein Herz ist voll Ehrfurcht für seine Mutter.[6]) Nach Gottes Gebot verrichtet er sein Gebet und gibt Almosen.[7]) In all seinem Tun läßt er sich von dem Willen Gottes leiten[8]) und legt mit starkem Gottvertrauen all seine Unternehmungen in seine Hand.[9]) Seine Rede ist lauter Wahrheit, die vor Gottes Urteil bestehen kann.[10]) Darum hat auch Gott seinen Knecht[11]) gesegnet[12]) und ihn mit Weisheit[13]) zu seinem Beruf ausgerüstet. Als Siegel seiner Sendung verlieh er ihm Wunderkraft[14]), die er im Dienste der Menschheit verwendete.[15]) Um dieses Leben treuen Gottesdienstes ward ihm auch Ehre von den Menschen zuteil, wenn er auch seinen Lohn erst im jenseitigen Leben finden[16]) konnte, wo er von all den Ungläubigen befreit war.[17])

Aus all diesen Aussagen des Propheten bekommt man den Eindruck einer großen starken Persönlichkeit, die weit über ihre Mitmenschen hinausragte. Es fällt kein Schatten auf sie. Nicht Jesum kritisiert Muhammed, sondern das zeitgenössische Christentum. Für ihn ist Jesus einer seiner Vorläufer, die ihm den Weg bereiteten. Er glaubt auf seinem Pfade weiter zu arbeiten und zur Verwirk-

---

1) Sure 5^{116}.
2) Sure 5^{116}.
3) Sure 5^{76}.
4) Sure 5^{79}; 5) Sure 3^{40}; 6) Sure 19^{33}; 7) Sure 19^{32};
8) Sure 3^{43}; 9) Sure 5^{114}; 10) Sure 5^{116}; 11) Sure 19^{31};
12) Sure 19^{33}; 13) Sure 3^{43}; 14) Sure 3^{43}; 15) Sure 3^{43};
16) Sure 3^{40}; 17) Sure 3^{48}.

lichung der Predigt Jesu beizutragen. Diese Vorstellung kann er nur haben, weil sein Bild von Jesus oberflächlich ist. Es ist ein Bild, das er sich zurecht gestutzt hat, ohne tiefe Kenntnisse, nach bloßem Hörensagen. Seine große Anerkennung für Jesus hat ihren Grund nicht in religiösen Motiven, obwohl ihm das Christentum und das Judentum sympathischer waren wegen des Monotheismus. sondern in der Politik. Sowohl Juden wie Christen suchte er erst auf friedlichem Wege zu gewinnen. Ich denke dabei vor allem an die Auswanderungen von ungefähr 100 Gläubigen nach Abessynien, in dessen Bewohner er seine Glaubensgenossen zu sehen glaubte. Er hatte soviel von der Person Jesu erfahren, daß es ihm nicht möglich war, sie zu übergehen oder in den Staub herunterzuziehen. Da ging er den viel klügeren Weg, anzuerkennen, was ihm anzuerkennen möglich war, um Anhänger zu gewinnen. Er stand dem Christentum ganz anders gegenüber als das Judentum. Für ihn handelte es sich um Mission, für sie um Sein oder Nichtsein. Der Gedanke der Mission gibt uns den Schlüssel zu dem Urteile Muhammeds. Es ist politische Klugheit, die ihn Jesum so hoch einschätzen läßt, darum geht er einig mit den Christen in der Wertschätzung des Stifters, bekämpft aber ihren jetzigen Glauben, der so weit von dem des Meisters entfernt ist. Dies ist aber nicht etwa ein historisch gefälltes Urteil, sondern es ist erzwungen durch die Verhältnisse. Wollte Muhammed Jesum hochschätzen, dann mußte das jetzige Christentum korrumpiert sein, sonst hätte er es selbst annehmen müssen. So trifft er das Richtige zufällig.

Sein Urteil über die Christen soll uns im Anhang zu diesem Kapitel beschäftigen.

Anhang.

Muhammeds Urteil über die Christen.

Der Koran nennt die Christen Nazaräer.[1]) Dieser Name ist den Juden entlehnt und ist der gewöhnliche semitische Ausdruck für die Anhänger Jesu. Wir dürfen deshalb daraus nicht den Schluß ziehen, die Christen Arabiens wären zur Zeit des Propheten alle Judenchristen gewesen.

Mit diesem Namen werden die Christen nur selten angeführt. Sie gehören aber auch zu den Schriftbesitzern, die der Koran aus der medinischen Zeit sehr häufig nennt.[2]) Daß der Koran unter den Schriftbesitzern nicht nur die Juden versteht, geht z. B. aus Sure 5, 70 und 72 deutlich hervor. Ebenso zeigt es uns Sure 9, 29 ff. wo erst das Volk der Schrift und dann Juden und Christen einzeln genannt werden. Wir haben daher auch diese Stellen in Betracht zu ziehen um uns ein Bild von Muhammeds Urteil über das Christentum zu bilden. Wir dürfen es um so eher tun als uns Muhammed gar keine Mittel an die Hand gibt, ihre gegenseitigen Bezieh-

1) Sure 2^{59}, ^{105}, ^{107}, ^{114}, ^{129}, ^{134}; 3^{60}; 5^{17}, ^{21}, ^{56}, ^{73}, ^{85}; 9^{30}; 22^{17}.

2) Sure 2 u. 5.

ungen zu bestimmen. Er sagt uns nur, daß sie sich untereinander bekämpfen.[1])

Das Christentum scheint im Ganzen eine geringe Rolle in der Missionstätigkeit des Propheten gespielt zu haben, denn wir hören wenig darüber. Er beurteilt es freundlich, wenn auch ablehnend. Ueber seine Einrichtungen und seine Lehrausbildung erfahren wir kaum etwas. Er weiß, daß die Christen Priester und Mönche haben, daß sie in festen Gemeinden leben.[2]) Sonst sind seine Urteile sehr allgemein und geben uns gar keinen Einblick in das damalige Christentum. Wie jede Religionsgemeinschaft, so behaupten auch die Christen, den allein wahren Glauben zu haben,[4]) darum könnte sie der Prophet nur zufrieden stellen, wenn er selbst zu ihnen überträte.[5]) Deshalb treiben sie auch eifrig Mission nicht nur an Heiden, sondern auch unter den Anhängern des Propheten.[6]) Für die Gläubigen ist es daher ratsam sie zu meiden und keinen von ihnen zum Freund zu nehmen.[7]) Muhammed hat den optimistischen Glauben, daß die Christen, wenn sie nur aufrichtig und wahr wären, seiner Verkündigung folgen müßten; aber sie geben der Wahrheit nicht die Ehre[8]), sondern sie verbergen und verdrehen vieles und haben manches vergessen[9]) und haben das ihnen auferlegte nicht gehalten.[10]) Der Vorwurf über die Verdrehungen bezieht sich hauptsächlich auf die Trinitätslehre, die, wie wir gesehen haben, dem Propheten als Lehre der Nachfolger Jesu bekannt ist, und auf seine Behauptung, in den Schriften der Juden und Christen wäre sein Kommen vorhergesagt.[11]) Ueber ihren Charakter teilt er uns mit, daß die Christen nicht hoffährtig waren,[12]) — waren es doch zumeist arme Leute, Sklaven — doch kennen sie keine sittlichen Pflichten gegenüber den Andersgläubigen, es ist kein Verlaß auf sie.[13]) Unter den Bekämpfern des Islam sind die Christen dem Propheten am freundlichsten gesinnt.[14]) Es herrscht Haß und Feindschaft bei ihnen, weil sie Gottes Gebote nicht gehalten haben.[15]) Ueber das Recht der verschiedenen Religionsgemeinschaften wird der jüngste Tag entscheiden,[16]) aber Juden, Christen und Sabäer haben sich vor dem Gericht nicht zu fürchten, wenn sie nur glauben und rechtschaffen sind.[17])

Es finden sich jedoch auch noch schärfere Töne den Christen gegenüber. Wohl sind Gläubige unter dem Volk der Schrift, aber die meisten sind Frevler.[18]) Ein Aufruf, sie mit der Waffe zu bekämpfen und der Wunsch, Allah möchte sie vernichten, findet sich im Koran nur einmal.[19]) Es möchte daher diese Stelle mehr einer

---

1) Sure 2^{107}, ^{254}; 2) Sure 5^{85}; 57^{27}; 3) Sure 3^{109}.
4) Sure 2^{105}; 5^{21}; 5) Sure 2^{114}; 6) Sure 2^{103}; 3^{62}, ^{65}, ^{94}; 2^{129}.
7) Sure 2^{103}; 5^{56}, ^{62}; 29^{45}; 8) Sure 3^{64}, ^{91}.
9) Sure 2^{134}; 3^{72}; 5^{17}; 10) Sure 3^{184}; 11) Sure 2^{141}; 6^{20}.
12) Sure 5^{85}.
13) Sure 3^{68}f; doch geht diese Stelle vielleicht nur auf die Juden.
14) Sure 5^{85}; 15) Sure 3^{88}; 5^{17}; 16) Sure 22^{17}.
17) Sure 2^{59}; 5^{73}; 18) 3^{106}; 5^{64}; 57^{15}, ^{27}. 19) Sure 9^{29}f.

augenblicklichen Stimmung entsprechen, als seiner wirklichen Gesinnung.

Mehr bietet uns der Koran nicht. Einen Aufschluß über die damalige christliche Kirche in Arabien bekommen wir nicht. Die Christen nehmen überhaupt in der ganzen Polemik nach außen einen verschwindenden Raum ein. Ob wir wohl von da aus auf geringe Verbreitung des Christentums schließen dürfen? Vielleicht ist doch eher der Grund bei Muhammed selbst zu suchen. Er hatte bei seinen Auseinandersetzungen mit den Christen und besonders den Juden keinen Erfolg.[1] Sie waren ihm überlegen. Da machte ihn sein Mangel an wirklich gründlichen Kenntnissen vorsichtig und ließ ihn nur allgemeine Urteile fällen.

Zum Schlusse ist hier noch der Legende von den Siebenschläfern, die im Koran Aufnahme gefunden hat, Erwähnung zu tun. Die Form der Legende, wie sie uns die 18. Sure bietet, stimmt mit den christlichen Versionen ziemlich gut überein; doch hat sie mancherlei eigentümliche Züge, die eine direkte Abhängigkeit von ihnen ausschließen. Es finden sich Varianten, die nur auf dem Sagenboden des Volkes gewachsen sein können; dahin gehört vor allem die Unbestimmtheit in der Zahl der Schläfer. Die älteste uns bekannte Version bietet eine syrische Prosa aus dem siebenten Jahrhundert, während der älteste Text in einer Homilie des Jakob von Sarug enthalten ist. Auf diese beiden Versionen gehen die andern uns bekannten alle zurück. Die Form des Koran scheint direkt von Syrien nach Arabien gewandert zu sein und dort ihre eigentümliche Prägung angenommen zu haben.[2] Auch diese Untersuchung bestätigt uns das schon früher gesagte. Ein von theologischem Wissen nicht angekränkelter Geist nimmt unbesehen auf, was ihm der tägliche Umgang an Frömmigkeit entgegenträgt. Er gestaltet selbstbewußt und verwischt die Spur der dienstbaren Geister.

Literatur.

Arnold, J. M., Der Islam, Gütersloh 1878. — Bestmann, Die Anfänge d. kath. Christentums und des Islams. Nördl. 1884. — Flügel, Gust., Geschichte der Araber, Lpz. 1864. — Geiger, Was hat Muhammed aus dem Judentum aufgenommen. — Gerock, C. F., Christologie des Koran, Hamburg 1839. — Grimme, H., Mohammed. Münster 1892—95. — Hofmann, R., Das Leben Jesu nach den Apokryphen. Lpz. 1851. — Koranübersetzungen von Boysen, Henning, Sale, Wahl. — Krell, L. Leben und Lehre Muhammeds I. — Krell, L. Die Religion der vorislam. Araber. — Sayous, Ed. Jésus-Christ d'après Mahomet, Lpz. 1880. — Sprenger, A. D., Das Leben und die Lehre des Mohammad, Berl. 1868. — Rösch, Die Jesusmythen des Islam, Stud. und Krit. Theol. 1876. — Dettinger, Beiträge zu einer Theol. d. Quorans, Tüb. Ztschrft. f. Theol. 1831. — Weil, G. Muhammeds Leben und Lehre. Stuttg. 1843. — Wright, Thomas, Early Christianity in Arabia, London 1855. — Nöldeke, Hatte Muhammed christl. Lehrer? Z. D. M. XII. —

1) vergl. A. Geiger, Was hat Muhammed aus dem Judent. aufgen.? p. 23 ff

2) vergl. über die Siebenschläferlegende: J. Koch, Die Siebenschläferlegende ihr Ursprung und ihre Verbreitung, Lpz. 1883; C. A. Bernoulli, Die Heiligen der Merowinger, Tüb. 1900.

Tisdall, The Sources of Islam, Edinburgh 1901. — Becker, Christentum und Islam. Rel. geschtl. Volksbuch. — Es gehören hierher natürlich auch alle Darstellungen der allgem. Religionsgeschichte und die Ausgaben der neutestamentlichen Apokryphen (Thilo, Tischendorf, Hennecke, Fabricius).

Weltgericht, Weltbegnadigung und Neuordnung der Welt nach dem 1. Buch Moses.*)

Von Pfarrer Julius Happel, Heubach.

In einem großartigen dramatischen Zusammenhang mit allem Bisherigen in sachlichem Fortschritt und innerlichem Anschluß an das unmittelbar Vorhergehende, die beiden Stämme der Adamswurzel, die Kainiten und Sethiten folgt nun die Ausführung des weltumfassenden Gottesgerichts und die Aufrichtung des ebenso allumfassenden Gottesbundes.

Sintfluterzählungen und wunderbare Errettungen aus den Fluten sind ja bei vielen Völkern überliefert worden; aber wo in aller Welt ist entweder vor oder nachher eine zu finden, die an Tiefe und Reichtum des religiös-sittlichen Gehalts sich mit der im 1. Buch Mose mitgeteilten messen könnte?

Mit solcher welterschütternden Wucht konnte man die strafende Gerechtigkeit Gottes nur da einschlagen und hereinbrechen, mit solcher Macht der Barmherzigkeit und Begnadigung dem Strafgericht Gottes nur da Einhalt gebieten sehen, wo die Wahrheit Gottes und der Wert der Menschenseele so hell und klar erkannt waren, wie sie im 1. Buch Mose leuchten.

Schon allein um dieses unvergänglichen Gott- und Menschen-Dramas willen müßte das 1. Buch Mose als das ursprünglichste und großartigste religiöse Kunstwerk aller Zeiten gelten. Es ist wie ein Meer, das immer finsterer und wilder und wie mit krachenden Donnerschlägen aufbraust und überflutet, dann aber seine Wogen sich senken, seine Fluten sich verlaufen läßt, stiller und stiller wird und endlich in spiegelglatter Fläche erscheint.

Wie Gott der Herr seine Auserwählten durch ein Weltgericht hindurchführt, das ist der aus reichster und tiefster Erfahrung solcher Errettung gewonnene einzig große Gedanke dieses Stückes von dem Weltgericht und der Weltbegnadigung. Daß Gott ein gerechter Richter ist, der jedermann nach dem Gesetze und nach seinen Werken straft, das ist dem Volke Gottes auf dem Wege seiner vielhundertjährigen Erziehung durch Gott nur immer heller, reicher und tiefer zur erfahrungsmäßigen Gewißheit geworden. Beides konnte an keinem Beispiel leuchtender offenbar werden, als in dem Falle, wo die Verderbnis und die Schuld der Verderbten so allgemein und vollständig war, daß die ganze Erde davon befleckt und unter allen den Millionen von Erdengeschöpfen nur noch ein Mann und sein Haus der Errettung würdig schien.

Von ihm heißt es nach dem einen Bericht, „Noah war ein rechtschaffener und redlicher Mann in seinem Zeitalter, mit Gott

*) cf. von demselben Verfasser die Aufsätze Z. M. R. 1906, S. 161 ff.; 206 ff.; 304 ff.; 321 ff.; und 1909. S. 248 ff. 289 ff.

wandelte Noah." Diese Charakterzeichnung Noah's ist keineswegs die eines sündlosen Menschen, sondern eines Mannes, der in einem Zeitalter wilder Gesetzlosigkeit, Unordnung und Gewalttätigkeit ein unbescholtenes und ehrbares Leben führte, und die Seele seiner Redlichkeit und Rechtschaffenheit war die Gottseligkeit: er wandelte mit Gott, d. i. er lebte in Gemeinschaft mit Gott; was in dieser Umgebung, unter völlig Verdorbenen nicht ebensoviel bedeutet, wie dort, wo es von Henoch gesagt war, der Beste unter noch nicht völlig Verdorbenen.

Hiermit stimmt der andere Bericht schönstens überein: „Aber Noah fand Gnade in den Augen des Herrn."

Schon in der Erhaltung des einen Zweigs am alten Adamstamm und darin, daß es um seinetwillen nicht auf Vernichtung und Neuschaffung, sondern auf Abwaschung, Erneuerung und Wiedergeburt der alten Erde und ihrer Obrigkeit abgesehen war, leuchtete Gottes Gnade und Barmherzigkeit um so heller, je größer die allgemeine Verderbnis war, und je strenger die strafrichterliche Gerechtigkeit des Weltrichters verfahren mußte.

Unvergleichlich majestätisch ist nun das Weltgericht, welches jetzt vollzogen wird, und die Errettung des einen Zweiges am alten Adamstamm, der hausväterlichen Obrigkeit mit ihren Untertanen, gemalt.

Ursache des Weltgerichts ist die ungeheuere Verderbnis der Erde und ihrer Bewohner:

„Und die Erde war verderbt vor Gott, voll Gewalttat war die Erde."

Der Mensch war von Gott zur Obrigkeit auf Erden eingesetzt; da er sich aber wilder Unordnung und Gewalttätigkeit ergab, so verwilderte und entartete der ganze Bereich seiner Herrschaft, das ganze Erdreich samt allen seinen Bewohnern. Vor allem verwilderten die Tiere, die Bestien nahmen überhand, die Wölfe zerrissen die Lämmer.

Es folgt das weltrichterliche Erkenntnis und Bekanntmachung des Urteils an den Auserwählten:

„Und Gott sah die Erde und siehe sie war verderbt."

Wenn Gottes untrügliches Auge die Erde verderbt sieht, dann muß sie es gewiß sein. Sie war's aber dadurch, daß alles Fleisch, d. h. alles was fleucht und kreucht und Bein zur Erde beugt, seinen Wandel auf Erden, d. h. seine Lebensweise verdorben hatte.

„Und Gott sprach zu Noah."

Gott macht seinen Rat und Willen dem gottseligen redlichen und rechtschaffenen Menschen bekannt. „Das Ende alles Fleisches ist vor mich gekommen." Die Gnadenfrist ist abgelaufen, das Endgericht an allem belebten und beseelten Wesen muß nun vollzogen werden. „Denn voll Gewalttat ist die Erde." Die von den fleischlichen Wesen ausgehende Gewalttat erfüllt die Erde gleichsam bis an den Rand. „So siehe, ich vertilge sie mit der Erde," nicht bloß die Wesen selbst, sondern auch ihre Wohnstätte. Gott will seinen

Auserwählten durch sein eigenes Tun retten. „Mache dir eine Arche usw." Noah erscheint hier als der erste Schiffe-Erbauer und die Schiffbaukunst eine von Gott seine Auserwählten gelehrte. Die Gewalttätigen, wie Kain, bergen sich hinter den Burgen; die mißhandelten und bedrückten Auswanderer retten sich hinter die hölzernen Mauern. Die Arche scheint nach der sichtbaren Dreigestalt der Welt gebaut zu sein: Grundgeschoß das Meer, erster Stock die Erde, Oberstock der Himmel. Daran erinnert auch, daß das Licht von oben in die Arche fällt. Auch daß die Türe an der Seite ist, erinnert mehr an ein Haus, als an ein Schiff. Die Arche ist ebensohoch wie der salomonische Tempel, aber fünfmal länger und zwei und ein halbmal breiter. Der dem ganzen Gebäude zu Grunde liegende baukünstlerische Gedanke scheint das wunderbar auf den himmlischen Wassern erbaute Gotteshaus als eine Zufluchtsstätte der auf der Erde unschudig Verfolgten zu sein. Diese Annahme gründet sich auf die Haupttatsache, daß die Erde damals voll Gewalttat war, deshalb die wenigen redlichen und rechtschaffenen Leute, wie Noah und sein Haus und die zahmen Tiere viel Verfolgung und Unterdrückung auszustehen hatten, und da ihnen die Erde nirgends mehr eine Zufluchtsstätte bot, auf das Schiff gerettet werden mußten. So konnten die Baumeister der christlichen Kirche mit Recht in der Arche Noah's ihr ältestes und ursprüngliches Vorbild sehen.

Um seinem Auserwählten den gewaltigen Mut und das unbedingte Gottvertrauen, dazu den vollständigen und pünktlichen Gehorsam einzuflößen, der zu dem ungeheueren Wagnis gehörte, das Weltrettungsfahrzeug zu besteigen und darin bis zur Vollendung des Weltgerichts auszuharren, gibt ihm Gott nun die majestätischste Bundesverheißung, die je erhört worden ist. Die Erde soll wieder in den Zustand zurückgeführt werden, in welchem sie sich vor ihrer Erschaffung befand: Stumpfheit und Dumpfheit. Finsternis auf der wogenden und tosenden Tiefe und der Hauch Gottes über den Wassern schwebend. „Aber mit dir will ich *meinen* Bund aufrichten." Es ist von unabsehbarer weltgeschichtlicher und reichsgottesgeschichtlicher Wichtigkeit, daß Gott selbst mit dem zweiten Stammvater des menschlichen Geschlechts einen Bund schließt; nicht des Menschen also, sondern Gottes Werk an dem Menschen ist die sachliche und persönliche Sicherheit dieses Bundes, der zugleich der unerschütterliche Baugrund aller ferneren Bundesstiftungen Gottes an der Menschheit und um ihretwillen auch der Tierheit und der ganzen Erde, als der Wohnstätte des Menschen und seiner Untertanen ist. Denn Gottes Treue wanket nicht. Gott richtet den Bund auf vermittelst eines uralten und immer neubekanntgemachten Bundeszeichens, wie 9, 12 näher ausgeführt wird.

„Du sollst in die Arche gehen usw." Wir haben uns viel zu sehr daran gewöhnt, den einzelnen Menschen in seiner Vereinzelung abgesondert von der Gemeinschaft, getrennt von seiner näheren und ferneren Umgebung zu erfassen. Das ist nicht nur unnatürlich, und ungerecht gegen den Einzelnen, wie gegen die Gesamtheit,

welche beide in der vielverschlungensten Wechselwirkung miteinander stehen, dadurch kommt auch der uranfängliche und durch alle Bundesstiftungen einschließlich der durch Jesus Christus vermittelten Bundesstiftung sich hindurchziehende Gedanke des Reiches Gottes, als des Leibes Christi, des Hauptes und seiner Glieder, nicht zu seiner Geltung. Der mit seinem ganzen Hause in allen seinen Gliedern und seiner ganzen Habe in dem wunderbaren Schiffsfahrzeug gerettete Noah ist das wirkliche, nicht bloß scheinbare Vorbild Christi und seiner Kirche. „Und du sollst in die Arche tun allerlei Tier usw." Gott hat alles Fleisch einmal erschaffen mit dem Geschlechtsunterschied und den Segen der Fruchtbarkeit über alle Menschheit und Tierheit ausgesprochen, und so, ein jedes in seiner Art, will er nun auch die Tierwelt erhalten durch die Vermittelung Noah's, denn er ist ihre Obrigkeit, und um seinetwillen wird sie gerettet. Nicht eine neue Art also soll geschaffen werden, sondern die alte gerettet werden. Dies ist grundleglich auch für die Erscheinung Christi in der Gestalt unseres (alten und) sündigen Fleisches, und für die Auferstehung des Fleisches. Es ist nicht ein anderer, sondern derselbe Mensch, an welchem die Erschaffung, Erlösung und Heiligung vollzogen wird.

Gott versorgt ihn dann auch durch sich selbst, wie ein rechter Hausvater tun soll, ihn belehrend: „Und du sollst allerlei Speise zu dir nehmen und sie bei dir sammeln." Noah, in welchem das menschliche Geschlecht samt der ihm untertanen Tierwelt erhalten wird als durch ihren Hausvater, soll das Vorbild aller Hausväter in der von Gott befohlenen und geordneten Pflicht der Fürsorge für ihre Hausgenossen, Hausgesinde und Haustiere werden, darum verpflichtet ihn Gott allerlei Speise zu sammeln (wie man die Früchte sammelt) und sie in seinem wunderbaren Hause fürsorglich aufzubewahren. So wird der Mensch auch hier wie überall im 1. Buch Mose durch Tatsachen gelehrt und angehalten, ein Nachahmer Gottes in seinem großen Schöpfungshaushalte zu werden. Und daß Noah Gott glaubt, beweist er durch seinen Gehorsam, mit dem er den Befehl Gottes ausführt. „Und Noah tat es." Er tat alles genau nach dem Befehl Gottes. Der pünktliche Gehorsam Noah's wird nachdrücklich hervorgehoben. An diesem Beispiel sehen wir, wie der Glaube im Gehorsam tätig sein muß, um als lebendiger Glaube sich zu bewähren. Das ist die Vereinigung jenes Leitsatzes des Römer- und des Gegensatzes des Jakobusbriefes.

Damit keine Uebereilung stattfinde, wird nun die Frist angemerkt, die zwischen der Verurteilung und der Strafvollstreckung liegt. Würdig des ungeheueren Weltereignisses ist die genaue Zeitbestimmung seines Eintritts und des Austritts der Verschonten aus der dem Untergang bestimmten Welt. „Als Noah sechshundert Jahre alt war, da kam die Flut, Wasser über die Erde." Eine solche welterschütternde Begebenheit ersten Ranges war in der Tat wert, mit genauer Jahreszahl im Gedächtnis der Nachkommen Noah's festgehalten zu werden. Wie klein erscheinen vor dieser furchtbar großen Weltbegebenheit die weltgeschichtlichen Ereignisse,

welche die Welt selbst für besonders wichtig hält, z. B. die „große" Revolution von anno 89. „Und vor der Wasserflut ging Noah in die Arche, seine Söhne, sein Weib, die Weiber seiner Söhne." Es muß auffallen, daß von einem Gesinde Noah's nicht die Rede ist. Wir dürfen wohl schließen, daß dieses Schweigen vom Gesinde bedeutungsvoll ist. Durch die ursprüngliche Schöpfungsordnung war der Mensch als Bild Gottes zur Obrigkeit eingesetzt, die Tiere seine Untertanen. Da gab's also noch kein menschliches Gesinde. Die Sklaverei kam erst mit dem pietätlosen Benehmen Ham's auf die Erde und in die Menschheit. Ham verlor Sohnes Recht und wurde zum Sklaven erniedrigt. Was für eine tiefsinnige Ansicht von der Entstehung der Sklaverei und was für eine tiefeingreifende und folgenreiche Tatsache der Weltgeschichte, welche dies originalste Denkmal des Altertums verzeichnet! Was für ein unvergleichlich hochfeierlicher Augenblick war es, als das einzig begnadigte Haus aus allen Millionen der Erde das Weltrettungsfahrzeug bestieg, um durch die urweltlichen Wasser allein durch den Glaubensgehorsam vor dem allmächtigen Gott die unbeschreiblich kühne Fahrt zu wagen, mit der Hoffnung, auf einer neuen, überhaupt noch nicht vorhandenen Erde zu landen. Wie winzig klein erscheint vor solchem Wagnis Noah's die doch im übrigen Vergleich so große Entdeckungsfahrt des unsterblichen Genuesers. Jeder der beiden Berichte bringt nun in seiner Art — und dadurch wird das Gemälde so reich und schön — besondere Züge dieser einzig großen Weltbegebenheit. Nachdem der erste Bericht ein überwältigendes Bild von den Zeichen des Eintritts der Flut gegeben hat, fügt er ein testamentarisch genaues Inventarverzeichnis der Auswanderer an, während aus der zweiten Berichterstattung das wunderschöne Bild von der Schließung des Rettungsfahrzeuges durch den väterlichen Gott und Menschenhüter beigebracht wird. „Und es geschah nach sieben Tagen, da kamen die Flutwasser über die Erde." Anschauliche Zeichnung des Eintritts des furchtbaren Ereignisses. „Im sechshundertsten Jahre des Lebens Noah's, im zweiten Monat, am siebenzehnten Tage des Monats, (Luther die Zeitbestimmung vortrefflich wiedergebend) das ist der Tag, da barsten alle Brunnen des großen (weiten und tiefen) Abgrundes und die Himmelschleußen taten sich auf." Himmel und Erde schienen in ihr Nichtssein d. i. in ihr finsteres, träges, gestaltloses, vorschöpferisches Sein zurückzuversinken. Die Einfügung, daß es vierzehn Tage und Nächte geregnet habe, mildert zwar etwas die ungeheure Begebenheit, war aber auch insofern nicht ungeschickt, als man sich sonst einen so plötzlichen Einsturz der Welt hätte vorstellen müssen, den auch das wunderbare Fahrzeug Noah's nicht würde ausgehalten haben.

"Ebenandemselben Tage". Diese Zeitbestimmung soll wohl anzeigen, daß Noah pünktlich an dem von dem Herrn bezeichneten Termin die Einschiffung seines Hauses besorgte und fertig war, als der Einsturz erfolgte. Und es folgt nun gleichsam testamentarisch genau, mit namentlicher Bezeichnung der männlichen Familienglieder Noah's, mit namenloser, doch besonderer Bezeichnung

der weiblichen Familienglieder, und dazu eine die besonderen Arten, Geschlechter und Gattungen der Tiere aufzählendes Inventarverzeichnis der sämtlichen Habe Noah's, die in seinem wunderbaren Rettungsfahrzeug Aufnahme fand. Daraus kann man sehen, was für ein sorgfältiger Hausvater Noah war, der nicht bloß die Häupter seiner Lieben zählte, sondern auch das Vieh, so wie es ihm zur Rettung anvertraut war, genau aufzeichnete. Darum wird auch noch einmal hinzugefügt, „wie denn Gott ihm geboten hatte."

„Und der Herr schloß hinter ihm zu." Man beachte, daß es eben in der Sprache von Denkmal A geheißen hatte, „Noah tat, wie Gott ihm geboten hatte." Nun aber wird aus Denkmal B fein und zart hinzugefügt: „der Herr schloß hinter ihm zu." Es ist der Herr d. h. Gott in seiner Individualität, als der Vater, der Erzieher, der Menschenhüter, welcher hier eine Mauer Gottes um die Seinigen aufrichtet und sie damit so fest umschließt, daß kein Feind sie antasten kann. Und nun folgt das furchtbar erhabene Gemälde des Gerichtsvollzugs und der grausigsten Meeresfahrt in schauerigster Einsamkeit.

Aber eben jetzt, in der höllischen Angst, wo auch die Auserwählten von Gott vergessen scheinen, läßt er sie spüren, daß er ihrer gedenkt und ihnen mit seiner allmächtigen Hilfe immer näher rückt. „Da gedachte Gott an Noah und an alle Seelen und an alles Vieh, das bei ihm war in der Arche." Nun ist der Strafgerechtigkeit genug getan und die Barmherzigkeit und Gnade können ganz und voll zur Wirkung kommen. Gott gedenkt der ungeheueren Angst, Schrecken und Bedrängnis, welche Noah und die Seinen und alle lebendigen Wesen, die bei ihm waren, unter dem entsetzlichen Vertilgungsgericht ausgestanden hatten, und noch mehr ausstehen mußten, solange sie in der Arche zusammengedrängt und festgebannt waren.

„Da wurden geschlossen die Sprudel der Tiefe (Brunnen des Abgrunds) und die Schleusen des Himmels, und gehemmt wurde der Regen vom Himmel." Wir dürfen besonders hier nicht vergessen, daß wir die Sprache des Altertums, die alles belebt und beseelt, vor uns haben. Ruach ist uns entweder Wind oder Geist, nicht so in der alten Sprache, ihr ist Geist, Seele, Leben, Wind, alles in Einem und Eines in allem. Die Ruach (Geisthauch Gottes) geht als sein allmächtiges Befehlswort über die Wasser, daß sie wie Untertanen vor ihrem Gebieter sich niederlegen. Durch seinen allmächtigen Geisthauch schließen sich auch die Wasserbehälter des Abgrundes und der Regen vom Himmel erfährt eine Hemmung.

Es ist für das Volk Gottes wichtig zu wissen, wie lange das Strafgericht der Verderbten gedauert hat und die heilige Warte (Gebet- und Fasten-) Zeit der Auserwählten. „Am siebenzehnten Tage des siebenten Monats ruhete die Arche auf dem Gebirge Ararat." Das war offenbar ein Hauptwendepunkt in der Rettungsfahrt Noah's, als sein wunderbares Fahrzeug wie ein auf den Felsen gebautes Haus zur Ruhe kommend, landete. Noch ragte

das Haus Noah's wie eine feste Burg einsam aus den Wassern einer untergegangenen Welt hervor, noch dauerte es beinahe zwei und einen halben Monat, bis die Wasser soweit abgenommen hatten, daß die Häupter der Berge sichtbar wurden, gewiß eine lange, bange Wartezeit für Ueberschwemmte, die einen so furchtbaren Einsturz alles Bestehenden erlebt hatten und ihm nun durch so ganz eigenartige Gotteshilfe entronnen sind. Nun greift Denkmal B wieder in die Erzählung ein und bringt höchst wertvolle und wichtige Züge des Erinnerungsbildes aus der Rettungsfahrt Noah's. Denkmal B berechnet die Fahrt Noah's nicht nach Tagen und Jahren, sondern nach heiligen Grundzahlen (oder wenn man lieber will nach Grundzahlen der heiligen Geschichte). Diesem Grundgedanken entsprechend hat die Flut sieben Tage nach ihrer Verkündigung, also am Sabbattage begonnen, hat die heilige Warte- und Fastenzeit der vierzig Tage und Nächte sich gesteigert und dann in drei mal sieben Tagen sich verlaufen, so daß sich die Rettungsfahrt Noah's auf siebenzig Tage weniger zwei berechnet.

Der hausväterlichen und fürsorglichen Obrigkeit tun auch die Untertanen, das wilde und das zahme Tier, jedes nach seiner Art, mehr oder minder geschickten Dienst bei der Rettungsfahrt. Nach vierzig Tagen hatte Noah an der Arche das Fenster, das er gemacht hatte, aufgetan und hatte den Raben entsandt und der war immer aus- und eingeflogen, bis das Wasser von der Erde vertrocknete. Darnach entsandte er die Taube von sich, zu sehen, ob die Wasser von der Erde abgenommen hätten. Oefter treten Tiere in die Geschichte des Reiches Gottes dienend ein. Sie hatten, wie oben bemerkt, schon nach der Schöpfungs- und Paradieses-Ordnung die eigentlichen Untertanen des Menschen und seine Diener sein sollen. Wäre der Mensch in richtigem gottgewollten Herrschaftsverhältnis zu ihnen geblieben, so würde die Sklaverei, weder die Menschen- noch die Tier-Sklaverei, nie nötig geworden sein. Die Tiere wären freie und freiwillige Diener des rechtmäßigen Herrn geblieben. In Noah's Geschichte, durch den Gott der Herr auch die Tiere errettete, fällt noch einmal ein Strahl des ursprünglichen Umgangs des Menschen mit den Tieren herein. Behandelt der Mensch die Tiere, wie es ihm geziemt, so kehrt etwas von dem Glück Edens für ihn selbst nnd diese auch heute noch zurück. Daß Noah zuerst — und zwar, wie es scheint, von dem Augenblick an, wo das Wasser abzunehmen begann — den Raben als Kundschafter aussandte, kommt wohl daher, weil dieser Vogel überall auf der Erde daheim ist. und besonders in der öden, der toten, der Winterzeit sich bemerkbar macht. also hier im Augenblick der größten aller Winter- und Todes-Zeiten der Erde besonders passend auftritt. Aber der Rabe erwies sich doch als ein recht mangelhafter Kundschafter, er flog immer nur aus und ein, so konnte man nicht durch ihn erfahren, ob und wieviel das Gewässer abgenommen habe. Da entsandte Noah die zum Boten- und Kundschafterdienst geschicktere Taube. Während der Rabe seinen Nachrichtendienst stock und steif versah, kehrte die

Taube (sofort) zur Arche zurück, als sie nicht Ruhe fand für ihres Fußes Sohle. Dem verständigeren Dienste gemäß behandelt nun auch Noah die Taube, er streckt nach dem schüchternen, doch traulichen Haustierchen die Hand aus, nimmt sie und bringt sie zu sich in die Arche. Und er harrete noch sieben andere Tage. Es wird nicht gesagt, wie lange Noah noch gewartet habe, bis er zum ersten Mal die Taube entsandte, die Zeit, welche zwischen der Entsendung des Raben und der Taube Entsendung lag, könnte also von unbestimmter Dauer gewesen sein. Bei der Entsendung des Raben konnte Noah keine Zeit festsetzen, weil dieser als ein wilder, unzuverlässiger Bote sich erwies. Jetzt richtete er sich nach der Gottesordnung der Sabbatwoche. Die gottesfürchtige Geduld, mit der Noah auf die Stunde seiner Erlösung harrete, ist vorbildlich.

Da kam die (zum andernmal gesandte) Taube zu ihm zur Abendzeit, ein Beweis, daß sie sich den Tag über schon auf der Erde hatte aufhalten können und trägt als Frühlingsbote sinnig ein frisches Oelbaumblatt in ihrem Schnabel. Daran erkennt Noah, daß die Wasser auf der Erde abgenommen hatten, die Taube war die Botin eines noch nie so dagewesenen Erdenfrühlings geworden. Das junge Blatt vom Baum der Salbung im Munde der Taube nach der Abwaschung der Erde durch die Flut des Endgerichts — war zugleich das erste Vorzeichen der Wiedergeburt und Erneuerung der Erde durch Wasser und Geist, wie sie in der Taufe des Weltheilandes ihre vollkommenste Erfüllung gefunden hat.

Noah wartet, wie es dem Auserwählten Gottes geziemt, mit vorbildlicher Geduld, nochmals sieben Tage, dann war die heilige Wartezeit für ihn und die Seinigen, welche wahrscheinlich siebenzig Tage gedauert hatte, abgelaufen. Jetzt kehrte die Taube nicht mehr zu Noah zurück und zeigte eben dadurch in ihrer (Vogel-) Weise an, daß die Stunde des Frühlings und der Freiheit für die in der Arche während der Endgerichtszeit in harter Gefangenschaft gehaltenen Erdbewohner gekommen sei. Und nun setzt Denkmal A wieder ein und berichtet Jahr und Tag der Endzeit der Flut: „das war der erste Tag des ersten Monats des sechshundert und ersten Jahres Noah's (oder im 8226. Jahre seit der Erschaffung des Menschen). Da entfernte Noah das Dach von der Arche und schaute aus) und siehe die Erdoberfläche war trocken."

Wie es sich bei einer so einzig großen Begebenheit geziemt, umsichtig und vorsichtig verfährt Noah bis zu Ende. Am ersten (Januar?) hatte die Erde angefangen trocken zu werden, erst am siebenundzwanzigsten (Februar?) war sie ganz trocken. Aber wie ein an militärische Disziplin gewöhnter Mann, begann Noah nicht eher mit der Ausschiffung, als bis ihm dazu von Gott der Befehl gegeben war. Aber nun ergießt sich auch der reichste Gottessegen, der Schöpfungssegen auf Noah und sein Haus. „Da r e d e t e Gott mit Noah."

Die ganze lange und bange Wartezeit hatte Noah kein Wort Gottes gehört, wie schreckhaft war das für den gottgläubigen und gehorsamen Mann, der mit Gott gewandelt war, und wie mochte

er sich deshalb nach einem gnädigen Gotteswort sehnen! Darum heißt es aber auch jetzt nicht kurz und bündig: Gott sprach zu Noah, sondern „Gott redete zu ihm." Mit dem Befehl die Arche zu verlassen, verknüpft Gott die Wiederholung des Schöpfungssegens der Fruchtbarkeit über alles Fleisch, Menschen und Vieh, und über alles was da fleucht und kreucht. Noah wird angewiesen alles Lebendige, was bei ihm in der Arche ist, auszuführen. daß sie wimmeln auf der Erde, fruchtbar sind und sich mehren. Die schier unerschöpfliche Fruchtbarkeit aller Erdenbewohner wird also — was wohl zu bemerken — nicht auf einen Fluch oder auf eine bloße Zulassung, sondern auf einen ausdrücklichen Gottessegen und zwar in Anknüpfung an ihre wunderbare Errettung zurückgeführt (ganz anders im Parsismus und überhaupt in der übrigen Völkerwelt). Nun gingen alle Insassen der Arche in eben der Ordnung heraus, wie sie vor der Flut nach dem Befehl Gottes in die Arche eingegangen waren.

Die neue Grundordnung des menschlichen Geschlechts.

(1. Mose 9. 10. 11. 12, 9.)

Sie gliedert sich in eine religiös-gottesdienstliche, welche wir bereits früher in der Geschichte des Gottesdienstes mitgeteilt haben und in eine sittlich gesellschaftliche, welche nun dargestellt werden soll.

Nachdem die Naturordnung (8, 22) wieder neu festgestellt ist, folgt die Neuaufrichtung der sittlichen Ordnung. Eine paradiesische ist jetzt (vorläufig wenigstens) nicht mehr möglich. Das menschliche Herz ist böse von Jugend auf. Ohne Schrecken ist die sittliche Ordnung nicht mehr aufrechtzuerhalten. Ihn erfahren zunächst die Tiere, deren Leben in des Menschen Hand gegeben wird, die er jetzt schlachten und zur Speise nehmen darf. Mit Schrecken wird aber auch das Menschenleben wider alle Angriffe sicher gestellt. Der Angriff auf das Menschenleben gilt als ein Majestätsverbrechen, denn der Mensch ist Stellvertreter Gottes auf Erden. Dem Menschen wird jetzt zu der regierenden Gewalt, die er von Anfang der Schöpfung besessen. die höchste richterliche Gewalt über Leben und Tod verliehen. „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden." (Früher hatte Gott das Gericht über Leben und Tod und das Begnadigungsrecht selbst ausgeübt, jetzt wird dieses Majestätsrecht Gottes für diesen besonderen Fall der Erd-Obrigkeit, also dem Menschen übertragen.)

„Gott sprach zu ihnen." Der Segen wird ausgesprochen, damit tritt er wie ein obrigkeitlicher, richterlicher und regimentlicher Spruch in Kraft. und zwar hier als Spruch der höchsten Obrigkeit, als Spruch der himmlischen Majestät mit einer allmächtigen Wirkung. Der Segen, der über Noah und seine Söhne ausgesprochen wird, ist zunächst der über Adam ausgesprochene. Aber jetzt wird die obrigkeitliche Macht, die früher nur in einer regierenden bestand, zu einer richterlichen Vollmacht und Strafgerechtigkeit (Strafgewalt) erweitert. Nachdem einmal die Sünder in der Welt ge-

duldet werden sollen, ist notbehelfsweise dem Todschlag zu wehren, eintretendenfalls auch mit Zwang die Ordnung aufrecht zu erhalten, das Schreckensregiment unvermeidlich. „Euere Furcht und Schrecken sei über allem Lebendigen der Erde"; die Furcht, um vor der bösen Tat zu behüten, der Schrecken, wenn die böse Tat dennoch geschehen, um durch dies plötzliche, den Schuldigen befallende, nachdrücklich und streng über ihn aushaltende Strafgericht die Besserungsfähigen vom mutwilligen Sündigen abzuschrecken, die Unverbesserlichen aber zu vernichten.

Dabei ist wohl zu bemerken, daß das Furcht- und Schreckensregiment auch jetzt dem Noah und seinen Söhnen nicht über den Menschen, sondern über die Tierwelt, über den Menschen aber nur soweit er sich derselben gleichstellt, gegeben wird. Während es im Anfang der Schöpfung nur hieß: „Herrschet über alle Tiere auf Erden, über alle Vögel unter dem Himmel, und über alles was auf dem Erdboden kreucht und alle Fische im Meere" — heißt es jetzt: „Sie seien in euere Hand gegeben", d. h. wie der Besiegte dem Besieger, der Schwache dem Starken, unbedingt, auf Gnade und Ungnade übergeben, so daß die Willkür damit zu machen und zu verfahren, wie es beliebt, nicht ausgeschlossen ist. Hiermit wird das freundschaftliche Verhältnis, das einst im Paradiese zwischen Menschen und Tieren bestand, und einmal wiederkommen soll, auch im Verhältnisse der Haustiere zum Menschen noch annähernd fortdauert, aufgehoben und dem wildgewordenen Tier eine sklavische Scheu, Furcht, Angst und Schrecken vor seinem Herrn, dem Menschen, eingepflanzt und eingeboren. Während im Anfang dem Menschen nur die Pflanzenwelt zu seiner Ernährung befohlen war, wird ihm jetzt alles Lebendige, Beseelte (aber mit Ausschluß des Menschen selbst): daher alles Kreuchende, alles Fleisch von Tieren also, zur Speise gegeben.

Endlich aber wird der Bund, der Eidbund, der Gnaden-, Friedens- und Verheißungsbund aufgerichtet, der die Grundlage und Grundordnung aller Bündnisse, und Verträge in Ehe, Familie, Kirche, Staat, Reichen, ja des Naturreichs selber ist. Es ist ein Bund Gottes mit allem Fleisch. in dem umfassenden Sinn dieses Wortes, wie nur die heilige Schrift Alten- und Neuen Testaments ihn kennt. In diesem ewigen Eidbund Gottes mit allem Fleisch, kraft des erhabensten Bundeszeichens und Kraft der ersten allumfassenden Bundesverheißung liegt die letzte Garantie aller mit dem Namen Gottes geschlossenen, eingeweihten und eingesegneten Bündnisse und Verträge (vegl. meinen „Eid „im A. T."). Darum hat diese Bundesaufrichtung eine geradezu unermeßliche folgenreiche Wirkung für das menschliche Gemeinschaftsleben.

In schöner, wesentlicher Uebereinstimmung und doch zugleich eigenartiger Unterschiedenheit von der aus Denkmal B entnommenen ewigen Gnadenverheißung (1. Mose 8, 20—22) über die ganze Erde und alle ihre Bewohner berichtet nun Denkmal A die gerade hier (nach dem unmittelbar Vorausgegangenen) so überaus freundliche Bundesstiftung Gottes mit Noah und seinen Nach-

kommen und dadurch nicht bloß mit dem ganzen menschlichen Geschlechte, sondern auch mit der durch Noah geretteten Tierwelt, die scharf von der Menschenwelt geschieden und in ein sklavisches Untertanenverhältnis zu dem Menschen gestellt worden. Um so lieblicher und tröstlicher lautet nun aber auch die der Tierwelt gegebene Verheißung. Dadurch, daß auch sie Fleisch ist, und die Wohltaten des Gottesbundes allem Fleisch zu gut kommen sollen, rückt die Tierwelt wieder in eine größere Nähe zu Gott und zum Menschen, und es eröffnen sich auch der durch den Sündenfall Adams elenderen Tierwelt für die Zukunft Aussichten, wie sie in Anknüpfung an das Wort Fleisch in seiner viel umfassenden biblisch-kirchlichen Bedeutung schon bei den Propheten des A. T., namentlich Jes. 9. 11 und Joel, dann aber im N. T. besonders von Paulus, Röm. 7. 8. und Joh. 17, endlich im dritten Artikel des Apostolischen Bekenntnisses und in der christlichen Liederdichtung eine tiefe und weitreichende Auslegung gefunden haben.

Von dem hier auf die unveränderliche Treue Gottes gegründeten weltumfassenden Gottesbund aus ist zunächst ersichtlich, wie verkehrt das beliebte Gerede von einer Gottverlassenheit der Heidenwelt ist, wie vielmehr die auf dem Areopag zu Athen abgegebenen Erklärungen des Apostels Paulus eben auf die hier niedergelegten Festsetzungen wörtlich zurückgehen, namentlich auch bezüglich des Einen Blutes, d. h. derselben wesentlich gleichen und unter den besonderen Rechtsschutz gestellten menschlichen Natur. Ebenso verkehrt erscheint aber auch das neuere Gerede, als ob gar erst durch Paulus der Gedanke eines Menschheitsbundes in die Welt gekommen sei, oder als ob doch erst im N. T. der Gedanke einer Weltreligion ernstlich ins Auge gefaßt worden sei. Ganz im Gegenteil geht vielmehr auch der weitestreichende Befehl des Herrn Jesu, wie er im Evangelium des Markus gegeben ist, daß das Evangelium aller Kreatur verkündigt werden soll, offenbar auf den Bund Gottes mit allem Fleisch zurück.

Wohl zu bemerken ist aber, daß das Evangelium für alle Kreatur in der scharfen Unterschiedenheit, wie sie hier und durch die ganze Bibel festgehalten ist, den Tieren zu gute kommen soll, nämlich nicht unmittelbar, sondern durch Vermittelung des Menschen; sonst geraten wir in den alten und modernen Paganismus, dem die Unterschiede zwischen Tier und Mensch verschwimmen und der dadurch nur beide gründlich schädigt. Deshalb wird auch ausdrücklich gesagt, mit allen lebendigen Wesen, welche bei euch sind, also nicht mit allen lebendigen Wesen als solchen, an und für sich, sondern insofern sie euer Eigentum sind, euere Umgebung ausmachen, so daß ihnen der mit ihren Herren gestiftete Bund zu gute kommt. Und es wird auch noch weiter zur genaueren Bestimmung hinzugefügt, daß dieser Bund sich beziehe auf alle Vögel, Vieh und alles Getier der Erde. Und dieser Bund hat den Inhalt, daß kein Fleisch von der Wasserflut vertilgt, auch die Erde von der Flut nicht mehr verwüstet werden soll.

„Und Gott sprach: Dies ist das Bundeszeichen, welches ich gebe

zwischen mir und zwischen euch und zwischen jedem lebenden Wesen, welches bei euch ist, für die Geschlechter der Ewigkeit." Zu seinem Bundeswort, welches uns als Gotteswort schon vollkommen ausreichende Bürgschaft sein sollte, gibt uns Gott doch zu unserem um so größeren Vertrauen und also zur Besiegelung des Bundes, ein Bundeszeichen, d. h. ein sichtbares heiliges Wahrzeichen und Siegel oder Sakrament, durch welches uns der von Gott mit uns aufgerichtete Bund nicht allein besser zu verstehen gegeben, sondern auch versiegelt, d. h. obrigkeitlich festgemacht wird und unser schwacher Glaube sich daran festhalten kann, besonders in unsern höchsten Anfechtungen.

„Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, daß er Bundeszeichen sei zwischen mir und der Erde." Gott hat seinen Bogen, d. h. seine Kriegswaffe an die Wolke, gleichsam an die Wand aufgehängt, zum Zeichen, daß er der Wolke wehren kann und wehren will, daß die Himmelsschleußen sich nicht wieder auftun sollen, die Erde zu überschwemmen und alles Lebendige auf der Erde zu vertilgen. „Mein Bogen soll ein Zeichen sein zwischen mir und der Erde", d. h. er soll gleichsam schützend und wehrend über die Erde ausgespannt sein. „Und wenn es kommt, daß ich Wolken auf Wolken türme über die Erde, so soll mein Bogen gesehen werden an den Wolken und ich will gedenken an meinen Bund." Damit wir Erdenbewohner uns nicht fürchten vor dem Zorn (der Strafgerechtigkeit und Gewalt) Gottes, an den die finsteren Wetterwolken uns erinnern, sollen wir arme schwache Erdenbewohner durch das Erscheinen des Bogens Gottes in den Wetterwolken vielmehr daran erinnert werden, daß Gott eben jetzt und in alle Ewigkeit Gedanken des Friedens mit uns hat, denn er gedenket des Zeichens des ewigen Bundes, den er selbst mit den Erdenbewohnern aufgerichtet hat. „Daß hinfort nicht mehr eine Wasserflut komme, die alles Fleisch verderbe. Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, daß ich ihn ansehe und gedenke an den ewigen Bund zwischen Gott und jeder lebendigen Seele in allem Fleisch, welches auf der Erde ist."

„Da sprach Gott zu Noah: Dies (sei der Sinn des) sei das Zeichen des Bundes, welchen ich aufgerichtet habe zwischen mir und allem Fleisch auf Erden." Wenn nun noch einmal ausdrücklich bemerkt wird, da sprach Gott zu Noah, so soll dieser durch diesen Ausspruch Gottes zum Zeugen der Bundesstiftung und zum Verkündiger und Erklärer des Bundes und seines Zeichens für alle kommenden Geschlechter ernannt werden.

Die Aufrichtung und Stärkung der väterlichen Gewalt.

Es war Gottes Ratschluß, den von Noah abstammenden Geschlechtern der Menschen eine möglichst große Freiheit der Bewegung zu lassen. Nur die allernotwendigsten religiösen und sittlichen Schranken sollten aufgerichtet und die unvermeidlichsten Grenzen gezogen werden. Denn der Mensch sollte ja Obrigkeit sein auf Erden, also mußte ihm auch ein selbstherrliches Verfahren gestattet

werden. Wie den ersten Menschen, so wurde auch dem geretteten Stammvater für ihn selbst und alle seine Nachkommen nur eine einzige religiöse Satzung gegeben (1. Mose 9, 4). Wohl aber mußten noch etliche sittliche Schranken aufgerichtet werden, die für alle Geschlechter der Menschen verbindlich sein sollten. Dahin gehörte vor allem die Aufrichtung und Stärkung der väterlichen Gewalt, die Einschärfung der kindlichen Pietät als einer grundleglichen, sittlichen Ordnung. Ehe die drei Söhne Noah's als die Stammväter der Geschlechter der Menschen, aus dem Vaterhaus gingen, um in alle Welt sich zu zerstreuen, sollte ihnen der Inhalt des ersten Gebots, das Verheißung hat, noch einmal tief eingeprägt und eingeschärft werden und zwar nicht bloß durch einen Spruch, sondern durch eine weltgeschichtliche Tatsache von unermeßlichen tief und weitreichenden Folgen, die heute noch fortbestehen, eine welt- und völkergeschichtliche Tatsache, die auch den spätesten Geschlechtern der Kinder Noah's noch unmittelbar vor Augen stellen sollte, die Wahrheit der Verheißung, aber auch des Fluchs, der an das Gebot geknüpft ist. Es handelte sich aber vor allem um die Einschärfung des Punktes der elterlich-obrigkeitlichen Autorität, an welchem die kindliche Pietät — unter der Herrschaft der Sünde — am leichtesten Schiffbruch erleidet, nämlich an den Gebrechen der Eltern und aller, die uns von Gott vorgesetzt sind. Wir haben eine gebrechliche irdische Obrigkeit, von der obrigkeitlichen Gewalt der Eltern an bis hinauf zu unsern obersten Vorgesetzten. Das ist in dieser sittlichen Grundordnung des Verhältnisses von Obrigkeit und Untertanen beiderseits unser größtes Unglück. Hier ist nun unsere Grundpflicht, daß wir mit den Gebrechen unserer Obrigkeiten, insbesondere der elterlichen, Geduld haben, und ihre Blößen zudecken, nicht aber dem Spott und der Verachtung preisgeben sollen. Wir beschimpfen uns selbst, wenn wir unsere Vorgesetzten, insbesondere unsere Eltern beschimpfen. Nur ein Volk, welches seine Obrigkeiten ehrt, ist ein freies Volk; wo sie beschimpft wird, ist Sklaverei. Das ist der Sinn des Segens und des Fluchs, den die drei Söhne Noah's aus dem Vaterhaus mithinausnehmen in die Welt. Dem Sem und Japhet ist der Vatersegen des Regiments verheißen, Ham mit dem Fluch der Sklaverei beladen.

Was für eine eminent praktische Bedeutung hat doch dieses überraschend fein in den sachlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Folgenden eingegliederte Erzählungsstück des 1. Buch Mose. Wie ist's möglich, daß man dasselbe gleichsam für einen erratischen Block halten kann, der ursprünglich einem ganz andern Erzählungskreis von Noah angehört habe und namentlich eine mit dem vorigen Urteil über Noah nicht stimmende, zu ungünstige Meinung von ihm enthalte. Aber als ein vollkommen fleckenloser Heiliger hat der Meister des 1. Buch Mose auch die mit Gott wandelnden Väter nicht zeichnen wollen, denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und wenn einmal das Geduldhaben mit der elterlichen Gebrechlichkeit eingeschärft werden sollte, dem ganzen menschlichen Geschlechte, dann gab es

keine bessere Gelegenheit, als eben an dem Stammvater und seinen Söhnen das zu tun.

Noah pflanzte einen Weinberg. Selbstverständlich scheint, daß Noah nicht bloß ein Weinbauer war; immerhin aber ist es denkwürdig, daß der Vater der begnadigten Menschheit auf der erneuerten Erde, nach der Wasserflut, das eigenartig menschliche Genußmittel, den edlen Saft der Rebe, der das Herz des Menschen fröhlich macht, aus dem Schoß der Erde zog, denn, wenn nicht einmal jetzt, wann hätte die Menschheit anfangen sollen fröhlich zu sein? Wann war eine geeignetere Zeit frohe Feste zu feiern, als nach glücklich überstandener, so großer Not und nach einer so reichen Ernte, wie Noah sie gewiß gleich im ersten Jahre seiner Errettung eintat? Aber von dem allen schweigen diese majestätisch-ernst und wortgedrungenen Denkmäler, sie überlassen es uns, aus den vorgelegten Tatsachen die naheliegenden Gedankenbeschlüsse selbst zu ziehen. Nur die Hauptsache, auf die es ankommt, wird mit unauslöschlichen Schriftzügen in die Gedächtnistafel eingetragen. Die ausgezeichnete Treue dieser Denkmäler zeigt sich auch darin, daß sie ihre Helden nicht erfinden, nicht erdachte und gemachte, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, wie sie wirklich sind, überliefern. Noah ist das Urbild der menschlichen Rechtschaffenheit und Gottesfurcht, wie sie auch noch unter der Herrschaft der Sünde möglich, und wohl durchschnittlich überall gefunden wird. Er ist der von Gott begnadigte, deshalb das Gute wollende, auch tuende, doch nicht fleckenlose und schwachheitsfreie Mensch. „Da trank er von dem Wein und ward trunken und entblößte sich in seinem Zelte"; also doch immer noch nicht auf offener Straße, daher das Verfahren seines Sohnes Ham um so unkindlicher erscheint. „Da nun Ham, Kanaan's Vater die Blöße seines Vaters sah, zeigte er es seinen Brüdern, draußen an." Ham ist der Vater Kanaan's, d. h. von ihm stammt die Liederlichkeit und Schamlosigkeit, die unter den kanaanitischen Völkerstämmen daheim und erblich war. Besonders erschwert wurde die Schuld Ham's dadurch, daß er die Blöße des Vaters ansah und sich daran weidete, anstatt sich derselben zu schämen und anstatt sie zu bekleiden und unter dem Schutz des eigenen Hauses zu lassen, auch noch vor die Oeffentlichkeit brachte. Das unkindliche Benehmen Ham's hat aber seine weltgeschichtliche Bedeutung nicht bloß darin, daß es als eine urbildliche Schandtat einer ganzen Völkerfamilie angesehen sein will, sondern daß sie ein so ausdrucksvolles, verblüffend genaues Bild menschlicher Unart ist, die anstatt die Blößen des Nächsten in der Hütte verschlossen zu halten und sie selbst den eigenen lüsternen Blicken zu verdecken, sie auch noch andern Augen preisgibt, um an ihrem Erstaunen sich zu weiden. Dagegen ist nun aber auch das Verfahren Sem's und Japhet's um so bedeutender und wirkungsvoller, weil es nicht allein der Jugend Israel's die strenge Form guter Sitte und Wohlanständigkeit, wie sie in Israel uralt erblich war, als eine bereits von den Urvätern eingehaltene würdig machte, sondern auch, obwohl im Gewande der Sitte eines einzelnen Volkes, doch hell und klar die wahrhaft mensch-

lichen Züge eines feinen und wohlgebildeten Benehmens durchscheinen läßt.

Die hier beschriebene Eigenart der Familiensitte, als deren Begründer Sem und Japhet, die Väter der höher gesitteten Völkerfamilien der Erde erscheinen, hat in eindrucksvoller Handlung den Sinn, daß man gewisse Dinge den eigenen Augen entziehen muß, um nicht der Schamlosigkeit und damit dem Ende aller menschlichen Gesittung zu verfallen. „Da nahm Sem und Japhet ein Kleid und legten es auf ihre beiden Schultern und gingen rücklings hinzu, und deckten ihres Vaters Scham zu, und ihr Angesicht war abgewandt, daß sie ihres Vaters Scham nicht sahen."

Als nun Noah erwachte usw., sprach er: „Verflucht sei Kanaan, und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern." Hier erscheint die so bedeutungsvolle Form des Fluchens und Segnens, oder des Strafandrohens und Gutesverheißens zum ersten Mal in menschlicher und zwar elterlicher, ja erzväterlicher Gestalt. Der tiefe Sinn dieser Form ist, daß die Strafandrohung, bezw. die Verheißung des Guten um so wirksamer sich zeigt, je größer das obrigkeitliche, also von Gott selbst verordnete und verbürgte Ansehen dessen ist, der die Strafe androht oder das Gute verheißt. Noah ist nicht bloß die Obrigkeit *eines* Hauses, sondern er vereinigt in sich die obrigkeitliche Gewalt des menschlichen Geschlechts. Darum muß sein Fluch und sein Segen, seine Strafandrohung und Gutesverheißung auf die Jahrtausende und über das ganze menschliche Geschlecht hin sich wirksam erweisen. Das ist *eine* Erklärung der wundersam, geheimnisvoll und unbegreiflich waltenden Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung in den Schicksalen der Völker; aber man wird sagen müssen, eine tiefsinnige; insbesondere hier, wo die Sklaverei als weltgeschichtliche Erscheinung auf eine wurzelhafte Verletzung der kindlichen Pietät und der furchtbare Fluch, der daran hängt, zurückgeführt wird. Hier wird nun klar, weshalb Noah kein Gesinde mit in die Arche nahm; die Knechtschaft des zum Ebenbild Gottes und dadurch zum Herrschen, nicht zum Dienen berufenen Menschen kam erst nach der Sintflut auf, hat ihre Wurzel in der Pietätssünde Ham's, der aus einem Bruder seiner Brüder der Knecht der Knechte seiner Brüder, d. i. der ausgeprägte Knecht, der Sklave in Haltung, Gebärden, Gesinnung und Schicksal wurde. Die unermeßliche weltgeschichtliche Kraft der Sünde Ham's und des Fluches Noah's wirkt sich also besonders auch in dem elenden Los der zurückgesetzten enterbten, aus dem Vaterhaus ausgestoßenen, in die Sklaverei verkauften Völkerstämme, davon die Sklavenjagden Afrikas, die grenzenlose Erniedrigung der Ureingeborenen Indiens und die Vertilgung der Indianer Amerikas die grausigsten Beispiele sind.

„Und Noah sprach weiter: Gelobet sei der Herr, der Gott Sem's." Dem Fluche über Ham entsprechend mußte ein Segen über die Tat Sem's und Japhet's ausgesprochen werden, dadurch die überlegene Stellung der weltgeschichtlich höher stehenden und herrschenden Völkerfamilien der Erde erklärt wird. Auffallender-

weise heißt es nun aber nicht, wie man erwarten sollte: gesegnet seien Sem und Japhet, sondern der Segen wird über den Gott Sem's ausgesprochen und als solcher wird der Herr (Jahveh) genannt. Soll dadurch der besondere Vorzug der semitischen Völkerwelt auf die Erkenntis des allein wahren Gottes zurückgeführt werden? Ein Vorzug, der schließlich nur an einem kleinen Zweige derselben haften blieb. Dadurch kennzeichnet aber jener Segensspruch über den Gott Sem's nur um so schärfer die Tatsache, daß der Gottesbegriff und Name Jahveh (in welcher Wortform und mundartlich verschiedenen Aussprache auch immer) wohl ohne Zweifel nicht bloß Besitztum Israel's, sondern Gemeingut einer größeren Völkerfamilie gewesen, und wenn auch nur in dem allgemeinen, aber weltgeschichtlich nur um so wichtigeren Sinne, daß der klassische Gottesbegriff aus der semitischen Völkerwelt hervorgegangen ist.

Wenn der Herr (Gott) gesegnet heißt, hat dies Wort einen etwas anderen Sinn, als wenn es nur von Menschen gebraucht wird, es geht da gleichsam aus der leidenden, in die tätige Form über, denn von Gott dem Herrn geht der Segen aus. Die Form gesegnet sei, ist hier wohl schon eine Begrüßungsformel geworden, mit der man sich selbst Glück anwünscht aus der Begegnung mit einem andern, besonders einem höheren als man selbst ist. Daß es sich an unserer Stelle um eine übliche Formel handelt, wird auch dadurch wahrscheinlich gemacht, daß sie in poetischer Form auftritt. Auffallend ist, daß hier nicht Ham, sondern Kanaan genannt wird, also nur ein Sohn Ham's. Auch das mag daher kommen, daß die Formel in dieser Form vorlag und hier eingefügt wurde, weil das, was sie besagte, nämlich das besondere Dienstverhältnis der kanaanitischen Urbevölkerung eben auch nur auf Ham's pietätloses Benehmen zurückgeführt werden zu können und die halb Segen-, halb Fluchformel, deshalb in die Geschichte Noah's zu gehören schien. Hieraus erklärt sich auch, daß — was wohl zu bemerken ist — Kanaan nicht zum Knecht Sem's, sondern zum Knecht Jahveh's erniedrigt wird. Die Kanaaniter sind also nicht Israel's Knechte, sondern des Gottes Israel's Knechte.

Und so bedeutet an unserer Stelle in der Tat der Ausdruck Gott Sem's nur soviel als Gott Israel's.

Einen wundersamen Doppelsinn trägt aber nun der über Japhet ausgesprochene Segensspruch. Da nämlich der Name Sem (schem) die Bedeutung Name, guter Name, Ehre hat, so kann „Gott lasse Japhet wohnen in den Hütten Sem's" auch heißen, in den Ruhmes Hütten, und beides gibt hier einen passenden schönen Sinn. Daß Japhet gegenüber dem Vorzug Sem's, der den allein wahren Gott hat, mit dem besonderen Gottessegen der Ausbreitung und mit dem Wohnen in den Hütten Sem's oder in den Ruhmeshütten bedacht wird, hat seine weltgeschichtliche Bedeutung dadurch erlangt, daß aus den Japhetiten die weltbeherrschenden Völker hervorgegangen und wirklich vielfach in das Erbe der Semiten, in deren Wohnsitze und Herrschaftsgebiete eingetreten sind. So hätten wir

auch hier wieder eine jener großartigen Völkerperspektiven vor uns, wie sie der Prophetie Israel's (vergl. besonders Jesajas und Paulus) — im auszeichnenden Unterschiede von allen andern, eine Geschichte des Reiches Gottes nicht kennenden Erdenvölkern und selbst ihren größten Ingenien — allein zukommt.

„Und Kanaan sei sein Knecht." Hiermit wird Kanaan also auch zu Japhet's Knecht, und zwar nicht des Gottes, sondern zu dessen eigenem Knecht erniedrigt. Und die Treue der geschichtlichen Ueberlieferung zeigt sich wieder darin, daß nicht, was man hier erst recht erwarten sollte, Ham eingesetzt ist, sondern die wahrscheinlich längst feststehende überlieferte poetische Segens- bezw. Fluchformel in die Denkmäler über Noah genau in der überlieferten Form eingefügt wurde, weil sie einen Gedanken, ja vielmehr eine welt- und völkergeschichtliche Tatsache aussprach, in der man am geeignetsten gleichsam eine testamentarische Bestimmung Noah's verwirklicht sah.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Gottfried Simon, Pastor, Rheinischer Missionar: Islam und Christentum im Kampf um die Eroberung der animistischen Heidenwelt. Beobachtungen aus der Mohammedanermission in Niederländisch-Indien. Berlin, M. Warneck, 1910. XII und 475 S. 6 *M.*, gebd. 7 *M.*

Vor wenigen Jahren erst überraschte uns der damalige Barmer Missionar und jetzige Missionsinspektor Lic. Johannes Warneck auf Grund seiner 14jährigen Erfahrungen auf Sumatra mit einem großangelegten und tiefgegründeten Buche: Die Lebenskräfte des Evangeliums (Berlin, M. Warneck, 4.50 *M*). Nun hat ein anderer, ebenfalls wissenschaftlich wohlausgerüsteter Missionar derselben Gesellschaft, G. Simon, der schon manche treffliche Schrift und Abhandlung geschrieben hat, nach sorgfältigen Beobachtungen gelegentlich einer 11jährigen Tätigkeit (1896—1907) auf demselben Missionsgebiete und unter Benutzung eines reichen Quellenmaterials, besonders der Arbeit eines der besten Islam-Kenner, des Niederländers Dr. C. Snoeck Hurgronje über „Arabie an Ostindie" ein umfassendes Werk veröffentlicht, das nicht nur ein Ereignis auf religionsgeschichtlichem Gebiete genannt zu werden verdient, sondern auch eine Lücke in der Missionsliteratur auszufüllen bestimmt ist, die gerade in der Gegenwart mit ihrem bedenklichen, den christlichen Besitz in Frage stellenden Vordringen des Islam, namentlich in Afrika und Indien lebhaft empfunden wurde. Simon, der sich als einen genauen Kenner der animistischen und mohammedanischen Stämme von Niederländisch-Indien zeigt — und ihr Glaube ist dem der afrikanischen Völker verwandt, — liefert durch Aufdecken der Ursachen dieses beispiellosen Erfolgs des Islam, aber auch seines Versagens gegenüber den sittlich-religiösen Notständen des Heidentums und seiner sonstigen Schattenseiten und durch Darstellung der siegreichen Kraft des Christentums, das besonders unter den Heidenmohammedanern Sumatras mächtige Fortschritte macht, dem Missionar die rechten Waffen für den so nötigen Kampf gegen den Islam, für den sie in der Tat in unseren Tagen vor allem ausgerüstet sein müssen, da sich ihnen auf Schritt und Tritt diese fanatische völkerumspannende Macht entgegenstellt.

Im ersten Teile: Der Uebergang des Heiden zum Islam (S. 7—220) weist S. nach, daß man die großen Erfolge der moham-

medanischen Propaganda nicht einfach mit der „angeborenen Vorliebe der Heiden für den Islam" erklären kann; denn der Heide liebt das neue nicht und ist äußerst mißtrauisch. Er hängt an der Sitte der Väter (17). Ja häufig findet sich eine starke Abneigung der Heiden gegenüber den Mohammedanern, die nicht um die Gunst der Heiden buhlen, im Gegenteil sich über die geheiligte Volkssitte hinwegsetzen, aber doch das Ziel, die Heidenwelt für sich zu gewinnen, aus religiösen und geschäftlichen Gründen nie aus den Augen verlieren. Und es gelingt ihnen vor allem dadurch, daß sie den Heiden imponieren, gelegentlich auch Gewalt anwenden. Interessant ist der Nachweis, daß die Kolonialherrschaft, unter der der weitaus größte Teil der Mohammedaner lebt, durch ihre oft schwankende Neutralität, ja nicht selten offene Begünstigung mohammedanischer Beamten, durch die Regierungssprache und -schulen, wider Willen das Vordringen des Islam fördert, sodaß z. B. auf Sumatra schon vor 40 Jahren die Mohammedaner vergnügt erklärten, Allah habe deshalb die Insel unter holländische Regierung gegeben, damit sie mohammedanisch werde (30 ff.), und daß auch die eindringende europäische Kultur die Heiden in die Hände des Islam treibt. Mit Hilfe des mächtigen Islam, vor dessen Herrscher nach Angabe der mohammedanischen Braminen, also verwandte Bekehrer, alle anderen Fürsten sich beugen, und denen einst ein glänzender Sieg beschieden sein soll, hoffen die Heiden die Herrschaft der Weißen abzuschütteln. Der russisch-japanische Krieg hat seine Wellen bis zu den entlegensten Inseln geworfen. „Die Islamisierung der Naturvölker bedeutet die Organisation der kulturlosen Masse gegenüber den durch ihr Kulturkapital übermächtigen, europäischen Nationen, die Sammlung der unterdrückten Proletarier unter den Völkern gegenüber den herrschenden christlichen Mächten" (58). Abgesehen von den „sozialen, politischen und nationalen Motiven sind vor allem religiöse Motive für den Uebertritt zum Islam maßgebend. Der Heide ist durch und durch religiös, aus egoistischen Gründen. Aber sein Glaube gerät nach und nach ins Schwanken. Nun hofft er vom stärkeren Gott des Islam in stärkerem Maße Erfüllung seiner Wünsche. Aber die heidnische gutmütige Gottheit denkt über den Menschen freundlicher als der mohammedanische Gott (71). Der Islam, weit entfernt, die Menschen von der Furcht zu lösen, treibt sie vielmehr in die Furcht hinein (73). Interessant ist auch der Nachweis, daß der alte Animismus mit seinem Geisterglauben und Spiritismus, seine Zauberei und Magie auch im Islam bleibt, ja in ihm den Rang einer göttlichen Einrichtung erhält und die Einheitlichkeit und Reinheit des Gottesbildes treibt, so daß der Sieg des Islam geradezu eine Niederlage des Monotheismus bedeute (74 ff.), und daß auch der Glaube an die prophetischen Mittler Gott verdrängt und sich fast nur auf das jenseitige Leben beschränkt (100 ff.). Der Koran, dessen Inhalt unbekannt ist, wird ein Zauberbuch und verdunkelt Gott (126 ff.). Auch die Jenseits-Hoffnung, die sich schon im Heidentum findet, wird durch den Islam nicht gereinigt, im Gegenteil durch die Verheißung gesteigerten konkreten Lebensgenusses heruntergedrückt; der Mensch kennt durch den Ausblick auf das Jenseits Gott nicht näher, im Gegenteil, beim Endgericht tritt Gott gegenüber den Engeln und Propheten, besonders Mohammed, in den Hintergrund (136 ff.). Die Erfüllung der religiösen Pflichten, wie Gottesdienst, Gebet, Steuern, Wallfahrten, gibt dem Heidenmohammedaner erhöhte Sicherheit, bewirkt aber auch stolzes Pochen auf die eigene Gerechtigkeit, wird schließlich zur Routine und ertötet alles religiöse Empfinden (153 ff.). Auch die glühenden eschatologischen Hoffnungen die namentlich in Verbindung mit dem Gedanken an den endlichen Sieg

des Islam (Panislamismus) und mit der Losung des heiligen Krieges eine unheimliche, verführerische Macht für Naturvölker haben, bringen wohl Erregung, aber keinen Frieden (189 ff.). Auch bei den mystischen Frömmigkeitsübungen, die sich übrigens schon bei den Heiden finden, und durch die man das dem Jenseits vorbehaltene Anschauen Gottes vorwegzunehmen sucht, wird Gott zurückgedrängt, an seine Stelle treten seine Stellvertreter, besonders die Lehrer, die jene Uebungen dazu benutzen, die Gläubigen noch mehr zu knechten, das Volk zur Disziplin zu erziehen und die politischen Ideale zu beleben. „Die Mystik wird die ohnehin so phantastische animistische Volksseele nur noch mehr verwirren, ihr den lebendigen Gott nur noch mehr verdunkeln" (207 ff.).

Im 2. Hauptteil (220—286) behandelt S. den sittlich-religiösen Zustand des Heidenmohammedaners. Letzterer bleibt nicht derselbe, der er als Heide war. Aber der Animismus wird in die Tiefe gezogen und neu belebt, der Fanatismus in Verbindung mit dem Panislamismus und der Eschatologie geschürt und durch ihn das schon ärmliche religiöse Innenleben des Animisten ertötet (222 ff.). Auch in sittlicher Hinsicht besitzt der Islam nicht die Kraft, ein kulturarmes Volk in einer Zeit zu führen, in der es der Leitung bedarf, in der durch die Berührung mit dem Weltverkehr und der Weltkultur die alte Religion, Sitte und Zucht schwindet. Es fehlen ihm die sittlichen Ideale. Selbst Gott ist in der islamischen Vorstellung keine einwandsfreie sittliche Persönlichkeit, und vollends erst nicht der grausame, sinnliche, unwahre, unsittliche Mohammed und die mohammedanischen Lehrer. Von der heiligen Stadt Mekka aber geht ein Gifthauch aus. Auch im Paradies weht eine schwüle, sinnliche Luft. So fördert das religiöse Leben im Islam die Unsittlichkeit. Die heidnischen Laster bleiben. Das Alkohol-Verbot des Islam, das vom rein ethischen Standpunkt aus minderwertig und kein Beweis für eine aufrichtig ethische Tendenz des Islam ist, hat für Niederländisch-Indien keine Bedeutung. Das Opium haben die Mohammedaner zuerst nach Ostasien gebracht. Ehescheidung, Polygamie, Konkubinat werden durch den Islam gefördert, die Frau, die unter der heidnischen steht, geknechtet und das relativ feste Band der Ehe, der Familie, des Stammes, die gerade für den Heiden ein Halt waren, gelockert (247 ff.), das Volkstum und die Volkssprache, Volksrecht und Volkssitte vergewaltigt und die Volksverbände gelöst, ohne daß etwas anderes Wertvolles an ihre Stelle gesetzt wird. Der Islam unternimmt keinen Kampf gegen die Unsitte des Heidentums, bleibt kulturell bei den kulturarmen Völkern unfruchtbar, sinkt mit seinem sittlichen Niveau teilweise unter den heidnischen Tiefpunkt herunter, setzt neue Barbarei an die Stelle der alten und das alles im Namen Gottes (263 ff.).

Das 3. Kapitel handelt vom Uebertritt des Mohammedaners zum Christentum (287—471). Zunächst verhält sich der Mohammedaner gegenüber dem Christentum völlig ablehnend, da dieser ihm als irreligiös, unrein, rückständig und töricht gilt (besonders wegen der Trinitätslehre und des angeblichen Bilderdienstes), und das Christentum vieles nicht hat, was der Animist noch im Islam findet, da das neue im Christentum, besonders seine Ethik und seine Ordnungen, zunächst nicht verlockend erscheint, da das Christentum, das in den Augen des Mohammedaners nur wenig Anhänger zählt, schwach ist und bald vergehen wird, eine Meinung, in der der Islam leider oft durch die Haltung der Kolonialregierungen bestärkt wird. Eine Verschmelzung des Christentums mit dem Islam, der heute manche in Unkenntnis der Sachlage das Wort reden, etwa durch Darangabe der Christologie

und Trinitätslehre, ist nach S. ausgeschlossen und würde zu einer Islamisierung des Christentums, nicht zu einer Christianisierung des Islam führen. Der Islam kann in keiner Weise als Vorbereitungsstufe für das Christentum angesehen werden, im Gegenteil, der Uebertritt wird durch ihn erschwert. Auch die modernen geistigen Bewegungen im Islam, von dessen Selbstzersetzung nichts zu merken ist, führen nicht zum Christentum (287 ff.). Doch wird der vorhandene Glaube allmählich erschüttert, besonders durch den Glauben und das von Liebe getragene, sittlich ernste Leben der Christen, durch die schlichte, verständliche, sittlich reine Lehre der Bibel, durch die sittliche Höhe und Liebe Jesu, gegenüber dem Mohammed gewaltig abfällt, durch die christliche Liebes- und kulturelle Tätigkeit, durch die weltumfassende christliche Gemeinschaft, die das Volkstum mehr schont als der Islam, wird der Panislamismus und Fanatismus überwunden (342 ff.). Für die Bekehrung ist vor allem die Stellung zu Jesus entscheidend, der noch jetzt im Leben der Christen wirksam ist, der mächtiger und besser ist als Mohammed. Jesus ist der Ausgangspunkt für die Erkenntnis Gottes als des Allmächtigen und Alliebenden, sein Leben führt zur Sündenerkenntnis, sein Kreuzestod zum Bewußtsein der Erlösung und Versöhnung. So gewinnt der bekehrte Mohammedaner ein neues Gottesbild und neue, reinere eschatologische Vorstellungen (408 ff.). Ein neues Leben beginnt. Durch das Vertrauen zu Gott, in dem er vor allem durch das Vorbild der treuen Christen bestärkt wird, erlebt der Mohammedaner-Christ eine Erlösung vom Animismus und Fatalismus, durch den Umgang mit Gott in Christus werden die Mittler, auch Mohammed, die Heiligen und Propheten überwunden, also auch ihr Kult und die Macht der Lehre, und damit zugleich der Polytheismus, durch das wirkliche Gebet, das der Mohammedaner nicht kennt, die Magie und Mystik, durch den Gehorsam gegen Gott, die Sünde. Selbstverständlich sind Abfälle und Rückfälle auch unter den bekehrten Christen nicht selten. Gegen Gesetzlichkeit, sklavische Furcht, Leichtfertigkeit und andere Sünden muß auch in den Christengemeinden noch immer gekämpft werden. Mohammedanerchristen und Heidenchristen haben beide ihre Vorzüge und ihre Mängel (438 ff.). — Zum Schluß ruft S. die heimatlichen Christen auf, die apologetischen Waffen zu schmieden, die die glaubensfrohen, aber erkenntnisarmen Heidenchristen nötig haben, um sich des Islam zu erwehren, vielleicht durch neue Formulierung der Dogmen von der Trinität, dem Gottmenschen Jesus, der Pneumatologie und Eschatologie „Anderseits wird die polemische Beleuchtung der islamischen Vorstellungen auch gleichzeitig der christlichen Theologie selbst eine gewiß nicht ganz wertlose Bereicherung bringen als eine bescheidene Gegengabe der Mission." Die Hauptsache aber im Kampf gegen den Islam ist der lebendige Christus und die lebendige Gemeinde (466 ff.).

Man mag bei manchen Ausführungen S.'s ein Fragezeichen an den Rand setzen — Ref. hat's getan —, jedenfalls bedeutet das Buch einen beachtenswerten Beitrag zur Kenntnis des Mohammedanismus und seiner Ueberwindung, an dem Niemand vorüberkommt, der sich mit der Frage eingehender beschäftigen will. A. Schillbach-Buttstädt

Orientalisches Archiv. Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Kulturgeschichte und Völkerkunde der Länder des Ostens. Herausgegeben von Hugo Grothe. Verlag von Karl W. Hiersemann in Leipzig. Jahrgang I, Heft 1.

Die Begründung dieses neuen „Archivs", das sich vorsetzt, die Gebiete der Kunst, Kulturgeschichte und Völkerkunde der Länder des nähe-

ren und ferneren Ostens, die Gebiete arabischer, persischer, türkischer, indischer, chinesischer und japanischer Kultur zu pflegen, darf als ein Anzeichen dafür genommen und begrüßt werden, daß ein Verlangen nach Aufklärung über Kultur und Psyche der Völker des Orients heute auch in Deutschland mehr, als es bislang der Fall gewesen, vorausgesetzt werden kann. Daß an wissenschaftlichen Kräften, die wohl imstande und bereit sind, diesem Verlangen entgegenzukommen und es in weiteren Kreisen zu wecken, kein Mangel ist, erweist die große Zahl namhafter Kunsthistoriker, Orientalisten, Ethnologen und Geographen, — eine Liste von über 100 Namen —, die sich allsofort von dem Herausgeber, dem als Forschungsreisenden bekannten Generalsekretär der Münchener Orientalischen Gesellschaft, zur Mitarbeit gewinnen ließen. Die erste Nummer der Zeitschrift, die jährlich viermal erscheinen will, gelangte am 21. Oktober (1910) zur Ausgabe, ein vom Verleger höchst vornehm ausgestatteter Band von 6 Bogen zu 8 Seiten Quartformat, dem 15 Tafeln mit 54 Abbildungen beigegeben sind. Die Abhandlungen wenigstens, welche er enthält und die durchweg bisher unveröffentlichtes Material bringen, mögen hier genannt sein: Cornelius Gurlitt, Die Bauten Adrianopels; Josef Strzygowski, Kara-Amid; Theodor Menzel, Selanikli Fâik (ein Beitrag zu den Entwicklungsphasen der türkischen Freiheitsbewegung); Philipp Walter Schulz, Die islamische Malerei; A. Nöldeke, Zur Kenntnis der Keramik von Raqqa, Rhages und Sultanabad; Hugo Grothe, Die Bevölkerungselemente Persiens; Hans Haas, Ein wenig bekannter buddhistischer Autor des alten China und sein Werk; Julius Kurth, Sharaku-Probleme (ein Kapitel zur Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes). Die ebenfalls schon in diesem Hefte gut gespeiste Abteilung „Kleine Mitteilungen" will eingehend über Staats- und Privatsammlungen, Ausstellungen, wissenschaftliche Gesellschaften, Forschungsreisen, Ausgrabungen und Funde, Kongresse, Persönliches usw. berichten. Der Verlag ferner, dessen Spezialität ja die Orientalia sind, verspricht für jedes Heft eine bibliographische Liste zusammenzustellen, welche in möglichst lückenloser Vollständigkeit die neuerscheinende Literatur über den Orient aufführen soll, auch das eine sehr dankenswerte Zugabe. Schade, daß die hohen Herstellungskosten es der Verlagsfirma unmöglich machen, den Preis des Abonnements niedriger zu stellen. Auch unter denen, die nicht wohl daran denken können, für vier Hefte jährlich 30 *M* aufzuwenden, gibt es viele, die sich gerne von einer gediegenen Zeitschrift die Materialien zur Kenntnis der Rasseeigenheiten, der Kultureinflüsse und des Kulturaustausches der Völkerwelt der östlichen Zonen würden darreichen lassen.

H. Haas-Heidelberg.

Eingegangene Schriften.

C. Meinhof, Die Mitarbeit der Laien am Missionswerk. Referat auf der 4. Missionswoche in Herrnhut. Herrnhut, 1910, Missionsbuchhandlung.

Melanchthon, Ein Volksabend von Dr. Oskar Bogan. 0,80 *M*. Verlag F. E. Perthes-Gotha.

Toxotes, Wissenschaftliche Aussprache der Zahl des Namens des Tieres (666) in Apoc. 13, 18. 1,50 *M*. 1910. Verlag der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten.

Geh. Rat. Renaud †

Wie uns jetzt mitgeteilt wird, ist am 28. September der Geh. Regierungs- und Schulrat a. D. Theodor Renaud in Straßburg nach langem schweren Leiden entschlafen. Er war Vorsitzender des Landesvereins Elsaß-Lothringen, und mit Dank war es zu begrüßen, daß er bei der Gründung des Landesvereins bereitwillig den Vorsitz übernahm. Als Vertreter des Landesvereins gehörte er seit dem Jahre 1905 dem Zentralvorstand an. Er war ein warmer Freund unserer Sache und ein treuer Mitarbeiter an unserm Werke. Unseren Dank rufen wir ihm in die Ewigkeit nach.

Der Zentralvorstand
des Allg. ev.-prot. Missionsvereins:
D. Aug. Kind.

Weltgericht, Weltbegnadigung und Neuordnung der Welt nach dem 1. Buch Moses.

Von Pfarrer Julius Happel, Heubach.

(Schluß.)

Die Einrichtung der Völkerindividualitäten, Nationalitäten, Typen und Rassen.

In eine im strengsten sachlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden stehende neue großartige Halle des wundervollen Bau's des 1. Buch Mose werden wir nun eingeführt. Die Grundordnung des Völkerlebens wird uns nach dem von Gott gesetzten Individualitätsprinzip zum ersten Mal vor Augen gestellt. Jedem Volk ist durch die eigenartige Einrichtung seiner Natur, sowie seiner Umgebung, insbesondere die Natur des Landes, in welchem zu wohnen ihm gesetzt ist, sein Schicksal bestimmt. Es hat jedes Volk seine ihm von Gott in seine Natur gelegte Aufgabe. Auf der Anerkennung dieser Gottesordnung beruht die Achtung der Völker untereinander und die Anerkennung ihrer besonderen Existenzberechtigung. Auf heidnisch-naturalistischem Gebiet wo man weder das Wesen Gottes, noch die Natur des Menschen erkannte, war eine solche Anerkennung und eine solche Beurteilung des Völkerlebens nicht möglich. Hier nahm man überhaupt wenig Anteil an den andern Völkern. Der Meister des 1. Buch Mose, dem nicht allein alle Völker von einem Paare stammen, der vielmehr auch die in der Gottebenbildlichkeit begründete Menschenwürde erkannte und zur Herrschaft auf der Erde eingesetzt wußte, erkannte auch die Individualitäten der Völker als gottgesetzte an. Der Tatbeweis dafür ist die Sorgfalt, mit der er die erste geographisch-historische Uebersicht über die zu seiner Kenntnis gelangenden Völker ihre Wohnplätze und Nationalität entwirft oder als eine bereits entworfene übernimmt und seinem herrlichen Kunstwerk eingliedert. Wenn auch viele der Völkernamen die hier vorkommen, nicht mehr zu bestimmen oder bis jetzt nicht bestimmt sind so ist doch soviel erwiesen, daß nicht willkürliche Erfindung, sondern auf guter Instruktion beruhendes und für die geschichtliche Forschung äußerst wertvolles Material hier vorliegt. Freilich wollte der Meister selbst nicht Geographie, Ethnologie und Geschichte schreiben, sondern Gottes Ordnungen zur Leitung und Erziehung der Menschheit aufzeigen. Er hat es deshalb auch selbst nicht auf Vollständigkeit der Mitteilung abgesehen was deutlich daraus hervorgeht, daß er nur von einzelnen Namen besondere Notizen gibt, z. B. von den sieben Japhetiten führt er nur zwei Gomer und Jawan etwas weiter. Unter den vier Hamiten führt er zwar auch den Put auf geht aber dann nur auf Chus, Mizraim und Kanaan etwas näher ein, offenbar weil er nur über sie genauere Kunde besitzt. Dies geht auch daraus hervor, daß mit den entfernteren, den Japhetiten, begonnen, mit den Hamiten fortgefahren und mit den Semiten, aus denen besonders die Namen Arphachsad, als Stammvater, Eber und Joktan, als Bruder Ebers hervorgehoben werden, geschlossen wird.

Der Gedanke einer höheren (nicht lediglich nationalen, wie man sie im übrigen Altertum allein kannte) menschheitlichen Gemeinschaft, Gesittung und Bildung konnte als Ziel der göttlichen Erziehung und Leitung des menschlichen Geschlechts erst in den Gesichtskreis kommen auf dem Grunde der wichtigsten Entdeckung, welche überhaupt für die Würde Bestimmung und Zukunft der Menschheit gemacht worden ist und in ursprünglichster Gestalt gleich im ersten Kapitel des 1. Buch Mose aufleuchtet, nämlich der wesentlichen in der Gottebenbildlichkeit beruhenden Gleichheit und Einheit des menschlichen Geschlechts. Aber zu dieser für die wahrhaft menschliche Gemeinschaft, Gesittung und Bildung wichtigsten Entdeckung ist noch ein anderer mit der eben genannten im nächsten Zusammenhang stehender hochwichtiger Gedanke hinzu gekommen, nämlich, daß die Menschheit eine Familie ist, von Einem Elternpaar abstammt — und zwar wohlgemerkt von einem Menschen-Paar (nicht Tier-Menschen oder Engel-Menschen oder Götter-Menschen-Paar u. dergl., also die Menschheit mit Ausschluß der Tierwelt, d. h. aber leiblich-seelisch zugleich, blutsverwandt), die Menschen wirkliche Brüder sind und daß diese Blutsverwandtschaft auch durch der Menschen Zerstreuung über die Erde und ihr Auseinandergehen in verschiedene Länder, Sprachen, Sitten, Geschlechter, Stämme und Nationen nicht aufgehoben wird, sondern im Gegenteil eine Wiedervereinigung der Menschheit, ein Zusammenkommen derselben in dem Einen Vaterhaus, aus dem sie alle ausgegangen sind, wenn auch damals vielleicht noch nicht in Aussicht genommen, doch für künftige Zeiten begründet worden ist (vergl. die Rede des Apostels auf dem Areopag zu Athen, welche unser Denkmal offenbar zum Texte hat).

Nun kommt aber endlich noch ein dritter für die höhere und wahrhaft menschheitliche Gesittung Bildung und Gemeinschaft hochwichtiger grundleglicher Gedanke zu den beiden ersten hinzu, und das ist der zentrale Gedanke unseres vorliegenden Denkmals, der sogenannten Völkertafel, deren Wert nicht bloß darin besteht, daß sie die erste und als solche wohlbegründete Erd- und Völkerkarte bietet, sondern weit höher dahin zu würdigen ist, daß sie die eigenartige Mannigfaltigkeit des Völkerlebens als zur wesentlichen Einheit des menschlichen Geschlechts hinzugehörend aufzeigt, daß sie diese Mannigfaltigkeit nicht als etwas mit der wesentlichen Einheit im Widerspruch stehendes, sondern als etwas von Gott gewolltes, weil er die ganze Erde von Noah's Kindern besetzt und bevölkert haben will, ansieht. Die Sorgfalt und Genauigkeit, mit der unser Denkmal die verschiedenartigen Völker der Erde, soweit sie ihm bekannt geworden sind, in ihren Wohnsitzen ein jegliches nach seiner Sprache, seiner Abstammung und nationalen Zusammengehörigkeit in vorzüglich übersichtlicher, vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitender Reihenfolge, namentlich aufzählt, beweist deutlich, daß ihm die Mannigfaltigkeit der Völkerwelt eine wichtige geschichtliche Tatsache ist, treuer Erinnerung und Berichterstattung wert.

Soviel ich sehen kann, geschieht die Unterscheidung und Grup-

pierung der Völkerfamilien und einzelnen Stämme, Landgemeinschaften und Stadtgemeinschaften nicht nach einerlei, sei's erdbeschreibenden, sprachverwandtschaftlichen oder blutsverwandtschaftlichen Gesichtspunkten, was überhaupt gar nicht durchführbar ist, da doch auch damals schon die mannigfachsten Wanderungen und Mischungen stattgefunden haben, sondern, wie es allein der Natur der Sache entspricht und auch von dem Denkmal besonders durch die verschiedenen Bezeichnungen, welche im einzelnen gebraucht sind, z. B. bald Völker- bald Länder- bald Städte-Namen, bald in der Mehrzahl, bald in der Einzahl angezeigt ist; es kommen die mannigfaltigsten Gesichtspunkte im Einzelnen in Betracht.

Aber als roter Faden, als leitender Gedanke, der sich durch das Ganze zieht, herrscht allerdings der erbrechtliche Gesichtspunkt vor.

Einrichtung zum Schutz der Nationalität und des Individualisierungsprinzips.

In großartigem sachlichem und Ideenzusammenhang, man möchte sagen, welthistorischem, wenn auch nicht wörtlichem und buchstäblichem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Folgenden kommt nun die Einrichtung Gottes zum Schutz der Nationalität und des Individualisierungsgesetzes. Unter der Herrschaft der naturwidrigen Selbstbestimmung ist die menschheitliche Entwicklung beständig in Gefahr, bald an dem Felsen des eigensinnigen und dünkelhaften Fürsichseins und des Nationalitätenhasses zu scheitern, bald in dem Strudel des übermütigen und leichtsinnigen Weltbürgertums zu versinken. Die Geschichte der sogenannten mittelländischen Völkerwelt von Babel—Assur bis Rom—Paris ist nebenbei auch eine Aufführung dieser traurigen Komödie. Der Turm zu Babel ist nicht einmal bloß, sondern zu gelegener Zeit immer wieder zu bauen versucht worden. Aber auch der Herr, der im Himmel sitzt und ihrer spottet, steigt noch immer vom Himmel herab und verwirrt die Sprache der Leute, daß die Völker selbst endlich das Kauderwelsch der Allerweltssprache (II, 1) müde, nach den reinen und lauteren Formen, ihrer Nationalität, Sprache Sitte und Recht dürsten. Daß der trübe und schmutzige Völkerbrei, welchen Babel braut, nicht das Ende der Wege Gottes sin der Leitung und Erziehung des menschlichen Geschlechts sein werde, konnte dem Meister von 1. Mose 2, 3 nicht verborgen sein. Gerade die nun folgende Erziehungsmethode Gottes beweist das deutlich. Die rechte Erziehung muß individuell sein, das gilt nicht bloß von der menschlichen, sondern auch von der göttlichen. So bildet diese Geschichte von der Schutzeinrichtung des Individualisierungsprinzips den sachlichen Fortschritt zu der Erziehungsgeschichte der Erzväter.

Wäre das 1. Buch Mose das Werk eines modernen Schriftstellers, so ist selbstverständlich, daß ein solcher nach einem selbstentworfenen Plan seine Quellen verarbeitet, und eine in jeder Beziehung abgerundete Darstellung ohne alle Ecken und Kanten und Fugen und Risse geliefert hätte. Aber der Meister des 1. Buch

Mose hatte einen von Gott d. h. durch die Geschichte des Volkes Gottes ihm vorgezeichneten Plane zu folgen und mußte die ehrwürdigen Denkmäler, welche ihm überliefert wurden, möglichst unversehrt nach jenem Plane zusammenstellen, woraus nun dieser erhabene Gottestempel, der herrlicher ist als alle Bauten Aegyptens und Griechenlands erstanden ist. Es ist möglich, wahrscheinlich, fast gewiß, überdies sogar eigentlich notwendig, anzunehmen, daß noch weit mehr selbständige Arbeiter einzelne Teile dieses herrlichen Bauwerks geliefert haben. Um so wunderbarer ist's, daß sie doch alle im wesentlichen nach demselben oben genannten Bauplan gearbeitet haben, und eben deshalb der Meister des 1. Buch Mose die überlieferten selbständigen Denkmäler fast unversehrt seinem erhabenen Kunstwerke eingliedern konnte.

Der Meister vom 1. Buch Mose hat wohl auch gesehen, — daß die Erzählung vom Turm zu Babel und die Aufstellungen der Völkertafel nicht wörtlich zusammenstimmen, ja nicht wörtlich zusammenstimmen dürfen, wenn sie einen selbständigen urkundlichen Wert behalten sollen. Aber man übersieht leicht, daß die Ideen der beiden Stücke trefflich zusammenpassen, zur Beleuchtung der in ihnen zum Ausdruck gebrachten Gottesordnung. Heißt es aber nicht willkürlich Abweichungen und Widersprüche erfinden, wenn man erklärt, der Verfasser der Völkertafel lasse die drei Menschheitskreise mit ihren Völkern und Sprachen in natürlicher Weise von den Söhnen Noah's sich ableiten, während der Verfasser der Erzählung vom Turmbau zu Babel die Trennung der Sprachen und im Zusammenhang damit die Zerstreuung der bisher noch einheitlichen Menschheit über die Erde aus einer besondern Gottestat erkläre? Denn wo steht geschrieben, daß der Erzähler des Turmbaus von Babel in demselben Sinn, wie der Verfasser der Völkertafel, von der einheitlichen Menschheit geschrieben habe? Und die Annahme, die Völker der Erde hätten aus dem Hause Noah's einerlei Sprache mitgenommen, spukt doch wohl nur in den Schriften der Literarkritik. Eben deshalb, weil der Erzähler des Turmbaus zu Babel eine ganz andere Sprachverschiedenheit und Spracheinheit im Sinne hatte, als der Verfasser der Völkertafel, konnte der Meister des 1. Buch Mose beide Denkmäler zur gegenseitigen Beleuchtung um so eher nebeneinander stellen, als er doch sicherlich (wie auch der Verfasser der Völkertafel) in der Trennung der Hamiten, Japhetiten und Semiten und der weiteren Zergliederung dieser Stämme nicht bloß ein natürliches Ereignis, sondern auch eine Ordnung Gottes sah. Dies Denkmal ist von feiner völkerpsychologischer Wahrheit. Wie alle Werke Gottes, so ist auch sein Werk, das er an den Menschen tut, darauf angelegt und zielt dahin, die Unterschiede desselben wie in leiblicher so in geistiger Beziehung, wie in eigenartigster Körperbeschaffenheit, so in Sprache, Religion, Sitte und Recht immer tiefer, reicher und feiner aus den irdischen Daseinsbedingungen und dem eigenen menschlichen Wesensgrunde hervor- und durchzubilden. Auf diesen großen Gottesgedanken mit den eigenen Gedanken einzugehen und ihn immer-

mehr an sich selbst und andern zu verwirklichen, das muß als das höchste Ziel und der oberste Zweck aller wahren Gesittung und Bildung des menschlichen Geschlechts festgehalten werden.

Diesen großen Gottesgedanken hat unser vorhin besprochenes Denkmal in anschaulichster realgeschichtlicher Wahrheit uns vorgestellt, sowie er überhaupt erst auf dem Grunde der richtigen Gottesidee und der wahren Würde des Menschen als des Ebenbildes Gottes in die Erscheinung und in das Tagesbewußtsein der Menschheit treten konnte.

Aber es geht auch ein diesem großen Gottesgedanken von der Herausbildung der eigenartigen Unterschiede im Einzelleben und Völkerleben gegensätzlicher Trieb durch die Geschichte der Menschheit, der bei jeder passenden Gelegenheit sich durchzusetzen sucht, und sich auch wirklich zu Zeiten mehr oder weniger durchsetzt, der aber, wenn er seinen Zweck und sein Ziel wirklich erreichte, notwendig zum Versinken der Menschheit im Sumpfe der Barbarei und Bestialität führen müßte. Das ist der Trieb, alle Unterschiede des Menschen in Sprache, Religion, Sitte, Recht tunlichst auszuwischen und die Affenbrüder auch zu einer Affenherde der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zusammenzuschließen, in der nicht nur die Beinkleider, Leibröcke und Zylinder denselben Zuschnitt tragen, sondern auch die Vorstellungen und Redensarten nach einer Manier gedrechselt sind. Immer tritt dieser krankhafte Zug nach Vereinerleiung im Völkerleben dann herrschend hervor, wenn die bisherigen Lebensformen, in denen das Völkerleben sich auf die Jahrhunderte hin bewegt hat, mürbe werden und neuen Raum geben sollen. Ein letzter größerer Versuch der Art im europäischen Völkerleben war die „Große Revolution" vom Jahre 1789, welche in der Völkerruthe aus Korsika sich durchsetzte und in der Französierung der europäischen Völkerwelt zu enden schien.

Der nach menschlicher Erinnerung erste umfassendste und großartigste Versuch der Herstellung eines alle besonderen Sprachen, Religionen, Sitten und Gesetze in ein Eins und Einerlei aufhebenden Weltreichs ging aber eben von dem Boden aus, auf welchen unser Denkmal uns führt aus dem Lande Sinear, insbesondere seiner großen Stadt Babel.

Es mußte deshalb höchst anziehend sein, gerade von dieser ursprünglichsten Bewegung, die zur Vereinerleiung des Völkerlebens geplant war, ein aus eigenster Anschauung gewonnenes Bild aufzunehmen und es in dem Buch der Denkmäler zu verewigen, welches zum Erziehungsbuch der Menschheit zu werden bestimmt war.

Die psychologische Eigenart dieses Denkmals besteht darin, daß es voll Ironie ist, die vom Anfang bis zum Ende sich hindurchzieht. Die alten Ausleger, Luther, Herder haben das wohl gemerkt, die heutigen verstehens nicht, weil ihnen die Entwicklungstheorie das Auge trübt und sie den feinen Witz der Darstellung für kindliche Naivität des Erzählers selbst halten. Aber hier spielt die heilige Ironie des Allmächtigen mit kindischem Menschenwitz und greisenhafter Men-

schenlist. Und dies eine Stück birgt mehr heimliche Weisheit als alle Pandorabüchsen und Prometheussagen zusammengenommen.

„Es hatte aber alle Welt einerlei Lippe und Worte" (Redensarten); köstliche Ironie in jedem Stichwort dieses ersten Satzes. Genau so, wie wenn wir zu erzählen anfingen: „Es war einmal, da parlierte alle Welt französisch. Da suchte jedermann seine Lippen nach der feinsten Pariser Fasson aufeinander zu pressen und nur solche Worte und Phrasen in der Konversation zu gebrauchen, wie man sie in den vornehmsten Salons, Theatern und Cafés der Stadt der Weltzivilisation, der grande nation hörte. Sowie die Allerweltstadt an der Seine, nur nach einem klein wenig größeren Zuschnitt, war in grauer Vorzeit schon einmal ein Sammelbecken der Leute aus allerlei Herren Länder entstanden, eine Hochmodeschule für alle Welt, wo jeder seine Lippen fein aufeinander setzen und nur zierliche Worte gebrauchen lernte. Wie konnte man doch dann so überlegen, lächelnd herabsehen auf seine eigene bäuerische Nation, sobald man gelernt hatte, mit den Lippen und Worten der Weltsprache, babylonischem Mienenspiel und chaldäischem Akzent sich auszudrücken."

„Da sie nun aufbrachen gen Osten, fanden sie eine Ebene im Lande Sinear und ließen sich daselbst nieder." Die alle Welt anziehende Kraft der Weltgroßstadt und die Auswanderung dahin wird durch den Wechsel des Subjekts (im ersten Satz war's in der Einzahl jetzt der Mehrzahl), durch das Ausreißen der Zeltpflöcke aus der eigenen Heimat, durch die genaue Angabe der Richtung, welche die Auswandererflut nahm, des Landes, in das man zog und der Ebene, die man fand, so augenscheinlich gemalt, daß jedermann, der ihre Lage kannte, schon wußte, auf was für eine Weltstadt der Erzähler hinauswollte, auch ohne daß dieser seiner Erzählung vorgriff und ihren Namen schon jetzt nannte. Und jetzt blickt die feine Ironie erst recht aus der Erzählungsform heraus, indem unser Denkmal die Leute selbstredend einführt und sich gegenseitig ermuntern läßt, ein großes noch nie dagewesenes Werk miteinander zu schaffen. Doch zu spassig ist der Anfang: „Huja, wir wollen Lehm leimen, wir wollen Brand brennen!" (es ist als hörte man Trunkene jodeln) und scherzend im alliterierenden Reim fährt der Erzähler fort: „Da ward ihnen der Leim zu Stein, und der Asphalt wurde ihr Festhalt." Dann sprachen sie wieder: „Huja, wir bauen eine Stadt und einen Turm, daß seine Spitze in den Himmel hinein reicht, daß wir uns ein Denkmal setzen, und wir uns nicht verlaufen über die ganze Erdfläche hinweg." Hui, war das ein himmelstürmender Plan, den die Leute auf Erden auszuführen gedachten, da mußte es ja dem, der im Himmel sitzt, selbst bange werden. Nun ja, wenn man einmal auf der Erde anfängt bis in den Himmel zu bauen, dann geht's nicht anders dann muß der Herrgott von seinem Himmelthron herunter auf die Erde. Deshalb fährt unser Erzähler im Sinne der Himmelstürmer fort: „Da stieg der Herr herab", denn er wollte auch einmal wie die andern Leute sehen die Stadt und den Turm, den die Menschenkinder erbaut hatten.

Da sprach der Herr: „Sieh' da, Ein Volk (von Brüdern) und Eine Lippe allesamt!" (das ist allerdings kein Spaß), wenn sie so erst einmal anfangen zu tun, dann werden sie bald zu nichts mehr zu kurz sein, sie werden alles fertig bringen, was sie nur gedenken. Und nun spricht der Herr selbst im Ton und in der Ausdrucksweise der Himmelstürmer: „Huja, fahren wir hinab, und machen ihre Lippe lappen lala, daß keiner des andern Lippe versteht." Da zerstreute sie der Herr über die ganze Erdoberfläche, daß sie aufhörten, die Stadt zu bauen. Darum nannte man ihren Namen Wälsch (Babel); denn der Herr hatte daselbst die Lippen aller Welt wälschen gemacht, und hatte sie von dort aus über die ganze Erdfläche zerstreut.

Der Herr hat die Lippe aller Welt wälschen gemacht, d. h. er hat den krankhaften kosmopolitischen Vereinerleiungstrieb, der in der Völkerwelt erwacht war, dadurch ertötet, daß er durch die greuliche Wort- und Phrasenmischung, welche infolge des Zusammenflusses sovieler den verschiedensten Sprachen und Nationalitäten angehöriger Völkerhaufen zu Einem Weltreich entstand, ein solches Kauderwälsch nicht bloß der Worte, sondern auch der religiösen und sittlichen Begriffe herstellte: daß keiner mehr den andern verstehen konnte, und die Welt selbst diesen geistverarmenden und gemüttötenden Kosmopolitismus müde wurde; der Herr aber an dieser Weltmüdigkeit Veranlassung nahm, ein um so kräftigeres Nationalitätsbewußtsein, besonders gerade durch die Herausbildung der sprachlichen Unterschiede wenigstens da zu wecken, wo noch natürliche Kraft zu einer selbständigen nationalen Entfaltung des Volkslebens genug vorhanden war; wie in der indoeuropäischen Völkerwelt, namentlich seitdem in der letzteren der Fürst des Lebens regiert, „den Gott ausgeführet hat von den Toten." Denn wirklich ist das Pfingstwunder das denkwürdige Gegenstück zu der babylonischen Sprachenverwirrung. Während die letztere eben dadurch entstand, daß man aus der Auflösung aller besonderen Sprachen eine Allerweltssprache herzustellen suchte, hörte am ersten christlichen Pfingstfeste ein jeder in seiner eigenen Sprache, darinnen er geboren war, die Großtaten Gottes in seinem Kinde Jesus, verkündigen zum auch durch die Geschichte glänzend bestätigten Beweis, daß sich das nationale Völkerleben eben da am kräftigsten und eigenartigsten entfaltet, wo der Sohn Gottes allen die an seinen Namen glauben, Macht gibt, Gottes Kinder zu werden; denn wo aus dem Schoße der Völkerwelt Gottes Kinder geboren werden da herrscht nicht das öde geistesarme Einerlei der Sprachen und Zungen, sondern die gabenreiche Mannigfaltigkeit geistvoller Einheit. „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei", daß auch eure gottgewollte Eigenart ungehindert und durch das Evangelium von der herrlichen Freiheit der Gotteskinder kräftigst gefördert, sich entfalten kann.

Und so, in seiner Zusammenstellung mit der Völkertafel und mit dem Pfingstevangelium der Apostelgeschichte erscheint unser Denkmal von der babylonischen Sprachenverwirrung erst in seiner richtigen Beleuchtung und seinem vollen Glanze. Die auf der glei-

chen anerschaffenen Gottebenbildlichkeit und der gleichen Abstammung aus Einem Vaterhause beruhende Einheit des menschlichen Geschlechts ist ebenso Gottesordnung, wie die auf der Unterschiedenheit der Länder, Sprachen, Religionen Sitten und Nationalitäten beruhende Mannigfaltigkeit welche Gott aufrecht erhält gegen gewaltsame Vermischung und Vereinerleiung: das ist die grundlegliche menschheitliche Erkenntnis, welche in diesem ursprünglichsten religiösen Kunstwerke der Menschheit, in diesem Denkmälerwald des 1. Buch Mose als ein Weltmanifest bekannt gemacht und festgestellt ist; darin liegt ihr einzigartiger unschätzbarer Wert.

Halbjahresbericht

von Missionar Pfarrer Schröder in Tokio.

Das Jahr 1910 ragt in der Geschichte Japans hervor. Koreas Annektion ist vollzogen. Damit kommt endlich ein 1500jähriges Ringen zum Abschluß. In sagenhafter Zeit schon drängt Japan nach dem Festland. Jene Kaiserin — ob Sage oder Geschichte, wer kann es sicher sagen —, die im 3. Jahrh. n. Chr. regierte, setzte als erste den Fuß auf den Boden Koreas. Seitdem ist dies Land, das die Japaner Chosen = Morgenkühle nennen, oft mit Samurai Blut getränkt worden. Hide joshi's Name ist auf's rühmlichste mit diesen Versuchen, auf dem Kontinent eine Kolonie zu haben, verknüpft. Aber ist es nicht wunderbar, daß Japan erst sich der früher so verachteten westländischen Kultur erschließen mußte, ehe der große Streich gelang! Nun herrscht Japans Kaiser auch in Korea. Diese Eroberung hat aber — und das kommt für uns in Betracht — auch Kulturwert.

Japans Kultur wird über das Meer dringen. Wird? nein muß. Der Geschichte nach erhielt Japan über Korea seine Kultur. Aber Korea selbst ist seit Jahrhunderten durch die Schuld seiner Fürsten eine gefallene Größe. Das einst so tüchtige Volk ist dumpf und stumpf geworden. Der Koreaner soll seine Unterlippe hängen lassen, ein Zeichen seiner innerlichen Hoffnungslosigkeit. Und doch sollen noch verborgene Keime einstiger Größe vorhanden sein. Noch ist Geisteskraft nicht völlig rudimentär geworden. Es soll noch etwas aus dem Volk zu machen sein. Ich hörte gute Urteile von Lehrern über die Leute.

Nun kommt es für Japan darauf an zu zeigen, ob es versteht, in diese stagnierten Massen neues Leben zu bringen.

Ich persönlich glaube ganz bestimmt, daß Japan für diese Ostländer Kulturbringer sein muß. Gegenüber dem schwerfälligen China hat dieses Geschlossenheit der Regierung und damit des Willens zum Vorwärts voraus. Es ist selbst noch nicht mit sich fertig. Es ist noch vieles zu tun, ehe Japan in allen Punkten Europa ebenbürtig wird. Es kann auch nicht anders sein. Nach den Gesetzen der Entwicklung kann ein ganzes Volk in 50 Jahren nicht vollkommen umgewandelt werden. Jahrtausendalte Sitten, Anschauungen lassen sich nicht im Handumdrehen abtun. Aber, wie man erkennt, wird von der Regierung tüchtig gearbeitet, dies ge-

steckte Ziel, Gleichheit mit Europa zu erreichen. Und das ist viel wert. In dieser Zielstrebigkeit der führenden Kreise liegt eine Gewähr einer schönen Zukunft.

Aber das Salz dieser Entwicklung liegt im Christentum. Das ist ohne Frage. Woran Japan noch sehr krankt, liegt auf dem Gebiet des Sittlichen. Die Regierung arbeitet auch hier. Es bedeutet Schmerz und Ernst, wenn ein japanischer Minister öffentlich den japanischen Kaufmann wegen Unredlichkeit, Untreue tadelt. Wenn man weiß, wie sehr der Japaner alles Unvollkommene, alle Schattenseiten seines Landes vor dem Fremden verbirgt, dann bedeutet dieser Schritt des Ministers einmal Mut zum Kampf, dann aber Größe des Uebelstandes. Wenn diese Untugenden nicht so himmelschreiend wären, würde der Minister wohl niemals daran gerüttelt haben. Daß diese Untreue in der Tat groß ist, lehren auch in letzter Zeit die Zusammenbrüche vieler Gründungen, Geschäfte, lehrt die Auflösung einer mit Japan Handel treibenden englischen Gesellschaft wegen zu großer Verluste, lehrt jeder Tag, der die Hausfrau mit dem japanischen Händler in Verbindung bringt. Maß und Gewichte sind so willkürlich. wie nur möglich, und das von dem einzelnen Geschäft gewählte Maß wird sehr oft nicht eingehalten. Wer klug ist, wiegt jedes Pfund Zucker oder anderes nach. Ich habe konstatiert, daß ein großes Geschäft mir an jedem Pfund zu 120 mome 10 mome zu wenig lieferte.

Es fehlt in Japan auch an Pflichttreue. Während der großen Ueberschwemmungen wurde konstatiert, daß die Bahnbeamten sehr häufig den Dienst nicht versahen, oder sonstwie ihre Pflicht nicht erfüllten. Das geht durch das Volk. Einer meiner früheren japanischen Lehrer kam jeden Morgen bis zu ¾ Stunden zu spät. Ich stellte ihn zur Rede, aber es ist mir nicht möglich gewesen, mein Maß zu bekommen. Es war nicht nur Unpünktlichkeit, sondern Mangel an Pflichtbewußtsein.

Es ist sehr schwer, wenn man nicht ein Buch voll einzelner Beispiele bringen will, Beweise für solche Behauptungen zu geben. Aber ich kann mich auf den Tenor aller Reden Dernburgs berufen, der trotz aller Bewunderung japanischer Entwicklung auf diese Fehler hinwies. Wenn es Dernburg aufgegangen ist. wie viel mehr wird das uns sein, wo wir täglich mit dem Volk in Berührung kommen.

Natürlich kann ich es verstehen, daß die Japaner in der Kritik ihrer Verhältnisse empfindlich sind. Aber ein Freund Japans darf wohl einmal den Finger auf eine Wunde legen. Ein Freund tut es doch nicht aus Schadenfreude, sondern aus dem Bewußtsein heraus, daß solche Fehler für die Erfüllung großer Aufgaben schädlich sind. Und ich betone noch einmal, ich halte dafür. daß Japan noch zu großen Aufgaben berufen ist. Ich füge daran Worte von Dernburg. die ich zu meinen eignen machen möchte: „An der Entwicklung eines großen Volkes mitzuarbeiten, ist Ruhm und der Mühe wert.“ Ich muß sagen, als ich in der Ostasiatischen Gesellschaft diese Worte am Ende der Rede Dernburgs hörte, da

fühlte ich mich mit so vielen andern erhoben. Ja, es ist etwas Erhebendes, mitten in der Flut einer aufwärtsstrebenden Kultur zu stehen. Sein Bestes mit in die Wagschale zu werfen. das ist genug. Mögen auch keine Zahlen, keine Schöpfungen in Stein oder Anstalten von dieser Arbeit Kunde geben, was tut es! Das Mitstreben, das Mitraten, alle ehrliche Mitarbeit trägt in sich den Segen.

Und haben wir als Christen nicht etwas, was sage ich „etwas?" nein Fundamentales zu geben? Im Evangelium liegt Treue und Ehrlichkeit, liegt Pflichtbewußtsein, liegen Menschheitsziele — alles Dinge, die Japan braucht, jetzt mehr nötig hat, denn je, weil es sich zum Lehrer von 12 000 000 Menschen gemacht hat. Und so bedeutet diese Eroberung von Korea für uns Antrieb zur Arbeit, Stärkung unserer Kräfte, weil unsere Aufgaben größer geworden.

Aber das liegt an der Heimat. Zwei Leute können nicht viel. Einer in Kioto, einer in Tokio, was können wir vollbringen!

Unserm Verein ist es von 2 Seiten bestätigt worden, daß er von Anfang an auf guten Wegen war. Ich habe mich gefreut, daß die Edinburger Missionskonferenz, in denen alte Gesellschaften sitzen. als Ergebnis ihrer Erfahrung sich zu unserer Missionsmethode bekannt hat. Aber es wird wohl vielen entgangen sein, daß auch auf katholischer Seite für Japan annähernd diese Methode gefordert wird. Durch die katholische Presse ging ein Artikel: Missionsaufgaben für Japan. Es soll bekanntlich bald die Jesuitenmission unter P. Dahlmann (der früher sich ungünstig über uns aussprach) Schulen usw. gründen. In diesen auf diese Beschlüsse bezugnehmenden Artikeln wurde gefordert, neben der Einzelbekehrung christliche Luft zu schaffen, in denen die Christen dann ihres Glaubens leben könnten. Was tut Wilhelm in China, was tun wir hier in Japan? Wird uns nicht nachgerühmt. daß wir nicht auf große Kirchen, sondern auf christliche Beeinflussung durch gute Literatur hinarbeiten?!

Doch nun zu meinem Bericht über den Tokiobezirk.

Superintendent Schiller schrieb mir mehreremale: „Es geht vorwärts! So gut war es in den letzten 16 Jahren nie!" Den Grundton halte auch ich fest: Es geht vorwärts.

Mein Bezirk zerfällt in die 2 Teile: Tokio und Chibaken.

In Tokio gruppiert sich die Arbeit um die 2 Gemeinden: Kamitomisaka und Nakarokubancho. In Chibaken ist die Konsoltdierung wegen Mangel an Kräften nicht so weit. Wir haben 1 Gemeinde in Chiba und jetzt dazu eine Filiale und zerstreut in der Provinz kleine Häuflein, die auf Rundreisen besucht werden.

In Tokio ging alles seinen regelmäßigen Gang. Das Gemeindeleben war wie immer. Jeden Sonntag fanden Gottesdienste, und in der Woche Bibelstunden statt. Häufiger kamen die Gemeindeglieder zu Gemeindeabenden zusammen. Das ist eine gute Einrichtung. Es werden die neuen Mitglieder schneller heimisch und wurzeln fester.

Im Sommer fanden Blumenfeste für die Kinder statt, die sehr gut verliefen. Meine Frau beteiligte sich auch, indem sie einige deutsche Lieder sang.

Es fanden zusammen 17 Taufen statt.

In Chiba selbst ging auch alles im alten Geleise. Aber wir haben hier die freudige Mitteilung zu machen, daß eine neue Gemeinde gegründet ist. Bei Chiba liegt ein Ort, der heißt Oyuni. Natürlich herrscht der Buddhismus. Aber unser Chiba-Pastor Aoki hat nun hier einen kleinen Kreis Christen um sich gesammelt. Teils sind es Getaufte, die hierher gezogen sind, oder von Aoki Gewonnene. So sind jetzt 4 Familien und 4 Einzelpersonen gesammelt. Der Führer ist ein gewisser Herr Sekiya. Mura de mo ichiban seiryoku no aru hito de gozaimas. Soucho mo 10 neu bakari i tasshi mashta, d. h. er ist der, was Charakter anbetrifft, beste Mann im Ort und für 10 Jahre war er Bürgermeister. Er hat sein Christentum öffentlich durch Lebensführung bewiesen. Seine Familie besteht außer ihm aus 7 Personen.

Zur Gemeinde gehört nun auch der Direktor der Kankwagakko, d. h. Schule zur Erziehung schlechter Kinder. Sie entspricht also einer Zwangserziehungsanstalt für Fürsorgekinder. Die Familie besteht außer ihm aus 11 Köpfen.

Dann ist der Volksschuldirektor mit 4 Familienangehörigen Mitglied.

Eine Familie ist mit zusammen 3 Personen angeschlossen, sie empfängt Taufunterricht.

Dazu 4 Einzelpersonen, Lehrer und Bauern. — Zusammen macht das 28 Glieder.

Es geht vorwärts, Oyuni ist Beweis.

Die Ernte ist groß. aber es fehlen die Schnitter. Aber wir wollen uns dieses Fortschrittes freuen. Bedenken wir, was das heißt, daß wir nun im Leiter Einfluß auf eine Volksschule, Einfluß auf eine Fürsorgeanstalt, Einfluß auf einen Bürgermeister gewonnen haben. Ob es gleich ist. wenn diese Leute unter dem Einfluß deutschen Glaubens stehen? Ich meine, wir sollten uns ehrlich über diesen Aufschwung freuen.

Aus Chiba selbst sind 4 Taufen zu melden.

Dieses Jahr werden es 25 Jahre. daß Spinner das Werk begann. Wir werden am Ende November in den japanischen Gemeinden das nijugonen kinenkwai = 25. Jahresfest feiern. Wir wollen es mit Dank gegen Gott feiern. Aber wir wollen es für uns nicht als ein Ruhmesfest begehen. Es soll für uns bedeuten: ein Berg ist erstiegen, auf zur Arbeit, die folgenden zu überwinden.

Abendschule.

Ja wirklich, die war erfreulich. Es ist doch der Mühe wert. vor durchschnittlich 40 Schülern deutsch zu lehren. Es sind jetzt mehrere nach Deutschland gereist. Einige standen sogar in der Zeitung. Daran merkt man erst, daß man „hohe" Leute unterrichtet. Kam da ein Herr mit Orden geziert, um mir Lebewohl zu sagen. Ein anderer reichte mir seine Visitenkarte: Regierungsrat.

Warum ich das schreibe? Sicherlich nicht, um, wie wir als Jungen sagten, „damit dick zu tun". Aber, wenn solche Menschen kommen und wenn ich dann in deutscher Sprache deutsche Kultur und Geistesbewegung, d. h. Christentum bringen darf, dann ist das etwas. Mir sagte neulich ein Deutscher, der einen von den Herrn näher kennt, er habe mit ihm gesprochen und den Japaner gefragt, ob er Christ sei, da habe der ihm mit Hinblick auf das in meinen Stunden Gehörte gesagt: „Es ist etwas Großes um's Christentum. Ich stehe schon ganz nahe." Einmal saß ich im Garten mit meinen Studenten zusammen. Das war an einem der Donnerstage, da ich meine Schüler um mich sammle. Wir haben von früh nachmittag an bis die Schatten am Abend dunkel wurden, über Christentum und Buddhismus geredet. Ob da nicht ein Samenkorn in ein Herz gefallen ist? So ist denn diese Schule auch ein Mittel, an Kreise heranzukommen, die sonst verschlossen sind. So habe ich sie auch jetzt fortgesetzt. Ich habe sie sogar erweitert, um mehr Schüler zu gewinnen. Ich habe 2 Klassen; eine für Anfänger, eine für Fortgeschrittene.

Vorträge in Chiba.

Die Vorträge an der Medizinschule sind jetzt ständige Einrichtung geworden. Ich hoffe, man kann später daran anknüpfen, um von unserer Seite aus in Unterstützung Aokis, unseres Chibapastors, Studentenmission zu treiben.

Für mich ist wertvoll, daß sie mich in nahe Berührung mit Professor Dr. Tsuitsui bringen. Ich habe den Vorteil, durch meine Arbeit in ihm einen Förderer meines Wirkens zu gewinnen. Aber, das ist das beste, ich habe Gelegenheit, das christliche Wirken dieses edlen Menschen zu beobachten. Ich hätte so gerne über ihn mehr erzählt, aber er ist so bescheiden, daß er über sich nichts aussagt. Aber wie er wirkt, das zeigt so manches.

Eines Tages schrieb er mir, ob ich nicht einem Fest für die Kranken beiwohnen wollte. Ich ging hin. In dem größten Auditorium saßen in den Bänken die Kranken aus den Kliniken. Ihnen wurde durch Gramophonvorträge, Lichtbilder usw. Abwechselung geboten. Kuchen und Tee wurden auch gereicht. So war das ein sehr schönes Fest und eine Wohltat für die Patienten. Es geschieht solches in manchen japanischen Krankenhäusern. Tsuitsui hat es in Chiba eingeführt. Die Aerzte selbst bereiten es hier den Kranken. Monatlich lassen sie sich etwas vom Gehalt abziehen; dies ersparte Geld wird so human verwendet.

Das ist sogar etwas, was wir noch gebrauchen könnten.

Mein Sprachstudium.

In 2 Jahren kommt man nicht durch den Urwald der japanischen Sprache. Etwas gelernt habe ich aber. Konferenzen mit unsern japanischen Pastoren geschehen nur in japanischer Sprache. Ich fürchte mich auch nicht vor einer Rede oder einem Vortrag. Unsere Japaner halten mich schon für fähig, zu ihnen zu reden. Neulich war ich aufgefordert in Chibaku (Chibaprovinz) zu einer

Konferenz von Lehrern über Erziehungsziele zu sprechen. Leider machten die Ueberschwemmungen den Plan zu nichte.

Die Wochen auf dem Lande haben mich auch tüchtig gefördert. Es ist doch eine Hilfe, eine Zeitlang nur japanisch zu hören und zu sprechen. Aber ebensogut für Kenntnis des Charakters dieses Volkes war mir der Aufenthalt.

Pusa ist ein Dorf oder kleine Stadt, zirka 3 Stunden von Tokio. Es liegt ganz abseits vom Verkehr. Ein Stück Altjapan hat es viel vom früheren sich bewahrt. Ein Japaner unter Japaner lebte ich dort. Meine Kleidung war der japanische Kimono; japanische Schuhe (Geta und Sori) an den Füßen ging ich spazieren. So fiel ich weniger auf als im europäischen Kleide. Denn Fremde kamen nie dahin, und die Dörfler konnten die „Mode" nicht mitmachen. Durch unsern Freund, Herrn Prof. Dr. Osawa, fand ich Anschluß an die Honorationen, den Arzt und den Volksschuldirektor des Ortes. Ich verkehrte viel in diesen Familien. Man machte schließlich mit mir keine Umstände mehr, sondern ließ mich am häuslichen Leben teilnehmen. Ich aß, was sie aßen, wenn ich gerade zur Essenszeit kam oder unser hanashi (Gespräch) sich ausdehnte, was in Japan nicht unhöflich ist. Grade das Teilnehmenlassen am täglichen Essen ist ein Vertrauen, da der Japaner sonst sehr viel Umstände macht. Die Kinder des Arztes, sogar die 16jährige Tochter waren oft meine Besucher und brachten meist Fremde mit. Wir spielten im Garten meines Hauses Spiele. Eines war interessant. Es wurde Oni genannt, d. h. Teufel. Es war eine Art „Bäumchenverwechseln."

Der Direktor brachte meist Lehrpersonen mit. So saßen wir oft auf der Veranda und sprachen über Schulwesen, Erziehungsprobleme. Ich ging öfters in die Schule, die nur 5 Minuten entfernt war und wohnte dem Unterricht bei. In Tokio ist das unmöglich.

Ich habe dann im September, wo meine Frau zur Erholung fort war und ich allein in Tokio war, dieses forcierte Studium fortgesetzt. Ein Student war den ganzen Tag bei mir. Auch diese Zeit war mir wertvoll. Der Student, den ich jetzt noch habe, ist aus sehr guter Familie. Er ist sehr vornehm auch in seinem Charakter, dazu wißbegierig. Er ist noch nicht Christ, hat aber schon viele christliche Tugenden. Offen und treu ist er und hat Vertrauen zu mir. So sprach er sich offen aus über alles, was ich ihn fragte. Grade diese Gespräche haben mir sehr Mut gemacht. Sehe ich doch, wie zerfallen die Menschen mit ihrer Religion sind. Weder Elternhaus noch Schule tut etwas zur religiösen Erziehung. Mein Student ist Buddhist. Trotz seiner Belesenheit auf allen Gebieten wußte er nichts über seine Religion. Aber er fühlt den Mangel. Oefters geht er in christliche Versammlungen. Er stellte viele Fragen über unsern Glauben. Aber dennoch fehlt es an der Wertschätzung der Religion als Verbindung mit Gott. Ich verstehe jetzt sehr, wieviel wir noch vorbereiten müssen, ehe wir diesen verloren gegangenen Sinn in den Massen wieder erweckt haben.

Dann erst wird Japan christlich werden. Darum haben wir recht, wenn wir neben der Arbeit an den einzelnen, das Schaffen einer christlichen Luft erstreben. Was nützt unsere Predigt, wenn das Organ fehlt, mit dem man das Heil erfahren muß! Es werden die Ereignisse im Leben des Volkes helfen müssen, den Sinn auf Gott zu richten.

Deutsch-evangelische Gemeinden.

Ich habe monatlich Gottesdienste gehalten wie früher. Ein besonderer Gottesdienst an Bord S. M. Schiffes „Scharnhorst" bei Anwesenheit des ost-asiatischen Geschwaders im Hafen Yokohama ist zu erwähnen. Es war für mich feierlich, auf deutschem Boden zu deutschen Brüdern von deutschem Glauben zu reden. Haeseler, der geliebte Feldmarschall, uns Metzern ans Herz gewachsen, hatte das Schiff getauft. Seine bedeutsame Rede hatte einen Ehrenplatz auf dem Schiff. So weckte alles Erinnerungen in mir wach. Aber nicht Wehmut überschlich mich. Ich denke mit Freuden an Metz zurück und freue mich doch, daß ich hier draußen bin.

Ich bin am Ende. Sie sehen, es ist nicht viel, das ich berichten kann. Aber das möchte ich, daß Sie das Bewußtsein haben, daß ich gerne die stille Arbeit tue. Gottes Segen möge auf unserer Japan-Arbeit ruhen!

Das 25 Jahr-Jubiläum der deutsch-evang. Gemeinden Japans.

Von Pfarrer Schröder-Tokio.

In diesen Tagen sind 25 Jahre Vergangenheit geworden, daß in Japan in deutschen Zungen Gottesdienst stattfindet. — Das ist das Werk des Allgemeinen Evang.-Prot. Missionsvereins. — Man kann von unserm Tokio-Yokohama-Pfarramt nur in Verbindung mit der Mission reden. Die Geschichte der einen ist die der andern Arbeit.

Auf religiöser, echt evangelischer Grundlage sind die beiden Gemeinden Tokio und Yokohama aufgebaut. Ihre Geschichte ist nicht glatt und klar. Es liegt im Charakter der Auslandsgemeinden, daß sie dem Wechsel unterworfen sind. Es fehlt ihnen das Zusammenhängende, wie es in ortsansässigen Geschlechtern liegt. Es ist hier ein Kommen und Gehen. Manchmal waren sie dem Untergang nahe, und dann kamen blühende Zeiten. Aber sie haben sich doch beide hindurchgerettet. Ja, beide haben mit der Zeit in einem besonderen Hause einen Kulminationspunkt gefunden: die Kirche in Tokio, in Yokohama das Deutsche Haus. Und wie die Zeit vergeht, nun sind es schon 25 Jahre, seitdem dieses Werk begann. Wir wollen heute einige Daten aus der Tokio-Gemeinde geben, weil diese am 10. Oktober gegründet wurde und in Erinnerung daran vorigen Sonntag, den 9. Oktober, ihren Ehrentag feierte.

Es war am 10. September 1885, daß Spinner als erster deutscher Missionar Japans Boden betrat. Ueber sein Kommen waren

die beteiligten Kreise, auch Gesandtschaft und Konsulat, verständigt worden, und so fand er hier Stützpunkte seines Wirkens. Nach vieler Mühe — waren doch viele ganz der Kirche entwöhnt oder standen schon in der Heimat kirchlichen Bestrebungen fern — gelang es ihm, alle Deutschen zu interessieren. Am 10. Oktober konnte die beschließende Versammlung stattfinden. Sie führte zum Erfolg der Arbeit Spinner's. „Es wird die Gemeinde Tokio gegründet," das war der einstimmige Beschluß, und der Gesandte selbst übernahm den Vorsitz. Gottesdienste fanden in der Union Church statt. Die nächste Aufgabe der Gemeinde war, ein eigenes Gotteshaus zu besitzen. Schon am 14. Oktober 1886 wurde der Anfang gemacht. Und damit beginnt die Zeit der Kirchbaufrage, die bis weit in die 90er Jahre hinein dauerte. Erst am 10. Dezember 1891 konnte die Grundsteinlegung geschehen. Und wieder nach einer Spanne, am 27. Januar 1897, konnte die Einweihung vollzogen werden. Auch hier oder gerade hier trat das Allgemeine darin zu Tage, daß nicht nur Christen aller Konfessionen als Gemeinde versammelt waren, sondern daß auch ein Japaner neben den Europäern amtierte. Und es klang wohl als allgemeines Bekenntnis über alle Versammelten: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Schmuck und fein steht unser Kirchlein da. Es ist nach den Plänen des berühmt gewordenen Muthesius erbaut.

Seit dem Kirchbau ist eigentlich die äußere Geschichte erledigt. Sie wird nur dadurch unterbrochen, daß neue Pfarrer an die Stelle des Heimgekehrten treten. Es ist keine große Geschichte, die da vor uns aufgerollt ist. Aber sie kann sich nicht in diesen Daten erschöpfen. Nur von dem, was an Kräften religiösen Lebens und auf diesem Grunde an nationalem Zusammenhalt in die Herzen und das Leben der Evangelischen gerauscht ist, kann nichts Kunde geben. Diese Wirkung ist da, das wird niemand leugnen. Nur kann kein Mensch in dem Gewebe deutschen Lebens in Japan den Einschlag dessen, was die Kirche gewirkt hat, erkennen. Es tut auch nichts, daß das verborgen bleibt. Auf jeden Fall glauben wir an einen Segen jeder ehrlichen Arbeit. Und ehrlich ist hier für Religion und damit auch für alle Tugenden eines Christen, für Sittlichkeit, für Vaterland, für Liebe zu Kaiser und Reich gestrebt worden.

So ist es trotz des Einfachen der geschichtlichen Entwickelung die Freude über das Bestehen der Gemeinde gewesen, die in allen Veranstaltungen des 9. Oktober als dem Erinnerungstage zum Ausdruck kam.

In der festlich geschmückten Kirche war eine große Gemeinde zum Gottesdienst versammelt. Frau Petzold verschönte durch einige Sologesänge die Feier. Frau Dr. Fuehr hatte die Harmonium-Begleitung. Pfarrer Schroeder sprach über Jesu Wort aus der Bergpredigt: Ihr seid das Licht der Welt. Er entwickelte, welche Aufgaben die Gemeinde habe. Wie in den Stürmen des Meeres der Leuchtturm den Schiffen den Weg zeige, so sollten die Gemeindeglieder sich gegenseitig helfen und stärken im Kampf für

alle hohen Ideale und darin zugleich den Nichtchristen das Vorbild der Macht des Christentums geben. Das sei die Idee der Gründer gewesen, denen so der Dank abgestattet werde. Unter Glockengeläute sang die Gemeinde zum Schluß das alte, herrliche: Ein feste Burg. Nachher fand eine Vorstandssitzung statt, der auch der Vorstand der Yokohama-Gemeinde beiwohnte. Hier wurde eine Adresse an den Schirmherrn und an den Missionsverein beschlossen. Beide haben diesen Dank wahrlich verdient.

Es ist natürlich, daß an solchem Tage auch derer gedacht wird, die längst nicht mehr unter den Lebenden weilen, deren Arbeit aber noch segensreich fortwirkt. Zu denen gehört auch der edle Großherzog Karl Alexander von Sachsen, dessen Enkel jetzt das Szepter führt. Der verstorbene Großherzog wurde noch im Zeitalter Goethes geboren und verlebte seine erste Jugend unter den Augen der Großen jener Tage. Das machte wohl, daß seine Seele rein und lauter wurde und er für alles Hohe und Schöne Interesse hatte. Er war ein Förderer von Kunst und Wissenschaft. Aber auch darin war er Erbe des Hauses Sachsen, daß er, selber tief religiös, seinem Volke die Religion als Grundlage edelster Kultur erhalten wissen wollte. So wurde sein Zeitalter groß und schön. Zu den Träumen seiner Jugend gehörte auch das geeinte Reich. Als nun endlich der deutsche Adler wieder horstete und auch seine Schwingen über ferne Länder breitete, da wollte er „segnen des Adlers Flug." So nahm er gleich bei der Gründung die Schirmherrschaft über den Missionsverein und unsere Japan-Gemeinden an. Er tat es mit den Worten: „Um meiner Pflicht als Christ zu genügen und um das Reich Gottes bauen zu helfen, wozu mich die Tradition meines Hauses antreibt, nehme ich das Protektorat an."

Und dies Wohlwollen hat er immer walten lassen. Es kam darin zu Tage, daß die Weimarer Kirche unsere Gemeinde sich angliedern ließ, daß der Großherzog selber und auch der Kaiser viel zum Kirchbau beisteuerten, und insbesondere verdanken wir seiner Liebe die innere Ausschmückung der Kirche. Sein Nachfolger auf dem Thron ist auch sein Nachfolger in der Schirmherrschaft geworden. Es war selbstverständlich, daß der Vorstand dem Protektor als Dank für die Wohltaten seines Hauses einen Gruß sandte. Er tat es in folgender Adresse:

„Eurer Königl. Hoheit, dem erhabenen Schirmherrn der deutsch-evangelischen Gemeinden in Tokio und Yokohama, nahen sich ehrerbietigst die unterzeichneten Kirchenvorstände, um den Dank der evangelischen Deutschen darzubringen für den gnädigen Schutz und das huldvolle Interesse, das Allerhöchst das Großherzogliche Haus während eines Vierteljahrhunderts ihnen angedeihen zu lassen geruhten. Heute am Jubelfeste der Gemeinden gedenken wir all der Wohltaten, welche wir erfahren durften. Unsere schöne Kirche in Tokio und der Kirchensaal im Deutschen Hause zu Yokohama sind unvergängliche Zeichen der Huld unserer erhabenen Schutzherrn. Unter den Auspizien Ew. Kgl. Hoheit Herrn Großvaters, des in Gott ruhenden Großherzogs Carl Alexander, sind

unsere Gemeinden gegründet. Nie werden wir die Wohltaten vergessen, welche der edle Fürst uns gnädigst erwies. Das Andenken bleibt in Ehren, solange hier in Japan Deutschen Gottes Wort verkündigt wird. Wir bitten, daß wir Ew. Kgl. Hoheit den Dank dafür zu Füßen legen dürfen, daß Ew. Kgl. Hoheit den Traditionen Allerhöchst deren Hauses gemäß über unsere Gemeinden die Schutzherrschaft übernahmen und huldvollst Wohltaten und gnädigstes Interesse allzeit zu erweisen geruhten. Wir legen heute aufs neue das Gelübde ab, stets unsere Kraft für die Pflege deutschen Wesens auf evangelischer Grundlage einzusetzen und so dem Ziele zuzustreben, das Ew. Kgl. Hoheit am Tage der Uebernahme der Schirmherrschaft setzten. Wir bitten den Allmächtigen, daß er Ew. Kgl. Hoheit, Allerhöchst deren Gemahlin, der Frau Großherzogin und dem gesamten Großherzoglichen Hause seinen reichen Segen möge zuteil werden lassen. Ew. Kgl. Hoheit bitten wir, auch in Zukunft unsern Gemeinden gnädiges Wohlwollen erhalten zu wollen, dessen wir uns bisher in so reichem Maße erfreuen durften."

Graf und Gräfin Montgelas hatten es sich nicht nehmen lassen, die Kirchenvorstände beider Gemeinden zum Festmahle um sich zu sammeln. Herr Graf Montgelas brachte das Hoch aus auf den Kaiser und den Großherzog; beide seien Enkel jener hervorragenden Männer, die auf ihr Zeitalter so bestimmend einwirkten und in edelster Weise Vorbilder für jeden Deutschen gewesen seien. Herr Lehmann sprach den Dank der Versammelten gegen die liebenswürdigen Gastgeber aus; überhaupt sei die Botschaft immer ein wichtiges Glied in der Kette der Förderer der Bestrebungen der Gemeinden gewesen, das möge so bleiben. In beredten Worten entwickelte er eine kurze Geschichte der Gemeinde, wozu er als ältester Deutscher, der alles miterlebt, dem alle Personen gegenwärtig sind, am befähigsten war.

„Alles möge sich vereinen, daß die deutsch-evangelische Gemeinde ein Hort echten, christlichen Deutschtums sei", damit schloß Herr Lehmann.

Und das sei auch unser Wunsch! Wir danken den vergangenen Geschlechtern, die gebaut haben, wir wollen festhalten das Erbe und es fest und treu für die Zukunft bewahren. Und wenn dieser Wunsch nicht nur in den Leitern der Gemeinde besteht, sondern der belebende Gedanke der Gemeinde selbst geworden, dann mag der 9. Oktober nicht vergeblich gewesen sein. Das ist der beste Dank gegen alle, welche an ihrem Teile dazu beigetragen haben, daß dieser Tag harmonisch und festlich verlief.

Deutsche Japan-Post.

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Religion in Europa.

Professor Kuwaki von der Tokio-Universität hat über die Religion in Europa folgendes Urteil abgegeben auf Grund eigener Beobachtung:

„Was die Religion angeht, so ist der Berliner ganz indifferent, für den Pariser gehört sie als äußerer Schmuck dazu, während sie für den Engländer eine tägliche Führerin im Leben ist. Die christlichen Einrichtungen in England sind sehr tätig und lebendig, und die bemerkenswerteste Eigenschaft der Engländer ist ihr gesunder Menschenverstand. Was ihre Leistungen in der Philosophie, Literatur usw. angeht, so mögen sie hinter den Deutschen zurückstehen." (Jap. Post.)

Das Urteil ist sicher nicht richtig in bezug auf Berlin. Aber die Tatsache dieses Urteils gibt doch zu denken.

Soziales aus Japan.

Mitte November fand hier in Berlin ein Vortrag über Japan statt, wobei ein Herr Wertheimer Lichtbilder als Ertrag seiner Studienreise nach jenem Lande zeigte. Nachdem wir im ersten Teil des Vortrags in die landschaftlichen Schönheiten Japans eingeführt worden waren und Land und Leute kennen gelernt hatten, behandelte der Vortragende im zweiten Teil besonders die sozialen Verhältnisse. Wir sahen erbärmliche Hütten mit Strohdach, klein und eng, davor ein riesiger Dunghaufen — es war kein Stall fürs Vieh, sondern eine Arbeiterwohnung, die nächtlich 50—60 Menschen beherbergt. Wir sahen dann ein Bergwerk, wo junge Mädchen und Frauen in Bergmannstracht der Einfahrt in den Schacht harrten. An einer anderen Stelle des Bergwerks waren Kinder damit beschäftigt, Kohlen zu schippen oder in Eisenbahnwaggons zu verladen; es waren 12—15jährige Knaben und Mädchen, die bei einer 14—16stündigen Arbeitszeit etwa 16 bis 21 Pfg. täglich verdienen. Natürlich darf man diese Löhne nicht ohne weiteres mit unseren europäischen vergleichen. Einmal ist der japanische Arbeiter viel genügsamer als der westeuropäische — er ist schließlich auch mit etwas Reis und Tee zufrieden, kann jedenfalls rein vegetarisch leben. Sodann ist, sicherlich im Zusammenhange mit dieser Ernährungsweise, die Leistungsfähigkeit des japanischen Arbeiters eine viel geringere als bei uns. Selbst sonst begeisterte Lobredner Japans geben zu, daß seine arbeitende Bevölkerung geistig wie körperlich nicht so hochwertig ist wie in England oder Deutschland. Das bezeugt die Tatsache, daß in einer Baumwollspinnerei ein und dieselbe Maschine von einem Mann und 6 Frauen bedient werden muß, bei uns von einem Mann und 4 Frauen, oder daß zum Heizen von Kesselanlagen der Bedarf an Arbeitern um ⅓ größer ist als bei uns.

Als Kehrseite hiezu führte uns eine Anzahl von Lichtbildern in eine Weberei, die einzige, die der Vortragende als den hygienischen und moralischen Anforderungen entsprechende Fabrikanlage in Japan antraf: der langgedehnte Bau war sauber und luftig angelegt, er beherbergte neben den Arbeitsräumen Badesäle, Lesezimmer, Schulzimmer, wo in der freien Zeit für das körperliche und geistige Wohl der Arbeiterinnen gesorgt wird. —

Ein Vortrag, den Prof. Schachner aus Jena in Berlin in der

Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung hielt, gibt über die sozialen Verhältnisse in Japan noch weitgehendere Auskunft.

1. Die vom Adel in Japan hervorgerufene Revolution, die 1868 mit dem Sturze des Shogunats, der Hausmeierei, endigte, ist der Beginn der Aufklärungszeit: nach zwei Jahrzehnten hat Japan seine Verfassung. Allein im Oberhaus wird wohl zunächst die soziale Frage nicht zur Sprache kommen. Die ungeheueren Bestechungen, die bei der Wahl zum Oberhaus den Ausschlag geben, dazu eine gewisse patriotische Eitelkeit, die das Uebel im japanischen Parlament aufzudecken verbietet, bewirken vorläufig, daß von einem Einfluß des Volkes auf die Regierung sehr wenig zu spüren ist. Die westliche Industrie hat Japan ins Land gerufen, aber ihre Schäden kann es noch nicht nach europäischem Muster abwehren.

2. Tag und Nacht gehen in den maschinellen Betrieben die Räder. Die Arbeitszeit dauert oft 16 bis 17 Stunden. Eine Sonntagsruhe kennt man nicht, nur ruht am 1. und 15. jeden Monats für gewöhnlich der ganze Betrieb der Reinigung wegen. Daher ist in den Fabriken mit Nachtschicht diese ganz besonders begehrt, da man dann nur 12 Stunden Arbeitszeit hat. Trotzdem wird die Nachtarbeit im Verhältnis nicht besser bezahlt als die Tagesarbeit, da ja der Tag zu weiterem Verdienst oder zur Besorgung des Hauswesens verwendet werden kann und auch tatsächlich verwendet wird. Auch Mittagspausen sind erst für Frauen und Jugendliche vorgesehen.

3. Es fehlt gänzlich an Schutzmaßregeln: die Transmissionen laufen frei, keine Ventilation entfernt giftige Dämpfe, für Licht und Luft, Gesundheit und Moral ist nicht gesorgt. Der Vortragende erlebte folgendes in einer Zündholzfabrik, die aus Holz gebaut war: Die Balken waren schlecht gefügt, sodaß die winterliche Luft über die Arbeitenden strich. Sie war ohne Ausgang für den giftigen bläulichweißen Qualm. Man sah Säuglinge an der Brust der Arbeitenden, die Ein- und Zweijährigen in einer Hürde mitten im Raum, Dreijährige aber bereits damit beschäftigt, Zündhölzer einzulegen.

4. Die außerordentliche Anstrengung der Arbeiter ohne gesetzliche Ruhetage veranlaßt das soviel beklagte „Blaumachen“: Es wird erzählt, daß Fabrikbesitzer eine Reserve von 33% Arbeitern bereit halten müssen, wenn der Betrieb eines schönen Tages nicht ins Stocken geraten soll, was natürlich ohne großen Unkosten nicht denkbar ist. Man muß darum froh sein, wenn man auch ungeschulte Arbeiter bekommt, die Material beschädigen, Maschinen aus Unwissenheit ruinieren, enorm Feuerung verschwenden und ganz unzuverlässig arbeiten.

5. Dabei bestehen noch immer die alten Rechtsverhältnisse: Die Frau bleibt als Mädchen in der Gewalt des Vaters, als Verheiratete in der des Mannes, als Witwe in der des ältesten Sohnes. Geht ein Mädchen auf Befehl der Eltern in die Fabrik, um etwas

zu verdienen, so kommt sie dort in fast sklavenhafte Abhängigkeit. Ueberhaupt, wo Frauen- und Kinderarbeit eingedrungen ist, kennt man eine Lohnerhöhung nicht; nur in den Handwerken, wo Gilden organisiert sind, steigen mitunter die Löhne.

Alle Augen in Japan richten sich natürlich auf die Regierung und das Parlament, um die größten sozialen Mißstände abzutun. Einen ersten Versuch machte man, als der Staat nach dem letzten russisch-japanischen Kriege an eine Arbeiter- und Invalidenversicherung nach unserm System dachte; aber da brach ein Sturm der Entrüstung los und alles verlief im Sande.

Nun veröffentlicht soeben die „Deutsche Japanpost" ein neues Arbeiterschutzgesetz, das das Ministerium für Handel und Landwirtschaft der diesjährigen Landtags-Session zu Annahme vorlegen wird.

Das Gesetz besteht aus 23 Paragraphen und ist für solche Industrie-Anlagen berechnet, die Motorkraft gebrauchen, mehr als 10 Arbeitskräfte beschäftigen und gesundheitsschädliche Betriebe unterhalten. Solche Fabriken usw. sollen durch Kaiserl. Verordnung genau bezeichnet werden.

Kinder unter 12 Jahren dürfen nicht beschäftigt werden, junge Leute unter 16 Jahren oder junge Mädchen nicht mehr als 12 Arbeitsstunden, und zwar nicht länger als 10 Uhr abends und nicht vor 4 Uhr morgens. Eine Einschränkung wird aber hier gleichzeitig gemacht, die besagt, daß besondere Gründe diesen Paragraphen unwirksam machen können. Bei Beschäftigung von jungen Leuten unter 16 Jahren und weiblichen Arbeitern müssen wenigstens zwei Feiertage im Monat und Ruhepausen von einer halben Stunde bei mehr als sechsstündiger Arbeitszeit gewährt werden. Die Beschäftigung von Arbeitern unter 10 Jahren und Arbeiterinnen in Arbeiten, die gefährlich oder gesundheitsschädlich sind, wird völlig verboten.

Es sind ja auch das nur bescheidene Vorschläge, die nur einen kleinen wunden Punkt treffen und heilen wollen. Hoffentlich teilen sie nicht das Schicksal mancher anderen. Aber auch wenn sie angenommen werden, muß sich Japan mit primitiven Bestimmungen begnügen, wie sie bei uns vor Jahrzehnten an der Schwelle der Sozialgesetzgebung erlassen wurden. Devaranne

---

Sittliche Notstände in Japan.

Die „Deutsche Japanpost", 1910. 16 bringt in einem „Ausübung der Strafjustiz in Japan" überschriebenen Artikel sehr interessante Nachrichten über sittliche Notstände Japans. Wir wünschen nicht, daß nach der Periode der Japanverherrlichung eine solche der Herabsetzung folge, aber da immer noch nach Lafcadio Hearn's Muster vielfach alles Japanische idealisiert wird, ist es doch gut, daß gerade nicht im Missionsdienst stehende Blätter eine ruhige, sachliche, ganz offene Besprechung auch der sehr erheblichen Mängel des japanischen Lebens bringen.

Die Japaner behaupten gern, daß die Zahl der gerichtlich bestraften Personen in ihrem Lande weit geringer sei als anderswo. Nun hat schon Sup. Schiller in unserm neuesten Jahresbericht (1909) S. 22 die Nichtigkeit dieser Behauptung erwiesen. Es sind z. B. in Tokio im Jahre 1907 im ganzen 38 186 schlimmere Verfehlungen festgestellt worden (Morde, Diebstähle usw.), aber Verhaftungen sind nur 8000 erfolgt!!! Diese eigenartige Tatsache findet in dem erwähnten Artikel eine sehr interessante Erklärung.

Es ist nämlich in Japan das Polizeiwesen in einem sehr wenig guten Zustande. Die Bezahlung dieser Beamten ist so schlecht, daß tüchtige Leute diese Stellungen höchstens als Uebergang ansehen. So hat die Polizei kein gutes Beamten-Material. Da nimmt es nicht wunder, daß die Verbrecherwelt gute Zeit hat und Betrügereien an der Tagesordnung sind.

Die Japanpost ist überzeugt, auch ernste Japaner werden zugeben, daß trotz Japans erstaunlicher Fortschritte, „die breite Masse des Volkes von allen diesen kulturellen Errungenschaften noch herzlich wenig in sich aufnommen hat." Es herrschen noch die Sitten der Väter. Wohl sind z. B. gesetzlich die bekannten 7 Scheidungsgründe der Ehe (Schmutz, Schwatzhaftigkeit usw.) aufgehoben, aber „ein großer Teil des Volkes wird noch nicht einmal eine Ahnung haben von diesen Paragraphen," die die Frauenehre besser schützen im neuen Gesetz. Wie wird da die Praxis des Ehelebens noch heute aussehen im weiten Volk?

Auch im Handel ist noch die alte Meinung geltend, daß ehrlicher Handel unmöglich und töricht sei. Die japanische Zeitung „Hoci" erklärt, es sei eine Seltenheit, einen Reiskaufmann zu finden, der nicht falsches Maß führe. Und sie hat Recht. Kürzlich hat in Tokio bei den Reiskaufleuten eine Revision der Maße und Gewichte stattgefunden. Dabei sind dreitausend falsche Maße und Gewichte gefunden worden. Wie viele sind nicht gefunden worden. Und wie schnell wird für die beschlagnahmten Ersatz da sein. „Die Praktiken, die von diesen tüchtigen Geschäftsleuten angewendet wurden und werden, sind gar verschiedener Art. Einige sind so originell oder aber so unverfroren plump, daß sie hier erwähnt zu werden, wert sind. Die verhältnismäßig ehrlichen Betrüger setzten den Preis um ein geringes, das Gewicht der Ware aber um ein vieles herunter. Andere ließen auf dem Boden des Maßes eine dicke Schicht Mehlkleie festkleben, und noch andere fertigten einfach selber Gewichte und Maße an, wobei sorgfältig darauf geachtet wurde, daß sie für diese ihre Mühe beim Verkaufe ihrer Waren nicht gar zu kurz kamen. Allerdings soll diese letztere Methode wirklich als unehrlich gegolten haben, und diejenigen, die noch einen Funken von Ehrgefühl ihr eigen nannten, hielten sich von solcher Geschäftsführung fern. Jedoch die Verringerung des Quantums war eine alte Gewohnheit und zeigte darum nicht immer einen Mangel an Moral.

Die „Nippon" rechnet aus, daß in Tokio per Tag durchschnittlich 20 000 koku Reis verkauft werden. Durch den Kleibodensatz kann man etwa 4 Prozent der gekauften Ware zurückbehalten, das sind also bei dem oben genannten Tagesverkauf 800 koku oder 1 360 Yen. Großen Teilen der Bevölkerung war die betrügerische Handlungsweise dieser Ehrenmänner längst bekannt, und die Polizei wird nicht allein gänzlich unwissend gewesen sein. Niemandem aber ist es eingefallen, eine Klage oder amtliche Meldung einzureichen. Erst der Befehl des Polizeichefs vermochte eine nachdrückliche Untersuchung herbeizuführen. Würden nun wenigstens alle diese Kaufleute, wie doch nur recht und billig, dem Gesetze gemäß wegen fortgesetzten Betruges bestraft werden, ihre Genossen würden dann vielleicht in Zukunft weniger gewaltsam vorgehen, und — die kriminelle Gesamtziffer würde etwas stärker in die Höhe schnellen, als sie heute steht. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß Tokio allein nicht eine so unrühmliche Ausnahme im Lande machen wird.

Aber es gibt schlimmere Dinge. Die Spieler und Taschendiebe, die vorzüglich organisiert sind und ganz systematisch an der Aussaugung des Volkes arbeiten, sind eine direkte Landplage. Und wieweit die Zustände zerrüttet sind, zeigt die Verteidigungsrede, die der Rechtsanwalt Saito in Tokio zu halten wagte, als er vor Gericht den König der Taschendiebe, Ginji, den die Polizei festgenommen hatte, verteidigte.

Der Verteidiger führte nämlich in seiner Rede etwa folgendes aus: „Sein Klient leugne gar nicht, das Haupt der Taschendiebe zu sein. Er sehe sich aber genötigt, auf verschiedene, die Polizei kompromittierende Punkte näher einzugehen. Als seiner Zeit dem Abgeordneten, Herrn Watanabe, eine ihm vom Fürsten Ito geschenkte, wertvolle Uhr gestohlen worden war, wurden drei Anführer von Taschendieben, darunter der Angeklagte, zur Polizei gerufen, damit diese mit Hilfe jener die Uhr wieder erlangen könne. Der Angeklagte, der augenblicklich von Tokio abwesend war, konnte nicht erscheinen. Aus einem gewissen Aerger heraus habe daraufhin die Polizei die Festnahme Ginji's beschlossen und ausgeführt, was ihr sehr leicht gefallen sei, da Ginji seiner Zeit durch die Polizei selbst veranlaßt worden sei, unter gewissen Umständen das Haupt der Tokio'er Taschendiebe zu werden, sein Aufenthalt ihr also wohl bekannt gewesen sein dürfte. Beweis, daß die Polizei seine Stellung protegiert habe, sei, daß er und seine Bande sehr selten durch Haussuchungen behelligt worden wären. Zur Zeit der Ausstellung in Tokio habe die Polizei die Führer sogar ersucht, die Aufsicht über die Taschendiebe zu führen, und nur dieser Aufsicht sei es zuzuschreiben, daß so wenig Taschendiebstähle vorgekommen seien. Herr Saito schloß seine Rede mit der Behauptung, daß in Wirklichkeit Polizei und Taschendiebe schon lange ein Abkommen miteinander getroffen hätten."

Noch schlimmer fast als die Taschendiebe wirken die Spieler, die an vielen sittlichen Mißständen schuld sind und deren Einfluß und Ränke viel weiter reichen, als das Volk ahnt. Diese Verbrecher-

kreise strecken ihre Hände besonders gern nach der Jugend aus, unter der es auch nicht gut aussieht. Schuld an der Zuchtlosigkeit der Jugend ist nach der „Deutschen Japanpost" der ganze Schulbetrieb, der mehr auf Mitteilung vieler Kenntnisse, als auf Erziehung und sittliche Festigung gerichtet ist. Eine Vertiefung der Schulbildung tue daher not.

Nun gibt es ja in allen Ländern Mißstände genug. Aber es gibt doch erhebliche Gradunterschiede. Und es kommt viel darauf an, wie die Oeffentlichkeit in ihrem Urteil auf sie reagiert und welche Heilmittel man dagegen anwendet.

In Japan sind aber selbst die Gerichtsurteile oft sehr wenig sittlich ernst, und das beste Mittel zur Vertiefung der Schulbildung, das Christentum, fehlt ja leider den japanischen Schulen noch!

Der taoistische Priesterstand in China.

Der taoistische Priesterstand gliedert sich in zwei streng gesonderte Gruppen: die Asketen oder Tao-shi, und die Weltgeistlichen. Die Asketen leben ehelos, teils als Einsiedler, teils zu kleineren oder größeren Gemeinschaften vereint, in Tempeln oder Klöstern. Auch unterscheiden sie sich von den Weltgeistlichen durch eine besondere Tracht: sie tragen ein langes, graues Gewand mit weiten Aermeln und das Haar nicht in einen Zopf geflochten, sondern auf dem Scheitel zu einem Knoten zusammengebunden. Sie nehmen sich die alten Einsiedler zum Muster und geben sich ausschließlich der religiösen Beschaulichkeit, das heißt in der Regel dem Nichtstun, hin; nur selten treten sie außerhalb ihres Tempels oder Klosters als Priester oder Exorzisten auf. Die Weltgeistlichen hingegen, die ungleich zahlreicher sind, als jene, sind weder dem Gebot der Ehelosigkeit, noch sonstigen Einschränkungen der bürgerlichen Rechte unterworfen; sie unterscheiden sich auch durch keinerlei besondere Tracht, sondern tragen ihr priesterliches Ornat nur während der Ausübung ihrer sakralen Funktionen. Ihre eigentliche Domäne ist das Reich der bösen Geister, die Krankheiten, Mißwachs, Ueberschwemmungen und überhaupt Plagen aller Art verursachen, und ihre Hauptbeschäftigung ist daher die Austreibung der Dämonen, der Exorzismus. Hat sich z. B. in einem Hause ein Todesfall ereignet, — schon im Altertum war ja der Glaube an verunreinigende oder schädigende Einflüsse der Toten allgemein verbreitet —, so werden Taopriester herbeigeholt, um etwaige böse Einflüsse, die der Tod im Gefolge haben kann, zu exorzisieren. Das Verfahren kann dabei ein verschiedenes sein; gewöhnlich pflegt diese Reinigung in der Weise vor sich zu gehen, daß die Priester nach Verbrennung von Räucherkerzen und nach Verlesung der vorgeschriebenen Gebete einem Huhn den Kopf abreißen und unter Beschwörungsformeln die infizierten Räumlichkeiten mit dem Hühnerblut bespritzen. Salz und Reis ins Feuer zu streuen, gilt gleichfalls für ein probates Mittel gegen böse Geister. Krankheiten, insbesondere Geisteskrankheiten, werden auf Besessenheit zurückgeführt. Daher

werden, z. B. in Hangchou, Irrsinnige in ein Zimmer eingesperrt, an dessen Wänden bildliche Darstellungen der Höllenstrafen aufgehängt sind, während draußen auf dem Hofe Opfergeld verbrannt wird, um die Krankheitsdämonen durch das Feuer zu beschwichtigen. Papiere, mit mystischen Zeichen beschrieben, die Niemand außer den Eingeweihten zu deuten vermag, werden als Talismane am Dachbalken des Hauses angeklebt, um böse Einflüsse fernzuhalten, oder man verbrennt sie und gibt die Asche, in Wasser aufgelöst, Kranken zu trinken, um den Krankheitsdämon aus dem Körper zu vertreiben, und dergleichen. An der Spitze der taoistischen Hierarchie, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, steht der sogenannte Tien-shi oder „Meister des Himmels", der der Vertreter des Yü-hoang-shang-ti auf Erden ist. Wenn man, wie das mehrfach geschehen ist, daraufhin von einem „taoistischen Papsttum" spricht, so ist das jedoch eine durchaus irreführende Bezeichnung; denn die weltlichen Machtbefugnisse des Tien-shi sind gleich Null: sein Einfluß erstreckt sich nur auf die Schaffung neuer Götter; im Uebrigen ist er jedoch nur der oberste Exorzist im Reiche.

Ost. Lloyd.

Aus Jahresberichten und Zeitschriften.

— Vom Calwer Missionsblatt liegt der 82. Jahrgang vor. Es bietet wieder Manchem mancherlei. Gute und beherzigenswerte Artikel sind darunter, z. B. der über die Weltmissionskonferenz in Nr. 3, wo es heißt: „Unter den verschiedenen Kirchengemeinschaften begegnen wir einer wachsenden Erkenntnis ihrer Verpflichtungen gegenüber der nichtchristlichen Welt und einem immer mehr sich vertiefenden Bewußtsein von der Notwendigkeit des Zusammenarbeitens an der Aufgabe, die vor ihnen liegt. Es muß der Versuch gemacht werden, diese Aufgabe als ein Ganzes zu erfassen, rückhaltlos die Frage zu stellen, ob die gemachten Anstrengungen und die angewandten Methoden zweckentsprechend und genügend seien, und mit allem Ernst nachzuforschen, wie wir am besten der Verpflichtung nachkommen können, die auf uns liegt. Wir sind überzeugt, daß wir hinsichtlich der zu lösenden Aufgaben gar viel von einander lernen können." Von zweifelhaftem Wert scheint uns manche der eingestreuten kleinen Geschichten zu sein, die wohl zur Erbauung dienen sollen. Wie kritisch und ablehnend das Blatt unserm Allg. Ev.-Prot. Miss.-Verein gegenübersteht, beweist besonders der kurze Bericht über das 25jährige Jubiläum des Vereins. Seine positive Arbeit in China und Japan wird kaum erwähnt und gewürdigt. Lülmann-Stettin.

— Die von W. Dilger herausg. Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden enthalten in ihrem 71. Jahrgang verschiedenartigen Stoff: 1. Die Basler Mission im Jahre 1907. 2. Aus dem Leben und Wirken der Pandita Ramabai, einer bekehrten Brahmanenwitwe in Indien. 3. Die englisch-kirchliche Mission in China. 4. Aus der Arbeit der Ugandamission. 5. Si Singa Mangaradja, der Priesterkönig der Batak. 6. Bilder aus der Frauenmission. 7. Lichtbilder aus Indien. 8. Die Neuendettelsauer Mission in Deutsch-Neuguinea. 9. Die Blutzeugen von Madagaskar. 10. Die evangelische Mission in der Türkei. 11. 50 Jahre Missionsarbeit in Japan. 12. Aus der Rheinischen Mission auf Nias. — Die Zuverlässigkeit der Berichte,

denen jedesmal ein passendes Bibelwort vorangestellt ist, können wir nicht im einzelnen überall nachprüfen, doch sind sie mit Liebe zusammengestellt und bieten auch anschauliches Material. In Nr. 11 vermissen wir einen Hinweis auf die Leistungen des Allg. Ev.-Prot. Miss.-Vereins. Lülmann-Stettin.

Literatur.

— **Max Schreiber**, Buddha und die Frauen. Unter diesem Titel hat Max Schreiber (Mohr-Tübingen) ein Buch veröffentlicht, das wohl verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Es beschäftigt sich mit der großen Frage, welche Rolle Buddha in seinem Lebenswerke den Frauen zuweise, und wie hoch er überhaupt ihr Wirken und Leben bewerte. Angesichts des immer wachsenden Interesses, das wir einerseits der heutigen Frauenbewegung, und andrerseits dem Buddhismus und seiner Entwicklung entgegenbringen, haben wir wohl ein Recht, nachdrücklich auf die vorgenannte Schrift hinzuweisen, um so mehr, als dieselbe mit feinem Verständnis für das Wesen des Buddhismus und seines Begründers geschrieben ist. Möchten die nachstehenden Ausführungen in vielen Lesern den Wunsch erwecken, sich mit dem Buch näher zu beschäftigen.

Im ersten Teile desselben spricht der Verfasser vom Urteile Buddhas über die Frauen. Eng begrenzt ist das Gebiet der Lehre des letzteren. Was nicht unmittelbar mit seiner Erlösungstheorie zusammenhängt, gilt ihm nichts. Seine Gedanken wurzeln allein in der Betrachtung des Leides und zielen auf die Erlösung von diesem Leide. Es entsteht durch den Durst nach Sein und Leben; es wird aufgehoben durch gänzliche Vernichtung des Begehrens. Diese pessimistische Weltanschauung vermag naturgemäß die Schönheit und den Segen des Familienlebens und des Berufes nicht zu würdigen. In der völligen, rückhaltlosen Preisgabe dieser beiden Faktoren, wie überhaupt alles Weltlebens findet sie die Erlösung. Trotzdem Buddha selbst einmal Weib und Kind sein eigen nennen durfte, hat er doch nur Worte der Geringschätzung für das Leben und Glück des Hauses. Er findet in ihm nichts als Ketten, die ihn vom wahren Glück zurückhalten. „Ein Gefängnis ist die Häuslichkeit, ein Schmutzwinkel. Der freie Himmelsraum ist die Pilgerschaft. Nicht wohl geht es, wenn man im Hause bleibt, das völlig geläuterte, völlig geklärte Asketentum Punkt für Punkt zu erfüllen."

In noch viel höherem Maße aber bedeutet ihm die Frau eine Fessel für alles höhere Streben. In ihr verkörpern sich ihm alle Mächte der Betörung, die den Geist an diese Welt binden. Nicht blos das in Jugend und Schönheit prangende Mädchen, auch die Hausfrau und Mutter als Spenderin neuer Lebenswesen ist ihm nur ein Werkzeug des Mara, durch welches dieser den Menschen, d. h. den Mann ins Verderben stürzt. Wohl versucht Buddha hier und da, in der Frauenseele edlere Schätze zu finden. Aber das höchste Ideal, das er von ihr kennt, ist ihm in der Frau gegeben, die „wie eine Dienerin immerdar dem Willen des Gatten ergeben ist und ohne Murren trägt und tut, was er sagt." Wenn Buddha trotz der edlen Frauengestalten, die er geschaut hat, im wesentlichen nur geringschätzig über die Frau zu urteilen vermag, so liegt das wohl zum großen Teil an der Sitte der Vielweiberei. So mußte sie in den Augen der Männer zum Genußmittel herabsinken, und wir verstehen, warum Buddha den Frauen zumutet, auf sich selbst

zu verzichten. „Wer die Buddhawürde erringen will, muß in seiner letzten Geburt als Mensch und als Mann erschienen sein."

So ist es auch zu verstehen, daß das buddhistische Ordensleben zunächst nur auf die Männer zugeschnitten ist und den Anschein erweckt, als habe man in demselben eine Art Familienleben schaffen wollen, in welchem man die Frauen ausschalten könne. Aber es dauert nicht lange, so finden dieselben doch einen Weg, sich so den Zugang zu dem Orden zu erzwingen. Die Sehnsucht, von drückenden Fesseln ihres eng begrenzten Lebens loszukommen, läßt sie alle Schwierigkeiten überwinden, bis es ihnen gelingt, zwar nicht mit offenen Armen, — denn Buddha fühlt, daß dies Zugeständnis an die Frauenwelt eine Inkonsequenz seiner bisherigen Anschauungen in sich schließt — aber doch wenigstens als geduldete Glieder im Orden aufgenommen zu werden. Aber eine Gleichberechtigung mit den Männern im Orden erlangen sie nicht, auch dort bleibt ihre Stellung eine tief demütigende.

Von einem Einfluß des Buddhismus auf die soziale Stellung der Frau kann also nicht gesprochen werden, weil Buddha den Wert der Frauenseele nicht erfaßt hat. Nur auf einem Gebiet berühren sich Buddhismus und Frauenseele freundlich, nämlich auf dem der Mildtätigkeit. Auch wenn die Frauen nicht dem Orden fest angegliedert sind, können sie, dem weiteren Kreise der Laiengenossen angehörend, Buddha große Dienste leisten und seine besonderen Freunde werden, indem sie sich mildtätig gegen alle Mönche erweisen. So ist ihnen Gelegenheit geboten, ihre besten Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Freilich gelten sie den Mönchen auch dann nur als Bundesgenossen, nicht als gleichberechtigte Bürger im Reiche der Jünger Buddhas. Der Lohn ihres Tuns besteht in nichts anderem als einem Wechsel auf die Zukunft.

In einem letzten Abschnitt seines Buches redet Schreiber von den Frauen von Buddhas Art und kommt darin zu dem Schlußurteil: Es fehlt ihnen am Leben, an Glaube und Liebe. Das Lebensideal des Buddhismus macht alle Kraft erlahmen, läßt alle Keime des Schönen ersterben. Darum kann auch die buddhistische Frau nicht wirklich zum Leben erwachen. Sie kann es schon deshalb nicht, weil sie lernen muß, auf jede göttliche Beihilfe zu verzichten und des großen Gebietes der Religion mit seinen unzähligen Kräften und seinen freundlich warmen Sonnenstrahlen zu entbehren. Sie lebt im höchsten Sinne aber auch deshalb nicht, weil ihr das Gebiet der Liebe und Selbsthingabe verschlossen bleibt, und sie nur Mitleid zu üben gelernt hat.

Wir müssen nach alledem dem Verfasser Recht geben, wenn er am Schluß sagt: „Der Verpflanzung der Lehre Buddhas auf europäischen, in Sonderheit auf germanisch-christlichen Boden steht die Tatsache entgegen, an der schon einmal ein weltgeschichtlicher Einigungsversuch gescheitert ist: Ihr habt einen andren Geist als wir!"

Berlin. W. Scholt.

Theodor Wächter, Reinheitsvorschriften im griechischen Kult. Gießen 1910. Verlag von Alfred Töpelmann. 144 S. Geh. 5 *M*.

Außer dem Artikel Lustratio im Dictionnaire des antiquités gab es nach Wächter bis heute nur eine einzige der Kathartik in der Religion der alten Griechen gewidmete Schrift. Wenn er als diese ein 1681 erschienenes, lateinisch geschriebenes Buch (von Lomeier) nennt, so wird eine neue Bearbeitung der Reinheitsvorschriften im griechischen Kult, wie er sie darbietet, nicht wohl ein überflüssiges Unternehmen heißen können. Einzelmaterialien aber lagen ihm natürlich, wenn auch in der neueren Literatur verstreut, in Menge vor. Nur daß sie eben verstreut

waren. Darin, daß er sie mit viel Fleiß zusammengetragen und wohlgeordnet vor dem Leser ausbreitet, liegt das Verdienstliche seiner Leistung, durch die er dem Religionshistoriker wertvolle Vorarbeit getan. Sichtlich hat der Vers. sich bemüht, analoge Gebräuche in den Religionen anderer Völker beizuziehen. Natürlich, daß dies bei mehr Belesenheit in der religionsgeschichtlichen Literatur in noch viel ausgedehnterer Weise hätte geschehen können. Aber hätte es W. darauf abgesehen, in dieser Richtung mehr zu tun, so wäre er wohl auch noch öfter als so schon der Gefahr erlegen, Informationen ihm zufällig bekannt gewordenen Autoren zu entnehmen, die des ihnen entgegengebrachten Vertrauens wenig würdig waren. Daß er vielfach auf solche verfallen, statt die zuverlässigen Autoritäten zu befragen, liegt aber sicher nur daran, daß der letzteren Bücher in den dem Verfasser zur Verfügung stehenden Bibliotheken annoch überhaupt nicht zu finden waren. H. Haas, Heidelberg.

— **Karl Bauer.** Was ein evangelischer Christ heute wissen muß. 2. Aufl. 159 S. Heidelberg, Evangelischer Verlag. Brosch. 1.50 *M*, gebd. 2 *M*. (Vorzugspreis für Konfirmanden und Christenlehrpflichtige 1 *M*, wenn durch das betr. Pfarramt bestellt.)

Als ich dieses Buch zum ersten Mal zu Gesicht bekam, frug ich erstaunt: Wozu? Gibt es denn der Katechismen und Lehrbücher des christlichen Glaubens nicht allmählich genug und übergenug? Wozu also? Wozu das, was schon hundert Mal formuliert worden ist, noch ein hundert und einstes Mal formulieren? Ist es nicht eine Anmaßung eines Pfarrers, die Formulierung, die sich ihm im Jugendunterricht als praktisch bewährt hat, nun auch anderen aufnötigen zu wollen, und dazu noch unter dem stolzen Titel, den das Buch an der Stirne trägt? Dennoch aber fühle ich mich heute berechtigt, dieses Buch mit gutem Gewissen zu empfehlen. Es ist höchst eigenartig in seiner Anlage: stehen doch die zehn Gebote fast am Schluß des Anhangs! Nach einer Einleitung, in der vor allem der Begriff der Offenbarung gut und klar entwickelt ist, folgt im ersten Hauptteil eine ganz ausgezeichnete Schilderung der Persönlichkeit Jesu und seiner bleibenden Bedeutung. Im zweiten Teil wird sodann Wesen, Geschichte und Wirksamkeit der Kirche dargelegt, wobei insbesondere in einer beigefügten Zeittafel der Kirchengeschichte oft kurze, aber treffende Charakterisierungen der wichtigsten Probleme namentlich unseres modernen Lebens gegeben werden. Der dritte Teil bringt schließlich die Beschreibung des christlichen Lebens und zwar als persönliches wie als Leben in der Gemeinschaft.

Was dem Buch einen besonderen Reiz verleiht, sind die zahlreich beigefügten Aussprüche bedeutender Männer, vor allem unsrer Klassiker, über ihre Stellung zur Religion wie zu den brennenden Fragen der Zeit.

Obwohl das Büchlein zunächst badische Verhältnisse ins Auge faßt, kann es doch auch anderswo mit gutem Erfolg gebraucht werden, und der Verfasser ist jederzeit bereit, die zum Gebrauch in anderen Landeskirchen notwendigen Aenderungen vorzunehmen.

So ist denn zu wünschen, es möchte das Büchlein in den Händen von Lehrenden und Lernenden reichen Segen stiften. Rapp.

D. **Aug. Kind**, Pfarrer an der Neuen Kirche in Berlin: Erlösung und Versöhnung, Gedanken darüber. Heidelberg, Evangelischer Verlag 1910. 26 S. Pr. —.40 *M*.

Der Verfasser, in weiten Kreisen bekannt durch seine Missionsschriften wie durch seine gemütvollen Vorträge „Plaudereien" betitelt, hat sich in der vorliegenden Schrift der nicht ganz leichten Aufgabe unterzogen, die Bedeutung der durch so häufigen Gebrauch abgenützten Begriffe Erlösung und Versöhnung seinen Lesern nahe zu bringen. Es gehört Entsagung dazu, ein solches Thema, das absolut nicht zeitgemäß ist, zu behandeln. K. gebührt Dank, trotzdem seine Gemeinde auf die tiefsten religiösen Fragen hingewiesen zu haben. Die Schrift ist infolge der übersichtlichen Gruppierung bequem zu lesen. 1. Was heißt Erlösung und Versöhnung? 2. Warum gehören Erlösung und Versöhnung zusammen? 3. Können wir aus eigener Kraft Erlösung und Versöhnung erlangen? 4. Hat das Christentum Erlösung und Versöhnung gebracht? 5. Welchen Anteil hat Jesus Christus an der Erlösung und Versöhnung? 6. Welche Bedeutung hat der Tod Christi für die Erlösung und Versöhnung? Wie alle Schriften des Verfassers ist auch diese mild und klar, besonnen und anregend, auch da, wo man nicht zustimmen kann, z. B. in der eschatologischen Frage, sie sei allen empfohlen, die sich über die Bedeutung der hier behandelten Materie Klarheit verschaffen wollen, damit sie auch andern zur Klarheit verhelfen können. Den Ertrag dieser Arbeit, wie den aller seiner Schriften hat K. zum Besten des Allgemeinen Evang.-Protestantischen Missionsvereins, dessen Präsident der Verfasser ist, bestimmt. Torge.

Berichtigung.

Der Vorwurf, den Herr Witte S. 287 der Z. M. R. gegen meine Schrift: „Die Propaganda für asiatische Religionen im Abendland" erhebt, als habe sie den Allg. Ev.-Prot. Missionsverein in ebenso gewissenloser wie irriger Weise kompromittiert, ist durchaus haltlos. 1. Herr Witte hat übersehen oder ignoriert, daß ich S. 9 nur von „dem ursprünglichen Programm des Vereins, wie er es in seinen Anfängen in Ostasien verfolgte", rede. Ich bin sehr wohl darüber unterrichtet, daß der Verein dasselbe längst revidiert hat und sich seine Arbeit seither ganz anders bewährt. Darüber mich zu verbreiten lag kein Grund vor. Ich hatte nur an der ursprünglichen Methode des Vereins und ihrem (NB. nicht seinem!) Schicksal die Methode und das Schicksal des buddhistischen Missionsvereins zu illustrieren. 2. Dies rein formelle Illustrationsverfahren kann nur da mißbilligt werden, wo praktische Rücksichten das wissenschaftliche Interesse an den Dingen nicht aufkommen lassen. Das gleichzeitig von mir angeführte „Hinausstreben beider Vereine über die dogmatische Differenzierung innerhalb der zu verbreitenden Religionen" ist an sich schon Anlaß genug, die religionsgeschichtlich bedeutsame Analogie in den beiden Expansionsversuchen zu konstatieren. 3. Soll die genugsam bekannte Tatsache einer Schwenkung des Vereins in seiner Missionsmethode ausdrücklich belegt werden, so sei auf die Aeußerungen Spinners in dieser Zeitschrift 1889 S. 59 verwiesen (der eine ähnliche des Miss. Schiller vgl. A. M. Z. 1907 S. 113 zur Seite steht.) — er stehe, nachdem er einst eine Aenderung der (bis zur Gründung des Vereins herkömmlichen) Missionsmethode im Prinzip für wünschenswert gehalten habe, nicht an zu bekennen, daß er jetzt die Auffassung gewonnen habe, daß gerade die halieutische Arbeit am Einzelnen und Gemeindegründung und nicht die Wirkung auf die Masse der Ausgangspunkt für eine Mission in Japan sein müsse. So sehr spricht Spinner, den Herr Witte gegen mich ins Feld führt, für mich. 4. Daß die Bevorzugung der gebildeten Bevölkerungs-

schichten ursprünglich im Programm des Vereins lag, sollte ebenfalls nicht angefochten werden. In der Einladung zu seiner Gründung vom 5. März 1883 wird unter seinen Zielen genannt „literarische und persönliche Missionstätigkeit, die ihr Augenmerk vorzugsweise auf die gebildeten Stände Indiens, Japans, Chinas usw. richten und damit der bisherigen Mission ergänzend an die Seite treten würde." (Vgl. dazu weiter Buß, „Die christliche Mission" S. 319). Die Ausschließlichkeit der Einwirkung auf die Allgemeinheit ist allerdings nicht direkt formuliert worden, aber tatsächlich wurden als Mittel für jene literarische und persönliche Missionstätigkeit nur genannt „Förderung des Studiums der außerchristlichen Religionen, Herausgabe von religionsvergleichenden und apologetischen Werken und Zeitschriften, Veranstaltung von Zyklen wissenschaftlicher und religiöser Vorträge in den Zentren der nichtchristlichen Kultur u. dgl. m." Gegen die schlagende Parallele dieses Arbeitsprogramms mit dem des buddhistischen Missionsvereins (vgl. m. Schrift S. 9 ob.) ist nicht aufzukommen. 5. Eine feindselige Gesinnung gegen den A. E.-P. Missionsverein liegt mir völlig fern. Ich ehre vielmehr von jeher seine Mitarbeit in dem Wetteifer der Religionen um die Seele der heutigen Weltkulturgemeinschaft, und hätte ihn sonst nicht in jenen großen Zusammenhängen berücksichtigt. Als Beweis dafür mag meine Erwähnung der Verdienste einiger seiner Vordermänner im Kampf gegen den buddhistischen Missionsverein (S. 12) gelten

Hermann Roemer,
Repetent am ev.-theol. Stift in Tübingen.

Nachschrift der Schriftleitung. Lic. Witte ist auf der Reise nach Ostasien begriffen, kann hier somit nicht das Wort zu dieser Berichtigung nehmen. Wir bemerken Folgendes: Es ist dem Herrn Roemer zuzugeben, daß unser Verein sein ursprüngliches Programm in einzelnen Punkten ergänzt, in andern Punkten den wirklichen Verhältnissen angepaßt hat. In dem Artikel: „Die vertrauliche Vorbesprechung zur Bildung des Allg. ev.-prot. Missionsvereins in Frankfurt a. M." (Protestantenblatt 1910, Nr. 36, S. 931) heißt es: Bei der freien Aussprache trat noch eine gewisse Unklarheit über die Wege, die der neue Missionsverein einzuschlagen habe, zu Tage, aber schon die Debatte führte zu allmählicher Klärung." Wenn der Verein bei seiner Arbeit auf den Missionsgebieten selbst sich zunächst noch etwas unsicher zeigte und einzelne Theorien zu revidieren bereit war, ist das erklärlich. Ob man deshalb von einer „Schwenkung" des Vereins reden darf, das Urteil darüber hängt davon ab, worin man das Wesentliche in den Grundgedanken des Allg. ev.-prot. Missionsvereins sieht. Unser Verein versteift sich nicht auf einzelne von ihm im Anfang angenommenen Leitsätze, glaubt aber doch, seiner Grundrichtung treu geblieben zu sein.

Daß der Verfasser des in Frage stehenden Buches und der Berichtigung unserer Arbeit nicht feindselig, sondern freundlich gegenübersteht, glauben wir ihm gern und nehmen mit Freuden von dieser Erklärung Kenntnis.

Aug. Kind.

Druckfehlerverbesserung.

In dem die Besprechung des Simon'schen Buches enthaltenden Artikel, Heft 11, Seite 348, haben sich einige recht störende Druckfehler eingeschlichen, die hauptsächlichsten seien hier verbessert. S. 348, Z. 6 von unten muß es heißen: „den Missionaren" statt „dem Missionar", S. 349 Z. 20 „braunen" statt „Brahminen", Z. 21 „dem" statt „denen",

Z. 20 von unten „seiner" statt „seine", Z. 16 v. u. „trübt" statt „treibt", Z. 15 v. u. „bedeutet" statt „bedeute", Z. 9 v. u. „kommt" statt „kennt", S. 350 Z. 11 „204 ff." statt „207 ff.", Z. 22 v. u. „die festen Bande" statt „das feste Band", Z. 17 v. u. „die Unsitten" statt „die Unsitte", Z. 10 v. u. „dieses" statt „dieser", S. 351 Z. 8 „mohammedanische" statt „vorhandene", Z. 27 hinter Polytheismus fehlt „und Animismus", Z. 27 das Komma hinter Gott ist zu tilgen.

Mitteilungen.

— Die Jahresversammlung des Schweiz. Landesvereins des Allg. ev.-prot. Missions-Vereins fand in Basel am 13. und 14. November statt. Den Festgottesdienst hielt Herr Pfr. Sutz, Kirchenrat aus Zürich; darauf folgte eine Ansprache von Pfr. Dr. Buß aus Glarus und die durch Pfr. Marbach vollzogene Einsegnung und Abordnung einer Krankenschwester für unser Faberhospital in Tsingtau. Am Abend fand eine Volksversammlung statt, bei der der Rektor der Züricher Universität, Prof. Dr. Arnold Meyer, über „Mission und Kultur" sprach, und Herr Dr. med. Wagner aus Kösen einen Lichtbildervortrag hielt über „Die Notwendigkeit der ärztlichen Mission". Am Montag vormittag fanden die Delegiertenversammlung und die Hauptversammlung statt.

— Missionsinspektor Lic. Witte hat am 19. November eine Informationsreise nach Ostasien angetreten. Am 22. November hat er in Moskau vor Mitgliedern der deutschen Gemeinde einen Vortrag mit Lichtbildern gehalten, der guten Erfolg hatte.

Anzeigen.

— Der Verlag von A. Marcus u. E. Webers in Bonn teilt mit, daß im November dieses Jahres eine billige Ausgabe von

Albrecht Ritschl, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung

erscheint. Die 3 Teile in zwei Bänden gebunden, sollen zum Preise von 14 ℳ abgegeben werden. — Wenn auch die historische und exegetische Forschung unserer Tage vielfach über den Standpunkt Ritschl's hinausgewachsen ist, so sind doch seine theologischen Hauptgedanken und die von ihm geübte Methode der christlichen Glaubenserkenntnis auch in der Gegenwart so wirksam, daß eine Neuausgabe seines Werkes auf allseitiges Interesse rechnen darf. Von dieser billigen Ausgabe können einzelne Bände nicht abgegeben werden.

— Es ist eine neue Volksschrift unseres Vereins erschienen, verfaßt von Herrn Pfr. G. Weber in Zürich, unter dem Titel

Der Wandteppich oder „Wollen die Chinesen Missionare?"

Die interessante und anregende Schrift ist zum Preise von 10 ₰ für das Heft vom Missionsbüro, Berlin S. W., Mittenwalderstr. 42, zu beziehen.

Eingegangene Schriften.

1. Students and the present mimònary crisis.
   Addresses de livered before tho sixth international convention of the student volunteer movement for foreign minions, Rochester New-York, December 29, 1909, to january 2, 1910.
2. „Edinburgh 1910" on account and interpretation of the world missionary conference, by W. H. T. Gairdner.
3. Yeaer book of Livnigstone College 1910.
4. Missionsries and the campain ayainst Malaria by Ronald Ross.

5. Die Gemeinsamkeit der Seligkeitslehren, eine kulturgesch.-bibl. Betrachtung von Prof. Wi. Förster (Berlin).

6. Vorlesungs-Verzeichnis des Hamburgischen Kolonialinstituts und Allg. Vorlesungswesens. Winterhalbjahr 1910—11.

7. Eine neue Nachfolge Jesu oder Moralchristen und Wissenschaftsfreunde, von Julius Baumann, Prof. in Göttingen.

8. A. W. Schreiber, Die Edinburger Weltmissions-Konferenz.

Mitteilung für Missionsfreunde.

Anfang Januar 1911 erscheint im Verlag des „Protestantischen Schriftenvertriebs", Schöneberg b. Berlin

Shinto

Die Volksreligion Japans

von

Emil Schiller

Missionssuperintendent in Tokio

5½ Bogen und 19 Bilder nach Photographien

Preis: fein broschiert ca. 2.— Mk., fein gebunden 3.— Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen*), durch die Post und durch den Verlag.

*) Der Evangelische Verlag, Buchhandlung in Heidelberg nimmt jetzt schon Bestellungen auf dieses Buch entgegen.

Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins.

In Verbindung mit D. **Haas** in Heidelberg und Lic. **Witte** in Berlin

herausgegeben

von

Pfarrer D. **Aug. Kind** in Berlin.

Monatlich erscheint ein Heft.

Jahrgang 1911.

Library of the
YALE DIVINITY SCHOOL
New Haven, Conn.

1911.
Druck und Verlag:
Evangelischer Verlag in Heidelberg
G. m. b. H.

ZP
Z37
v. 26

Day Missions

Inhalts-Verzeichnis 1911.

I. Aufsätze.

A. Missionskunde.

1. Allgemeines.

Die evangelische Mission in Afrika. Von Lic. Dr. Rohrbach. 1, 33
Die evangelische Mission in Afrika. Von Pfr. Nuesch. . . 114
Ein chinesisches Denkmal der christlichen Mission. Von Dr. H. Wernecke. 141
Das Christentum in Ostasien. Von Missionsinspektor Lic. Witte. 195, 225, 303
Geographischer Ueberblick über China. Von D. Wilhelm. 321, 353

2. Berichte aus unsern Missionsfeldern.

Zur allgemeinen Lage in Japan. Von Superintendent D. Schiller. 42, 66
Dr. Wunsch gestorben. Von Pfr. D. Dr. Kind. . . 65
Halbjahrsbericht. Von Pfr. D. Wilhelm. . . . 172
Zur allgemeinen Lage in Japan. Von Superintendent D. Schiller. 267, 294

B. Religionswissenschaft.

Groß ist die Diana der Epheser. Von Pfr. Schmidt-Gleiwitz. 9, 97, 129, 209, 240, 331, 364
Gibt es religionslose Völker? Von Pfr. Devaranne. 50
Abirrungen des religiösen Glaubens. Von Pfr. D. Haas. 73
Die Kultushandlungen der heutigen chinesischen Staatsreligion. Von Pfr. Lic. Schüler. . . . 84
Eine japanische Version des Lebens Buddhas. Von Pfr. D. Haas. 161
Beiträge zur ältesten Geschichte des Buddhismus in Japan. Von Pfr. D. Haas. 257
Die Bedeutung des Wortes „Religion". Von Pfr. D. Haas. 346

II. Andere Missionsgesellschaften und verwandte Bestrebungen.

D. Warneck gestorben. Von Pfr. D. Dr. Kind. . . 18
Aerztliche Mission. Von Pfr. Devaranne. . . 22
Die Kongoliga. Von Pfr. Devaranne. . . . 23
Katholische Missionsmethode von heute. Von Pfr. Devaranne. 26
Afrika, 17. Jahrgang. Von Pfr. Devaranne. . . 52
Dansk Missions Blad 1909. Von Frau Pfr. Kamrath . 53
The Church Missionary Gleaner 1909. Von Frl. Grütter 56
The Church Missionary Society Gazette. Von Frl. Grütter 57
Unsere Heidenmission 1910. Von Sup. Schillbach. . 95
Deutsch-Evangelisch im Auslande, 9. Jahrgang. Von Sup. Schillbach. 95
Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft 1910. Von Sup. Schillbach. 121
Barmer Missionsblatt, 85. Jahrg. Von Sup. Schillbach. 121
80. Jahresbericht der Rheinischen Missionsgesellschaft. Von Sup. Schillbach. 121
Evangelisches Missions-Magazin, 54. Jahrgang. Von Sup. Schillbach. 122
Regierung und Mission. Von Pfr. Devaranne. . . 143
Vorlesungen über Religionswissenschaft und Mission. . . 149
Deutsches Institut für ärztliche Mission. Von Dr. Lechler. 179
The Church Missionary Review 1909-1910. Von Pfr. Harder 181
Proceedings of the Church Missionary Society for Africa and the East 1909-1910. Von Pfr. Harder . . 183
The story of the American Board. Von Pfr. Harder . 183
Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt 1909. Von Pfr. Thomsen. 184
Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt 1910. Von Pfr. Noack. 184
Jahrbuch der nordostdeutschen Missionskonferenz 1911. Von Pfr. Devaranne. 184
Monatsblatt für öffentliche Missionsstunden. Von Pfr. D. Lülmann. 221
Calwer Missionsblatt. Von Pfr. D. Lülmann. . . 221
Mission und Pfarramt. Von Vikar W. Siegmeyer. . 222
Berliner Missionsberichte 1910. Von Vikar W. Siegmeyer. 222

Evang.-luth. Missionsblatt 1910. Von Vikar W. Siegmeyer. 222
Neue Missionsprobleme in Afrika. 250
Frucht der Edinburger Missionskonferenz. 251
Erweiterung der Basler Mission. 285
Sklaverei in Mexiko. 317
Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission. Von Pfr. Stricker. 320
Sonnen-Aufgang. Von Pfr. Stricker. 320
Laienmissionsbewegung in Amerika. Von Miss.-Insp. Lic. Witte. 348
Aus der Arbeit der Berliner Mission. Von Siegmeyer. 377

III. Literatur.

D. Albrecht, Thoma, Jesus und die Apostel. Von Pfr. Schott. 28
Eugen Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum. Von D. Haas. 28
Martin Schlunk, Die norddeutsche Mission in Togo. Von Pfr. Schott. 29
J. Spieth, 50 Jahre Missionsarbeit in Ho. Von Pfr. Schott 29
B. Navarra, China und die Chinesen. Von Pfr. Devaranne. 29
Ignaz Goldziher, Vorlesungen über den Islam. Von Pfr. D. Haas. 31
Sven Hedin, Zu Land nach Indien. Von Pfr. D. Dr. Kind. 58
H. Haas, Amida Buddha unsere Zuflucht. Von Pfr. D. Dr. Kind. 59
Wilhelm Grube, Religion und Kultus der Chinesen. Von Pfr. Devaranne. 61
O. Nachod, Japan. Von Pfr. D. Haas. 62
Emil Schiller, Shinto, die Volksreligion Japans. Von Pfr. D. Haas. 123
D. Gustav Warneck 1834—1910. Von Pfr. D. Dr. Kind. 124
E. Strümpfel, Was jedermann heute von der Mission wissen muß. Von Pfr. Devaranne. 124
Schreiber, Die Edinburger Missions-Konferenz. Von Pfr. Schott. 124
Sieben Vorträge vom Weltkongreß für freies Christentum. Von Pfr. Brackmann. 125

Dr. Paul Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft. Von Geh. Admiralitätsrat Schrameier. 150
Verhandlungen des Deutschen Kolonial-Kongresses 1910. Von Pfr. D. Dr. Kind. 153
Wilhelm Lueken, Die 10 Gebote in Predigten. Von Pfr. D. Dr. Kind. 157
Rudolf Meincke, Leo Tolstoi. Von Pfr. D. Dr. Kind. . 157
Der Sturz Häckels, Eine Abrechnung von Hugo C. Jüngst. Von Pfr. Devaranne. 157
Das Programm der Kirchenpsychologie von Pfr. Lic. Wielandt. Von Pfr. Devaranne. 157
R. Pischel, Leben und Lehre des Buddha. Von Pfr. Devaranne. 252
Archiv für Religionswissenschaft. Von Pfr. Dr. Haas. . 185
Tönjes, Herm. Ovamboland. Von Pfr. Schott. . . 187
Julius Happel, Richard Rothes Lehre von der Kirche. Von Sup. D. Schiller. 188
Spirito Santo, Zinzendorf, der Herold der Weltmission. Von Pfr. Devaranne. 190
100 Jahre im Ringgäßlein 1811—1911. Von Pfr. Devaranne. 191
Josephus Heckenbach, de nudidate sacra sacrisque vinculis. Von Pfr. D. Haas. 191
Die Berliner Jathoversammlung. Von Pfr. Devaranne. 191
Otto Berthold, Die Unverwundbarkeit in Sage und Aberglauben der Griechen. Von Pfr. D. Haas. . . 222
Gerhard Loeschke, Jüdisches und heidnisches im christlichen Kult. Von Pfr. Noack. 232
Emil Schiller, Shinto, die Volksreligion Japans. Von Dekan Lic. Munzinger. 223
Die Kirche im Gericht ihrer Gegner. Von Pfr. Devaranne. 252
Eugen Artho, Et expecto, Roman eines Priesters. Von Pfr. Devaranne. 252
D. Kirmß, Würde das Christentum noch Bestand haben, wenn Jesus nicht gelebt hätte? Von Pfr. Habicht. . . 253
R. Neuhauß, Deutsch Neu-Guinea. Von Pfr. Schott. . 254
D. C. A. Witz-Oberlin, Festrede zum 50. Jubiläum des Erlasses des Protestantenpatents 1861. Von Pfr. Noack. 255

Bürgermeister Erdsiek, Zum Fall Jatho. Von Pfr. Noack. 255
Fr. Manz, Christliches Handbüchlein. 255
J. Grill, Laotses Buch vom höchsten Wesen. Von Pfr. D. Dr. Kind. 285
R. Wilhelm, Laotse, Tao-Te-King, das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Von Pfr. D. Dr. Kind. . . . 285
J. Schneider, Kirchliches Jahrbuch. Von Miss.-Insp. Lic. Witte. 319
A. Groth, Unfertige Gedanken. Von Pfr. Flügge. . 319
R. Wünsch, Archiv für Religionswissenschaft. Von Pfr. D. Haas. 350
H. Witte, Die Wunderwelt des Ostens, Reisebriefe aus Ostasien. Von Pfr. Marbach. 351
Dr. med. R. Fisch, Nord-Togo und seine westliche Nachbarschaft. Von Witte. 381
E. Oehler-Heimerdinger, Ich harre aus. Von Witte. . 381
E. Oehler-Heimerdinger, Im finstern Tal. Von Witte. 381
Marie Luise Bartz, Nun singet und seid froh. Von Witte. 382
Unter den Mongolen. Von Witte. 382
H. Witte, Hilfe für die Not der Kranken in China. Von Marbach. 382
W. Lutschewitz, Frauenelend und Frauenhilfe in China. Von W. Schott. 382
P. Gröschel, Zehn Jahre christlicher Kulturarbeit in Deutsch-Ostafrika von Vanselow. 383
A. Deißmann, Paulus. Von Witte. 384

IV. Aus dem Vereinsleben.

Dankschreiben der japanischen Christen. 19
Dankschreiben der evang. Gemeinden in Tokio und Yokohama. 21
Programm der 27. Jahresversammlung des Allg. Evang.-Prot. Missions-Vereins in Bern. 193
Die 27. Jahresversammlung des Allg. Evang.-Prot. Missions-Vereins in Bern. Von Pfr. Habicht. . . . 276
Eröffnungsansprache, gehalten bei der öffentlichen Generalversammlung des Allg. Ev.-Prot. Missions-Vereins in Bern. Von Pfr. D. Dr. Kind. 290
Begrüßungsansprache des Prof. Steck bei der Generalversammlung des Allg. Evang.-Prot. Missions-Vereins in Bern. 312

V. Nachrichten aus Ostasien.

Der See bei Kaumi. Von Pfr. Lic. Schüler. . . 14
25 Jahre deutscher Mission in Japan. Von Pfr. E. Schroeder. 47
Missions-Jubelfest in Tokio. Von Pfr. E. Schroeder. 48
Faberkrankenhaus. Von Pfr. Devaranne. . . 49
Festpredigt von Pfr. Schroeder. 88
Entlassung der Abiturienten aus dem deutsch-chinesischen Seminar. 94
Ein interessanter Aufsatz eines japanischen Studenten. Von Miss.-Insp. Lic. Witte. 117
Der Tod zweier Veteranen. Von Pfr. Lehmpfuhl. . 119
Religionsmengerei in Japan. Von Pfr. Devaranne. 146
Allasiatische Gesellschaft. 218
Drei Missionsjubiläen. 219
Moderne chinesische Aerzte. 247
Ende des Opiumhandels. 249
Lafcadio Hearn, im Urteil der Nachwelt. 249
Japans Religionslosigkeit. 250
Behandlung japanischer Fabrikarbeiterinnen. . . . 283
Amerikanisch-chinesische Medizinschule in Schanghai. . 284
Europäer und Chinesen. 284
Statistisches aus der protestantischen Missionsarbeit in Japan während der letzten 50 Jahre. 311
Der Einfluß der Bibel in Japan. 313
Der christliche Verein junger Männer in Schanghai. . 314
Die chinesischen Christen in Tschifu und das Opium. . . 315
Das Urteil eines Japaners über Japan. 371
Wohlfahrtspflege in Japan. 373
Deutsche Kongo-Liga. 375
Selbständigkeitsbewegung der Eingeborenen Afrikas. . 376
Religionskonflikt in Japan. 376

VI. Vermischtes.

Mitteilungen. 32, 63, 64, 96, 158, 159, 192, 224, 256, 288, 352
Eingegangene Schriften. 96, 128, 160
Berichtigung. 288
Auf Vorposten. 289
Erklärung. Von Miss.-Insp. Lic. Witte. 318

Die evangelische Mission in Afrika*).

Von Lic. Dr. Paul Rohrbach.

Wenn wir in den folgenden Ausführungen den Versuch machen wollen, zu einigen Grundsätzen über evangelische Missionstätigkeit auf dem Boden Afrikas zu gelangen, so muß dabei von vornherein die Begrenzung vorgenommen werden: auf afrikanischem Boden an der afrikanischen Rasse.

Unter afrikanischer Rasse verstehen wir in diesem Sinne die Neger. Das Gebiet der Negerstämme beginnt im großen und ganzen unmittelbar im Süden der Sahara und nimmt von dieser Grenzlinie an den ganzen Kontinent bis nahe an seine Südspitze ein. Nicht zu den Negerstämmen im engeren Sinne gehörig sind die hamitischen Völker Nord-Ost-Afrikas, unter denen die allerdings stark mit semitischen Elementen gemischten Abessinier sogar nominell zum Christentume gehören. Von den Hottentotten und Buschleuten Süd-Afrikas und von den Zwergvölkern im Innern der großen Waldregionen von Aequatorial-Afrika kann hier praktisch abgesehen werden, weil ihre Zahl außerordentlich gering ist. Nordafrika gehört kulturgeschichtlich und ethnographisch nicht zu dem Afrika, mit dem wir uns beschäftigen wollen; es ist ein Bestandteil des Mittelmeer-Länderkreises. Heute wird es in religiöser Beziehung vom Islam beherrscht, und der Islam hat auch schon seit vielen Jahrhunderten Fortschritte nach Inner-Afrika, in die wirklichen Negerstämme hinein, gemacht. Der Sudan, das weite Gebiet zwischen dem Kap Verde im Westen und dem abessinischen Hochland im Osten, ist echtes rechtes Negerland, aber er ist zum großen Teil mohammedanisch, und der Islam ist noch heutigen Tages im ununterbrochenen weiteren Vordringen begriffen. Von den deutschen Kolonien sind im Westen Togo und Kamerun stark von ihm beeinflußt. Die beiden kulturell vorgeschrittensten Völker West-Afrikas, die Haussa-Neger und die hamitischen Fulahs, sind Mohammedaner. Auch in Ost-Afrika macht der Islam von der arabisch beeinflußten Küste her stete Fortschritte. Die Suahelis in Sansibar und Deutsch-Ost-Afrika sind äußerlich Mohammedaner. Wollte man also die Fragen in religiöser und missionarischer Beziehung, die innerhalb der afrikanischen Negerländer vorliegen, erschöpfend behandeln, so müßte man auch die Bedeutung des Islam für die Neger und das Verhältnis zwischen der mohammedanischen und der christlichen Mission hineinziehen. Das aber ist ein so umfassendes Gebiet, daß es eine besondere Behandlung für sich allein erfordern würde. Wir können daher diesen ganzen Zusammenhang nur flüchtig streifen und beschränken uns im folgenden auf die Frage und auf das Thema:

---

*) Manche Ausführungen von Dr. Rohrbach in diesem Artikel werden im Leserkreise Widerspruch hervorrufen. Für sachliche Entgegnungen steht die Z. M. R. gern zur Verfügung. Die Schriftleitung.